Anja Stehfest

Die Briefe Christiana von Goethes

Studia Linguistica Germanica

Herausgegeben von
Christa Dürscheid, Andreas Gardt
und Oskar Reichmann

Band 142

Anja Stehfest

Die Briefe Christiana von Goethes

Studien zur Sprach- und Kulturgeschichte um 1800

DE GRUYTER

Studia Linguistica Germanica
Begründet von Ludwig Erich Schmitt und Stefan Sonderegger

Die freie Verfügbarkeit der E-Book-Ausgabe dieser Publikation wurde durch 39 wissenschaftliche Bibliotheken und Initiativen ermöglicht, die die Open-Access-Transformation in der Germanistischen Linguistik fördern.

Zugl. Dissertation, Friedrich-Schiller-Universität Jena, 2022

ISBN 978-3-11-134206-1
e-ISBN (PDF) 978-3-11-134229-0
e-ISBN (EPUB) 978-3-11-134234-4
ISSN 1861-5651
DOI https://doi.org/10.1515/9783111342290



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung - Nicht-kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0 International Lizenz. Weitere Informationen finden Sie unter https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/.

Die Creative Commons-Lizenzbedingungen für die Weiterverwendung gelten nicht für Inhalte (wie Grafiken, Abbildungen, Fotos, Auszüge usw.), die nicht im Original der Open-Access-Publikation enthalten sind. Es kann eine weitere Genehmigung des Rechteinhabers erforderlich sein. Die Verpflichtung zur Recherche und Genehmigung liegt allein bei der Partei, die das Material weiterverwendet.

Library of Congress Control Number: 2024940409

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

© 2024 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston
Dieses Buch ist als Open-Access-Publikation verfügbar über www.degruyter.com.

Satz: Integra Software Services Pvt. Ltd.
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.degruyter.com

Open-Access-Transformation in der Linguistik

Open Access für exzellente Publikationen aus der Germanistischen Linguistik: Dank der Unterstützung von 39 wissenschaftlichen Bibliotheken und Initiativen können 2024 insgesamt neun sprachwissenschaftliche Neuerscheinungen transformiert und unmittelbar im Open Access veröffentlicht werden, ohne dass für Autorinnen und Autoren Publikationskosten entstehen.

Folgende Einrichtungen und Initiativen haben durch ihren Beitrag die Open-Access-Veröffentlichung dieses Titels ermöglicht:

Universitätsbibliothek Augsburg
Freie Universität zu Berlin
Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz
Technische Universität Berlin / Universitätsbibliothek
Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin
Universität Bern
Universitätsbibliothek Bielefeld
Universitätsbibliothek Bochum
Universitäts- und Landesbibliothek Bonn
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt
Technische Universität Dortmund
Universitätsbibliothek Duisburg-Essen
Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
Universitätsbibliothek Eichstätt-Ingolstadt
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a. M.
Universitätsbibliothek Gießen
Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Fernuniversität Hagen, Universitätsbibliothek
Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek – Niedersächsische Landesbibliothek, Hannover
Technische Informationsbibliothek (TIB) Hannover
Universitätsbibliothek Hildesheim
Rheinland-Pfälzische Technische Universität Kaiserslautern-Landau
Universitätsbibliothek Kassel – Landesbibliothek und Murhardsche Bibliothek der Stadt Kassel
Universitäts- und Stadtbibliothek Köln
Université de Lausanne
Bibliothek des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache, Mannheim
Universitätsbibliothek Marburg
Universitätsbibliothek der Ludwig-Maximilians-Universität München
Universitäts- und Landesbibliothek Münster
Bibliotheks- und Informationssystem (BIS) der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
Universitätsbibliothek Osnabrück
Universität Potsdam
Universitätsbibliothek Trier
Universitätsbibliothek Vechta
Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel
Universitätsbibliothek Wuppertal
ZHAW Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften, Hochschulbibliothek
Zentralbibliothek Zürich

Für meine Familie

Vorwort

„[M]it deiner arbeit ist es schön waß du ein mahl gemacht Hast bleib Ewig [...].“ Mit ihrer eigenen Arbeit in Haus und Garten machte Christiana Vulpius zuweilen andere Erfahrungen, wie sie in einem Brief an Johann Wolfgang von Goethe im Mai 1798 niedergeschlagen schilderte: Über Nacht hatten gefräßige Schnecken ihre mühevolle Gartenarbeit zunichte gemacht und kaum etwas von ihren Pflanzen übriggelassen. Anschließend fuhr sie aber in gewohnt grundoptimistischer Manier fort: „ich vill es vieder machen man hat Ja nichts ohnne mühe es soll mir mein guden Homor nicht verderben.“

Ähnliche Gedanken mögen Christiana von Goethe bei so mancher Niederschrift eines Briefes durch den Kopf gegangen sein, wenn ihr das Schreiben mit Feder und Tinte nicht so recht von der Hand gehen wollte. Es hätte diese „Schreiberin wider Willen“ zweifellos überrascht, dass keineswegs nur die Werke ihres späteren Ehemannes, sondern auch ihre eigenen Briefe die Zeiten sehr wohl überdauern und einmal einer wissenschaftlichen Qualifikationsschrift als Grundlage dienen würden. Diese Briefe sind nicht nur ein höchst bemerkenswertes Zeugnis der Alltagssprache um 1800. Sie werfen zugleich ein helles Licht auf ganz persönliche Lebensumstände und Emotionen jenes familiären Zweier- oder (mit dem Sohn August) Dreiergespanns und lassen dadurch auch den Weimarer „Dichterfürsten“ nahbarer erscheinen. Sich mit diesen Briefen auseinanderzusetzen, war großer Mühen wert!

Die vorliegende Arbeit wurde im Wintersemester 2021/22 von der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Schiller-Universität Jena als Dissertation angenommen. Für die Drucklegung wurde sie geringfügig überarbeitet; nach 2021 publizierte Forschungsliteratur konnte dabei nur noch punktuell berücksichtigt werden.

Zunächst gilt mein herzlicher Dank Prof. Dr. Eckhard Meineke, der mich nach meiner Examensarbeit zu einer Promotion ermuntert und diese anschließend begleitet und betreut hat. Ebenso danke ich Prof. Dr. Gisela Mettele für den fachlichen Austausch, ihre Unterstützung und die Übernahme des Zweitgutachtens. Wichtige Anregungen und Impulse für meine Arbeit erhielt ich von Prof. Dr. Anja Lobenstein-Reichmann, die nicht nur stets ein offenes Ohr für meine Fragen hatte, sondern dankenswerterweise auch das Drittgutachten übernahm.

Ohne die nötige finanzielle Basis wäre meine Dissertation nicht zustande gekommen. Diese verdanke ich neben einem zweimonatigem Graduiertenstipendium der Klassik Stiftung Weimar und einem Landesgraduiertenstipendium des Freistaates Thüringen vor allem einem Promotionsstipendium der Studienstiftung des deutschen Volkes. Die Fertigstellung der Arbeit wurde nicht zuletzt durch eine Qualifikationsstelle bei der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig und die dort eingeräumten Freiräume ermöglicht.

Open Access. © 2024 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. BY-NC-ND Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung - Nicht-kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111342290-202

Für die Aufnahme in die Reihe *Studia Linguistica Germanica* gilt mein herzlicher Dank Prof. Dr. Christa Dürscheid, Prof. Dr. Andreas Gardt und Prof. Dr. Oskar Reichmann. Die Begleitung der Drucklegung insbesondere durch Dr. Svetoslava Antonova Baumann und Albina Töws war sehr wertvoll und hilfreich. Durch die großzügige Unterstützung über das Programm „Open- Access-Transformation in der Linguistik“ wurde die Publikation dieser Arbeit ermöglicht.

Die Beschäftigung mit den Briefen und der Person Christiana von Goethes führte mich in verschiedene Archive, wo ich stets freundliche und kompetente Unterstützung erfuhr. Über viele Monate hinweg war das Goethe- und Schiller-Archiv Weimar mein Arbeitsort, deren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter später zu meinen Kolleginnen und Kollegen werden sollten. Ihnen allen ist für ihr Interesse an meiner Arbeit und so manches motivierende Wort zu danken. Ganz besonders hervorheben möchte ich Dr. Jutta Eckle und Dr. Yvonne Pietsch, die sich trotz voller Schreibtische bereit erklärt haben, die Arbeit kurz vor der Abgabe Korrektur zu lesen, sowie Dr. Elke Richter für ihren Rückhalt und ihre Ermutigung. Für ihre stete Gesprächsbereitschaft und Unterstützung bei unterschiedlichen Fragen und Anliegen danke ich u. a. Dr. Johannes Barth, Dr. Héctor Canal Pardo, Dr. Christian Hain, Dr. Silke Henke, Sabine Schäfer und Dr. Bettina Zschiedrich. Nicht zu vergessen sind die Kolleginnen und Kollegen aus der Abteilung Medienbearbeitung und -benutzung, die mir nicht nur im (Medien-)Lesesaal mit Rat und Tat zur Seite standen, sondern mir auch rasch und zuverlässig Reproduktionen der Handschriften zur Verfügung stellten.

Dr. Jens Riederer, dem Leiter des Stadtarchivs Weimar, möchte ich dafür danken, dass er seine stadtgeschichtliche Expertise mit mir teilte und mich u. a. bei der Ermittlung des persönlichen Wohnumfeldes der Familie Vulpius unterstützte. Weiteren Dank möchte ich an die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Freien Deutschen Hochstifts Frankfurt/Main, des Goethe-Museums Düsseldorf, der Bibliothèque nationale et universitaire de Strasbourg sowie des Landesarchivs Thüringen – Hauptstaatsarchiv Weimar richten.

Einen unschätzbar großen Anteil am Zustandekommen und Gelingen dieser Arbeit haben nicht zuletzt meine Freunde und meine Familie, die mir über Jahre hinweg wichtigen Rückhalt geboten haben. Die größte Stütze war und ist mein Ehemann Robert, der mich von Beginn an in meinem Vorhaben bestärkt hat. Ohne die tatkräftige Unterstützung meiner Eltern in so vielen Lebensbereichen und die Geduld meiner Tochter Paulina Sophia wäre diese Arbeit wohl nicht zum Abschluss gekommen. Ganz wichtige Wegbegleiterinnen, die ich schon seit vielen Jahren an meiner Seite weiß, sind Maria, Doreen und Barbara, welche mir nicht zuletzt mit dem Lektorat dieser Arbeit einen großen Freundschaftsdienst erwiesen hat. Euch allen möchte ich ganz herzlich danken!

Jena, im Juni 2024 Anja Stehfest

Inhaltsverzeichnis

Vorwort —— IX

1 Die Briefe Christiana von Goethes als sprach- und kulturgeschichtliche Quellen – Einleitung —— 1

2 Soziobiographische Hintergründe —— 8
2.1 Die Herkunft von Christiana Vulpius —— **8**
2.1.1 Vorbetrachtungen —— **8**
2.1.2 Die Vorfahren —— **15**
2.1.3 Die Wahl der Taufpaten —— **25**
2.1.4 Sozialräumliches Umfeld —— **41**
2.2 Exkurs: Die erste Begegnung mit Johann Wolfgang von Goethe —— **46**
2.3 Der Bildungsweg und die Bildungsmöglichkeiten der Christiana Vulpius: ein Rekonstruktionsversuch —— **51**
2.3.1 Schul- und Bildungswesen in Weimar —— **52**
2.3.2 Bildung und Erziehung im familiären Kontext —— **60**
2.3.3 Tätigkeit in der Blumenmanufaktur der Bertuchs —— **75**
2.3.4 Exkurs: Christiana Vulpius und die Fürstliche Freye Zeichenschule – Eine Spurensuche —— **81**
2.4 Die Familie Vulpius zwischen bildungsbürgerlichem Anspruch und prekären Lebensverhältnissen —— **84**

3 Christiana von Goethe als Briefschreiberin —— 92
3.1 „Du weist ich schribe nicht gerne“ – Christiana von Goethes Selbstverständnis und Selbstwahrnehmung als Briefschreiberin —— **95**
3.2 Verortung in Diskurstraditionen weiblicher Briefkommunikation —— **104**
3.3 Verortung innerhalb der (weiblichen) Trägerschichten der Briefkultur —— **110**
3.4 „heude biegeln mir und die Stähle glieen da kann ich dir nicht mehr Schreiben“ – Schreibbedingungen von Frauen am Beispiel Christiana von Goethes —— **125**
3.4.1 Christiana von Goethe als mitwirkende Leiterin des Hauswesens —— **126**
3.4.2 Schreibkontexte, Schreiborte: Einflussfaktoren auf den Schreibprozess —— **134**

3.4.2.1 Schreiben im Kontext häuslich-familiärer Verrichtungen — **134**
3.4.2.2 Posttage und Botenabgänge als schreibstrukturierender Faktor — **137**
3.4.2.3 Abendliches Schreiben — **140**
3.4.2.4 Schreiborte im Haus am Frauenplan — **141**
3.4.3 Exkurs: Christiana von Goethe als „Schreibschülerin" – Johann Wolfgang von Goethes Rolle — **143**
3.5 Die schriftlichen Zeugnisse Christiana von Goethes — **147**
3.5.1 Briefe an den Familien- und Freundeskreis — **147**
3.5.2 Der Briefwechsel mit Johann Wolfgang von Goethe — **148**
3.5.2.1 Überlieferung — **148**
3.5.2.2 Editionslage — **152**
3.5.3 Briefe an Nicolaus Meyer — **155**
3.5.4 Formale Gestaltung der Briefe: Datum, Anrede- und Grußformel — **161**
3.5.5 Schreibpraxis im Wandel: eigenhändige und diktierte Briefe in der Ehekorrespondenz — **167**

4 Empirische Untersuchung der Briefe Christiana von Goethes — 174
4.1 Das Untersuchungskorpus — **174**
4.1.1 Korpusaufbau — **174**
4.1.1.1 Primärkorpus — **174**
4.1.1.2 Sekundärkorpora — **178**
4.1.1.3 Vergleichskorpora – ein Desiderat — **178**
4.1.1.4 Korpusaufbereitung und -analyse: Schwierigkeiten und Herausforderungen — **180**
4.1.2 Chirographische und graphetische Charakteristika und daraus folgende Implikationen für die Textkonstitution — **182**
4.1.2.1 Schreibung von Majuskeln — **185**
4.1.2.2 Kontamination am Beispiel der Graphe <e>, <n> und <m> — **188**
4.1.2.3 Abgrenzungsprobleme bei *g*, *ch* und *j* durch reduzierte Schreibweisen — **191**
4.1.2.4 Universale Verwendung des Graphs *v* für die Grapheme <v> und <w> — **192**
4.1.2.5 Langes *s*, rundes *s* und *ß* — **193**
4.1.2.6 Ligaturen und reduzierte Schreibweisen — **194**
4.1.2.7 Implikationen für die Textkonstitution und die auswertende Analyse — **196**
4.2 Theoretischer Rahmen: Zwischen Norm und Varianz — **197**

4.2.1 (Konzeptionelle) Mündlichkeit/Schriftlichkeit: Sprache der Nähe und Sprache der Distanz — **197**
4.2.2 Orthographie und Graphematik: Sprachnormierung und Sprachpraxis um 1800 — **208**
4.2.3 Das Diskriminierungspotential von Sprache — **220**
4.3 Ausgewählte Charakteristika der Briefe — **226**
4.3.1 Graphemische Schreibvariation — **229**
4.3.1.1 *-ieren/-iren* — **229**
4.3.1.2 *ey/ei* — **231**
4.3.1.3 *th/t* bzw. *dh/d* — **232**
4.3.1.4 *tz/z* — **234**
4.3.1.5 Phonem-Graphem-Relation — **235**
4.3.2 Phonetisch und morphologisch begründete Schreibvariation — **240**
4.3.2.1 Dialektale Interferenzen: Vokalschreibungen — **240**
4.3.2.1.1 Entrundung und Rundung: *ö/e* und *ü/i* — **240**
4.3.2.1.2 Diphthonge: <ei>, <au> — **246**
4.3.2.1.3 Vokaldehnung und -kürzung — **255**
4.3.2.2 Dialektale Interferenzen: Konsonantenschreibungen — **259**
4.3.2.2.1 Die Plosive — **259**
4.3.2.2.2 Spirantisierung von [g]: <g> vs. <ch> — **270**
4.3.2.3 Apokope: (Nicht-)Realisierung finaler Dentale und Liquide in <nicht>, <ist> und <mal> — **272**
4.3.2.4 Synkope und Assimilation — **274**
4.3.2.5 Vereinfachung von Konsonantenclustern — **275**
4.3.2.6 Buchstabenpermutationen, -auslassungen, -hinzufügungen — **277**
4.3.2.7 Wortgrenzen — **282**
4.3.2.8 Diminutivgebrauch: *-gen, -chen, -lein* — **286**
4.3.3 Syntax und Morphosyntax — **292**
4.3.3.1 Beobachtungen zur Satzkomplexität — **292**
4.3.3.2 Interpunktion — **304**
4.3.3.3 Vergleiche: *als* oder *wie* — **306**
4.3.3.4 Kasusschwankungen am Beispiel der Genitivpräposition *wegen* — **312**
4.3.3.5 Präpositionen: *vor* vs. *für* — **320**
4.3.3.6 Polynegation — **323**
4.3.4 Lexikalische Besonderheiten — **327**
4.3.4.1 Fremd- und Lehnwörter — **327**
4.3.4.2 Regionalsprachlicher und dialektaler Wortschatz — **349**
4.3.5 Zwischenfazit — **355**
4.4 Beobachtungen zur Beziehungssprache — **360**

4.4.1 Sprache und Beziehung: Eine Standortbestimmung — **360**
4.4.2 Beziehungssprechen im Briefwechsel Christiana und Johann Wolfgang von Goethes: Chancen und Herausforderungen — **365**
4.4.3 Nominale Anrede, Koseformen und Selbstbezeichnungen — **370**
4.4.3.1 Direkte Anredeformen — **376**
4.4.3.2 Indirekte Anredeformen — **386**
4.4.3.3 Selbstbezeichnungen — **388**
4.4.3.4 Weitere Besonderheiten — **392**
4.4.4 Pronominale Anrede — **400**
4.4.4.1 Die Situation um 1800: fünffache Anrede — **400**
4.4.4.2 Pronominale Anrede im Briefwechsel Christiana und Johann Wolfgang von Goethes — **405**
4.4.4.3 Beziehungssprachliche Hintergründe der *Sie*-Anrede — **410**
4.4.4.4 Die *Sie*-Anrede in Grußformeln — **414**
4.4.4.5 Die *Sie*-Anrede in Nachschriften — **416**
4.4.4.6 Personaldeixis in Rede- und Gesprächswiedergabe — **417**
4.4.4.7 Zweifelsfälle aufgrund uneindeutiger Referenz — **418**
4.4.4.8 Zusammenfassende Deutung: Intention vs. Kompetenz — **419**
4.4.5 Beziehungslexik — **427**
4.4.6 Sprachliche Bewältigung emotional schwieriger Themen — **435**
4.4.6.1 Trennung in Kriegszeiten — **435**
4.4.6.2 Schwangerschaften und Kindsverluste — **440**
4.4.6.3 Unpässlichkeiten und Krankheit — **445**
4.4.7 Weitere Charakteristika der Beziehungssprache — **456**
4.4.7.1 Temporalität in den Briefen Christiana von Goethes — **456**
4.4.7.2 Direktive Sprechakte: Die Äußerung von Bitten, Wünschen und Aufforderungen — **458**
4.4.7.3 Betrachtung der Beziehungssprache unter Berücksichtigung der Konversationsmaximen von Grice und des Kommunikationsmodells von Jakobson — **463**

5 Zusammenfassung und Ausblick — 472

6 Quellen- und Literaturverzeichnis — 483
6.1 Quellen und Literatur — **483**
6.2 Ungedruckte Quellen — **513**
6.3 Digitale Ressourcen und Tools — **514**

Siglenverzeichnis —— 515

Abkürzungsverzeichnis —— 517

Tabellenverzeichnis —— 519

Abbildungsverzeichnis —— 521

Anhang —— 523

1 Die Briefe Christiana von Goethes als sprach- und kulturgeschichtliche Quellen – Einleitung

> Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann. [...] Was uns freut oder schmerzt, drückt oder beschäftigt, lös't sich von dem Herzen los, und als dauernde Spuren eines Daseins, eines Zustandes sind solche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorschwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam. (Johann Wolfgang von Goethe: Winckelmann)[1]

Johanna Christiana Sophia von Goethe – besser bekannt als Christiane Vulpius – gehört zu den bis heute populären Frauenpersönlichkeiten der Zeit um 1800.[2] Ihre ungewöhnliche und als ungleich wahrgenommene, über 18 Jahre hinweg zunächst unehelich geführte Liebesbeziehung zu Johann Wolfgang von Goethe erregte die Gemüter der Zeitgenossinnen und Zeitgenossen sowie der Nachwelt gleichermaßen.[3] Mehrere Biographien, darunter auch die bedeutendste von Sigrid Damm aus dem Jahr 1998, wurden ihr gewidmet.[4] Das Interesse an der Person Christiana von Goethes und an ihrem Lebensweg ist bis heute ungebrochen und scheint in den letzten Jahren eher noch aufzuleben.[5] Grundlage aller Betrachtun-

1 Johann Wolfgang von Goethe: Winckelmann. In: WA I, 46, S. 11 f.

2 Vgl. zur Namenform Stehfest, Anja / Aehnlich, Barbara: Sozio- und pragmaonomastische Implikationen der Benennungspraxis am Beispiel der Christiana von Goethe. In: Namenkundliche Informationen 107/108 (2017), S. 369–396.

3 Vgl. auch die einleitenden Worte im Katalog zur Kabinettausstellung zu Christiana von Goethe im Kirms-Krackow-Haus von 2016: Höhnl, Dieter: Christiana von Goethe. Zum 200. Todestag. Hrsg. vom Freundeskreis des Goethe-Nationalmuseums e. V. und dem Stadtmuseum Weimar. Konzeption und Auswahl der Texte: Dieter Höhnl. Weimar 2016, S. 2–5.

4 Die vier wichtigsten und ausführlichsten Werke mit biographischem Schwerpunkt für einen breiten Leserkreis sind in umgekehrt chronologischer Reihenfolge: Damm, Sigrid: Christiane und Goethe. Eine Recherche. Frankfurt a. M. 1998; Kleßmann, Eckart: Christiane. Goethes Geliebte und Gefährtin. Zürich 1992; Parth, Wolfgang W.: Goethes Christiane. Ein Lebensbild. München 1980; Vulpius, Wolfgang: Christiane. Lebenskunst und Menschlichkeit in Goethes Ehe. Weimar 1965.

5 Hiervon zeugt nicht nur das jüngste biographische Werk von Annette Seemann, das Christiana von Goethe gewidmet ist (vgl. dies.: Christiane von Goethe. Dichtung und Wahrheit. Hrsg. v. der Historische Kuranlagen und Goethe-Theater Bad Lauchstädt GmbH. Halle a. d. Saale 2018), sondern auch literarische Bearbeitungen wie der Roman von Beate Rygiert: Frau von Goethe. Er ist der größte Dichter seiner Zeit, doch erst ihre Liebe kann ihn retten (2021 erschienen) oder Klaus Tudykas: Du bist mein einziger Gedanke. Christiane und Wolfgang (2001 erschienen) sowie Briefantologien, darunter die jüngste: Leben Sie recht lieb. In Eile. Briefe von Goethes Geliebter und Ehefrau. Hrsg. von Katharina Maier, Wiesbaden 2016 oder die zeitgleich mit Sigrid Damms biographischer Bearbeitung erschienene Briefauswahl: Behalte mich ja lieb! Christianes und Goethes Ehebriefe. Auswahl und Nachwort von Sigrid Damm. Frankfurt a. M. / Leipzig 1998.

Open Access. © 2024 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. BY-NC-ND Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung - Nicht-kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111342290-001

gen sind dabei die rund 600 überlieferten Briefe, die Christiana und Johann Wolfgang von Goethe über einen Zeitraum von mehr als 24 Jahren austauschten. Sie wurden erstmals 1916 von Hans Gerhard Gräf ediert und damit der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.[6]

In der Folge lag ein Schwerpunkt der Betrachtung des Briefwechsels auf dem Leben des deutschen Nationaldichters. Die Korrespondenz wurde und wird zumeist, wie es die Literaturwissenschaftlerin Susanne Mittag anlässlich des 200. Todestages Christiana von Goethes formulierte, gesehen als

> das anrührende Dokument einer Liebesbeziehung und Lebensgemeinschaft, die über die Jahre hinweg Veränderungen unterworfen ist und unterschiedliche Phasen der Verliebtheit, der Intimität und Zärtlichkeit wie auch der Gewohnheit, der Distanz, der leisen Entfremdung durchläuft, wobei doch immer wieder eine selbstverständliche Verbundenheit und wechselseitige Verantwortung bestehen bleibt.[7]

Diese Facette des Briefwechsels, die einen Einblick in das alltägliche Leben von Christiana und Johann Wolfgang von Goethe gewährt, bleibt unbestritten eine der interessantesten. Darüber hinaus gibt es einen anderen (Forschungs-)Aspekt, der bislang weitestgehend unbeachtet blieb oder nur gelegentlich angerissen wurde: die Sprache in den Briefen Christiana von Goethes.[8] Aufgrund ihrer exponierten

---

6 Goethes Briefwechsel mit seiner Frau, 2 Bde. Hrsg. von Hans Gerhard Gräf. Frankfurt a. M. 1916 (nachfolgend GC I und GC II).

7 Mittag, Susanne: „Lebe nun wohl und gedenke mein". Zu Christiane von Goethes 200. Todestag. In: Kultur Report (2016), Heft 3, S. 10–12, hier S. 11.

8 Auf graphematischer Ebene wertete Anja Voeste einen Brief von Christiana Vulpius aus (vgl. dies.: A mensa et thoro. On the Tense Relationship between Literacy and the Spoken Word in Early Modern Times. In: Russi, Cinzia [Hrsg.]: Current Trends in Historical Linguistics [Open access historical linguistics]. Warsaw / Berlin 2016, S. 237–261, insb. S. 252–257). Hans Glinz untersuchte syntaktische Strukturen eines Vulpius-Briefes (vgl. ders.: Zur Beurteilung des Satzbaus in deutschen Texten aus verschiedener Zeit. In: Nerius, Dieter [Hrsg.]: Entwicklungstendenzen der deutschen Sprache seit dem 18. Jahrhundert. Arbeitstagung der Bilateralen Germanistenkommission DDR-UdSSR und der Sektion Sprach- und Literaturwissenschaft der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock aus Anlaß des 125jährigen Bestehens der Germanistik an der Universität Rostock [Linguistische Studien. Reihe A, 111]. Berlin 1983, S. 135–157) und Ingo Reiffenstein befragte zwei Vulpius-Briefe neben den Briefen Anna Maria Mozarts und Catharina Elisabeth Goethes auf spezifische Merkmale des Schreibens von Frauen, mit einem Schwerpunkt auf Reflexen der gesprochenen Sprache in diesen Briefen (vgl. ders.: Frauenbriefe des 18. Jahrhunderts als sprachgeschichtliche Quellen. In: Barz, Irmhild / Lerchner, Gotthard [Hrsg.]: Sprachgeschichte als Textsortengeschichte. Festschrift zum 65. Geburtstag von Gotthard Lerchner. Frankfurt a. M./New York 2000, S. 281–296, insb. S. 290–293). – Die Verfasserin beschäftigte sich bereits in ihrer Examensarbeit mit den Briefen von Christiana Vulpius, die als Vorstudie und Vorstufe zu der vorliegenden Arbeit anzusehen ist und dieser teilweise zugrunde liegt (vgl. Stehfest, Anja: „... behalte mich lieb und schribe mir maich mahl ein freuliches vort" – Bildung und Sprache der Christiane Vulpius. Jena 2012 [wissenschaftliche Haus-

Position als Partnerin Goethes war ihre (Brief-)Sprache nicht selten pauschalen Urteilen ausgesetzt, die sich meist auf die Rechtschreibung in ihren Briefen bezogen. So ist z. B. in Gero von Wilperts *Goethe-Lexikon* zu lesen: „Unverbildet und weidlich ungebildet, beherrschte sie eine halsbrecherische Orthographie (‚Biebeldäk', ‚Grüdick', ‚Ecks Sembelar')."[9] Stützen konnte man sich dabei auch auf zeitgenössische Bemerkungen wie jene von Caroline von Wolzogen: „Es ist ein kleines, nerrisches Ding, sagte er [Goethe, Anm. d. Verf.], daß nicht Schreiben knapp lesen kann, aber Sie denken doch daß wenn man so lange mit mir umgeht, etwas übergehehen (sic!) muß".[10]

Der überlieferte Briefwechsel zeigt ein anderes Bild: Vor allem in Zeiten der räumlichen Trennung von Johann Wolfgang von Goethe schrieb Christiana von Goethe zuweilen rege an ihn, zumal die überlieferten Briefe nur einen Teil der ursprünglich viel umfangreicheren Korrespondenz darstellen. Darüber hinaus existieren weitere Privatbriefe, u. a. an ihren Sohn August, an Catharina Elisabeth Goethe sowie an den mit ihr befreundeten Arzt Nicolaus Meyer – ein reicher Fundus, aus dem eine sprach- und kulturwissenschaftliche Untersuchung schöpfen kann.

Aus dem Blickwinkel einer sozio-pragmatisch orientierten linguistischen Forschung ist die Überlieferung von über 300 Briefen Christiana von Goethes ein

arbeit zur Ersten Staatsprüfung für das Lehramt an Gymnasien, nicht gedruckt]). Des Weiteren veröffentlichte die Verfasserin Aufsätze zu Teilaspekten der Briefsprache Christiana von Goethes, vgl. dies.: „muß mich ein bißgen mit die runder Halten". Aspekte weiblicher Briefkultur aus sprachgeschichtlicher Sicht in den Briefen Christiana von Goethes (1765–1816). In: „Nur Frauen können Briefe schreiben". Facetten weiblicher Briefkultur nach 1750, Bd. 1. Hrsg. von Renata Dampc-Jarosz und Paweł Zarychta, Berlin u. a. 2019, S. 127–145 sowie dies.: „... behalte mich lieb und schribe mir maich mahl ein freuliches vort" – Die Briefe der Christiane Vulpius. In: Weimar-Jena: Die große Stadt. Das kulturhistorische Archiv 6 (2013), Heft 4, S. 268–291.

9 Art. „Goethe, Christiane (Johanna Christiane Sophie) von, geb. Vulpius (1.6.1765–6.6.1816)", in: Wilpert, Gero von: Goethe-Lexikon (Kröners Taschenausgabe, 407). Stuttgart 1998, S. 391–393, hier S. 391.

10 Aus den Tagebuchaufzeichnungen Caroline von Wolzogens unter dem 24. Januar 1835, überliefert im Nachlass Bernhard Rudolf Abekens mit Bemerkungen von demselben, GSA, Sign.: 01/64 (o. Fol.) – Auf demselben Blatt befindet sich eine nachträgliche Datierung Abekens von einem Soupé 1808 oder 1809, welches Caroline von Wolzogen ausgerichtet hatte und dem ihr Gespräch mit Goethe vorausgegangen war (vgl. BuG VI, S. 590). Der erhebliche zeitliche Abstand zur Niederschrift Caroline von Wolzogens ist bei der Bewertung der Aussage zu beachten; vgl. auch die gedruckte Fassung in teilweise normalisierter Schreibung: Goethe in meinem Leben. Erinnerungen und Betrachtungen von Bernhard Rudolf Abeken. Nebst weiteren Mittheilungen über Goethe, Schiller, Wieland und ihre Zeit aus Abekens Nachlaß. Hrsg. von Adolf Heuermann. Weimar 1904, S. 83.

Glücksfall. Der Erhalt dieser umfassenden Korrespondenz ist der akribischen Aktenführung zu verdanken, die Johann Wolfgang von Goethe auch in seiner Privatkorrespondenz verfolgte. In diesen Briefen kommt eine Frau ausführlich zu Wort, die nicht zu den geübten, oft schriftstellerisch tätigen oder zumindest literarisch interessierten bzw. vorgebildeten Briefschreiberinnen der Zeit gehörte, die bislang vor allem literaturwissenschaftlich beleuchtet wurden. Hier liegt kein literarisch überformter und stilisierter Briefwechsel vor. Vielmehr war Christiana von Goethe, wie es Katharina Maier ausdrückt, eine „Briefschreiberin wider Willen“,[11] die sich des Mediums bediente, um den engen Kontakt vor allem zu Johann Wolfgang von Goethe in Zeiten der Abwesenheit zu halten. In der brieflichen Korrespondenz der beiden stehen somit pragmatische Aspekte im Vordergrund; sie dient somit in erster Linie der Beziehungspflege sowie der Organisation des familiären Alltags.

Christiana von Goethe schrieb also, obwohl sie nicht zu dem Kreis derer zählte, die das dafür nötige Rüstzeug, d. h. eine umfassende (Schreibaus-)Bildung, bereits von Kindheit an erhalten hatten. Genau dieser Umstand macht ihre Briefe für sprachwissenschaftliche Untersuchungen im Sinne der von Stephan Elspaß begründeten *Sprachgeschichte von unten*[12] interessant: Ihre schriftlichen Zeugnisse repräsentieren eine Alltagssprache breiter Bevölkerungsschichten, die sonst oftmals „stumm“ bleiben, weil das Auffinden solcher Dokumente in Archiven nicht selten an Zufälle geknüpft ist oder aufwendige Recherchen voraussetzt.[13] Zudem ist oft kaum mehr über unroutiniertere Schreibende bekannt, als sich aus deren Ego-Dokumenten selbst entnehmen lässt.[14]

Anders liegen die Dinge bei Christiana von Goethe. Aufgrund ihrer eigenen Briefe und der Zeugnisse aus ihrem Umfeld ist es möglich, nicht nur das schriftsprachliche Produkt, d. h. ihre Privatbriefe selbst, auszuwerten, sondern ebenso

11 Maier, Katharina: Einleitung. In: Leben Sie recht lieb, S. 7–17, hier S. 17.

12 Elspaß, Stephan: Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert (Reihe Germanistische Linguistik, 263). Tübingen 2005.

13 Vgl. u. a. Elspaß, Stephan: Standardisierung des Deutschen. Ansichten aus der neueren Sprachgeschichte ‚von unten‘. In: Eichinger, Ludwig M. / Kallmeyer, Werner (Hrsg.): Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2004). Berlin / New York 2005, S. 63–99, hier S. 73.

14 Eine der wenigen Ausnahmen bilden die von Markus Schiegg und seiner Forschungsgruppe untersuchten Patientenbriefe aus dem Zeitraum 1850–1936, die im Allgäuer Bezirkskrankenhaus in Kaufbeuren überliefert sind. Aufgrund der Einbettung der Briefe in die jeweilige Krankenakte konnte auf umfangreiche Zusatzinformationen u. a. zu den sozialen Hintergründen der Patienten zurückgegriffen werden (vgl. Schiegg, Markus: Flexible Schreiber in der Sprachgeschichte. Intraindividuelle Variation in Patientenbriefen [1850–1936] [Germanistische Bibliothek, 75]. Heidelberg 2022).

ihre Bildungs- und Schreibvoraussetzungen sowie den Schreibprozess und dessen Bedingungen im Kontext ihres primär häuslich-organisatorischen Handlungsfeldes in Augenschein zu nehmen. Mithin erfolgt nicht nur eine Analyse der Briefsprache, sondern auch deren umfassende Kontextualisierung, sodass dank der sich bietenden Materialfülle ein facettenreiches, differenziertes Profil Christiana von Goethes als einer Briefschreiberin um 1800 erstellt werden kann. Dies geschieht in interdisziplinärer Perspektive auf sprachstruktureller, pragmatischer und soziolinguistischer Ebene, ergänzt um kultur-, bildungs-, sozial-, literatur- und geschlechtergeschichtliche Ansätze und Einordnungen.

Mit diesem methodisch breit angelegten Ansatz im Rahmen einer Mikrostudie des individuellen Sprachgebrauchs und -verhaltens soll das u. a. von Angelika Linke hervorgehobene interdisziplinäre Potential des „historisch interessierten sprachwissenschaftlichen Blickes“[15] genutzt und möglichst weitreichend ausgeschöpft werden. Noch deutlicher hebt Markus Schiegg in seiner Habilitationsschrift zu Patientenbriefen aus der Zeit zwischen 1850 und 1936 die Relevanz einer solch gründlichen Aus- und Aufarbeitung der kontextuellen Faktoren für „individuenzentrierte Arbeit[en]“ hervor und schließt sich dem Plädoyer für eine „Re-Philologisierung“ sowie für „das Prinzip des ‚informational maximalism‘“ an.[16]

Diese Zielsetzung spiegelt sich in der Dreiteilung der vorliegenden Arbeit wider. In einem ersten Teil (zweites Kapitel) werden die biographischen Hintergründe, das persönliche und sozialräumliche Umfeld der Familie Vulpius sowie die Bildungsmöglichkeiten der ältesten Tochter Christiana analysiert und eingeordnet. Christiana Vulpius, die aus einem verarmten Weimarer Elternhaus stammte, vollzog mit der Heirat Johann Wolfgang von Goethes einen beträchtlichen sozialen Aufstieg. Dieser individuelle Lebensweg, der mit einem gewissen gesellschaftlichen und sozialen Sonderstatus verbunden war, schlägt sich auch in ihrer Briefsprache nieder und verdient deshalb besondere Beachtung. Ohne die Kontextualisierung hinsichtlich ihres familiären und sozialen Hintergrundes, der zugleich ihre Bil-

15 Linke, Angelika: Kommunikationsgeschichte. In: Ágel, Vilmos / Gardt, Andreas (Hrsg.): Paradigmen der aktuellen Sprachgeschichtsforschung (Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte, 5). Berlin / Boston 2014, S. 22–45, hier S. 28.

16 Vgl. Schiegg: Flexible Schreiber, S. 544 (dort auch die Zitate). – Schiegg bezieht diese Erkenntnis vor allem auf unbekannte Quellen, die aus eher ungewöhnlichen historischen Kontexten stammen. Für die Briefe Christiana von Goethes sind diese berechtigten Forderungen ebenso ernst zu nehmen; zum einen, da ihre schriftlichen Zeugnisse zwar nicht unbekannt, bislang aber nur in edierter Form, d. h. in diesem Fall in normalisierter Schreibung, bekannt sind. Zum anderen ist ein ausgewogenes Urteil hinsichtlich ihrer Schreibkompetenz angesichts der schon vielfach vorhandenen, meist negativen Einschätzungen nur mit einer breiten Kontextualisierung zu erlangen.

dungschancen stark determinierte, sind viele Spezifika ihrer Briefe nicht hinreichend zu verstehen.

In einem zweiten Teil (drittes Kapitel) steht Christiana von Goethe als Briefschreiberin im Zentrum. Ausgangspunkt bilden dabei ihre metasprachlichen Äußerungen über das Schreiben und die damit verbundenen, von ihr selbst artikulierten Herausforderungen. Diese werden in das Diskursfeld weiblicher Briefkommunikation eingeordnet, das bezüglich der Schreibtätigkeit nicht selten von Topoi geprägt ist. Da Briefe um 1800 im Zuge der zunehmenden Alphabetisierung gerade von Frauen nicht nur als wichtiges Kommunikations-, sondern teilweise ebenso als Bildungsmedium genutzt wurden, gilt es, die Briefe Christiana von Goethes in diesem Feld genauer zu verorten. Ferner wird der Entstehungsprozess der Briefe mit den jeweiligen situativ bedingten Kontextfaktoren thematisiert, der im Zusammenhang mit geschlechterspezifischen Bedingungen des Schreibens zu sehen ist. Überleitend zum letzten Themenkomplex der Arbeit werden die schriftlichen Zeugnisse Christiana von Goethes und deren Adressatenkreis analysiert.

Das vierte Kapitel der Arbeit wendet sich schließlich den Briefen als sprachlichen Zeugnissen zu, welche die Alltagssprache um 1800 und somit der bislang wenig erforschten Periode des Mittelneuhochdeutschen (1650–1950)[17] repräsentieren. Aus der Perspektive des lange Zeit herrschenden „Primat[s] der Literatursprache“[18] galt der moderne, schriftsprachliche Standard mit dem ausgehenden 18. Jahrhundert und dem Höhepunkt der „Weimarer Klassik“ als erreicht.[19] Das führte dazu, dass die „historische[...] Sprachwirklichkeit in ihrer ganzen Breite und Vielfalt“[20] jenseits dieser ‚Hochsprache‘ erst allmählich in den Fokus der sprachgeschichtlichen Forschung rückte. Für das 19. Jahrhundert hat Stephan Elspaß mit seiner breit angelegten Studie zu Auswandererbriefen einen zentralen Beitrag zur Erforschung der Alltagssprachlichkeit des Mittelneuhochdeutschen geleistet.[21] In ebendiese sozio-pragmatische Forschungsrichtung ordnet sich die vorliegende Arbeit ein.

---

17 Zur zeitlichen Unterteilung des Neuhochdeutschen vgl. u. a. Elspaß, Stephan: Vom Mittelneuhochdeutschen (bis ca. 1950) zum Gegenwartsdeutsch. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 75 (2008), Heft 1, S. 1–20.

18 Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 5.

19 Vgl. ebd., S. 4.

20 Ebd., S. 8.

21 Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten – Darüber hinaus legten Marion Klenk, Marko Neumann, Markus Schiegg und Isa Schikorsky Monographien zu diesem Zeitraum vor (vgl. Klenk, Marion: Sprache im Kontext sozialer Lebenswelt. Eine Untersuchung zur Arbeiterschriftsprache im 19. Jahrhundert [Reihe Germanistische Linguistik, 181]. Tübingen 1997; Neumann, Marko: Soldatenbriefe des 18. und 19. Jahrhunderts. Untersuchung zu Syntax und Textstruktur in der Alltagsschriftlichkeit unterschiedlicher militärischer Dienstgrade [Germanistische Bibliothek, 68]. Heidelberg

Untersucht werden ausgewählte Spezifika der Briefe in den Bereichen Graphematik, Orthographie, Syntax, Morphosyntax und Lexik, basierend auf einem Primärkorpus von 148 transkribierten Briefen. Ein Schwerpunkt liegt dabei auf nähesprachlichen Merkmalen, die im Zusammenhang mit der mündlichen Konzeption eines medial schriftlichen Textes zu sehen sind. Die Ergebnisse werden vor dem Hintergrund von Norm und Varianz in einer Zeit, in der eine schulgrammatische Norm zwar angestrebt, aber noch keineswegs flächendeckend durchgesetzt war, diskutiert. Zudem wird der besonderen Position Christiana von Goethes Rechnung getragen: Sie bewegte sich als Briefschreiberin zwischen den Polen einer Repräsentantin einer bestimmten sozialen Gruppe, die sich am ehesten als (untere) Mittelschicht charakterisieren lässt, und ihrer Sonderstellung als einer Frau, die sich insbesondere nach ihrer Eheschließung mit Vertretern der schriftsprachlich sozialisierten Elite ihrer Zeit auseinandersetzen und in diesem Umfeld behaupten musste. Dies setzte gewisse Rezeptions- und Adaptionsleistungen voraus, die sich u. a. anhand des Fremdwortgebrauchs zeigen lassen.

Im letzten Unterkapitel der empirischen Untersuchung wird die vorhergehende ausdrucksseitige Analyse der Briefe Christiana von Goethes um den Blick auf den dialogischen Charakter des Briefwechsels zwischen ihr und Johann Wolfgang von Goethe erweitert. Der Briefwechsel wird somit als Teil des sozialen Beziehungshandelns gesehen und als solcher anhand eines größeren, die Gesamtkorrespondenz umfassenden Sekundärkorpus untersucht. Der Fokus auf die Beziehungsebene dieser Paarkommunikation unter Beachtung des jeweiligen situativen Kontextes ermöglicht die Offenlegung sprachlicher Strategien, die ansonsten im Verborgenen blieben. Hier werden nicht nur gattungsspezifische Elemente der Textsorte Brief wie die Anrede, sondern auch Selbstbezeichnungen und Personaldeixis, die auch hinsichtlich des Nähe-Distanz-Kontinuums aufschlussreich sind, auf ihre beziehungssprachliche Funktion und Bedeutung hin untersucht. Darüber hinaus wird das Potential dieses Ansatzes u. a. anhand sprachlicher Bewältigungsstrategien innerhalb krisenhafter Zeiten, unterschiedlicher sprachlicher Ausdrucksformen von Bitten, Wünschen und Aufforderungen oder aber der Betrachtung der Korrespondenz aus kommunikationstheoretischer Sicht aufgezeigt.

2019; Schiegg: Flexible Schreiber in der Sprachgeschichte. Intraindividuelle Variation in Patientenbriefen [1850–1936]. Heidelberg 2022 und Schikorsky, Isa: Private Schriftlichkeit im 19. Jahrhundert. Untersuchungen zur Geschichte des alltäglichen Sprachverhaltens kleiner Leute [Reihe Germanistische Linguistik, 107]. Tübingen 1990). – Zum Begriff der Alltagssprachlichkeit vgl. Kapitel 4.2.2.

2 Soziobiographische Hintergründe

2.1 Die Herkunft von Christiana Vulpius

2.1.1 Vorbetrachtungen

In der Zeit um 1800, die von zahlreichen Wandlungsprozessen geprägt ist, erscheint die Zuordnung einer Familie zu einem bestimmten Stand oder einer Schicht oft nicht ohne Weiteres möglich. Dieser Herausforderung muss sich eine soziolinguistisch ausgerichtete Untersuchung aber zwingend stellen, da die soziale Schicht einer Schreiberin oder eines Schreibers eine zentrale Variable darstellt, was für den Ansatz der Sprachgeschichte von unten in besonderem Maß gilt. Durch eine sorgfältige sozio-biographische Analyse kann Anachronismen und pauschalen Urteilen vorgebeugt werden,[22] die Christiana von Goethe als Person, als Frau an Goethes Seite und als Briefschreiberin in der Literatur häufig erfuhr. Der Blick auf ihre Herkunft aus der Familie Vulpius[23] ist zudem notwendig, um vor dem Hintergrund nicht vorhandener Quellenbelege ihre Bildungsmöglichkeiten ausloten zu können.

Wolfgang Vulpius, der Urenkel von Christiana Vulpius' Bruder Christian August, stellte in seiner 1949 erschienenen Biographie *Christiane. Lebenskunst und Menschlichkeit in Goethes Ehe* fest:

> Christiane Vulpius wird herkömmlicherweise als Kind des Volkes und als Sproß einer kleinbürgerlichen Familie angesprochen. Das erste ist richtig im genauen Sinne des Wortes, das zweite ist für ihr Vaterhaus ebenfalls zutreffend, hat aber vielfach falsche Vorstellungen hervorgerufen.[24]

Diese ‚falschen Vorstellungen' fügten sich in die verbreiteten, wenig wohlwollenden zeitgenössischen Darstellungen (obgleich es auch andere Stimmen gibt) ein und prägen die Wahrnehmung von Christiana Vulpius und ihrer Familie bis heute. Die Beweggründe für die Herabsetzungen und Anfeindungen, denen sich Christiana von Goethe vor, aber auch noch während ihrer Ehe mit Goethe ausgesetzt sah, mögen vielfältig gewesen sein. Nicht zu bestreiten ist, dass gelegentlich persön-

22 Vgl. für die vorhergehenden Ausführungen Schiegg: Flexible Schreiber, S. 40, der die Relevanz der sozialen Kategorisierung für Zeugnisse aus dem 19. Jahrhundert mit entsprechenden Literaturbelegen thematisiert.

23 Eine kurze biographische Skizze enthält die Examensarbeit der Verfasserin (vgl. Stehfest: Bildung und Sprache der Christiane Vulpius, S. 54–63). Auf dieser an der biographischen Literatur orientierten Darstellung baut die nachfolgende Analyse in geringen Teilen auf, vor allem hinsichtlich der Vorfahren und der Arbeit von Christiana Vulpius in der Bertuch'schen Blumenmanufaktur.

24 Vulpius: Christiane, S. 11.

Open Access. © 2024 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. BY-NC-ND Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung - Nicht-kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111342290-002

liche Befindlichkeiten eine Rolle spielten, wie bei den Damen der Weimarer Gesellschaft Charlotte von Stein und Charlotte von Schiller, die Christiana Vulpius besonders vehement ablehnten. Dabei scheinen sich die Hauptvorwürfe der Zeitgenossinnen und Zeitgenossen auf zwei Faktoren zu konzentrieren: Armut und niederer Stand; beides wurde als einem Goethe nicht würdig empfunden. Dies lässt sich aus einigen brieflichen Äußerungen aus Goethes Umfeld erschließen. So beantwortete beispielsweise der damals in Rom weilende Johann Gottfried Herder einen Brief seiner Ehefrau Caroline, in dem sie ihm mitgeteilt hatte, dass Goethe nun „die junge Vulpius zu seinem Clärchen“[25] habe und sie oft zu sich kommen lasse, mit den Worten: „Was Du von Goethens Clärchen schreibst, mißfällt mir mehr, als daß es mich wundern sollte. Ein armes Mädchen – ich könnte mirs um alles nicht erlauben.“[26] Auch die dänische Adelige Charlotte Gräfin von Schimmelmann bezeichnete Christiana Vulpius gegenüber Charlotte Schiller als „ein unedles Weib“[27] – eine Frau nicht von Stand.[28] Christiana Vulpius wurde von der Gräfin also zunächst in zutreffender Weise als eine nicht-adelige Frau charakterisiert. Im weiteren Briefverlauf tritt eine negative Konnotation deutlich hervor. Charlotte von Stein wiederum spricht u. a. in einem Brief an Charlotte von Schiller vom 24. Juni 1805 von der „Mägdenatur“[29] der Christiana Vulpius; der damals am Wilhelm-Ernst-Gymnasium lehrende Franz Ludwig Carl Passow berichtet 1809 Amalie von Voigt gar von einem „Trupp Bauern und Bäuerinnen, unter denen sich besonders Frau von Goethe bemerklich machte.“[30]

Diese Äußerungen offenbaren die Verachtung, die Christiana Vulpius in der Weimarer Gesellschaft und darüber hinaus entgegengebracht wurde. Dabei ist zu bedenken, dass hinsichtlich Christianas Ansehens und ihrer Herkunft immer Goe-

25 Brief vom 8. März 1789, in: Herders Reise nach Italien. Herders Briefwechsel mit seiner Gattin, vom August 1788 bis Juli 1789. Hrsg. von Heinrich Düntzer und Ferdinand Gottfried von Herder. Gießen 1859, S. 278. – Caroline Herder vergleicht Christiana Vulpius hier mit Clare („Clärchen“), der Geliebten Egmonts aus Goethes gleichnamigem Trauerspiel, welches 1788 erschienen war.

26 Brief vom 28. März 1789, in: Herders Reise nach Italien, S. 301.

27 Brief vom 8. November 1796, in: Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen. Zusammengestellt von Wilhelm Bode, neu hrsg. von Regine Otto, Bd. 2. Berlin / Weimar 1979, S. 84.

28 Das Wort „edel“ erfuhr im Laufe der Frühen Neuzeit eine starke Bedeutungserweiterung und -verschiebung: Zunächst nur für hochadelige Personen verwendet, dehnte sich der Anwendungsbereich auf den niederen Adel und schließlich auch auf die Bürgerlichen aus. Adelung konstatiert, dass „edel“ zum Ende des 18. Jahrhunderts gar ein Attribut für geringere Bürger oder kleine Krämer sein konnte (vgl. Art. „Êdel“, in: AWb, https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=E00056, 22.03.2024).

29 Bode: Goethe in vertraulichen Briefen, Bd. 2, S. 303. – Diese Bezeichnung rekurriert nicht zuletzt auf Christiana Vulpius' Stellung in Goethes Haushalt. Nicht selten lebten uneheliche Geliebte in offizieller Funktion als Haushälterin mit im Haus des Mannes.

30 Brief vom 24. Februar 1809, in: Bode: Goethe in vertraulichen Briefen, Bd. 2, S. 425.

the (1782 nobilitiert) den Referenzpunkt bildete. Zumindest hypothetisch lässt sich fragen, wie viele Frauen überhaupt in den Augen der Weimarer Gesellschaft einem Mann wie Goethe würdig gewesen wären. Gleichwohl tritt die Diskrepanz in der sozialen und gesellschaftlichen Stellung bei diesem Paar besonders deutlich zutage, was Nicolas Boyle wie folgt beurteilt:

> Die Ehe mit einer wenig gebildeten, mittellosen bürgerlichen Frau wie Christiane, die sogar in Frankfurt und schon vor seiner Nobilitierung gesellschaftlich niedriger gestanden hätte als Goethe, weil ihr Vater kein Akademiker gewesen war, konnte für Weimar nur zutiefst schockierend sein, während umgekehrt, hier wie anderswo, die Ehe zwischen bürgerlichen Männern und adeligen Frauen zulässig war (man denke nur an Schiller und Charlotte von Lengefeld oder an Goethes Großonkel Johann Michael Loen).[31]

Inwieweit die konkreten Lebensumstände von Christiana Vulpius und ihrer Familie in Weimar bekannt waren, lässt sich aus den Quellen nicht im Detail entnehmen. Zweifellos war Weimar eine kleine Stadt, in der selten etwas lange im Verborgenen blieb, sicher auch nicht die familiären Hintergründe von Goethes Geliebter, die sich dadurch in exponierter Stellung befand. Es ist folglich davon auszugehen, dass die zunehmend schwierigen Verhältnisse, in denen die Familie Vulpius lebte – Armut, Entlassung des Vaters aus dem Dienstverhältnis und sein vermeintlicher Alkoholismus –, unter der Weimarer Bevölkerung oder zumindest im näheren Umfeld bekannt waren.

Solch ‚brisante' Liebesgeschichten wie jene zwischen Johann Wolfgang von Goethe und Christiana Vulpius lassen gemeinhin Raum für den Einfallsreichtum des Umfeldes und allerlei ausschmückende Zugaben. In den Briefen von Caroline und Johann Gottfried Herder finden sich Hinweise darauf, dass ihnen die Lage der Familie bekannt war. Caroline Herder fügt der ersten Erwähnung der „junge[n] Vulpius"[32] gegenüber ihrem Ehemann keine weiteren Erläuterungen hinzu. Sie muss also davon ausgegangen sein, dass er die junge Frau einzuordnen wusste. Herder selbst war offensichtlich über die ökonomisch prekäre Lage der Familie (erst recht, nachdem der Vater 1786 mittellos gestorben war) im Bilde, da er auf Christiana Vulpius als „armes Mädchen" rekurriert.[33] In einem weiteren Brief vom 8. Mai 1789 an

31 Boyle, Nicholas: Goethe. Der Dichter in seiner Zeit. Bd. 1: 1749–1790. Frankfurt a. M. / Leipzig 2004, S. 673.

32 Herders Reise nach Italien, S. 278.

33 Ebd., S. 301. – Den Herders kam in den ersten Jahren der Beziehung zwischen Christiana Vulpius und Johann Wolfgang von Goethe eine besondere Bedeutung zu. Kurz vor seiner Abreise nach Italien im Frühjahr 1790 ließ Goethe Herder wissen, dass er Christiana Vulpius und seinen kleinen Sohn gern unter Herders Schutz wüsste: „Da man gegen das Ende weich und sorglich zu werden anfängt, so fiel mir erst ein: daß nach meiner Abreise mein Mädchen und mein Kleiner ganz und gar verlaßen sind, wenn ihnen irgend etwas zustieße, worinn sie sich nicht zu helfen

ihren Ehemann schreibt Caroline Herder Folgendes: „Er [Goethe, Anm. d. Verf.] hat sein Herz, wie sie [Charlotte von Stein, Anm. d. Verf.] glaubt, ganz von ihr gewendet, und sich ganz dem Mädchen, die eine allgemeine H– [Hure, Anm. d. Verf.] vorher gewesen, geschenkt.“[34] Für letztere, schwerwiegende Anschuldigung ist in Umfeldbriefen oder anderen Quellen keinerlei Anhaltspunkt zu finden. Bedenkt man, dass Christiana Vulpius nach der Entlassung des Vaters selbst Geld in einer Blumenmanufaktur verdiente,[35] scheint es naheliegend, dass Caroline Herder hier ein böswilliges Gerücht aus der Weimarer Stadtfama kolportierte.[36]

Ziel der nachfolgenden Analyse ist es, die familiären Hintergründe genauer zu umreißen, um die Familie Vulpius in der Weimarer Gesellschaft verorten zu können und – soweit anhand der Quellen möglich – ihr Selbstbild zu konturieren. Dabei kann insbesondere hinsichtlich der Vorfahren und des Werdegangs des Vaters, Johann Friedrich Vulpius, auf quellenbasierte Ausführungen in der Literatur zurückgegriffen werden, vor allem auf die Arbeiten von Wolfgang Huschke[37] und Andreas Meier,[38] aber auch auf die biographischen Werke von Wolfgang Vulpius und Sigrid Damm.[39]

Grundsätzlich gilt, dass eine Vielschichtigkeit der Indikatoren zu beachten ist, die Aussagen über die soziale Herkunft bzw. den sozialen Status einer Person zulassen. Dies gilt umso mehr für die Zeit eines starken gesellschaftlichen Wandels. Dieser Prozess lässt sich mit einem Übergang von ‚ständischen‘ zu ‚klassenbe-

wüßten, ich habe ihr gesagt: sich in einem solchen äussersten Falle an Dich zu wenden. Verzeih.“ (Brief vom 12. März 1790; GB 8, S. 187) Die Herders billigten dieses Verhältnis nicht. Dennoch versuchten sie nach ihrem Ermessen Goethe gegenüber Dritten zu verteidigen, worauf ein briefliches Zeugnis von Helene Jacobi an Juliane von Reventlow vom 28. Februar 1792 hinweist, in dem es heißt: „Herders suchten ihn [Goethe, Anm. d. Verf.] sehr zu entschuldigen, so fatal ihnen auch das Verhältnis [zu Christiana Vulpius, Anm. d. Verf.] ist, in das er sich verwickelt hat.“ (Bode: Goethe in vertraulichen Briefen, Bd. 1, S. 441).

34 Herders Reise nach Italien, S. 362.

35 Vgl. Kapitel 2.3.3.

36 Die Herausgeber des Briefwechsels der Herders, Heinrich Düntzer und Ferdinand Gottfried von Herder, werden diesbezüglich noch deutlicher. Dort heißt es: „Zu einer solchen verläumderischen Beschuldigung ließ sich die gestachelte Leidenschaft hinreißen, wahrscheinlich in Folge klatschsüchtiger Zuträger.“ (vgl. Herders Reise nach Italien, S. 362, Anm. 1).

37 Vgl. Huschke, Wolfgang: Einige orts- und familiengeschichtliche Betrachtungen über Goethes Weimar. In: Schlesinger, Walter (Hrsg.): Festschrift für Friedrich von Zahn. Bd. 1: Zur Geschichte und Volkskunde Mitteldeutschlands. Köln/Graz 1968, S. 539–597.

38 Vgl. Meier, Andreas: Die ‚triviale Klassik‘ – Unterhaltungsliteratur als kulturelles Komplement. In: Ders. (Hrsg.): Christian August Vulpius. Eine Korrespondenz zur Kulturgeschichte der Goethezeit. Bd. 1: Brieftexte (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte, 28). Berlin 2003, S. XI–CLXXXVII.

39 Zum Wert der faktenreichen, aber zuweilen mit spekulativen Elementen versehenen Darstellung Sigrid Damms vgl. Meier: Die triviale Klassik, S. XIV, Anm. 12.

stimmten‘ Strukturen nur unzureichend abbilden.[40] Das Modell einer Dreiteilung der Gesellschaft in Adel, Bürger und Bauern wird den tatsächlichen historischen Gegebenheiten mit einer Vielfalt sozialer Gruppen und Schichten nicht hinreichend gerecht. Es verweist lediglich darauf, dass diesen drei Gruppen unterschiedliche Geburtszugehörigkeiten, Aufgaben und Positionen zugedacht wurden. Die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung wird in einem solch groben Raster nicht genau genug erfasst.[41] Dasselbe gilt für die Dreiteilung in Ober-, Mittel- und Unterschicht, die sich als Beschreibungskategorien für das 19. Jahrhundert durchgesetzt haben. Grundsätzlich festzuhalten ist, dass nur ein geringer Prozentsatz der damaligen Bevölkerung dem Bürgertum angehörte: Kocka geht für die Mitte des 19. Jahrhunderts von etwa fünf Prozent aus und gegen Ende des 19. Jahrhunderts von etwa sieben Prozent, wenn man Besitz und Bildung als die entscheidenden Kriterien zugrundelegt. Werden die kleineren selbstständigen Existenzen und Angestellten mit hinzugezählt, handelt es sich um etwa 15 bis 20 Prozent.[42]

Es gab beträchtliche Unterschiede in Besitz, Ansehen und Rechtsstellung innerhalb der einzelnen Stände, vor allem in einer Zeit, in der die Herausbildung des modernen Bürgertums erst begonnen hatte. So bringt eine Begriffsbestimmung des Bürgertums einige Herausforderungen mit sich, nicht nur weil das Bürgertum selbst einen Wandlungsprozess vollzog, sondern auch weil der Fokus, unter dem das Bürgertum gesehen wird, von zentraler Bedeutung ist: Je nach Betrachtungszusammenhang – wirtschaftlich, politisch oder soziokulturell – rücken unterschiedliche Gruppen ins Blickfeld.[43] Darüber hinaus waren die Gren-

40 Vgl. Münch, Paul: Ökonomische Verhältnisse und soziale Bedingungen der deutschen Ständegesellschaft im 18. Jahrhundert. In: Herrmann, Ulrich (Hrsg.): „Die Bildung des Bürgers“. Die Formierung der bürgerlichen Gesellschaft und die Gebildeten im 18. Jahrhundert. Weinheim ^{2}1989, S. 38–56, hier S. 47.

41 Vgl. Henning, Friedrich-Wilhelm: Deutsche Wirtschafts- und Sozialgeschichte im Mittelalter und in der frühen Neuzeit (Handbuch der Wirtschafts- und Sozialgeschichte Deutschlands, 1). Paderborn 1991, S. 914. – Vgl. ebd. zur Kritik an diesem Modell und den zugrundeliegenden Kriterien.

42 Vgl. Kocka, Jürgen: Das lange 19. Jahrhundert. Arbeit, Nation und bürgerliche Gesellschaft (Gebhardt Handbuch der deutschen Geschichte, 13). Stuttgart: 10., völlig neu bearb. Aufl. 2001, S. 115. – Kocka zufolge gehören zur Ober- und Mittelschicht Großgrundbesitzer, Vollbauern und Kleinbauern mit mindestens fünf Morgen Land; Bildungsbürger, Beamte, Offiziere und Angestellte; das Wirtschaftbürgertum einschließlich gewerblichem Mittelstand sowie Rentner und Pensionäre. Zur Unterschicht gerechnet werden das Gesinde, Handarbeiter (vor allem in der Landwirtschaft und ohne feste Zuordnung); gewerbliche Arbeiter (vor allem Handwerksgesellen, Heimarbeiter, Manufaktur-, Fabrik- und Bergarbeiter), Soldaten sowie Bettler, Landstreicher und Arme (vgl. ebd., S. 116).

43 Linke, Angelika: Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Stuttgart 1996, S. 19.

zen zwischen den Ständen fließend. Legt man beispielsweise ausschließlich die ökonomische Situation zugrunde, so war es möglich, dass sich der Lebensstandard eines niederen Adeligen kaum von dem eines Bürgers oder eines wohlsituierten Bauern unterschied.[44] Der Aufstieg des ‚neuen Bürgertums' vollzog sich auch weitestgehend außerhalb der traditionellen Ständeordnung. Für dieses ‚neue Bürgertum' waren Herkunft und Besitz nicht mehr die entscheidenden Faktoren, sondern Qualifikation, Wissen, Bildung[45] sowie gemeinsame Formen der Geselligkeit und ähnliche Wertvorstellungen.[46] Innerhalb des Bürgertums gab es

44 Vgl. Münch: Ökonomische Verhältnisse, S. 47.

45 Vgl. u. a. Hammerstein, Notker: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Bd. 2: 18. Jahrhundert. Vom späten 17. Jahrhundert bis zur Neuordnung Deutschlands um 1800. München 2005, S. 84; Ruppert, Wolfgang: Bürgertum im 18. Jahrhundert. In: Herrmann, Ulrich (Hrsg.): Die Bildung des Bürgers, S. 59–80; S. 62 f. sowie Lundgreen, Peter: Bildung und Bürgertum. In: Ders. (Hrsg.): Sozial- und Kulturgeschichte des Bürgertums. Eine Bilanz des Bielefelder Sonderforschungsbereichs (1986–1997) (Bürgertum, 18). Göttingen 2000, S. 173–194.

46 Vgl. grundlegend hierzu u. a. Wehler, Hans-Ulrich: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Bd. 1: Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur Defensiven Modernisierung der Reformära. 1700–1815. München ^{3}1996, insb. S. 124–217. – Zur Problematik des Begriffs ‚Bürgertum' vgl. Maurer, Michael: Die Biographie des Bürgers. Lebensformen und Denkweisen in der formativen Phase des deutschen Bürgertums (1680–1815) (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 127). Göttingen 1996, S. 31–39. In der vorliegenden Arbeit ist hinsichtlich der Begriffsverwendung von ‚Bürgertum' bzw. ‚Bürger' zwischen zwei Perspektiven zu unterscheiden. Bei der Verortung der Familie Vulpius im sozialen und sozialräumlichen Umfeld zielt die Beschreibungsebene (bedingt durch die zugrundeliegenden Quellen) primär auf eine soziale Kategorisierung. Diese ist jedoch nicht als festgefügtes Konstrukt im Sinne eines Standes oder einer Klasse zu verstehen. Es liegt also eine Einordnung nach Charakteristika wie Beruf und Einkommen zugrunde, die sich aus Quellen wie Taufbucheinträgen und Häuserverzeichnissen entnehmen lassen. Erweitert wird diese Perspektive um die Betrachtung der Lebensumstände der Familie Vulpius, soweit die Quellenlage eine differenziertere Analyse zulässt. Dabei wird nach bürgerlichen Wertvorstellungen und Haltungen, mithin nach mentalitätsgeschichtlichen ‚Mustern' gefragt. Hierzu gehören u. a. ein gewisses Bildungs- und Leistungsstreben sowie Fleiß, Arbeitsamkeit und Pflichtbewusstsein (vgl. Schäfer, Michael: Geschichte des Bürgertums. Eine Einführung [UTB, 3115]. Köln 2009, S. 39, auch S. 36–43 sowie Linke: Sprachkultur und Bürgertum, S. 25–27). Beides – soziale Stellung sowie bestimmte Werthaltungen, Normen, Denk- und Lebensweisen – hat das deutsche Bürgertum stark geprägt und ist für die Phase seiner Herausbildung ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zentral (vgl. Hahn, Hans-Werner. Bürgerliche Werte um 1800. Zur Einführung. In: Hahn, Hans-Werner / Hein, Dieter [Hrsg.]: Bürgerliche Werte um 1800. Entwurf, Vermittlung, Rezeption. Köln / Weimar / Wien 2005, S. 9–50, hier S. 10.) – Zur Bürgertumsforschung mit regionalem Schwerpunkt vgl. Hahn, Hans-Werner / Greiling, Werner / Ries, Klaus (Hrsg.): Bürgertum in Thüringen. Lebenswelt und Lebenswege im frühen 19. Jahrhundert (Hain Wissenschaft). Rudolstadt 2001, darin insb. Hahn, Hans-Werner: Bürgertum in Thüringen im 19. Jahrhundert: Forschungsdesiderate und Forschungskonzepte, S. 7–25; hier ist ein Forschungsüberblick zu finden, der auf die großen Forschungsprojekte des Heidelberger Arbeitskreises für Sozialgeschichte und vor allem des Bielefelder Sonderforschungsbereiches zur „Sozialgeschichte des neuen Bürgertums" und des Frankfurter Projektes „Stadt und Bürgertum" einschließlich einer Lite-

soziale Abstufungen, für die allgemein gesagt werden kann, dass das gelehrte Bürgertum über dem wirtschaftenden Bürgertum stand. Innerhalb des gelehrten Bürgertums standen Professoren und Räte über Advokaten, Predigern und Schullehrern (deren berufliche Professionalisierung ab dem späten 18. Jahrhundert zunahm). Für alle diese Professionen musste man ein Studium vorweisen; der Unterschied lag jedoch in der Nähe zum Fürsten bzw. zum Hof oder im Rang innerhalb der fürstlichen Bürokratie.[47]

Ferner gilt für die Sozialstruktur, wie Sebastian Hunstock hervorhebt, dass mit Blick auf die realhistorischen Bedingungen die Verwendung des Plurals „soziale Strukturen“ angemessener ist, da

> eine Vielzahl von individuellen Lebenswirklichkeiten in den verschiedensten Lebensbereichen bestanden, die sich bereits durch den Perspektivwechsel von Selbsteinschätzung zu Fremdwahrnehmung unterscheiden konnten, keineswegs kongruent sein mussten und auch in ihrer zeitlichen Dimension nicht statisch blieben.[48]

Das bedeutet auch, dass eine eindimensionale Zuordnung der Familie Vulpius zu einer bestimmten Gesellschaftsschicht den historischen Umständen nicht gerecht wird. Das liegt weniger an der spezifischen Situation dieser Familie als vielmehr an einem terminologisch unterkomplexen Beschreibungsmodell – welches auch hier mit den entsprechenden Begrifflichkeiten verwendet werden muss – in einer sich wandelnden Gesellschaft.

Mit Blick auf die Familie Vulpius liegen die Diskrepanzen und Ambivalenzen auf der Hand: Es muss beispielsweise zwischen der aus wirtschaftlicher Sicht schwierigen Lebenssituation und dem Status, dem Habitus oder der Mentalität der Familie unterschieden werden. Das Selbstbild der Familie Vulpius bzw. deren Mentalität[49] wird anhand der Taufpatenschaften ihrer Kinder näher zu untersuchen sein. Diese Analyse kann Aufschluss über die Reputation der Familie und deren Verortung innerhalb der Gesellschaft geben. Zu fragen ist beispielsweise, ob sich die Familie innerhalb ihres sozialen Milieus oder nach oben orientierte.

---

raturliste eingeht. Exemplarisch für die breite, ausdifferenzierte Bürgertumsforschung sei hier verwiesen auf: Jürgen Kocka (Hrsg.): Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich (Kleine Vandenhoeck-Reihe, 1573–1575), 3 Bde. Göttingen 1995; Lothar Gall (Hrsg.): Stadt und Bürgertum im 19. Jahrhundert, München 1990 sowie Mettele, Gisela: Bürgertum in Köln 1775–1870. Gemeinsinn und freie Association (Stadt und Bürgertum, 10). München 1998, S. 157 f.

47 Vgl. Maurer: Biographie des Bürgers, S. 41.

48 Hunstock, Sebastian: Die (groß-)herzogliche Residenzstadt Weimar um 1800. Städtische Entwicklungen im Übergang von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft (1770–1830). Jena 2011, S. 91.

49 Zur Abgrenzung der Bürgerlichkeit als Mentalität oder eigene Kultur vgl. Linke: Sprachkultur und Bürgertum, S. 22–27.

Um ein möglichst differenziertes Gesamtbild zu erhalten, ist der Blick jedoch nicht nur auf die Familie selbst zu richten, sondern ebenso auf das nähere familiäre und räumliche Umfeld. Die Kenntnis des familiären und sozialen Milieus bildet ein wichtiges Fundament für die Analyse der Briefsprache Christiana von Goethes und deren Einordnung in den Kontext der Briefkultur um 1800.

2.1.2 Die Vorfahren

Der Vater von Christiana Vulpius, Johann Friedrich (1725–1786), studierte – wie schon der Großvater – die Rechte; er wurde am 10. November 1746 an der Universität zu Jena immatrikuliert.[50] Wohl aus Geldmangel verließ er diese schon zwei Jahre später ohne Abschluss.[51] Das vorzeitige Verlassen der Universität stellte keinen Sonderfall dar; vielmehr kam es im 18. Jahrhundert häufig vor, dass ein Studium nicht bis zum Abschluss fortgeführt wurde.[52] Aus der Zeit zwischen 1750 und 1752 belegen mehrere Bittgesuche an den Herzog Franz Josias von Coburg-Saalfeld das wiederholte Bemühen um eine Kopisten- oder zumindest um eine meist schlecht oder gar nicht entlohnte Akzessistenstelle, sprich eine Anwärterstelle.[53] Die wachsende Dringlichkeit ergab sich aus der schwierigen finanziellen Lage seiner Eltern, die sich nicht mehr im Stande sahen, ihren Sohn und die drei weiteren Kinder zu versorgen. Im Januar 1752 starb der Vater und die Mutter

50 Vgl. Köhler, Otto: Die Matrikel der Universität Jena. Bd. 3: 1723 bis 1764 (Veröffentlichungen der Universitätsbibliothek Jena). München 1992, S. 492. – Auf eine ausführliche Darstellung des Werdeganges von Johann Friedrich Vulpius wird verzichtet, da dies die Einleitung von Andreas Meier leistet (vgl. Meier: Die triviale Klassik, S. XIV–XVIII. – Der Werdegang von Johann Friedrich Vulpius ist in ausführlicher Form ebenfalls (allerdings ohne hinreichende Quellennachweise) aufgearbeitet bei Damm: Christiane und Goethe, S. 20–29.

51 Vgl. dazu die Bittgesuche von Vulpius vom 27. Januar 1757 (LATh – HStA Weimar, Bestand: Regierungsakten, Sign.: B 25656, Bl. 133–134) sowie vom 7. Oktober 1758 (LATh – HStA Weimar, Bestand: Regierungsakten, Sign.: B 25395).

52 Vgl. Rasche, Ulrich: Die deutschen Universitäten und die ständische Gesellschaft. Über institutionengeschichtliche und sozioökonomische Dimensionen von Zeugnissen, Dissertationen und Promotionen in der Frühen Neuzeit. In: Müller, Rainer A. (Hrsg.): Bilder – Daten – Promotionen. Studien zum Promotionswesen an deutschen Universitäten der frühen Neuzeit (Pallas Athene, 24). Stuttgart 2007, S. 150–273, hier S. 157–189.

53 Zu den Quellenangaben der im LATh – HStA Weimar überlieferten Bittgesuche vgl. Meier: Die triviale Klassik, S. XVI. – Zur Besoldung im (niederen) Beamtentum vgl. Huschke, Wolfgang: Die Beamtenschaft der Weimarischen Zentralbehörden beim Eintritt Goethes in den Weimarischen Staatsdienst (1776). In: Forschungen aus mitteldeutschen Archiven. Zum 60. Geburtstag von Hellmut Kretzschmar. Hrsg. von der Staatlichen Archivverwaltung im Staatssekretariat für Innere Angelegenheiten. Berlin 1953, S. 190–218.

blieb bis zu ihrem Tod 1756 mit den noch unverheirateten Kindern auf sich gestellt.[54] Nachdem Johann Friedrich Vulpius um 1758 an den Schlossgerichten zu Apolda tätig war,[55] führten seine Bemühungen schließlich zum Erfolg: 1759 trat er als Akzessist in die Dienste des Fürstlichen Amtes Weimar, bis ein Jahr später eine vergütete Anstellung als Kopist erfolgte.[56] Im Jahr 1766 wurde Vulpius zum Amtsarchivar ernannt.[57] Die Besoldung war mit zunächst 50, später 75 Reichstalern bescheiden.[58] Zum Vergleich sei auf das relativ hohe Mietniveau verwiesen, wonach 1796 – gut zwei Jahrzehnte später mit entsprechend anzunehmender Mietpreissteigerung – für ein „sehr mäßiges Quartier am Markte“[59] etwa 70 Reichstaler gezahlt werden mussten; ein Haus kostete jährlich über 100 Reichstaler Miete.[60]

Der lange Weg von Johann Friedrich Vulpius zu einer vergüteten Anstellung in der landesherrlichen Verwaltung stellte keineswegs eine Ausnahme dar, ebenso wenig wie die wenig einträgliche Besoldung, die anschließend folgte. Generell ver-

54 Vgl. Vulpius: Christiane, S. 11.

55 Vgl. Huschke: Orts- und familiengeschichtliche Betrachtungen, S. 567.

56 Die Datierungen folgen den gründlichen Recherchen Huschkes (vgl. ders.: Orts- und familiengeschichtliche Betrachtungen, S. 567). Kleßmann erwähnt, dass Johann Friedrich Vulpius 1759 eine Anstellung in Weimar erhalten habe (vgl. Kleßmann: Christiane, S. 22). Auch Damm spricht von einer „festen Anstellung“, die aus den Akten hervorzugehen scheint, für die sie jedoch keinen Beleg habe finden können (vgl. Damm: Christiane und Goethe, S. 28). Wolfgang Vulpius’ knappe Schilderung besagt, dass Johann Friedrich Vulpius 1759 die Zulassung beim Amt Weimar erhalten habe und ein Jahr später die Ernennung zum Amtskopisten erfolgt sei, 1766 schließlich die Beförderung zum Amtsarchivar (vgl. Vulpius: Christiane, S. 16). Im Hochfürstl. SachsenWeimar- und Eisenachische[n] Hof- und Addreß-Calender, auf das SchaltJahr 1760. Weimar [o. J.], S. 25, https://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpvolume_00093704 (03.02.2024; nachfolgend als „Hofkalender“ bezeichnet), in dem die Hof- und Verwaltungsbeamten verzeichnet sind, werden zwar sowohl Vulpius als auch sein Schwager Carl Heinrich Kesselring 1760 noch als *AmtsAccessisten* geführt. Allerdings bezeichnet dies den Vorjahresstand zum Zeitpunkt der Drucklegung der Kalender. Für die Jahre 1759 und 1761 liegen keine Staatskalender vor, die diese Annahme verifizieren könnten. – Zum Quellenwert der fürstlichen Hof-, Adress- und Staatskalender vgl. Freyer, Stefanie: Der Weimarer Hof um 1800. Eine Sozialgeschichte jenseits des Mythos (Bibliothek Altes Reich, 13). München 2013, S. 37–40.

57 Vgl. Hofkalender 1766, S. 25, https://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpvolume_00093772 (03.02.2024).

58 Diese Angaben sind zu finden in Johann Friedrich Vulpius’ Bittgesuch vom 16. August 1770, LATh – HStA Weimar, Bestand: Geheime Canzley Acta, Sign.: B 25781, Bl. 48–49: „[...] als Copist mit 50. rℓ und endℓ als Archivarius mit 75. rℓ Besoldung“.

59 Wölfling, Christian: Reise durch Thüringen, den Ober- und Niederrheinischen Kreis, nebst Bemerkungen über Staatsverfassung, öffentliche Anstalten, Gewerbe, Cultur und Sitten. Dritter Theil. Dresden / Leipzig 1796, S. 528.

60 Vgl. Hunstock: Weimar, S. 121 f.

dienten untere Beamte, zu denen Vulpius bis 1766 zählte, unter 100 Reichstalern jährlich.[61] Selbst als Amtsarchivar gehörte er den schlechter bezahlten mittleren Beamten mit etwa 100 Reichstalern Jahreseinkommen an.[62] So ist es zu erklären, dass die Suppliken und Gesuche nach höher dotierten Stellen bei Johann Friedrich Vulpius auch in den Folgejahren nicht abrissen.[63] Huschke konstatiert hinsichtlich der Besoldung der Beamten:

> Wenn sich also die Festbesoldung der mittleren und unteren Beamten auch durch mancherlei Nebeneinnahmen erhöhte, so reichte doch die Einnahme bei vielen von ihnen zur Bestreitung des Lebensunterhalts nur notdürftig aus, zumal bei denen, die kein eigenes Vermögen besaßen. Es ist also nicht verwunderlich, daß Gesuche um Gehaltserhöhungen und Gehaltsvorschüsse von mittleren und unteren Beamten keine Seltenheit waren, vor allem von Ernährern kinderreicher Familien und dann, wenn Krankheits- oder andere Notfälle vorkamen.[64]

Hieran wird deutlich, dass es sich bei der unzulänglichen Beamtenbesoldung um ein strukturelles Problem im Herzogtum Sachsen-Weimar und Eisenach handelte. Trotz des defizitären Besoldungssystems waren die unteren und mittleren Beamtenstellen sehr begehrt, denn „[v]on den Bediensteten hatte das am Hofe tätige Dienstpersonal wohl am ehesten einen gesicherten Arbeitsplatz.“[65] Auch in der sozialen Hierarchie rangierten sie recht weit oben,[66] trotz einer ökonomisch häufig desolaten Lage.

Aus einem Bittgesuch von Johann Friedrich Vulpius geht nach zehnjähriger Tätigkeit in fürstlichen Diensten hervor, dass er stetig das Vermögen respektive die Mitgift seiner Ehefrau zugesetzt hatte, um das Auskommen der Familie zu sichern.[67] Mit ihrem Tod am 5. Mai 1771 verschlechterte sich die Lage der Familie

61 Huschke geht für das Jahr 1776 von einem Jahreseinkommen niederer Beamter von 15 bis 75 Reichstalern aus (vgl. Huschke: Beamtenschaft, S. 210). Hans Eberhardt setzt für die Beamtenschaft – allerdings mit Bezug zum Jahr 1820, also deutlich später – fünf Einkommensstufen an, bei denen die niedrigste bis 100 Reichstaler Jahreseinkommen reicht. In dieser unteren Einkommenstufe waren noch 1820 immerhin 58 Prozent der Beamten beschäftigt (vgl. Eberhardt, Hans: Goethes Umwelt. Forschungen zur gesellschaftlichen Struktur Thüringens. Weimar 1951, S. 30).

62 Vgl. Huschke: Orts- und familiengeschichtliche Betrachtungen, S. 211.

63 Vgl. ausführlich hierzu die Darstellung bei Damm: Christiane und Goethe, S. 34–40.

64 Huschke: Beamtenschaft, S. 211.

65 Eberhardt, Hans: Weimar zur Goethezeit. Gesellschafts- und Wirtschaftsstruktur (Tradition und Gegenwart: Weimarer Schriften, 31). Weimar 1988, S. 65.

66 Vgl. Maurer: Biographie des Bürgers, S. 41.

67 Vgl. Meier: Die triviale Klassik, S. XVI.

weiter. Wahrscheinlich trug dazu auch, wie Andreas Meier es ausdrückt, der „möglicherweise nicht immer einwandfreie[...] Lebenswandel des Vaters“ bei.[68] In Weimar sagte man ihm nach, dass er der Trunksucht verfallen gewesen sei, was sich jedoch aus Mangel an sicheren Zeugnissen weder beweisen noch widerlegen lässt.[69] Eine existenzbedrohende Notlage stellte sich nach einem Amtsvergehen des Vaters ein, welches zu seiner Dimission führte.[70] Die genauen Umstände und Hintergründe des „falschen Amtsconsenses“[71] lassen sich heute nicht mehr im Detail erhellen, da die betreffende Akte zu den Kriegsverlusten des Hauptstaatsarchivs Weimar zählt. Meier rekonstruiert hierzu Folgendes: Am 28. Februar 1782 erhob der Jenaer Kaufmann und Bürgermeister Johann Christian Paulsen gegen Johann Friedrich Vulpius und den Amtsdiener Georg Caspar Graf Anschuldigungen wegen eines falschen Konsenses. Vermutlich hatte es sich dabei um einen am 30. November 1781 ergangenen Abgabenbescheid gehandelt. Vulpius wurde daufhin am 26. März 1782 arretiert. Vier Tage später konnte sein Sohn Christian August die Freilassung erwirken. Nachdem sich das Geheime Consilium mit dem Fall beschäftigt hatte, wurde Vulpius am 3. Mai 1782 dimittiert. Meier vermutet einen möglichen Zusammenhang zu den Untersuchungen, die gegen den Kammerpräsidenten Alexander von Kalb angestrengt wurden. Von Kalb wurde ein halbes Jahr später ebenfalls des Amtes enthoben.[72]

Nach mehreren Bittgesuchen sowohl von Johann Friedrich Vulpius als auch seiner Kinder wurde der Familie ein Gnadengehalt von jährlich zwölf Scheffeln Korn und zwölf Reichstalern gewährt.[73] Diesen Umstand deuten Wolfgang Vulpius und Meier als ein Indiz für die Geringfügigkeit des Vergehens oder der verminderten Schuld von Johann Friedrich Vulpius.[74] Huschke belegt zudem, dass dieses Gnadengehalt und Korndeputat nach dem Tod des Vaters ab März 1786 auch den beiden hinterbliebenen Töchtern Christiana und Ernestine Vulpius bis

68 Ebd., S. XVII.

69 Vgl. Vulpius: Christiane, S. 14.

70 Vgl. zum Amtsvergehen des Vaters insb. Meier: Die triviale Klassik, S. XVI–XVIII; Huschke: Orts- und familiengeschichtliche Betrachtungen, S. 572 f.; Vulpius: Christiane, S. 14–18 sowie Damm: Christiane und Goethe, S. 64–72.

71 Wahl, Volker: Das Geheime Consilium von Sachsen-Weimar-Eisenach in Goethes erstem Weimarer Jahrzehnt 1776–1786. Zweiter Halbbd. 1781–1786. Bearb. von Uwe Jens Wandel und Volker Wahl (Veröffentlichungen aus thüringischen Staatsarchiven, 13). Weimar 2014, S. 789.

72 Vgl. Meier: Die triviale Klassik, S. XVII f. (dort auch die Quellennachweise).

73 Vgl. Huschke: Orts- und familiengeschichtliche Betrachtungen, S. 573.

74 Vgl. Vulpius: Christiane, S. 18 sowie Meier: Die triviale Klassik, S. XVII f.

Ostern 1789 gewährt wurde.[75] Das Gnadengehalt sollte unter der Bedingung gezahlt werden, dass Johann Friedrich Vulpius sich „zur Aufsicht beim Wegebau mit gebrauchen lassen“ werde. Huschke schließt aus der nachweislichen Zahlung des Gnadengehalts, dass Vulpius diese Aufsichtsfunktion bis zu seinem Tod 1786 auch tatsächlich ausgeübt haben muss.[76] Belege hierfür sind nicht bekannt.

Diese Schilderungen der Lebensumstände der Familie Vulpius lassen keinen anderen Schluss zu, als dass die Familie am Existenzminimum und nach der Entlassung des Vaters gar unter diesem lebte. Die skizzierten finanziellen und existentiellen Nöte deuten auf die stark eingeschränkten, um nicht zu sagen ärmlichen Lebensumstände hin, wie sie Hammerstein/Herrmann für kleinbürgerliche Familien als „Angehörige des ‚Mittelstandes‘ in seinem ökonomisch unteren Segment an der Grenze zur Unterschicht“ beschreiben: mit einem einfachen, beengten und wenig komfortablen Lebensstil.[77]

In diesem Licht ist auch Goethes Hinweis auf die schriftstellerische Tätigkeit von Christian August Vulpius in einem Brief an Friedrich Heinrich Jacobi vom 9. September 1788 zu sehen. In diesem berichtet er, dass Vulpius schon „früh aus Neigung und Noth geschrieben und drucken laßen“[78] habe. Weiter heißt es: „Es ward ihm sauer genug auf solche Weise sich und einige Geschwister zu unterhalten [...].“[79] Nach dem Tod des Vaters im März 1786 lastete die Verantwortung für die Ernährung der verbleibenden Familienmitglieder größtenteils auf dem Studenten Christian August Vulpius. Zum Haushalt gehörten nicht nur seine Schwester Christiana (knapp 21 Jahre alt) und seine Halbschwester Ernestine (elf Jahre alt), sondern auch die unverheiratete, 51-jährige Tante Juliane Auguste (Juliana Augusta), die Schwester des Vaters.

Die vorangegangene ökonomische Perspektive muss nun um andere Aspekte wie die Betrachtung der Vorfahren und des konkreten sozialen Umfeldes der Familie erweitert werden, um ein umfassenderes Bild zu erhalten. Da die Genealogie der Familie Vulpius bereits in der Sekundärliteratur aufgearbeitet wurde, kann nachfolgend auf eine ausführliche Darstellung verzichtet werden.

Der Überblick in Tab. 1 zeigt, dass alle Vorfahren von Christiana Vulpius in männlicher Linie auf eine akademische Ausbildung zurückblicken konnten und bis zum Großvater entweder geistliche Ämter bekleideten oder in höheren Verwaltungspositionen tätig waren. Mithin gehörten sie zu den sogenannten Funktionseliten.

75 Vgl. Huschke: Orts- und familiengeschichtliche Betrachtungen, S. 573.
76 Vgl. ebd. (dort auch das vorangegangene Zitat).
77 Hammerstein: Bildungsgeschichte, S. 83 (dort auch das Zitat).
78 Vgl. GB 8 I, S. 26.
79 Vgl. ebd., S. 27.

Tab. 1: Vorfahren der Christiana Vulpius in männlicher Linie.[80]

Vorfahren väterlicherseits	Lebensdaten	Werdegang bzw. Familienhintergrund
Johann Friedrich Vulpius (Vater)	* 12.11.1725 † 29.03.1786	Studium der Jurisprudenz in Jena (ohne Abschluss beendet) 1760 Fürstl.-Sächs. Amtskopist, ab 1766 Amtsarchivar
	1. ⚭ 1760 mit Christiana (Christine) Margaretha, geb. Riehl (31.03.1742–06.05.1771)	älteste Tochter des vornehmen Bürgers u. Strumpfverlegers Johann Philipp Riehl (Rühl)
	2. ⚭ 1774 mit Johanna Christiana Dorothea, geb. Weiland (30.09.1745–10.02.1783)	Tochter des Amtsverwalters in Schloss Heldrungen Johann Gottfried Weiland, Kammerjungfer bei Caroline Louise von Lyncker (Gattin des Oberkonsistorial-präsidenten von Lyncker in Weimar)
Johann Friedrich Vulpius (Großvater)	* 05.07.1695 in Rothenstein † 06.01.1752 in Weimar	Jurist, Hofadvokat in Weimar; Besitzer und Gerichtsherr auf dem (ererbten) Freigut in Hammerstedt bei Apolda sowie „Freysatz auf das Gut zu Nieder-Roßla“[81]
	⚭ 1723 mit Sophia Dorothea, geb. Hecker (04.08.1696–19.01.1756)	aus einer Pfarrersfamilie; bis 1747 Mitbesitzerin des „Roten Hauses“ (nahe der „Wilhelmsburg“)
Johann Friedrich Vulpius (Urgroßvater)	* 1644 in Wormstädt † 1715 in Rothenstein	Magister; Pfarrer zu Rothenstein und Oelknitz; Freisasse auf dem Gut zu Niederroßla
	1. ⚭ Margarethe, geb. Oheim 2. ⚭ Maria Elisabetha, geb. Schmidt	

80 Die Tabelle basiert auf den Angaben in Huschke: Orts- und familiengeschichtliche Betrachtungen, S. 567–571; Vulpius: Christiane, S. 11–14; Braasch, E. O.: Die Württembergischen Vorfahren der Christiane Vulpius, verehel. Goethe. Übersichtstafeln zum Vortrag. Karlsruhe 1965 (Vervielfältigung eines maschinenschriftlichen Manuskriptes); Rauschenberger, Walther: Die Ahnen der Christiane Vulpius verehel. Goethe. In: Ekkehard 8 (1932), Heft 5, S. 86–87.

81 Diese Angabe findet sich nur bei Wolfgang Vulpius (vgl. ders.: Christiane, S. 12), nicht jedoch in Huschke: Orts- und familiengeschichtliche Betrachtungen.

Tab. 1 (fortgesetzt)

Vorfahren väterlicherseits	Lebensdaten	Werdegang bzw. Familienhintergrund
Johann Heinrich Vulpius d. J. (Ururgroßvater)	* 1598 in Wickerstedt bei Apolda † 1663 in Wormstädt (?)	Magister; Diakon in Eisenberg (1625–1629), anschließend Pfarrer in Wormstädt bei Apolda, ab 1647 zusätzliches Diakonat und Kollaboratur zu Dornburg
Johann Heinrich Vulpius d. Ä. (Urururgroßvater)	† 1611	Pfarrer in Wickerstedt

Walther Rauschenberger[82] verfolgte die Ahnenreihe der Christiana Vulpius noch weiter zurück und führt die Geschwister (mitsamt den von ihnen geschlossenen Ehen) des aus einer Pastorenfamilie stammenden Großvaters auf, bei denen es sich folglich um die Großtanten und -onkel von Christiana Vulpius handelt: Von den insgesamt 14 Kindern aus zwei Ehen des Urgroßvaters Johann Friedrich Vulpius erreichten sechs Töchter das Erwachsenenalter und heirateten. Von diesen sechs ehelichten wiederum vier Pastoren; die älteste Tochter verband sich mit einem Apotheker aus Kahla und die vierte Tochter aus zweiter Ehe mit einem Kandidaten der Theologie. Der Großvater, der ebenfalls den Namen Johann Friedrich trug, heiratete 1723 ebenfalls eine Pastorentochter aus der Familie Hecker.[83] Nicht zuletzt diese Verflechtungen zeigen die tiefe Verwurzelung der Vulpius-Vorfahren als Geistliche (und später Juristen) in den gebildeten Ständen.[84] Seit Generationen gehörten sie dieser Schicht an. Wolfgang Vulpius bemerkt diesbezüglich in pointierter Weise:

82 Walther Rauschenberger war ab 1916 Direktor der Senckenbergischen Bibliothek, die unter seiner Leitung eine bedeutende Erweiterung und Aufwertung im Bereich der Naturwissenschaften und der Medizin erfuhr (vgl. Habermann, Alexandra / Klemmt, Rainer / Siefkes, Frauke: Lexikon deutscher wissenschaftlicher Bibliothekare. 1925–1980 [Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie. Sonderhefte, 42]. Frankfurt a. M. 1985, S. 265).

83 Vgl. Rauschenberger: Ahnen der Christiane Vulpius, S. 86 f. – Die Großmutter Sophia Dorothea stammte aus der Familie Hecker. Aus der Linie ihres Bruders Wolfgang Heinrich Hecker ging drei Generationen später (als ihr Urgroßneffe) der bekannte Jenaer Optiker Carl Zeiß hervor (vgl. Vulpius: Christiane, S. 14 und Braasch: Tafel III).

84 Vgl. Rauschenberger: Ahnen der Christiane Vulpius, S. 86.

> Die Erforschung der Vulpius-Ahnen ergibt also die merkwürdige Tatsache, daß Christiane, die Ungebildete, Unliterarische, von Männern abstammte, die 200 Jahre lang dem Gelehrtenstande angehört haben – bis auf den Vater, der aber auch ein Schreiberling war, ein Aktenmensch. Goethes Vaterstamm dagegen weist vom Großvater Georg ab lauter Handwerker und Bauern auf, also ‚schlichte' Menschen im Vergleich mit den Vorvätern der Christiane![85]

Lässt man den spürbaren Unterton des Familienstolzes außer Acht, ist diese Verortung für die väterliche Linie der Vulpius-Vorfahren durchaus berechtigt. Wie es allerdings dazu kam, dass die recht vermögenden Großeltern Christianas (großväterlicher Grundbesitz in Hammerstedt, Großmutter als Miteigentürmerin des „Roten Hauses") ihre Besitztümer ab 1735 sukzessive verkaufen mussten und in finanzielle Nöte gerieten, ist nicht bekannt.[86]

Wolfgang Vulpius setzte selbst hinzu, dass die Betrachtung der mütterlichen Linie der Familien Vulpius und Goethe freilich einer anderen Beurteilung bedürfen. Während Goethes Mutter, Catharina Elisabeth, aus der bedeutenden und wohlhabenden Patrizierfamilie der Textors stammte, müsse die mütterliche Linie der Vulpius' bzw. Riehls „hinter die Goethesche zurücktreten".[87] In der Aszendenz der Mutter Christiana Margaretha, geborene Riehl,[88] dominierte das Handwerkermilieu. Sie selbst wurde am 31. März 1742 in Weimar geboren. Ihr Vater Johann Philipp Riehl war zunächst Strumpfwirkermeister und schließlich Strumpfverleger bzw.

---

85 Vgl. Vulpius: Christiane, S. 13.

86 Vgl. Huschke: Orts- und familiengeschichtliche Betrachtungen, S. 571. – Georg Schmidt schreibt in seinem kurzen biographischen Abriss zu Christiana Vulpius auf ihre spätere Liebesbeziehung zu Goethe rekurrierend: „Der soziale Abstand [zu Goethe, Anm. d. Verf.] schien riesengroß, doch erst Christianes Vater war durch eigenes Verschulden verarmt, ihr Großvater war noch Hofadvokat gewesen [...]." (Schmidt, Georg: Durch Schönheit zur Freiheit. Die Welt von Weimar-Jena um 1800. München 2022, S. 116.) Schmidt relativiert einerseits den sozialen Abstand zwischen Goethe und seiner späteren Ehefrau. Andererseits lastet er die Verarmung der Familie Johann Friedrich Vulpius selbst an. Worin dessen „eigenes Verschulden" gelegen haben mag, führt Schmidt nicht aus. Möglicherweise hat er dabei die spätere Amtsenthebung sowie den Vulpius nachgesagten problematischen Lebenswandel im Blick. Allerdings begannen die finanziellen Schwierigkeiten schon eine Generation früher und führten vermutlich dazu, dass Johann Friedrich Vulpius sein Studium nicht abschließen konnte. Seine Ausgangsbedingungen waren somit wenig günstig. Selbst nach seiner Anstellung in der landesherrlichen Verwaltung belegen seine zahlreichen Bittgesuche die prekrären Verhältnisse niederer Beamter in Weimar, wobei er damit keineswegs alleinstand (vgl. Huschke: Beamtenschaft, S. 211).

87 Ebd.

88 Der Vorname der Mutter variiert in den Quellen zwischen *Christina/Christine* und *Christiana/Christiane*. Hier wird die Namenform *Christiana Margaretha* verwendet, da diese sowohl in ihrem eigenen Taufeintrag (vgl. Taufbuch Stadtkirche Weimar 1734–1750, S. 126) als auch im Traueintrag (vgl. Traubuch Hofkirche Weimar 1724–1761, S. 140) belegt ist. Die (damals häufig vorkommende) Variation führt häufig zu unterschiedlichen Namenansetzungen in der Sekundärliteratur.

„Manufakturverleger“ und Handelsmann, der von Schwaben nach Weimar übergesiedelt war. 1740 heiratete er die aus Bad Salzungen stammende Elisabeth Magdalena Kühn, über deren Abstammung wenig bekannt ist. Huschke weist sie als uneheliche Tochter der Schuhmacherstochter Eva Elisabeth Kühn nach. Ferner weist er darauf hin, dass Elisabeth Magdalena Kühn „im Traueintrag von 1740 als einzige Tochter des verstorbenen Bürgers und Schuhmachermeisters Johann Heinrich Kühn in Salzungen bezeichnet [wird], der aber keine Tochter dieses Namens hatte.“[89]

Christiana Vulpius’ Urgroßväter mütterlicherseits waren zum einen Johann Peter Riehl (Rühle), der als Bürger und Sattlermeister im württembergischen Merklingen nahe Ulm tätig war, und zum anderen Johann Heinrich (?) Kühn, ein Bürger und Schuhmachermeister aus Salzungen. So gehörte auch dieser Teil der Familie dem Bürgertum an, wenngleich das hier gemeinte wirtschaftende Bürgertum dem gebildeten Bürgertum im Ansehen nachstand.[90]

Christianas Vater Johann Friedrich Vulpius war als Eximierter aufgrund seines Amtes in der landesherrlichen Verwaltung von der städtischen Gerichtsbarkeit befreit, d. h. im rechtlichen Sinn war er kein Bürger der Stadt Weimar.[91] Hinsichtlich seiner ersten Ehefrau Christiana Margaretha Vulpius findet sich ein interessanter und zugleich schwer zu deutender Beleg im Bürgerbuch der Stadt Weimar. Unter dem 17. Dezember 1773 heißt es: „Fr. Amts *Commissari Christiane Sophie Kesselringin* Gebℓ. Riehlin u Fr. Amts *Archivarius Christiane Margrethen Vulpius* Gebℓ. Riehlin beydes Bürgers Tochter hat dato das BR. gewonen.“[92] Dieser Eintrag bezieht sich auf Christiana Vulpius’ Mutter Christiane Margarete und ihre Tante Christiane Sophie Kesselring, denen augenscheinlich das Bürgerrecht zuerkannt worden war.

Im Fall von Christiane Margarete Vulpius verwundert jedoch der Zeitpunkt des Eintrages, denn zu diesem war sie bereits seit über zweieinhalb Jahren tot; sie starb am 6. Mai 1771. Auffällig ist an diesem Eintrag des Weiteren der fehlende Eingangsvermerk der zu entrichtenden Gebühr von einem Gulden für den Feuerlöscheimer, der in den vorhergehenden Einträgen vorhanden ist. Es ist also davon

89 Huschke: Orts- und familiengeschichtliche Betrachtungen, S. 569.

90 Vgl. Maurer: Biographie des Bürgers, S. 41.

91 Im Bürgerbrief von Christian August Vulpius wird dieser charakterisiert als „ein hiesigen Bürgers sohn“ (vgl. Müller-Krumbach, Renate / Wollkopf, Roswitha: Verlassenschaften. Der Nachlaß Vulpius. Hrsg. von der Stiftung Weimarer Klassik. Weimar 1995, S. 162). „Bürger“ meint in diesem Sinne einen Einwohner der Stadt Weimar. – Weiterführend zum Bürgerrecht in der Bürgertumsforschung vgl. Sobania, Michael: Rechtliche Konstituierungsfaktoren des Bürgertums. In: Gall (Hrsg.): Stadt und Bürgertum, S. 131–150.

92 Bürgerbuch der Stadt Weimar 1726–1812, Stadt A Weimar, HA I-37-4, Bl. 359 (mit Schriftwechsel).

auszugehen, dass der Betrag für die Verstorbene nicht gezahlt worden ist und somit die posthume Zuerkennung des Bürgerrechts nicht rechtskräftig wurde. Eine plausible Erklärung für den ungewöhnlichen Zeitpunkt der Eintragung ist nach derzeitigem Kenntnisstand nicht zu finden; auch in der Literatur wurde dieses Detail bislang übersehen. Es wäre allenfalls denkbar, dass die beiden Riehl'schen Töchter das Bürgerrecht (vermutlich aufgrund eines Erbfalls) schon früher beantragt hatten und sich das Verfahren aus unbekannten Gründen bis Ende 1773 verzögerte.

Die beiden gemeinsamen Kinder Christian August und Christiana Vulpius erwarben am 29. Oktober 1784 das Bürgerrecht in Weimar, wie im Bürgerbuch unter diesem Datum vermerkt ist: „Hℓ. Christian August *Vulpius, Studios. jur.* und Jgfr. Johanna Christiana Sophia Vulpiußin alh. beyde Bürgers Kinder, haben wegen ererbter Großmütterℓ. Grundstücke *dato* das Bürgerecht gewonnen".[93] Der Bürgerbrief Christian August Vulpius' ist im Nachlass Vulpius überliefert;[94] jener von Christiana Vulpius ist nicht erhalten. Die Erlangung des Bürgerrechts wurde den beiden durch eine Erbschaft über die Riehl'schen Großeltern nach dem Tod der Großmutter, Elisabeth Magdalena Riehl, im April 1782 ermöglicht.[95] Die Großeltern mütterlicherseits waren offensichtlich nicht unvermögend. So hatte der Großvater Johann Philipp Riehl 1743 zunächst ein Haus am Fachenberg in der Jakobsvorstadt erworben, das er 1762 veräußerte. Bereits 1760 hatte er ein größeres Haus mit Ackerland im selben Stadtviertel in der Wagnergasse gekauft.[96]

Demnach gehörten die Riehls – der Großvater immerhin Strumpfverleger – zu den Handwerkerkreisen und Bürgern der Stadt Weimar, die ein hinreichend gutes Auskommen hatten. Dementsprechend waren sie wohl bis zu ihrem Tod in der Lage, die Tochter und den Schwiegersohn, d. h. die Eltern von Christiana Vulpius, finanziell zu unterstützen.[97] Durch ihr Erbe gehörten beide Enkelkinder zu ungefähr einem Drittel der Bevölkerung Weimars, die im rechtlichen Sinne Bür-

93 Bürgerbuch der Stadt Weimar 1726–1812, Stadt A Weimar, HA I-37-4, Bl. 443 (mit Schriftwechsel).
94 Müller-Krumbach/Wollkopf: Nachlaß Vulpius, S. 162.
95 Vgl. Huschke: Orts- und familiengeschichtliche Betrachtungen, S. 550.
96 Vgl. ebd., S. 571. – Der Sohn Johann Andreas Riehl (der Onkel von Christiana Vulpius) folgte dem Vater im Handwerk nach, hatte jedoch im Zuge des Niedergangs der Strumpfwirkerei im ausgehenden 18. Jahrhundert kein einträgliches Auskommen mehr. Zwei Jahre nach dem Tod der Mutter mussten er und seine Schwestern das ererbte Haus in der Wagnergasse verkaufen. 1787 wechselte er schließlich die Profession und wurde Hofkapelldiener. 1798 wurde er schließlich, und zwar nicht zuletzt durch die Fürsprache seiner Nichte Christiana Vulpius bei Goethe, Diener am Hoftheater. Nebenher war er als Schreiber tätig. (Vgl. ebd., S. 571–572).
97 Vgl. Damm: Christiane und Goethe, S. 30.

ger der Stadt mit den dazugehörigen Privilegien waren.[98] Den verbleibenden zwei Dritteln, zu denen die meisten Handwerksgesellen, Bediente sowie Tagelöhner zählten, blieb das Bürgerrecht hingegen vorenthalten.[99]

Die bisherigen Ausführungen haben gezeigt, dass die Vorfahren der Familie von Christiana Vulpius vor allem in männlicher Linie alle akademisch gebildet waren und gesellschaftlich anerkannte Berufe ausübten. Erst der Wechsel von den in der Regel gut dotierten Pfarrämtern in die Juristerei durch den Großvater väterlicherseits brachte ökonomische Schwierigkeiten mit sich.[100] Diese waren jedoch nicht selbstverschuldet herbeigeführt; vielmehr war die geringe Besoldung der unteren und mittleren Beamten ein grundsätzliches Problem des Herzogtums in dieser Zeit, das viele Familien in ihrer Existenz bedrohte.[101] Unter dem Vater Johann Friedrich Vulpius erreichten die finanziellen Sorgen und Nöte einen Höhepunkt, der das alltägliche Leben der Familie stark geprägt haben muss. Die Betrachtung der Vorfahren von Christiana Vulpius lässt schließlich zwei konträre Faktoren deutlich hervortreten: eine starke Bildungstradition auf der einen und zunehmende Armut auf der anderen Seite.

2.1.3 Die Wahl der Taufpaten

Die Wahl der Taufpaten und die damit verbundene Begründung eines künstlichen Verwandtschaftsverhältnisses war in mehrfacher Hinsicht von großer Bedeutung und gehört neben der Ehepartnerwahl zu den zentralen Indikatoren für das Sozialverhalten in der Gesellschaft der Frühen Neuzeit bis in die Moderne hinein.[102] So konnten sich die über Patenschaften konsolidierten Beziehungen und etwaige Einflussmöglichkeiten der gewählten Paten positiv auf das künftige Leben des Täuf-

98 Allgemein zu den Rechten und Pflichten von Bürgern vgl. Sobania: Rechtliche Konstituierungsfaktoren des Bürgertums; Hein, Dieter u. a.: Zusammenfassung. In: Gall (Hrsg.): Stadt und Bürgertum, S. 223–228.

99 Vgl. Eberhardt: Weimar, S. 29 und 70.

100 Vgl. Huschke: Orts- und familiengeschichtliche Betrachtungen, S. 571.

101 Vgl. Huschke: Beamtenschaft, S. 211.

102 Vgl. Frindte, Julia: Heiraten und Patenschaften. Verflechtungen zwischen Universität und Stadt in Jena um 1800. In: Ries, Klaus (Hrsg.): Zwischen Universität und Stadt. Aspekte demographischer Entwicklung in Jena um 1800 (Hain Wissenschaft, 7). Weimar 2004, S. 51–75, hier S. 53. – Eine gängige Unterscheidung ist jene zwischen zugeschriebener (natürlicher) und erworbener (künstlicher) Verwandtschaft. Zur erworbenen Verwandtschaft zählt neben der Taufpatenschaft auch die Verschwägerung (vgl. ebd.). Weiterführend siehe u. a. Jussen, Bernhard: Patenschaft und Adoption im frühen Mittelalter. Künstliche Verwandtschaft als soziale Praxis (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 98). Göttingen 1991.

lings auswirken. Dementsprechend waren rationale Faktoren vorherrschend, denn es galt für die Eltern, möglichst bedeutende und einflussreiche Paten zu wählen.[103] Hunstock weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass nicht nur zwischen dem Täufling und seinen Paten, sondern ebenso zwischen den Eltern und den Paten eine „enge soziale Beziehung" entstand, „die im täglichen Leben als soziales Kapital durchaus nützlich sei konnte."[104] Die Analyse der Taufpaten von Christiana Vulpius und ihren Geschwistern eignet sich somit für eine umfassendere Einschätzung der sozialen Verankerung der Familie Vulpius (vgl. Tab. 2). Aufschluss über die Taufpaten geben die Kirchenbücher, in denen neben dem Namen zumeist auch die Herkunft sowie bei männlichen Taufpaten der Berufsstand und bei weiblichen die Beziehung zum nächsten männlichen Verwandten und dessen Berufsstand vermerkt wurden.[105]

Eine nicht zu vernachlässigende Schwierigkeit besteht hierbei in der durchgehenden Differenzierung zwischen natürlichen und durch Taufpatenschaft künstlich begründeten Verwandtschaftsverhältnissen. Es wäre also möglich, dass die Kirchenbücher natürliche Verwandtschaftsverhältnisse nicht vermerken und diese somit nicht als solche erkannt werden. Ähnliches gilt für nachbarschaftliche Beziehungen, die durch Hinzuziehung weiterer Quellen zu prüfen wären, wobei beispielsweise bestehende Mietverhältnisse in den Wohnhäusern nur schwer zu erschließen sind.[106] Die nachfolgende Analyse muss sich in der Tiefe der Aufarbeitung notwendigerweise auf drei Säulen beschränken: 1. die Angaben aus den Taufbucheinträgen der Kirchenbücher, 2. den bereits in der Sekundärliteratur aufgeführten verwandtschaftlichen Beziehungen sowie 3. den in der Häuserkartei von Wolfgang Huschke zusammengeführten Daten zu den Eigentumsverhältnissen im direkten nachbarschaftlichen Umfeld der Familie Vulpius (meist ohne Angabe von Mietverhältnissen).[107]

103 Vgl. Hunstock, Sebastian: Die sozialen Verflechtungen der Weimarer Hofgemeinde vom Regierungsantritt Carl Augusts bis zum Ende des Alten Reiches (1775–1806). In: Ries, Klaus (Hrsg.): Zwischen Hof und Stadt. Aspekte der kultur- und sozialgeschichtlichen Entwicklung der Residenzstadt Weimar um 1800. Weimar/Jena 2007, S. 79–110, hier S. 92.

104 Vgl. ebd.

105 Bei verheirateten oder verwitweten Frauen wird der (verstorbene) Ehemann, bei ledigen Taufpatinnen in der Regel der Vater oder ggf. Stiefvater angegeben. – Zum Potential der Auswertung von Kirchenbüchern vgl. Deinhardt, Katja: Kirchenbücher als Quelle für eine stadtgeschichtliche Studie am Beispiel Jenas um 1800. In: Ries (Hrsg.): Zwischen Universität und Stadt, S. 155–178.

106 Zur bevorzugten Herkunft und den Auswahlkriterien von Paten sowie den Schwierigkeiten hinsichtlich deren Erforschung vgl. Rajkay, Barbara: Verflechtung und Entflechtung. Sozialer Wandel in einer bikonfessionellen Stadt. Oettingen 1560–1806 (Materialien zur Geschichte des Bayerischen Schwaben, 25). Augsburg 1999, S. 70–96.

107 Huschke, Wolfgang: Weimarer Häuserkartei, Bd. 2, Stadt A Weimar, Sign.: 5323. – Zu den Schwierigkeiten, die mit der Erschließung von Mietern verbunden sind, vgl. Huschke: Orts- und familiengeschichtliche Betrachtungen, S. 557.

Tab. 2: Taufpaten der Kinder von Johann Friedrich Vulpius aus erster und zweiter Ehe.
Kategorie 1: Paten mit verwandtschaftlichem Verhältnis zur Familie Vulpius
Kategorie 2: Paten mit formaler Zugehörigkeit zur Hofgemeinde
Kategorie 3: Sonstige, weder der Verwandtschaft an- noch der Hofgemeinde zugehörige Personen

	Täufling	Pate/Patin und Herkunft	Beruf bzw. familiärer Hintergrund	Kategorie
	Kinder aus 1. Ehe von Johann Friedrich Vulpius und Christiana Margaretha, geb. Riehl			
1	Christian August[108] (* 23.01.1762 † 26.06.1827)	1. Johanna Dorothea Christiana Rentsch, geb. Wagemann, Weimar	Ehefrau des Fürstlich-Sächsischen [F. S.] Kommissionsrats und Amtmanns Dr. Johann Heinrich Salomo Rentsch	2
		2. Johann Christian Gülike, Weimar	F. S. Kammersekretär	2
		3. August Heinrich Wirsing, Weimar	F. S. Rentsekretär	2
2	Friedrich Carl Christoph[109] (* 17.05.1763 † 12.06.1764)	1. Carl Heinrich Kesselring, Weimar	F. S. Amtsaktuar und Landrichter	1, 2
		2. Carolina Frieder[ica] Charlotta Schnecker, Weimar	Stieftochter des F. S. Kriegsrats Johann Carl Spieß[110]	?
		3. Johann Christoph Schäffer (Schäfer), Weimar	F. S. Hoflichtverleger und angesehener Bürger	3

108 Vgl. Kirchenamt Weimar, Taufbuch Hofkirche (nachfolgend KA WE, TB HK) 1755–1765, S. 268.

109 Vgl. KA WE, TB HK 1755–1765, S. 322.

110 Johann Carl Spieß wird im Hofkalender von 1762 noch als Kriegsratsassessor und Hauptmann aufgeführt (vgl. S. 83), https://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpvolume_00093764 (03.02.2024); 1764 ist er offensichtlich aus dem Dienst ausgeschieden, da er unter den „Pensionairs und andere[n] Officiers“ aufgeführt wird (vgl. S. 88, https://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpvolume_00093769 [03.02.2024]).

Tab. 2 (fortgesetzt)

	Täufling	Pate/Patin und Herkunft	Beruf bzw. familiärer Hintergrund	Kategorie
3	Johanna Christiana Sophia[111] (* 01.06.1765 † 06.06.1816)	1. Friederica Sophia Wirsing, Weimar, ledig	Tochter des F. S. Rentsekretärs August Heinrich Wirsing[112]	2
		2. Anton Justus Friedrich Schmidt, Weimar	F. S. Hofadvokat[113]	2
		3. Christiana Sophia Kesselring (Keßelring), geb. Riehl	Ehefrau des F. S. Amtsaktuarius' und Landrichters Carl Heinrich Kesselring	1, 2
4	Johanna Henrietta Dorothea[114] (* 06.09.1767 † 28.01.1768)	1. Frau Johanna Maria Buchholtzin, geb. Söllner, Weimar	Ehefrau des Medicinae Practici Dr. Wilhelm Heinrich Sebastian Buchholtz	3
		2. Johann Heinrich Crafft Häublein, Weimar	F. S. außerordentlicher Hofadvocat[115]	2
		3. Dorothea Maria Gülike, geb. Beyer, Weimar	Ehefrau des F. S. Regierungsregistrators (und Regierungskanzlisten[116]) Johann Heinrich Gülicke	2

111 Vgl. KA WE, TB HK 1755–1765, S. 403.

112 Der Rentsekretär Wirsing wird im Hofkalender 1765, S. 25 erwähnt (https://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpvolume_00093770 [03.02.2024].

113 Vgl. ebd.: Hier ist Schmidt handschriftlich auf einer Leerseite zwischen S. 22 und 23 hinzugefügt worden.

114 Vgl. KA WE, TB HK 1766–1776, S. 61.

115 Vgl. Hofkalender 1767, S. 23, https://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpvolume_00093775 (03.02.2024).

116 Vgl. ebd., S. 21.

Tab. 2 (fortgesetzt)

	Täufling	Pate/Patin und Herkunft	Beruf bzw. familiärer Hintergrund	Kategorie
5	Johann Gottlieb Heinrich[117] (* 23.01.1769 † 29.09.1776)	1. Frau Johanna Maria Buchholtzin, geb. Söllner, Weimar	Ehefrau des Medicinae Practici Dr. Wilhelm Heinrich Sebastian Buchholtz[118]	3
		2. Dr. Christian Gottlieb Hufeland, Weimar	Medicinae Practici[119]	3
		3. Johann Heinrich Crafft Häublein, Weimar	F. S. außerordentlicher Hofadvocat	2
6	Johann Carl Emanuel[120] (* 27.02.1771 † 04.03.1771)	1. Johann Adam Stötzer, Weimar	Stadtsyndikus und F. S. außerordentlicher Hofadvokat	2
		2. Carolina Schmidt, ledig	Nichte des F. S. Geheimen Assistenzrates Schmidt aus Weimar	2
		3. Johann Elias Emanuel Heiligenstädt, Weimar	F. S. außerordentlicher Hofadvokat	2
Kinder aus 2. Ehe von Johann Friedrich Vulpius mit Johanna Dorothea, geb. Weiland				
7	Sophia Ernestina Louise[121] (* 28.02.1775 † 07.01.1806)	1. Christiana Sophia Keßelring (Kesselring), Weimar	Ehefrau des F. S. Amts-kommissars Carl Heinrich Keßelring	1, 2
		2. Gottfried Matthias Ludwig Schrön, Weimar	F. S. Landschaftskassen- und Kriegssekretär	2
		3. Charlotta Ernestina Gamby (Gambu), Weimar	Ehefrau des F. S. Hoffaktors Claude Gamby (Gambu)[122]	3?

117 KA WE, TB HK 1766–1776, S. 122.

118 Hofkalender 1769, S. 43, https://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpvolume_00094386 (03.02.2024).

119 Vgl. ebd.

120 Vgl. KA WE, TB HK 1766–1776, S. 201r.

121 Vgl. KA WE, TB HK 1777–1787, S. 320.

122 Claude Gambu (Gamby) betrieb seit 1764 eine Warenhandlung, besonders mit Parfum und Schminke. Seine Töchter arbeiteten später in Bertuchs Blumenfabrik (vgl. Middell, Katharina: „Die Bertuchs müssen doch in dieser Welt überall Glück haben". Der Verleger Friedrich Justin Bertuch und sein Landes-Industrie-Comptoir um 1800. Leipzig 2002, S. 182 ff.)

Tab. 2 (fortgesetzt)

	Täufling	Pate/Patin und Herkunft	Beruf bzw. familiärer Hintergrund	Kategorie
8	Johann Sebastian Friedrich[123] (* 07.05.1777 † 12.08.1782)	1. Johann Sebastian Gottschalg, Weimar	F. S. Oberkonsistorialrat	2
		2. Anna Dorothea Eylenstein, geb. Schmied, Weimar	Witwe des F. S. Kammerrates Johann Conrad Eylenstein	2
		3. Friedrich Johann Justin Bertuch, [Weimar]	F. S. Rat und Geheimer Sekretär des Herzogs	2
9	Carl Julius Bernhard[124] (* 17.06.1779 † 05.04.1781)	1. Carl Johann Christoph Eichelmann,[125] Weimar	F. S. Regierungskanzlist	2
		2. Barbara Juliana Michaelis (abwesend), dafür ihr Ehemann: Johann Christian Michaelis	F. S. Amtskommissar	2
		Johann August Bernhard Richlmann, Weimar	F. S. Amtsadvokat	2
10	Sophia Friederica (Friederika) Charlotta[126] (* 08.08.1781 † 04.06.1782)	1. Fr. Müller aus Berka (abwesend)	Ehefrau von Herrn Müller, F. S. Rat und Amtmann	2
		2. Georg Friedrich Heße (Hesse) aus Gutmannshausen (abwesend)	F. S. Kommissionsrat	2
		3. Fr. Schmidt aus Buttstädt (abwesend)	Ehefrau von Johann Heinrich Schmidt, F. S. außerordentlicher Hofadvokat und Stadtvogt	2
		anstelle der Abwesenden Gevatter gestanden: Johann Christoph Rechtebach, Weimar	F. S. außerordentlicher Hofadvokat	2

123 Vgl. KA WE, TB HK 1777–1787, S. 26.

124 Vgl. KA WE, TB HK 1777–1787, S. 125.

125 Geb. 1736, gest. 1800; Sohn des Weimarer Kammerdieners und Bürgermeisters Johann Friedrich Eichelmann; Studium der Rechte; 1762 als Akzessist in der Regierungskanzlei; 1770 Kanzlist; 1783 Regierungsregistrator (vgl. Huschke: Beamtenschaft, S. 197–199).

126 Vgl. KA WE, TB HK 1777–1787, S. 220.

Bemerkenswert ist zunächst, dass alle Kinder von Johann Friedrich Vulpius in den Kirchenbüchern der Hofgemeinde verzeichnet sind. Auch die beiden Trauungen, 1760 mit Christiana Margaretha Riehl und 1774 mit Johanna Dorothea Weyland, sind im Trauregister der Hofkirche vermerkt. Das Privileg der Taufe bei Hof – das lange Zeit ausschließlich die höheren Chargen des Hofes und der Landesverwaltung besaßen – wurde erst ab 1738/39 auf die niederen Hofbediensteten ausgedehnt. Offensichtlich hatten sich die Hofgeistlichen für eine Erweiterung der Hofkirchengemeinde eingesetzt, um nicht vor „leeren Stühlen predigen [zu] müßen."[127] Somit erfolgte zu dieser Zeit eine endgültige personelle Trennung zwischen Hof- und Stadtgemeinde.[128] Als niederer Beamter der landesherrlichen Verwaltung und Mitglied der Hofgemeinde nutzte Vulpius das ihm zustehende Recht, seine Kinder in der Hofkirche taufen zu lassen.[129]

Inwieweit die Zugehörigkeit zur Hofgemeinde in Weimar ein ‚soziales Kapital' im Bourdieu'schen Sinne darstellt, erörtert Sebastian Hunstock.[130] Er zeigt anhand weniger Anhaltspunkte, die sich in den Trauregistern finden lassen, dass die Zugehörigkeit oder umgekehrt die Nicht-Zugehörigkeit zur Hofgemeinde sowohl von ihren Mitgliedern als auch von Personen, die anderen Gemeinden angehörten, bewusst wahrgenommen und reflektiert wurde und dass die Rechte, die sich aus dieser Zugehörigkeit ergaben, durchaus bekannt waren. Obwohl sich die-

127 LATh – HStA Weimar, Sign.: B 3882, S. 3, zit. nach Eichelberger, Carsten: Zur Genese der Weimarer Kirchengemeinden. In: Ries, Klaus [Hrsg.]: Zwischen Hof und Stadt, S. 13–26, hier S. 16.

128 Vgl. Eichelberger: Weimarer Kirchengemeinden, S. 14–16. – Eichelberger sieht die Weimarer Kirchgemeinde trotz der Dreiteilung in Stadt-, Hof- und Garnisonsgemeinde als eine einzige Gemeinde, deren Aufspaltung nur funktionalen Zwecken gedient habe (vgl. ebd., S. 17).

129 Sigrid Damm vertritt die Ansicht, die Taufe von Christiana Vulpius habe in der Sakristei der Hofkirche stattgefunden, welche „die im ältesten Stadtteil, in der Vorstadt, gelegene Jakobskirche" gewesen sei (vgl. Damm: Christiane und Goethe, S. 31). Hier liegt offensichtlich eine Verwechslung oder ein falscher Analogieschluss zum Ort der Eheschließung zwischen Christiana Vulpius und Johann Wolfgang von Goethe im Oktober 1806 vor. Die Jakobskirche, die eigentliche Garnisonskirche, diente erst nach dem Schlossbrand von 1774 auch als Hofkirche (vgl. Schnaubert, Guido: Aus Weimars Vergangenheit. Die Hof- und Garnisonskirche zu St. Jacob in Weimar und die Begräbnisstätten auf dem St. Jacobsfriedhof. Weimar 1913, S. 13). Als Christiana Vulpius am 3. Juni 1765 getauft wurde, geschah dies in der Hofkirche, auch Schlosskapelle genannt. Sebastian Hunstock weist zwar darauf hin, dass der Ort, an dem die Parochialhandlung vollzogen wurde, auch bei Mitgliedern der Hofgemeinde neben der Hofkirche (später der Hof- und Garnisonskirche) die Stadtkirche gewesen sein konnte (vgl. Hunstock: Weimarer Hofgemeinde, S. 102). In diesen Fällen wurde ein von der Hofkirche abweichender Ort jedoch in aller Regel gesondert vermerkt. Dies gilt beispielsweise auch für Nottaufen, die im Haus erfolgten. Im Taufbucheintrag von Christiana Vulpius gibt es jedoch keinerlei Anzeichen, die auf einen abweichenden Ort hindeuten.

130 Vgl. für den nachfolgenden Absatz: Hunstock: Weimarer Hofgemeinde, S. 102–108.

ses Bewusstsein um die Vorzugsstellung sowie die individuelle Ausprägung dieser Überzeugung retrospektiv nicht mehr eindeutig empirisch belegen lassen,

> dürfte dieses Bewusstsein als nicht unwahrscheinlich gelten, da die durch die gesetzlichen Sonderregelungen begründeten Privilegien bezüglich des Heirats- und Taufortes im Gemeindealltag ständig vor Augen traten und die Zugehörigkeit zur Hofparochie somit einen nicht geringen Grad an Öffentlichkeit im städtischen Alltag besaß.[131]

Weitere Belege sieht Hunstock in der Expansion der Hofgemeinde sowie in der starken sozialen Verflechtung innerhalb der Hofgemeinde über Heiraten und Patenschaften, die trotz der unterschiedlichen Ausprägung in den einzelnen Sozialschichten eine gewisse Exklusivität nahelegen. Hunstock geht davon aus, dass die Zugehörigkeit zur Weimarer Hofgemeinde durchaus ein ‚soziales Kapital' war und eine wichtige Rolle für soziale Abgrenzungsstrategien spielte.[132]

Seine Untersuchung zeigt, dass zwischen 1775 und 1806 bei der Taufpatenwahl innerhalb des hohen Hof- und Verwaltungsapparates – trotz aller Vorsicht vor monokausalen Erklärungsmustern und der gebotenen Differenzierung – eine deutliche Beschränkung auf die eigene soziale Schicht (97,7%) vorlag und überwiegend Paten gewählt wurden, die ebenfalls der Hofgemeinde angehörten. Dabei war die ständische Zugehörigkeit der Taufpaten kein entscheidendes Kriterium; es wurden also sowohl von adeligen als auch nicht-adeligen Mitgliedern der Oberschicht der Weimarer Hofgemeinde auch nicht-adelige Personen meist aus dem hohen Verwaltungs- und Hofapparat, seltener aus dem mittleren staatlichen Verwaltungs-, Hof- und Dienstpersonal gewählt.[133]

Das mittlere Hof-, Verwaltungs- und Dienstpersonal[134] favorisierte ebenfalls Paten aus der eigenen sozialen Schicht (57,5%). Zudem dominierten Verflechtungen innerhalb der Hofgemeinde (66,6%). In der unteren Schicht des Hof-, Verwaltungs- und Dienstpersonals,[135] zu der auch Johann Friedrich Vulpius zählte, wurden bevorzugt Paten aus dem mittleren (35,4%) sowie unteren Verwaltungs-, Hof- und Dienstpersonal gewählt. Hier zeigt sich neben einer erneut starken inneren Verflechtung der Hofgemeinde im Gegensatz zum mittleren Hof-, Verwaltungs- (und

131 Ebd., S. 105.

132 Vgl. ebd., S. 108.

133 Vgl. ebd., S. 93.

134 Darunter zählen nach Hunstock in Anlehnung an Hans Eberhardts Gliederung alle Personen, deren jährliches Einkommen zwischen 200 und 1000 Reichstalern lag (vgl. Hunstock: Weimarer Hofgemeinde, S. 84, Eberhardt: Goethes Umwelt, Tabelle „Gesellschaftliche Gliederung der Einwohnerschaft von Weimar nach den Einkommensverhältnissen am Ausgang der Goethezeit [1820]" zwischen S. 24 und 25).

135 Hierunter fallen alle Personen, die mit höchstens 100 bis 200 Reichstalern ein sehr geringes Jahreseinkommen hatten (vgl. Hunstock: Weimarer Hofgemeinde, S. 88, Anm. 49).

Dienst-)personal auch eine häufige Orientierung nach oben zu Taufpaten aus dem nächsthöheren Sozialbereich.[136] Zu fragen ist daran anschließend, ob sich die genannten Muster hinsichtlich der Taufpatenwahl auch im Fall des niederen Verwaltungsbeamten Johann Friedrich Vulpius nachweisen lassen.

Zunächst ist zu konstatieren, dass alle Kinder von Johann Friedrich Vulpius die gesetzlich vorgesehenen drei Taufpaten erhielten,[137] während unter dem niederen Verwaltungs-, Hof- und Dienstpersonal durchschnittlich nur 2,8 Paten auf einen Täufling kamen.[138] Diese Taufpaten bzw. die Bezugspersonen der Taufpatinnen lassen sich, wie aus Tab. 2 hervorgeht, bis auf wenige Ausnahmen der Hofgemeinde (Kategorie 2) zuordnen. Das heißt, die Taufpatenwahl für Johann Friedrich Vulpius' Kinder weist in der Tat eine starke Hinwendung zu Mitgliedern der Hofgemeinde bzw. Personen, die aufgrund ihres Status dieser formal angehören durften, auf. Die meisten von ihnen waren in der landesherrlichen Verwaltung und damit im Arbeitsumfeld des Vaters der Täuflinge tätig. Von den insgesamt 27 unterschiedlichen Taufpaten kann nur bei vier Taufpaten bzw. Bezugspersonen[139] nach formalen Kriterien die Zugehörigkeit zur Hofkirche ausgeschlossen werden. Zu den Personen, die weder eine (soweit bekannt) verwandtschaftliche Beziehung zur Familie Vulpius hatten noch der Hofgemeinde zugehörig waren, zählen der Arzt Christian Gottlieb Hufeland, Johanna Maria Buchholz (Buchholtz, Bucholtz, Bucholz), Ehefrau eines Weimarer Arztes, sowie der Hoflichtverleger Johann Christoph Schäffer und Charlotte Ernestina Gambu (Gamby), Ehefrau des Hoffaktors Claude Gambu. Die Zuordnung zweier lediger Frauen, nämlich Carolina F. Ch. Schnecker als Stieftochter des fürstlich-sächsischen Kriegsrats Johann Carl Spieß sowie Carolina Schmidt, der Nichte des Geheimen Assistenzrates Schmidt, lässt sich nicht eindeutig klären.

Auffällig ist zunächst, dass sich direkt oder indirekt gleich zwei Mediziner unter den Taufpaten des fünften Kindes Johann Gottlieb Heinrich befinden. Der Arzt Christian Gottlieb Hufeland hatte Gevatter gestanden, während Wilhelm Heinrich Sebastian Bucholtz zwar nicht selbst als Pate in Erscheinung trat. Dafür hatte seine Gattin Johanna Maria gleich zweimal Patenschaften übernommen.

136 Vgl. ebd., S. 96–99.

137 Vgl. Schmidt, Johannes: Aeltere und neuere Gesetze, Ordnungen und Circular-Befehle für das Fürstenthum Weimar und für die Jenaische Landesportion bis zum Ende des Jahres 1799 in einen alphabetischen wörtlichen Auszug gebracht, Bd. 8. Jena 1804, S. 402.

138 Vgl. Hunstock: Weimarer Hofgemeinde, S. 98.

139 Es handelt sich um 29 Taufpaten und -patinnen, da zwei Personen jeweils zweimal Pate gestanden hatten und sich die Taufpaten beim jüngsten Kind durch eine vierte Person vertreten ließen.

Beide Ärzte sollten wenige Jahre später zu den führenden Medizinern in Weimar gehören.[140]

Der Ursprung der Bekanntschaft zwischen der Familie Vulpius und Hufeland konnte nicht rekonstruiert werden. Für die Hintergründe der Bekanntschaft mit Johanna Maria Buchholz, geborene Söllner (1748–1822), lassen sich hingegen Anhaltspunkte aus der Weimarer Häuserkartei entnehmen. Hieraus geht hervor, dass sie 1783 zu den Erben des sogenannten Lutherhofes gehörte, der sich unweit des Wohnhauses der Familie Vulpius in der Luthergasse[141] befand. Ihr Vater, der Weimarer Unteroffizier Johann Nicolaus Söllner, später Kammerfaktor und Betreiber der Ratsziegelei (gestorben am 6. Juni 1783),[142] hatte das Freihaus 1760 erworben.[143] Die beiden Familien wohnten also eine Zeit lang in unmittelbarer Nachbarschaft.

Johanna Maria Söllner heiratete 1763 den in vielen Reformbereichen tätigen Arzt, Pharmazeuten und Wirtschaftsreformer Wilhelm Heinrich Sebastian Buchholz. Die Ehe war nicht glücklich und wurde 1774 wieder geschieden.[144] Wenige Jahre später ab 1781 nahm Johanna Maria Buchholz die Produktion gewebter, nahtloser Feuerwehrschläuche in ihrer Manufaktur auf und wurde so zu einer der erfolgreichsten Unternehmerinnen Weimars.[145] Der persönliche Kontakt zwischen ihr und der Familie Vulpius schien intensiver gewesen zu sein, worauf die Übernahme von gleich zwei Patenschaften hindeutet (nachdem das erste Patenkind wenige Monate nach der Taufe gestorben war).

Der Kontakt zwischen der ‚Buchholzin' und Christiana Vulpius riss offensichtlich auch in späterer Zeit nicht ab oder wurde wieder aufgenommen. Hierfür gibt es zwei Belege: Als Goethe in den ersten Monaten des Jahres 1805 ernsthaft

140 Vgl. Ventzke, Marcus: Das Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach 1775–1783 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Thüringen. Kleine Reihe, 10). Köln 2004, S. 290.

141 Vgl. Mende, Bernd: Art. „Luthergasse". In: Günther, Gitta / Huschke, Wolfram / Steiner, Walter: Weimar. Lexikon zur Stadtgeschichte. Weimar: 2., verb. Aufl. 1998, S. 285.

142 Art. „ID 36134 – Buchholz, Johanna Maria geb. Söllner", in: Forschungsdatenbank so:fie, https://ores.klassik-stiftung.de/ords/f?p=900:2:::::P2_ID:36134 (24.02.2024).

143 Vgl. Huschke: Weimarer Häuserkartei, Bd. 2, Stadt A Weimar, Sign.: 5323.

144 Vgl. Art. „ID 36134 – Buchholz, Johanna Maria, geb. Söllner" – Johanna Maria Buchholz übernahm 1769 die letzte Patenschaft für ein Kind aus der Familie Vulpius.

145 Vgl. Ventzke, Marcus: Johanna Maria Buchholz (Bucholz), geb. Söllner (1748–1822). In: Freyer, Stefanie / Horn, Katrin / Grochowina, Nicole (Hrsg.): FrauenGestalten Weimar-Jena um 1800. Ein bio-bibliographisches Lexikon (Ereignis Weimar-Jena, 22). Heidelberg: 2., überarb. Aufl. 2009, S. 96–98 sowie weiterführend Ventzke, Marcus: „Dr. Buchholzin" und andere: Unternehmerinnen im „klassischen Weimar". In: Frindte, Julia / Westphal, Siegrid (Hrsg.): Handlungsspielräume von Frauen um 1800 (Ereignis Weimar-Jena, Kultur um 1800, 10). Heidelberg 2005, S. 341–360 und Hunstock: Weimar, S. 186–189.

erkrankt war und Christiana Vulpius ihren Vertrauten und Freund der Familie Nicolaus Meyer davon in Kenntnis setzte, bat sie Meyer, seinen Antwortbrief entweder an ihren Bruder oder an „Die Frau Dockderin Buchholz“[146] zu adressieren, da Goethe es ungern sah, wenn sie von seinen Krankheiten und Leiden berichtete. Diese Funktion als ‚Briefmittlerin‘ deutet auf ein engeres Vertrauensverhältnis hin, welches über eine bloße Bekanntschaft hinausging.

Zudem ist bekannt, dass die Enkelin von Maria Buchholz, Caroline Ulrich (1790–1855), schon als junges Mädchen häufig im Goethehaus am Frauenplan zu Gast war. Die Mutter Johanna Carolina Henriette Ulrich (1769–1802) starb mit 32 Jahren; anschließend wuchs Caroline Ulrich bei ihrer Großmutter Johanna Maria Buchholz auf. Nach der Heirat von Christiana und Johann Wolfgang von Goethe wurde Caroline Ulrich Gesellschafterin der Frau Rat Goethe und wohnte ab 1809 bis zu ihrer Heirat 1814 mit im Haus am Frauenplan.[147] Die beiden Frauen müssen sich durch das freundschaftliche Verhältnis Christiana von Goethes zu Maria Buchholz schon viele Jahre gekannt haben, sodass Caroline Ulrich keineswegs zufällig als Gesellschafterin ausgewählt wurde, sondern als Vertraute vielmehr sukzessive in diese Rolle hineingewachsen war.

Ein weiterer Fall von nachbarschaftlicher Bekanntschaft wie bei Maria Buchholz liegt bei dem Hofseifensieder und Hoflichtverleger Johann Christoph Schäffer vor, Pate des zweiten Sohnes Friedrich Carl Christoph. Schäffer, der in der Jakobsgasse 18 wohnte, gehörte zu den Titularhofhandwerkern; er hatte also keine feste Anstellung bei Hofe. Von 1764 bis 1770 war er außerdem als Wachtmeister tätig. Im Stadtrat stieg er bis zum Baukämmerer auf.[148] Ungewiss bleibt der Ursprung der Beziehung zu Claude Gamby, der eine Schminke- und Parfumhandlung besaß.

Visualisiert man die Taufpatenschaften der Vulpius-Kinder aus erster und zweiter Ehe in einem Soziogramm, einer gängigen Darstellungsweise für Beziehungen und personelle Verflechtungen in der Sozialen Netzwerkanalyse,[149] so fallen weitere Besonderheiten und Unterschiede auf (vgl. Abb. 1).

---

146 Brief an Nicolaus Meyer vom 12. April 1805, BNUS, Sign.: MS 2479, Bl. 14, vgl. auch Goethes Bremer Freund Dr. Nicolaus Meyer. Briefwechsel mit Goethe und dem Weimarer Kreise. Im Auftrag des Goethe- und Schiller-Archivs. Hrsg. von Hans Kasten. Bremen 1926, Nr. 99 (nachfolgend Kasten).

147 Vgl. Fuchs, Anne: *Caroline* Wilhelmine Henriette Johanna Riemer, geb. Ulrich (1790–1855). In: Freyer, u. a. (Hrsg.): FrauenGestalten, S. 267–269, hier S. 267. – Vgl. auch Pollmer, Arthur: Caroline Ulrich und Goethe. In: Jahrbuch der Sammlung Kippenberg, Bd. 6. Leipzig 1926, S. 14–64.

148 Vgl. Pöhnert, Katrin: Hofhandwerker in Weimar und Jena (1770–1830). Jena 2014, S. 71 und S. 253 f.

149 Für die Anregung zu dieser Form der Visualisierung danke ich apl. Prof. Dr. Robert Gramsch-Stehfest. – Als kompaktes Handbuch zur Sozialen Netzwerkanalyse vgl. Jansen, Dorothea: Einführung in die Netzwerkanalyse: Grundlagen, Methoden, Forschungsbeispiele. Wiesbaden: 2., erw. Aufl. 2003, darin S. 91–93 zur visuellen Darstellung sozialer Beziehungen in Form

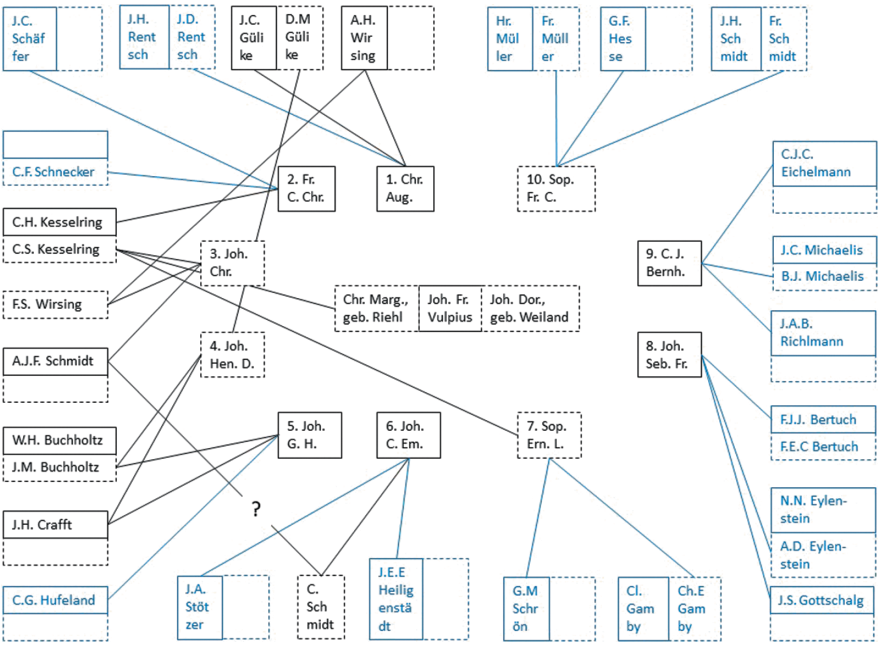


Abb. 1: Soziogramm der Taufpatenschaften der Familie Vulpius.

Innerhalb des Soziogramms repräsentiert jedes Kästchen (sogenannter *Knoten*) eine Person, wobei diese Felder für Männer bzw. Jungen mit durchgezogener Linie und für Frauen bzw. Mädchen mit unterbrochener Linie umrahmt sind. Im Zentrum steht Johann Friedrich Vulpius, der Vater Christianas, mit seiner ersten Ehefrau links und der zweiten Ehefrau rechts. Die Kinder sind kreisförmig im Innenring um die Eltern gruppiert und chronologisch gegen den Uhrzeigersinn geordnet. Die graue, gestrichelte Trennlinie grenzt die Kinder der ersten und der zweiten Ehe voneinander ab. Im äußeren Ring sind alle Familien verzeichnet, welche Taufpaten für

von Soziogrammen. Die Soziale Netzwerkanalyse findet nicht mehr nur in der Soziologie Anwendung, sondern u. a. auch in den Literatur- und Geschichtswissenschaften, vgl. hierzu etwa Stegbauer, Christian / Häußling, Roger (Hrsg.): Handbuch Netzwerkforschung (Netzwerkforschung, 4). Wiesbaden 2010; Düring, Marten u. a. (Hrsg.): Handbuch Historische Netzwerkforschung: Grundlagen und Anwendungen (Schriften des Kulturwissenschaftlichen Instituts Essen [KWI] zur Methodenforschung, 1), Münster 2016 sowie als neueren Überblick Jannidis, Fotis: Netzwerke. In: Ders. / Kohle, Hubertus / Rehbein, Malte (Hrsg.): Digital Humanities. Eine Einführung. Stuttgart 2017, S. 147–161.

die Vulpius-Kinder stellten.[150] Jede Verbindungslinie zwischen den Knoten (sogenannte *Kante*) markiert eine biologische bzw. soziale Beziehung zwischen den betreffenden Personen, nämlich entweder die Taufpatenschaft oder die Verwandtschaft zwischen Taufpaten.[151] Im Soziogramm hellblau dargestellt sind im Sinne der Verflechtung weniger bedeutende Personen und Beziehungen, worauf im Folgenden noch genauer eingegangen wird.

Mithilfe des Soziogramms werden Unterschiede in der Taufpatenwahl zwischen den Kindern aus erster und aus zweiter Ehe sichtbar. Bei den Kindern aus erster Ehe sind recht enge interne Verflechtungen der Taufpatinnen und Taufpaten erkennbar. Diese kommen zum einen dadurch zustande, dass häufig Ehepartner bei unterschiedlichen Vulpius-Kindern Pate gestanden hatten wie bei den Ehepaaren Kesselring und Gülike – eine gängige Praxis in einer kinderreichen Zeit wie dem 18. Jahrhundert. Zum anderen ergeben sich Verflechtungen durch anderweitige Verwandtschaftsbeziehungen der Patinnen und Paten untereinander wie im Fall von August Heinrich und Friederica Sophia Wirsing, bei denen sowohl der Vater als auch seine ledige Tochter an das Taufbecken gebeten wurden. Im Soziogramm treten die Ehepaare bzw. verwandtschaftlich verbundenen Personen, die gemeinsam Anteil an mehr als einer Patenschaft hatten, schwarz hervor. Jene Personen oder Ehepaare, die nur an einer Taufpatenschaft Anteil hatten und/oder keine anderweitigen verwandtschaftlichen Beziehungen aufweisen, sind blau dargestellt.

Bei den Täuflingen aus erster Ehe kommt eine weitere Besonderheit hinzu: Drei Personen hatten jeweils bei zwei Kindern Patenschaften übernommen. Dies betrifft Christiana Sophia Kesselring, Johanna Maria Buchholz und Johann Heinrich Crafft Häublein. Der Täufling der letzten beiden, die am 6. September 1767 geborene Johanna Henrietta Dorothea, starb wenige Monate nach der Geburt. Dies bewog die Eltern offensichtlich dazu, beide Paten beim nächsten Kind Johann Gottlieb Heinrich, der ein gutes Jahr nach dem frühen Tod seiner Schwester geboren wurde, nochmals an das Taufbecken zu bitten.

Anders ist die zweimalige Patenschaft der Christiana Sophia Kesselring zu erklären, war sie doch die Schwester der ersten Ehefrau, Christiana Margaretha Vulpius, und damit leibliche Tante aller Kinder aus erster Ehe. Sie übernahm die Patenschaft sowohl für eine Tochter aus erster Ehe (Johanna Christiana Sophia) als auch für eine Tochter aus zweiter Ehe (Sophia Ernestina Louise). Damit stellt

150 Es handelt sich in der Regel um Ehepaare, wobei im Soziogramm (vgl. Abb. 1) der Ehemann links, die Ehefrau rechts oder oben/unten steht. Die eingetragenen Namen entsprechen den Angaben der Kirchenbücher, Ergänzungen wurden nicht vorgenommen.

151 In einem Fall besteht zudem Verwandtschaft zwischen der Kindsmutter (Christina Margaretha Vulpius, geb. Riehl) und einer Taufpatin (Christiana Sophia Kesselring, geb. Riehl).

sie zugleich ein Verbindungsglied zwischen beiden Ehen des Johann Friedrich Vulpius dar. Anders als im vorgenannten Fall übernahm sie ihre zweite Taufpatenschaft, obwohl das erste Patenkind, Christiana Vulpius, noch am Leben war. Zudem war auch ihr Ehemann, Carl Heinrich Kesselring, Pate des zweiten, früh verstorbenen Sohnes Friedrich Carl Christoph. Die Kesselrings sind folglich als eine wichtige Stütze der Familie Vulpius anzusehen, was sicher vorrangig in ihrem natürlichen Verwandtschaftsverhältnis zueinander begründet liegt, welches durch die zusätzlichen künstlichen Bande verstärkt wurde.

Die Taufpatenschaften der Kinder aus zweiter Ehe von Johann Friedrich Vulpius mit Johanna Dorothea, geborene Weiland, welche auf der rechten Seite des Soziogramms visualisiert sind, ergeben ein anderes Bild. Hier sind vergleichbare Verflechtungsstrukturen wie bei den Kindern aus erster Ehe nicht zu erkennen; Knoten und Kanten auf der rechten Seite der Trennlinie sind deshalb ausschließlich blau dargestellt. Das heißt, dass alle Patinnen und Paten nur eine Taufpatenschaft übernommen hatten[152] und darüber hinaus auch keine natürlichen verwandtschaftlichen Beziehungen untereinander bestanden, soweit das aus den Taufeinträgen ersichtlich ist. Auch mehrfache Patenschaftsübernahmen erfolgten nicht.

Diese isolierte Struktur des Taufpatenschaftsnetzwerks der zweiten Ehe, die auf den ersten Blick in einem starken Kontrast zu dem Beziehungsgeflecht der ersten Ehe steht, relativiert sich etwas, wenn drei Faktoren in die Betrachtung einbezogen werden: Erstens gingen aus der zweiten Ehe nur vier gemeinsame Kinder hervor (aus der ersten Ehe sechs), was die Anzahl der Taufpatenschaften von vornherein verringert. Zudem starben drei Kinder aus erster Ehe bereits wenige Monate nach der Geburt, sodass die Taufpatinnen und Taufpaten der verstorbenen Kinder erneut für Patenschaften zur Verfügung standen; und in der Tat resultierten zwei von drei doppelten Patenschaftsübernahmen offensichtlich aus dem frühen Tod des ersten Täuflings. In der zweiten Ehe trat eine ähnliche Konstellation nur bei den beiden letztgeborenen Kindern auf: Carl Julius Bernhard starb am 5. April 1781 und gute vier Monate später wurde seine Schwester Sophia Friederica Charlotta geboren. Dies hatte allerdings keine Auswirkungen auf die Patenwahl. Ein dritter Aspekt betrifft die Herkunft der Mutter, Johanna Dorothea Vulpius (geb. Weiland). Sie stammte nicht wie die erste Gattin von Johann Friedrich Vulpius aus Weimar, sondern aus dem im Nordosten Thüringens gelegenen Heldrungen. Dies impliziert, dass sie wahrscheinlich weniger gut in Weimar vernetzt war und zumindest ihre

152 Die einzige Ausnahme bildet die bereits erwähnte Christiana Sophia Kesselring, die durch ihre geschwisterliche Bindung an die erste Ehefrau von Johann Friedrich Vulpius strukturell der ersten Ehe zuzuordnen ist.

Verwandten wohl nicht in Weimar oder der unmittelbaren Umgebung lebten.[153] Somit wäre für potentielle Patenschaftsübernahmen mütterlicherseits eine gewisse räumliche Distanz zu überwinden gewesen.

Bemerkenswert erscheinen des Weiteren hinsichtlich der Kindstaufen aus zweiter Ehe zwei Besonderheiten. Die erste ergibt sich aus der Betrachtung der Taufpatenschaften nach ihrem sozialen Status. Dabei fällt besonders der 1777 geborene Sohn Johann Sebastian Friedrich auf. Unter seinen Patinnen und Paten sind sowohl die Witwe des Fürstlich Sächsischen Kammerrates Johann Conrad Eylenstein als auch der damalige Rat und Geheime Sekretär Friedrich Justin Bertuch vertreten. Beide sind Bürgerliche, stehen aufgrund ihres deutlich höheren Ranges in der landesherrlichen Verwaltung und in ihrem gesellschaftlichen Ansehen jedoch deutlich über der Familie Vulpius. Ob diese Patenwahl aus dem beruflichen Umgang des Vaters resultierte oder ob es sich um anderweitige Bekanntschaften handelte, ist nicht zu ermitteln. Auch der dritte Taufpate des Sohnes, der Oberkonsistorialrat Johann Sebastian Gottschalg, wäre als Geistlicher eher typisch für die Taufpatenwahl des mittleren Verwaltungs-, Hof- und Dienstpersonals und nicht des unteren.[154] Zu vermuten ist, dass die Wahl von sozial höher gestellten Personen im Zusammenhang mit der Stellung der Mutter (und Stiefmutter von Christiana Vulpius) gestanden haben könnte. Johanna Dorothea Vulpius stand vor ihrer Hochzeit im Dezember 1774 als Kammerjungfer in den Diensten Caroline Louise von Lynckers.[155] Mög-

153 Aus dem Traueintrag lässt sich erschließen, dass sie weitere Geschwister hatte, da sie als die jüngste Tochter des Amtsverwalters zu Schloss Heldrungen bezeichnet wird (vgl. KA WE Traubuch Hofgemeinde 1762–1800, S. 142).

154 Vgl. Hunstock: Weimarer Hofgemeinde, S. 97.

155 Vgl. den Taufeintrag zu Christiana Vulpius' Cousin Heinrich Friedrich Christian Riehl vom 21.07.1774, KA WE Taufbuch Stadtkirche 1734–1750, Bl. 269v; vgl. auch Huschke: Orts- und familiengeschichtliche Betrachtungen, S. 568, S. 570 und 572 sowie Damm: Christiane und Goethe, S. 47. – Bei Damm ist darüber hinaus zu lesen, dass 1769 die „Hochwohlgeb. Reichs-Gräfin v. Schlitz, genannt Goerz" Pate bei einem Vulpius-Kind gestanden habe (Damm: Christiane und Goethe, S. 76). Gemeint ist wohl Friederike Caroline von Schlitz, genannt von Goertz, seit 1768 verheiratet mit Johann Eustach Graf von Schlitz, genannt von Goertz (zu den Personen vgl. Huschke, Wolfgang: Forschungen zur Geschichte der führenden Gesellschaftsschicht im klassischen Weimar. Mit 12 Tabellen. In: Forschungen zur thüringischen Landesgeschichte. Friedrich Schneider zum 70. Geburtstag am 14. Oktober 1857 (Veröffentlichungen des Thüringischen Landeshauptarchivs Weimar, 1). Weimar 1958, S. 55–114, hier S. 76 f.). Nach Damms Datierung zu urteilen, müsste es sich um eine Taufpatenschaft für den am 23. Januar 1769 in erster Ehe geborenen Sohn Johann Gottlob Heinrich gehandelt haben. Der Name der Gräfin ist jedoch in keinem der Taufbucheinträge der Vulpius-Kinder nachzuweisen. Eine solche Taufpatenwahl wäre – hätte sie stattgefunden – aufgrund des nicht unerheblichen sozialen Unterschieds ein durchaus ungewöhnlicher Fall gewesen. Denn mittels rechtlicher Verordnungen sollten unter Strafandrohung zu große soziale Unterschiede zwischen den Taufpaten und den Eltern des Täuflings vermieden werden (vgl. Sächsisch Weimarische

licherweise hatte sie dadurch Kontakte in höhere Gesellschaftskreise knüpfen können; immerhin war Carl Friedrich Ernst von Lyncker zu dieser Zeit Vizepräsident des Oberkonsistoriums und Landschaftsdirektor.

Ein zweites bemerkenswertes Spezifikum betrifft die Paten des zehnten und letzten Kindes von Johann Friedrich Vulpius, der am 8. August 1781 geborenen Sophia Friederika Charlotta: Ihre Taufpaten stammten weder aus Weimar, noch waren sie bei der Taufe anwesend, wobei Letzteres aufgrund der Entfernung eine Folge aus Ersterem sein könnte. Es handelte sich bei allen drei (Bezugs-)Personen um niedere bis mittlere Verwaltungsbeamte aus Berka (etwa zwölf Kilometer von Weimar entfernt), Gutmannshausen und Buttstädt (beide etwa 20 Kilometer entfernt). Vertreten wurden sie schließlich von dem außerordentlichen Hofadvokaten Johann Christoph Rechtebach aus Weimar.

Es könnte sich um eine bloße Koinzidenz handeln, dass bei diesem letzten Kind ausschließlich auf Paten zurückgegriffen wurde, die aller Wahrscheinlichkeit nach nicht zum engeren Bekannten- bzw. Freundeskreis der Familie oder zum unmittelbaren Arbeitsumfeld des Vaters gehörten und die auch nicht aus dem näheren räumlichen Umfeld kamen. Ein möglicher Zusammenhang zu der sich verschlechternden Lebenssituation der Familie Vulpius kann nur vermutet werden. Bei aller gebotenen Vorsicht vor teleologischen Interpretationen könnte man hierin Vorboten der schweren beruflichen und existentiellen Krise des Vaters und damit der gesamten Familie sehen, die mit seiner Entlassung etwa neun Monate später ihren Höhepunkt erreichte. So liegt die Hypothese nicht allzu fern, dass sich in der Taufpatenwahl bereits zu diesem Zeitpunkt im August 1781 eine gewisse soziale Distanzierung von der einen oder der anderen Seite zeigt. Die größere Isolation der Familie vom bisherigen Umfeld, die sich generell bei den Taufpatenschaften der zweiten Ehe andeutet, tritt hier noch einmal verstärkt hervor.

Bilanzierend ist hinsichtlich der Taufpatenwahl der Familie Vulpius eine Konzentration auf zur Hofgemeinde gehörende Personen, die meist in Verbindung mit dem Arbeits- und Tätigkeitsbereich des Vaters standen, zu konstatieren.

Policey-Ordnung vom 19. Juli 1727, c. 4, § 3. In: Schmidt: Aeltere und neuere Gesetze, S. 403 sowie Hunstock: Weimarer Hofgemeinde, S. 98). Damm erwähnt unter den Taufpaten der Vulpius-Kinder zusätzlich den vermeintlich hochrangigen „Geheimen Rath Schmidt“ (vgl. dies.: Christiane, S. 76). Der häufige Name *Schmidt* führt aus naheliegenden Gründen zu Schwierigkeiten bei einer eindeutigen Identifikation, zumal Damm keinen Vornamen erwähnt. Die Autorin kennzeichnet Namen und Funktion typographisch als Quellenzitat. Dieses ist als solches jedoch in den Taufbucheinträgen der Vulpius-Kinder nicht nachweisbar. Der Name *Schmidt* taucht zwar als Taufpate von Christiana Vulpius im Taufregister auf, aber bei diesem handelt es sich laut Kirchenbuch um Anton Justus Friedrich Schmidt, seinerzeit Fürstlich-Sächsischer Hofadvokat (vgl. KA WE, TB HK 1755–1765, S. 403).

Es ist – wie Hunstock dies auch für das niedere Verwaltungspersonal aufzeigt – eine Orientierung an der nächsthöheren Beamtenschicht zu erkennen und im Fall des achten Kindes Johann Sebastian Friedrich sogar an einer deutlich höheren, ohne dass sich deren Hintergründe erhellen ließen. Dieser Befund lässt vermuten, dass sich Johann Friedrich Vulpius seiner gesellschaftlichen Stellung als Beamter in der landesherrlichen Verwaltung sowie der Exklusivität der Hofgemeinde bewusst war. Ungeachtet der Armut in seiner Familie legte er offensichtlich Wert auf diese distinktiven Faktoren und Handlungen. Dadurch wird eine bewusste Abgrenzung zur Unterschicht deutlich.

Die veränderten Strukturen des Taufpatennetzwerkes der Kinder aus zweiter Ehe scheinen ferner darauf hinzudeuten, dass sich die gesellschaftliche Position des Vaters und der Familie in den 1770er Jahren wandelte und verschlechterte. Es trat offensichtlich eine gewisse Isolierung vom vormaligen Umfeld ein. Besonders deutlich wird dies bei der Taufe des letzten Kindes, die nur wenige Monate vor der Dimission des Vaters erfolgt war. Auch für die heranwachsende Christiana Vulpius kann dies – von dem biographisch direkt Fassbaren abgesehen – Folgen gehabt haben. Zugleich aber legt das Beispiel ihrer späteren Gesellschafterin Caroline Ulrich und deren Großmutter Maria Buchholz nahe, dass zumindest einige durch Taufpatenschaft begründete Beziehungen sich als langfristig tragfähig erwiesen. Wie auch andere Beispiele zeigen, die sich ihren Briefen entnehmen lassen, blieb Christiana von Goethe ihr Leben lang mit dem sozialen Umfeld ihrer Herkunftsfamilie verbunden.

2.1.4 Sozialräumliches Umfeld

Für den soziobiographischen Hintergrund von Christiana Vulpius geben die Wohnverhältnisse der Familie bzw. die sozialräumliche Verortung weitere Anhaltspunkte. Grundsätzlich war die „Eingebundenheit in ein jeweiliges ‚lokales Subsystem' [...] für die Einwohner einer Stadt von nicht zu vernachlässigender Bedeutsamkeit."[156] Das galt in einer Zeit, in der sich die Konzentration auf die ‚Kernfamilie' noch nicht mehrheitlich durchgesetzt hatte, für Erwachsene und Kinder noch stärker als heutzutage. Neben dem Haus gehörte das unmittelbare soziale und räumliche Umfeld wie die Straße und die Nachbarschaft zu den prägenden Erfahrungsräumen der Kinder.[157] Ausschlaggebend sind hierbei weniger die Lage oder die Zugehörigkeit zu

156 Hunstock: Weimar, S. 131.

157 Vgl. van Dülmen, Richard: Kultur und Alltag in der frühen Neuzeit. Erster Band: Das Haus und seine Menschen. 16.–18. Jahrhundert. München ^{4}2005, S. 101. – Zur Herausbildung der bürgerlichen Familienform vgl. ebd., S. 229 ff.

einem bestimmten Stadtviertel als vielmehr die Rückschlüsse auf persönliche Kontakte und Beziehungen, die sich aus dem Zusammenleben in der Nachbarschaft ergeben. Sebastian Hunstock weist in diesem Zusammenhang auf die Bedeutung des Stadtviertels hin, das jenseits der innerstädtischen Verwaltungseinheit als sozialer Raum zu verstehen sei, „der den Alltag seiner Bewohner in vielfältiger Weise prägte und bestimmte und dadurch auch auf die soziale Identität jedes einzelnen Einwohners zurückwirkte."[158]

Christiana Vulpius wuchs in der Luthergasse 5, unweit der Weimarer Wilhelmsburg und der Stadtkirche zu St. Peter und Paul, auf. Das Haus, in dem ihre Familie lebte, gehörte dem Böttchermeister Joachim Heinrich (Johann Casper) Hänßgen (auch Hänsgen, Hänschen, Henßgen).[159] Ob dieser das Haus ebenfalls mit Familie und Bediensteten bewohnte, ist anhand der Quellen nicht eindeutig festzustellen.[160] Denn nicht in jedem Fall traf dies zu. Einige Hauseigentümer vermieteten ihren Besitz und wohnten selbst in einem anderen Haus zur Miete. Wohlhabendere Bürger besaßen teilweise mehrere Häuser in der Stadt, was sich anhand von Mehrfachnennung in der Häuserkartei[161] nachvollziehen lässt. Bei den Hänßgens scheint Letzteres nicht der Fall gewesen zu sein. Aus dem *Allgemeine[n] Adreß-Buch der Residenzstadt Weimar für das Jahr 1839* – also freilich über fünfzig Jahre nach Johann Friedrich Vulpius' Tod – geht hervor, dass das Haus unter dem Nachkommen Johann Theodor Hänschen insgesamt Platz für zehn Bewohner bot.[162] Es ist also wahrscheinlich, dass die Hänsgens selbst auch in diesem Haus wohnten und der Familie Vulpius demnach nur ein (kleiner) Teil des Wohnraumes zur Verfügung stand.

Der Güssefeld'sche Stadtplan aus dem Jahr 1782 weist die Gasse als *Winkelgasse* aus.[163] An deren Ende befand sich der bereits im 18. Jahrhundert in der Stadt viel gerühmte Garten des heute sogenannten Kirms-Krackow-Hauses (auf dem Güssefeld-Plan *Eichelmann Garten*). Das Wohnhaus der Familie Vulpius

158 Hunstock: Weimar, S. 131.

159 Vgl. Huschke: Weimarer Häuserkartei, Bd. 2, Stadt A Weimar, Sign.: 5323; vgl. auch das Bürgerbuch der Stadt Weimar 1726–1812. Stadt A Weimar, Sign.: HA I-37-4, Bl. 67 f.

160 Vgl. Kästner, Carl Gottfried: Allgemeines Adressbuch der Residenzstadt Weimar für das Jahr 1839. Neu hrsg. als Reprint mit Ergänzungen und Erläuterungen von Hubert Erzmann und Jens Riederer. Mit dem Stadtplan von Carl Ferdinand Weiland. Weimar 2013, S. 212.

161 Vgl. Huschke: Weimarer Häuserkartei.

162 Vgl. Kästner: Allgemeines Adressbuch, S. 121.

163 Vgl. Schnaubert, Guido: Weimars Stadtbild um das Jahr 1782/84. Beschrieben und erzählt nebst historischen und biographischen Notizen. Bad Langensalza 2011 (Nachdruck der Ausgabe Bad Langensalza 1909).

grenzte unmittelbar an diesen Garten. Aufgrund der direkten Nachbarschaft ist davon auszugehen, dass sich die Familien Vulpius und Kirms gut kannten.[164]

Das stattliche Bürgerhaus in der Jakobsstraße 10 befand sich seit 1701 im Besitz der Beamtenfamilie Kirms. Johann Joachim Kirms, Großvater von Franz und Carl Kirms, erwarb das Anwesen im Jahre 1701.[165] In der Zeit des klassischen Weimar war das Kirms'sche Anwesen ein Ort des regen geselligen Austausches.[166] Die bekannteste Persönlichkeit der Familie ist Franz Kirms, der als Jurist ebenfalls eine Beamtenlaufbahn am Weimarer Hof einschlug und zudem als Mitglied der Hoftheaterintendanz bzw. -kommission eine zentrale Figur in Theaterbelangen wurde. Sein älterer Bruder Carl, der wie Franz Kirms in Jena Jura studiert hatte, trat ab 1765 in herzogliche Dienste und wurde Geheimer Sekretär und Kanzleibeamter.[167]

Caroline Jagemann, die ab 1797 nach ihrer Ausbildung in Mannheim als Opernsängerin und Schauspielerin am Weimarer Hoftheater auftrat, wohnte in ihrer Kindheit im Nachbarhaus der Familie Vulpius, in der Luthergasse 3. Dort lebte sie bis zur Scheidung ihrer Eltern 1788, als sie 11 Jahre alt war. Ihre Autobiographie ist das einzige Zeugnis, das Informationen über Christiana Vulpius vor dem Kennenlernen Goethes enthält.[168] Ihr Vater war gelehrter Literat, Übersetzer und Italienkenner, der ab 1775 eine Anstellung als Bibliothekar bzw. Verwalter der Handbibliothek der Herzoginmutter Anna Amalia erhielt und zum Hofrat ernannt wurde.[169] 1780 kaufte Jagemann das Freihaus in der Luthergasse von Clara Sophia Henrietta Buddeus, der Tochter des Fürstlichen Regierungsregistrators Johann Gottfried Buddeus und dessen Ehefrau Rosina Elisabetha.[170] Es sei erwähnt, dass Christian Joseph Jagemann später das Schauspielerehepaar Christiane (geborene Neumann, 1778–1797) und Heinrich Becker (eigentlich Blumenthal) als Mieter in sein Haus aufnahm.[171] Dies geschah wohl erst nach deren Hochzeit am

164 Vgl. Müller-Harang, Ulrike (Hrsg.): Das Kirms-Krackow-Haus in Weimar. Die Baugeschichte, die Geschichte des Gartens, die Hausbewohner, Freunde und Gäste. München / Wien 1999, S. 103.

165 Vgl. ebd., S. 10.

166 Vgl. u. a. Biedrzynski, Effi: Goethes Weimar. Das Lexikon der Personen und Schauplätze. Göttingen: überarb. Aufl. der 1992 erschienenen Ausgabe 2023, S. 236 sowie Müller-Harang (Hrsg.): Kirms-Krackow-Haus, insb. S. 93–143.

167 Vgl. Müller-Harang (Hrsg.): Kirms-Krackow-Haus, S. 10 f. sowie Wilpert: Goethe-Lexikon, S. 561 f.

168 Vgl. Christiana Vulpius' Tätigkeit in der Blumenmanufaktur in Kapitel 2.3.3.

169 Vgl. Biedrzynski: Goethes Weimar, S. 207; Wilpert: Goethe-Lexikon, S. 527.

170 Huschke: Häuserkartei, Bd. 2, Stadt A Weimar, Sign.: 5323.

171 Vgl. Jagemann, Caroline: Autobiographie 1777–1801. In: Selbstinszenierungen im klassischen Weimar: Caroline Jagemann. Band I: Autobiographie, Kritiken, Huldigungen. Hrsg. u. untersucht von Ruth B. Emde. Kommentiert in Zusammenarbeit mit Achim von Heygendorff. Göttingen 2004, S. 91–337, hier S. 154.

18. Juli 1793. Ulrike Müller-Harangs Ausführungen zufolge wohnte Christiane Neumann auch schon in ihrer Kindheit in diesem Haus.[172]

Dem Haus der Jagemanns schloss sich der sogenannte *Lutherhof* (Luthergasse 1) an. In diesem Anwesen lebte zunächst ab Ende der 1760er Jahre bis 1772 Carl Friedrich Ernst von Lyncker – Vater Carl Wilhelm Heinrich von Lynckers, des Verfassers der Lebenserinnerungen *Am Weimarer Hof unter Amalien und Karl August* – mit seiner Familie.[173] Anschließend wohnte dort nach seiner Ernennung zum Prinzenerzieher Christoph Martin Wieland von 1773 bis 1777 mit seiner rasch wachsenden Familie.[174] Andreas Meier konstatiert mit Blick auf das dichterische Schaffen von Christianas Bruder Christian August Vulpius und die unmittelbare Nachbarschaft zu Wieland und Jagemann, dass dieser „in einem literarischen Ambiente" aufgewachsen sei. Insbesondere das Verhältnis des Bruders zum Bibliothekar Jagemann war bis in die 1780er Jahre recht intensiv und für Vulpius prägend; es ging also über ein bloßes nachbarschaftliches Nebeneinander hinaus.[175]

Mithilfe der Häuserkartei Wolfgang Huschkes kann das direkte Wohnumfeld der Familie Vulpius in der Luther- und Jakobsgasse rekonstruiert werden.[176] Sie gibt Auskunft über die Hausbesitzer in Weimar von 1737 bis 1876, seltener zusätzlich über Mieter. Es kann jedoch nicht immer mit Sicherheit bestimmt werden, ob die aufgeführten Hauseigentümer oder Erben diese Immobilien auch tatsächlich selbst bewohnten. In der Luthergasse, auf der den Häusern der Jagemanns und Vulpius' gegenüberliegenden Seite, gehörte ein Haus ab 1758 der Tuchmacherwitwe Dorothea Margaretha Fiedler, geborene Rückert, und ihren vier Kindern. Von dieser kaufte 1774 Marie Sophia Henniger, die später den Kaufmann Chris-

172 Müller-Harang, Ulrike: Freunde, Verwandte, Gäste und weitere Bewohner des Hauses. Gäste-ABC. In: Dies. (Hrsg.): Kirms-Krackow-Haus, S. 93–143, hier S. 98. – In den autobiographischen Aufzeichnungen Caroline Jagemanns ist zwar zu lesen, dass sie selbst das Ehepaar Becker und damit auch Christiane Becker erst nach ihrer Rückkehr aus Mannheim 1796 kennenlernt habe (vgl. dies.: Autobiographie, S. 154). Dies schließt jedoch nicht aus, dass Christiane Becker nach dem Auszug Caroline Jagemanns aus dem väterlichen Haus im Jahr 1788 – Becker war zu diesem Zeitpunkt erst 10 Jahre alt – zeitweise dort gewohnt hat. Jagemann hielt sich ab 1790 in Mannheim auf.

173 Vgl. Lyncker, Carl Wilhelm Heinrich Freiherr von: Ich diente am Weimarer Hof. Aufzeichnungen aus der Goethezeit. Zum ersten Mal vollständig hrsg. mit Anmerkungen und einem biographischen Nachwort von Jürgen Lauchner. Köln / Weimar / Wien 1997, S. 23 und 247.

174 Vgl. Meier: Die triviale Klassik, S. XX.

175 Ebd. (dort auch das vorhergehende Zitat).

176 Vgl. Huschke, Wolfgang: Weimarer Häuserkartei, Bd. 2, Stadt A Weimar, Sign.: 5323. – Zum Nutzen dieser Zusammenstellung vgl. auch Huschke: Orts- und familiengeschichtliche Betrachtungen, S. 557. – Für den Hinweis auf die Häuserkartei und andere nützliche Quellen sowie die stete Gesprächsbereitschaft danke ich Dr. Jens Riederer, Leiter des Stadtarchivs Weimar.

tian Gottfried Barthels heiratete, das Haus. In der angrenzenden Jakobsgasse als Hausbesitzer eingetragen sind beispielsweise

- in der Jakobsgasse 18: der Seifensiedermeister und spätere Ratsbaukämmerer Johann Christoph Schäfer (Schäffer),
- in der Jakobsgasse 16: der „Materialist“[177] Johann Georg Hillart,
- in der Jakobsgasse 14 (Eckhaus zur Luthergasse): Gottfried Christoph Meyer, Hofkupferschmied,[178] später Johann Christian Wilhelm Henniger (Sohn von Meyers Frau aus 1. Ehe), Kupferschmied,[179]
- in der Jakobsgasse 12 (links an das Kirms-Krackow-Haus angrenzend): der Hofadvokat, später auch Organist in der Jakobskirche Philipp Samuel Alt; ab 1765 seine Witwe, Johanna Maria Elisabeth Alt, und ab 1776 seine Tochter, Frau Hofadvokat Johanna Christiana Margaretha Wangemann, geb. Alt,
- in der Jakobsgasse 8 (rechts an das Kirms-Krackow-Haus angrenzend): der Stadtorganist Johann Samuel Maul; ab 1783 der Metzgermeister Johann Gottlieb Heyne,
- in der Jakobsgasse 6: der Schlossermeister Carl Andreas Schultze; ab 1784 der Hoflakai und Silberdiener Johann Friedrich Witzel,
- in der Jakobsgasse 4: der Seilermeister Johann Gottreich Eyle; ab 1782 der Tuchmachermeister Georg Michael Höfer und
- in der Jakobsgasse 2: ab 1759 Elisabeth Eichelmann, Witwe des Fürstl. Sächs. Kämmerers und Bürgermeisters Johann Friedrich Eichelmann mit den fünf Kindern.

Diese Befunde zeigen (selbstverständlich nur in einem sehr kleinen Ausschnitt), was Sebastian Hunstock für die Zusammensetzung der Einwohnerschaft des späteren Schlossbezirks für die Zeit nach 1800 beschreibt: Die Einwohnerschaft bestand vorrangig aus Bediensteten des Hofes sowie der Landesbehörden und aus Handwerkern; die unteren Berufsgruppen waren noch 1812 ähnlich wie im Marktbezirk hier nicht ansässig.[180] Die Familie Vulpius lebte folglich in einem respektablen, bürgerlichen Umfeld, für das Ähnliches galt wie für die Nachbarschaft am Frauenplan, wo Christiana Vulpius später mit Johann Wolfgang von Goethe lebte: In den Jahren 1794 und 1825 waren nach Wolfgang Huschkes Auswertungen die Handwerksmeis-

177 Ein Material-Warenhändler verkaufte seltene Pflanzen, Kräuter, Mineralien, Gewürze und dergleichen u. a. für den Gebrauch in Apotheken, in der Küche oder für Färber (vgl. Art. „Materialist“, in: AWb, https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=M00659 (10.04.2024) sowie Art. „Materiäl Waare“, in: AWb, https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=M00660 (10.04.2024).

178 Vgl. Pöhnert: Hofhandwerker, S. 72.

179 Vgl. ebd., S. 80.

180 Vgl. Hunstock: Weimar, S. 138. – Die Bezirksgliederung gilt erst für die Zeit nach 1810.

ter die zahlenmäßig größte Gruppe; ihnen folgten Beamte, Bediente und Berufssoldaten.[181] Das Gymnasium der Stadt, das den Namen seines Gründers Wilhelm Ernst trug und auch von Christian August Vulpius besucht wurde, lag ebenfalls nur wenige Meter vom Wohnhaus der Familie entfernt.

Sozialtopographisch interessant ist die Tatsache, dass sich im unmittelbaren (räumlichen) Umfeld der Familie Vulpius einige Bezüge zum Weimarer Hoftheater aufzeigen lassen, die zwar erst im Verlauf der weiteren Entwicklung in den 1790er Jahren zum Tragen kommen, sich aber möglicherweise schon früher in den Interessenlagen angebahnt haben: Franz Kirms, Caroline Jagemann und die Schauspielerfamilie Becker. Nicht zuletzt sei nochmals auf Christian August Vulpius verwiesen, der sich später als Theaterdichter und Schriftsteller einen Namen machen wird. Auch Christiana Vulpius' Leidenschaft für das Theater und ihre spätere Vermittlungstätigkeit zwischen Goethe und den Schauspielern sind bekannt.[182] Es ist denkbar, dass diese familiäre und sozialräumliche Konstellation auch Christiana Vulpius' Affinität zum und ihr Interesse am Theater befördert hat.

2.2 Exkurs: Die erste Begegnung mit Johann Wolfgang von Goethe

Johann Wolfgang von Goethe war über die Familie Vulpius und ihre prekären Lebensumstände schon vor dem Kennenlernen Christianas informiert. Als Mitglied des Geheimen Consiliums war er über die angeblichen Amtsverfehlungen, die anschließende Entlassung des Vaters (bei deren Verhandlung er selbst nicht anwesend war) und die finanziellen Folgen für die Familie unterrichtet. Wahrscheinlich kannte er deren Belange schon vor 1782, da das Familienoberhaupt Johann Friedrich Vulpius bereits vor seiner Dimission mehrfach beim Consilium um eine bessere Bezahlung nachgesucht und auch der Sohn Christian August um ein Stipendium gebeten hatte. Bis zum Jahresende 1782 wurden folglich zahlreiche Bittgesuche vor allem des Vaters, aber auch seiner Kinder im Geheimen Consilium thematisiert.[183]

181 Vgl. Huschke: Orts- und familiengeschichtliche Betrachtungen, S. 561.

182 Vgl. u. a. Blechschmidt, Stefan: Johanna Christiana (*Christiane*) Sophia Vulpius, verh. von Goethe (1765–1816). In: Freyer u. a. (Hrsg.): FrauenGestalten, S. 368–372.

183 Anhand der Akten lässt sich rekonstruieren, dass Goethe umfassende Kenntnis von den Umständen der Familie Vulpius hatte, da er bei den meisten Sitzungen, in denen die Gesuche thematisiert wurden, anwesend war. Die lange vor dem Amtsvergehen einsetzenden Bittgesuche von Johann Friedrich Vulpius und seinen Kindern lassen sich aus den Akten des Geheimen Consiliums wie folgt rekonstruieren (basierend auf Wahl: Das Geheime Consilium; vgl. die Seitenangaben in

Darüber hinaus hatte sich Goethe schon vor seiner Italienreise 1786 dem Bruder Christianas, Christian August, zugewandt und diesen unter seine Protektion gestellt, wie aus einem Brief Goethes an Friedrich Heinrich Jacobi vom 9. September 1788 hevorgeht: „Ich habe mich seiner vor einigen Jahren angenommen, ich [sic!] meiner Abwesenheit, verlohr er jede Unterstützung und ging wie schon gesagt nach Nürnberg.“[184] Ob Goethe in diesem Zusammenhang auch Christiana Vulpius kennengelernt hatte oder ihr im Sommer 1788 zum ersten Mal begegnete, lässt sich nicht mit Gewissheit sagen.[185] Vor dem Hintergrund, dass Goethe von Amts wegen um die Lage der Familie Vulpius wusste und den Sohn unterstützte, ist es nicht auszuschließen, dass die beiden sich in früherer Zeit schon einmal oder auch mehrfach begegnet waren.[186]

Klammern). Die Gesuche des Amtsarchivars Johann Friedrich Vulpius um Besoldungszulage erfolgten am 20. Februar 1778 (S. 335) und am 2. Oktober 1778 (S. 404). Am 27. Februar 1781 bat er die Weimarer Kammer um „Bezahlung seiner rückständigen Copialien“ (S. 668). Ferner reichte der Gymnasiast Christian August Vulpius am 20. November 1781 ein Gesuch um ein Stipendium ein (S. 747). Als die Amtsenthebung des Vaters verhandelt wurde, war Goethe nicht im Geheimen Consilium anwesend, vgl. die Eintragungen unter dem 26. März 1782 (hier ist auch ein Gesuch der Tochter Johanna Christiana Sophia vermerkt, S. 789), unter dem 30. März 1782 (S. 290) sowie dem 12. April 1782 (S. 792). Erst am 30. April 1782 war Goethe wieder anwesend, als Vulpius die Wiederzulassung zu seinen Amtsgeschäften erbat (S. 800), ebenso am 3. Mai, als die Entlassung von Vulpius und Graf festgeschrieben wurde (S. 801); am 29. Mai, als Vulpius vergeblich einen Unterhaltsantrag für sich und seine Familie stellte (S. 809); am 7. Juni, als auch Christiana Vulpius erfolglos um ein Gnadengehalt für sich selbst sowie für ihre Mutter und ihre Geschwister bat (S. 813); am 12. Juli, als Johann Friedrich Vulpius eine Entschädigung für Auslagen im Krieg und die Versorgung seiner Familie zu erwirken versuchte (S. 825); ebenso am 16. Juli, als Vulpius ein Interimsgehalt gewährt wurde (S. 827); am 4. Oktober, als erneut die Kinder vorstellig wurden und um „Zuschuß zur Bezahlung der Hausmiete“ (S. 849) baten, ferner, als Christian August Vulpius’ Gesuch um ein Stipendium am 5. November 1782 abgelehnt wurde (S. 861), und ebenfalls am 15. November, als der Vater selbst erneut um Gnade ersuchte (S. 864). Auch danach folgten weitere Gnadengesuche von Johann August Vulpius in immer geringeren Zeitabständen aufgrund der offenbar wachsenden Verzweiflung, so am 1. Juli 1783 (S. 932), am 28. Oktober 1783 (S. 975), am 19. Dezember 1783 (S. 993), am 27. Januar 1784 (S. 1006), am 6. Februar 1784 (S. 1010), am 17. Februar 1784 (S. 1014), am 4. März 1784 (S. 1019), am 16. März 1784 (S. 1026), am 6. April 1784 (S. 1033), am 8. September 1785 (S. 1225) und am 18. November 1785 (S. 1250). Auch Christian August Vulpius bat noch zweimal um Versorgung, so am 21. Mai (S. 1049) und 17. August 1784 (S. 1081), und wurde am 30. September 1785 erneut „wegen seiner kümmerlichen Umstände“ vorstellig (S. 1233).

184 GB 8 I, S. 27.

185 Vgl. GB 9 II, S. 312.

186 Die unbestätigte Annahme, dass sich Goethe und Christiana Vupius das erste Mal in der Bertuch’schen Blumenfabrik begegnet seien, als Goethe mit einem Offizier die Manufaktur besichtigte, beruht vor allem auf einer literarischen Quelle. In Goethes Gedicht „Der neue Pausias und das Blumenmädchen“ wird eine solche Episode geschildert (vgl. hierzu u. a. Eissler, K[urt]

Zu der angeblich ersten Begegnung der beiden hat sich ein Narrativ herausgebildet, welches in nahezu jeder (biographischen) Darstellung mehr oder minder ausgeschmückt zu lesen ist.[187] Es besagt, dass Christiana Vulpius Johann Wolfgang von Goethe am 12. Juli 1788 im Park an der Ilm eine Bittschrift ihres Bruders überreicht habe. Allerdings lassen sich weder der genaue Zeitpunkt noch der Ort des Kennenlernens so exakt bestimmen, wie es in den meisten Darstellungen den Anschein erweckt.[188]

Die Schilderung der Ereignisse speist sich offensichtlich aus zweierlei Quellen: Zum einen basiert die Terminierung auf Informationen aus dem Ehebriefwechsel. Aus den Briefen geht hervor, dass Christiana und Johann Wolfgang von Goethe ihren Jahrestag am 12. Juli zu feiern pflegten.[189] Ob es sich allerdings bei diesem Tag tatsächlich um das Datum der ersten Begegnung handelt, lässt sich anhand der Briefe nicht sicher nachweisen, zumal es zumindest zwischen Christian August Vulpius und Goethe 1788 schon eine frühere Kontaktaufnahme gegeben haben muss; in Goethes Rechnungen ist bereits für den Vortag ein Brief Goethes an Vulpius bezeugt.[190] Zum Inhalt des Briefes ist nichts Näheres bekannt, auch über die Hintergründe und zeitlichen Abläufe ließe sich nur spekulieren.

Der angebliche Ort der Begegnung, der Park, geht höchstwahrscheinlich auf Friedrich Wilhelm Riemers Ausführungen in seinen *Mittheilungen über Goethe* zurück, der – wie er selbst bemerkt – in Korrektur eines anderen zeitgenössischen Berichterstatters schreibt:

> Nicht sogleich als G. aus Italien gekommen war, lernte er das Mädchen kennen, noch weniger war es der Fall, daß seine Freunde sie ihm zugeführt hätten; sondern auf einem Spaziergang im Park, bei Ueberreichung einer Bittschrift für ihren Vater. Auch nahm er sie nicht sogleich

R[obert]: Goethe. Eine psychoanalytische Studie. 1775–1786, Bd. 2. München: ungekürzte Ausgabe 1987, S. 1416 und S. 1699, Anm. 3).

187 Vgl. zu einer kurzen Einordnung der Darstellungen in der biographischen Literatur Meier: Die triviale Klassik, S. XXIV.

188 In den neueren Darstellungen meldet Sigrid Damm gewisse Zweifel an tradiertem Ort und Datum des Kennenlernens an. Sie verweist zurecht darauf, dass das Gartenhaus zum Zeitpunkt von Goethes Rückkehr noch von Carl Ludwig von Knebel bewohnt wurde (vgl. Damm: Christiane und Goethe, S. 114). Goethe selbst bezog zunächst wieder sein vorheriges Quartier im Haus am Frauenplan. Für den Ort des Geschehens – den Park an der Ilm – sieht Damm „keinen Anhaltspunkt“ (vgl. ebd.). Die *Goethe-Chronik* von Rose Unterberger datiert die erste Begegnung von Goethe und Christiana Vulpius auf vor dem 11. Juli, allerdings mit einem Fragezeichen versehen, und verweist auf Riemer als Quelle für die Begegnung im Park (vgl. Unterberger, Rose: Die Goethe-Chronik. Frankfurt a. M. 2002, S. 139).

189 Vgl. GC II, Nr. 492, 498, 502 und 549. – Goethe war bereits am 18. Juni 1788 wieder in Weimar eingetroffen.

190 Vgl. GB 8 I, EB Nr 23, S. 245.

> zu sich ins Haus, sondern viel später; sie besuchte ihn nur und leistete ihm bei seinen botanischen und chromatischen Beschäftigungen anmuthige Gesellschaft. Das Gedicht ‚die Metamorphose der Pflanzen' schildert das schöne Verhältniß beider zu einander: ihn als belehrenden Freund, sie als lernbegierige Geliebte, die bereits für immer sich angehören.[191]

Riemers Darstellung scheint im Detail wenig verlässlich zu sein. So spricht er zunächst von einer Bittschrift für den bereits 1786 verstorbenen Vater statt für den Bruder. Außerdem ist eine gewisse literarische Überformung der Beschreibung nicht von der Hand zu weisen, worauf nicht nur der Verweis auf Goethes Gedicht als Quelle, sondern auch der letzte Halbsatz hindeuten. Ob gerade Goethe schon zu diesem frühen Zeitpunkt ein auf Dauer angelegtes Verhältnis im Blick hatte, darf wohl angesichts der zunächst geheim gehaltenen Liebesbeziehung bezweifelt werden.

Die Frage, ob Christiana Vulpius die besagte Bittschrift für ihren Bruder Goethe persönlich überreicht hat, muss ähnlich vage beantwortet werden wie jene nach dem genauen Ort und Datum des ersten Zusammentreffens. Es ist nicht ausgeschlossen, aber auch nicht aus den Quellen zu belegen, dass Christiana Vulpius Goethe tatsächlich ein Schreiben überreicht hatte. Die Bittschrift selbst ist nicht erhalten. Im Kommentar zu Band 9 der historisch-kritischen Ausgabe der Briefe Goethes findet sich dazu Folgendes:

> Sein 1788 und in den folgenden Jahren intensives Bemühen um eine berufliche Sicherung des Bruders Christian August wurde ausgelöst durch ein Bittgesuch der Geschwister, das ihm Ende Juni oder Anfang Juli 1788 zuging [...]. Im Briefwechsel Goethes mit Christiane liegt vor dem ersten überlieferten Brief Christianes ein Blatt (H: GSA 28/2, Bl. 152) von unbekannter Hand (zS) mit einer Notiz, die sich vermutlich auf den nicht erhaltenen Bittbrief bezieht: „Eine teutsche, aber nicht schöne Dame, bittet Herr von Göthe diesen Brief dem Hertzog Von weimar, Einhändigen zu lassen oder selbst Einzuhändigen, aber Gantz allein". Es ist nicht ausgeschlossen, dass Christiane den Brief persönlich Goethe überbrachte.[192]

---

191 Riemer, Friedrich Wilhelm: Mittheilungen über Goethe. Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen, 1. Bd. Berlin 1841, S. 357 (Hervorhebung im Original).

192 Vgl. GB 9 II, S. 312 (Hervorhebung im Original). – In dem von Volker Giel bearbeiteten vorhergehenden Band 8 wird noch deutlicher von einer persönlichen Übergabe ausgegangen. Dort heißt es in Bezug auf Goethes Versuch, Christian August Vulpius eine Anstellung bei Friedrich Heinrich Jacobi zu verschaffen: „Goethes Protektion ging auf ein Bittgesuch der 23-jährigen Schwester Christian Augusts, Christiane Vulpius, zurück, die ihm wahrscheinlich Ende Juni oder Anfang Juli ein entsprechendes entweder von ihr selbst oder ihrem Bruder verfasstes Schreiben übergeben hatte, in dem um Hilfe für eine neue Anstellung nachgesucht worden war (vgl. auch Goethe an Schiller, 13. Juli 1796; NA 36 I, S. 266)." (GB 8 II, zu 26,21, S. 89.). In dem erwähnten Brief an Friedrich Schiller, der auf den 13. oder 14. Juli 1796 datiert wird, schreibt Goethe: „Heute erlebe ich auch eine eigne Epoche, mein Ehstand ist eben 8 Jahre und die französische Revolution 7 Jahre alt." (GB 11 I, S. 88).

Der Kommentar zum ersten erhaltenen Brief Goethes an Christiana Vulpius vom 9. August 1792 folgt also einer zurückhaltenden Deutung, der man sich anschließen kann. Die Details werden sich nicht sicher rekonstruieren lassen, aber dass es eine Bittschrift gab, ist aufgrund des im Briefwechsel überlieferten Notizzettels als sehr wahrscheinlich anzunehmen.[193] Es ist zudem davon auszugehen, dass Christiana Vulpius für ihren Bruder persönlich eintrat – ob mit Überreichung einer Bittschrift oder ohne. Dass sich nicht nur der Bruder Christian August, sondern auch sie selbst als älteste Tochter der Familie für den Unterhalt einsetzte, zeigen ihre früheren Bittgesuche im Zusammenhang mit der Amtsenthebung ihres Vaters und ihre Tätigkeit in der Bertuchschen Blumenmanufaktur.[194]

Öffentlich bekannt wurde die Beziehung zwischen Goethe und Christiana Vulpius im Frühjahr 1789, wie aus einem Brief Caroline Herders vom 8. März hervorgeht.[195] Das dauerhafte Zusammenleben ohne Trauschein wurde von den Zeitgenossen als skandalös empfunden, als Affront gegen die geltende Moral, Gesellschafts- und Rechtsordnung. Die Gesetzgebung sah für den unehelichen Beischlaf hohe Strafen vor, die für die Frau nicht nur die Stellung an den Pranger oder Inhaftierung, sondern im Wiederholungsfall auch Landesverweis zur Folge haben konnten. Dem als „Stuprator“ bezeichneten Verführer drohten bei Bekanntwerden Geld- und Haftstrafen.[196] Die Gründe für die Straffreiheit Goethes und Christiana Vulpius' sind in Goethes einflussreicher Stellung im Herzogtum und dem damit verbundenen Schutz durch den Herzog zu sehen.[197] Im Jahre 1798 verfügte Carl August schließlich gar, dass fürstliche Diener sowie Personen mit einem privilegierten Gerichtsstand von diesen Bestimmungen ausgenommen seien.[198]

193 Der in GB 9 II, S. 312 genannte Notizzettel verdient im Rahmen der Diskussion um die Umstände des Kennenlernens unserer beiden Protagonisten zweifellos größere Beachtung – schon allein, weil Goethe ihn offenbar für wichtig genug befand, um ihn in seiner Briefsammlung aufzubewahren. Die Erörterung dieser Quelle kann hier nicht geleistet werden und soll einem eigenen Aufsatz vorbehalten bleiben.

194 Vgl. zu den Bittgesuchen Anm. 179 der vorliegenden Arbeit; zur Tätigkeit in der Blumenmanufaktur vgl. Kapitel 2.3.3.

195 Vgl. Herders Reise nach Italien, S. 278.

196 Vgl. Schmidt: Aeltere und neuere Gesetze, S. 172–179. – Vgl. hierzu auch Willkommen, Alexandra: Alternative Lebensformen. Unehelichkeit und Ehescheidung am Beispiel von Goethes Weimar (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Thüringen. Kleine Reihe, 57). Wien / Köln / Weimar 2019, insb. Kapitel IV, S. 147–231 sowie zu Goethe S. 116–121.

197 Vgl. ebd., S. 117 f.

198 Vgl. Schmidt: Aeltere und neuere Gesetze, S. 184.

2.3 Der Bildungsweg und die Bildungsmöglichkeiten der Christiana Vulpius: ein Rekonstruktionsversuch

Bei dem Rekonstruktionsversuch des Bildungsweges von Christiana Vulpius stellt sich ein Quellenproblem: Wie bereits erwähnt, ist aus Christiana Vulpius' Kindheit kaum etwas bekannt. Die einzige Quelle sind die autobiographischen Aufzeichnungen Caroline Jagemanns,[199] in denen sich genau wie in Christiana von Goethes späteren Briefen keine Hinweise auf eine mögliche Schulbildung finden. Es gibt keinerlei Anhaltspunkte, wann, wie und durch wen sie lesen und schreiben gelernt hatte. Bekannt ist nur das Ergebnis in Form ihrer erhalten gebliebenen schriftlichen Zeugnisse. Aus diesen lässt sich zunächst schlussfolgern, dass sie schreiben konnte. Jedoch deuten einige Merkmale darauf hin,[200] dass sie keine umfassende Schreibausbildung durchlaufen hatte. So ist beispielsweise die Majuskelschreibung nicht vollständig ausgebildet und ein Schriftwechsel von Kurrent- zu lateinischer Schrift, den geübte Schreiberinnen und Schreiber bei Fremd- und Lehnwörtern oder fremdsprachigen Passagen vollzogen, ist nicht vorhanden. Sie zählt wie die überwiegende Mehrheit der Schreibkundigen um 1800 zu den weniger geübten Schreibern.

Mögliche Ausbildungswege von Christiana Vulpius sollen im Folgenden anhand der Bildungslandschaft Weimars, der familiären Voraussetzungen und allgemeiner Kenntnisse zur Frauenbildung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eruiert und auf Plausibilität geprüft werden. Die drei grundlegenden Optionen umfassen die Lese- und Schreibunterweisung im Rahmen eines Schulbesuches oder durch die Teilnahme am Unterricht eines Hauslehrers für ihren älteren Bruder sowie möglicherweise durch das familiäre Umfeld.

Für die Zeit um 1800 gilt grundlegend, dass Frauen im Gegensatz zu Männern weitestgehend von institutionellen Ausbildungsmöglichkeiten ausgeschlossen waren. Ein Besuch traditioneller Bildungsinstitutionen wie Lateinschulen, Gymnasien und Universitäten blieb ihnen noch bis zum Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts weitestgehend verwehrt. Im späten 18. Jahrhundert gehörte zum Bildungskanon der Mädchen neben der religiösen Unterweisung in Form des Katechismusunterrichts

199 Dort heißt es: „Ich hatte sie gekannt, sie wohnte neben uns und war ein sehr hübsches, freundliches, fleißiges Mädchen. Aus ihren apfelrunden frischen Gesicht blickten ein paar brennend schwarze Augen. Ihr etwas aufgeworfener kirschrother Mund, der gern lachte, verbarg daher nur selten ihre schönen weißen Zähne, und dunkelbraune volle Locken fielen ihr um Stirn und Nacken. Sie ernährte sich, ihren alten gering*pensionirten* Vater und eine alte Tante, mit ihrer Geschicklichkeit im Verfertigen künstlicher Blumen. So lernte *Göthe* sie kennen." (Jagemann: Autobiographie, S. 167 f. [Kursivierung im Original für den Schriftwechsel]).
200 Vgl. hierzu Kapitel 4.1.2.

das Erlernen der ‚weiblichen Fertigkeiten'; viele erhielten auch einen elementaren Unterricht. Der Umfang und die Art und Weise der Ausbildung variierten je nach sozialer Schicht und den Möglichkeiten sowie Ansprüchen des Elternhauses. Während die Mädchen der unteren Schichten vor allem das Spinnen und grobe Handarbeiten erlernten, wurden im wohlhabenderen Bürgertum und im Adel Fertigkeiten in den feinen Handarbeiten bevorzugt. In diesen Kreisen kam für die Töchter (elementares) Lesen, Schreiben und Rechnen sowie Kenntnisse in der Haushaltsführung hinzu. Wert gelegt wurde zudem auf französische Sprachkenntnisse und eine Ausbildung in den ‚schönen Künsten', wozu das Singen, Zeichnen, Tanzen und oft auch Klavierspielen gehörten. Diese geschlechtsspezifische Erziehung zielte primär auf die Erfüllung der zukünftigen Rolle der Frauen als Gattinnen, Hausfrauen und Mütter. Dementsprechend orientierte sich deren Erziehung stark an den Bedürfnissen der Männer.[201]

2.3.1 Schul- und Bildungswesen in Weimar

Das Schul- und Bildungswesen im Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach und insbesondere in der Residenzstadt Weimar ist für das 18. Jahrhundert nur partiell untersucht worden. Die umfassendste Darstellung ist immer noch jene von Paul Krumbholz aus dem Jahr 1934.[202] Sie behandelt das Weimarer Schulwesen chronologisch vom 16. Jahrhundert bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts. Kürzere Be-

201 Vgl. Becker-Cantarino, Barbara: Schriftstellerinnen der Romantik. Epoche – Werke – Wirkung (Arbeitsbücher zur Literaturgeschichte). München 2000, S. 27. Weiterführend zur Mädchen- und Frauenbildung vgl. u. a. Becker-Cantarino, Barbara: (Sozial)Geschichte der Frau in Deutschland, 1500–1800. Ein Forschungsbericht. In: Dies. (Hrsg.): Die Frau von der Reformation zur Romantik. Die Situation der Frau vor dem Hintergrund der Literatur- und Sozialgeschichte (Modern German Studies, 7). Bonn ^{2}1980, S. 243–281; Blochmann, Elisabeth: Das Frauenzimmer und die Gelehrsamkeit. Eine Studie über die Anfänge des Mädchenschulwesens in Deutschland (Anthropologie und Erziehung, 17). Heidelberg 1966; Herrmann, Ulrich: Erziehung und Unterricht für Mädchen im 18. Jahrhundert. In: Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung, Bd. 3. Im Auftrag der Lessing-Akademie hrsg. von Günter Schulz. Bremen / Wolfenbüttel 1976, S. 101–135; Grucza, Franciszek u. a. (Hrsg.): Vielheit und Einheit der Germanistik weltweit. Akten des XII. Internationalen Germanistenkongresses Warschau 2010, Bd. 17: Diachronische, diatopische und typologische Aspekte des Sprachwandels. Betreut und bearb. von Martin Durrell (Publikationen der Internationalen Vereinigung für Germanistik [IVG], Bd. 17). Frankfurt a. M. u. a. 2013.

202 Krumbholz, Paul: Geschichte des Weimarischen Schulwesens (Monumenta Germaniae Paedagogica, 61). Berlin 1934.

trachtungen finden sich insbesondere bei Fritz Hartung,[203] Hans Henning[204] und in geringem Maße auch in der neueren Darstellung zum Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach bei Marcus Ventzke.[205] Herders Reformbestrebungen und schulpolitische Bemühungen nach seiner Berufung zum Generalsuperintendenten im Jahre 1776 behandeln Susanne Reichard[206] sowie die umfassende, zweibändige Darstellung Martin Keßlers zu Herders Kirchenamt.[207] Eine vergleichbar differenzierte Aufarbeitung zum vormodernen Schulwesen, wie sie Thomas Töpfer für das Kürfürstentum Sachsen (ab 1806 Königreich Sachsen) vorgelegt hat,[208] ist für das ernestinische Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach bislang ein Desiderat. Weder das Elementarschulwesen noch die Privatschulen, zu denen auch die kostenpflichtigen Winkelschulen gehörten, wurden bisher eingehend wissenschaftlich untersucht.

Dementsprechend lückenhaft ist die Forschungsbasis zu den Schul- und Bildungsverhältnissen in Weimar in den letzten Regierungsjahren der Herzogin Anna Amalia sowie in den ersten des jungen Herzogs Carl August in der Zeit von 1770 bis 1780. Auf dieser müssten Hypothesen zur Schreibausbildung von Christiana Vulpius notwendigerweise basieren. Hinzuweisen ist auf ein grundlegendes Quellenproblem hinsichtlich des weimarischen Schulwesens, das Forschungen zum Thema deutlich erschwert: Mit Blick auf Johann Gottfried Herders Tätigkeit im Oberkonsistorium bemerkt Hans Eberhardt, dass kaum Akten dieser Behörde überliefert sind, da die meisten wohl bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einer Kassation anheimgefallen waren.[209] Möglicherweise waren weitere Akten zu den Belangen des Oberkonsistoriums unter den im Zweiten Weltkrieg in Bad Sulza ausgelagerten und zerstörten Beständen des Hauptstaatsarchivs Weimar.[210] Im Rahmen der vorliegen-

203 Vgl. Hartung, Fritz: Das Großherzogtum Sachsen unter der Regierung Carl Augusts 1775–1828 (Carl August. Darstellungen und Briefe zur Geschichte des Weimarischen Fürstenhauses und Landes, II. Abteilung). Weimar 1923, S. 128–136.

204 Henning, Hans: Die Entwicklung Weimars in der Zeit der Emanzipation des Bürgertums. 1750 bis 1830. In: Günther/Wallraf (Hrsg.): Geschichte der Stadt Weimar, S. 230–337.

205 Ventzke: Das Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach, S. 400–402.

206 Reichard, Susanne: Bürgerliches Humanitätsideal und Schulwirklichkeit. Die pädagogischen Anschauungen Johann Gottfried Herders und sein Einfluß auf das Schulwesen des Herzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach. Jena 1989 (Diss. masch.).

207 Keßler, Martin: Johann Gottfried Herder – der Theologe unter den Klassikern. Das Amt des Generalsuperintendenten von Sachsen-Weimar (Arbeiten zur Kirchengeschichte, 102 / I und II), 2 Bde. Berlin / New York 2007.

208 Vgl. Töpfer, Thomas: Die „Freyheit" der Kinder. Territoriale Politik, Schule und Bildungsvermittlung in der vormodernen Stadtgesellschaft. Das Kurfürstentum und Königreich Sachsen 1600–1815 (Contubernium, 78). Stuttgart 2012.

209 Vgl. Eberhardt, Hans: Johann Gottfried Herder in Weimar. In: Amtsblatt der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Thüringen 31 (1978), S. 198–207, hier S. 198.

210 Vgl. Keßler: Herder Teil 1, S. 5.

den Arbeit kann keine umfassende, quellenbasierte Aufarbeitung der Bildungs- und Schullandschaft Weimars geleistet werden, sodass ein Überblick auf Basis der vorhandenen Sekundärliteratur für die Hypothesenbildung genügen muss.

Eine zeitgenössische Bestandsaufnahme zum Bildungsstand in und um Weimar während der Regierungszeit Carl Augusts lieferte Friedrich Christian Laukhard, der durch seine autobiographische Schrift *Leben und Schicksale* bekannt wurde. Er tadelt noch zum Ende der 1780er Jahre die fehlende Bildung der breiten Bevölkerungsschichten der damaligen Residenzstadt. Genauer gibt Laukhard nach einer Anekdote über den Aberglauben eines Landsmannes aus dem weimarischen Territorium Folgendes zu Protokoll:

> Wenn aber noch vor vierzig Jahren der Weimarische Landesherr und seine Räthe so finster waren: wen könnte es wundern, daß noch 1787 die dickste Finsterniß auf den Weimarischen Dörfern herrschte! Man sollte gar nicht glauben, daß diese einem Landesherrn angehörten, dessen Residenzstadt mit den hellsten Köpfen Deutschlands geschmückt ist. Hier sieht man recht augenscheinlich, daß auch die besten Schriftsteller nicht einmal in ihrem nächsten Umkreise auf die Volksklasse wirken, wenn Kirchen- und Schullehrer nicht die verdollmetschenden Vehikel ihrer Belehrung werden. Selbst lesen thut der gemeine Mann in Städten und Dörfern selten: und ließt er auch, so ist das Meiste für ihn zu hoch: wo soll er also Licht hernehmen, wenn man es ihm in der Schule und Kirche unter Scheffeln versteckt, oder was noch ärger ist, wenn selbst Schul- und Kirchenlehrer so düster leuchten, daß sie des Putzens von allen Seiten selbst bedürfen! Und daß dies der Fall auf den meisten Weimarischen Dörfern sei, wird uns nicht befremden, wenn wir wissen, daß selbst Weimar hiervon nicht ausgenommen ist.[211]

Laukhard resümiert abschließend: „Und so hätte auch Weimar seine Gelehte [sic!] mehr fürs Ausland, als für sich!“[212] Abgesehen von dem polemischen Ton dieses harschen Urteils ist nicht zu bestreiten, dass es um das Schulwesen im Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach nicht zum Besten stand. Anspruch und Realität klafften teilweise weit auseinander. Obgleich es in der Zeit zwischen dem Westfälischen Frieden und dem Regierungsantritt Carl Augusts im Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach einige Bemühungen im Schulbildungsbereich gab, vor allem in Form von Nachbesserungen in den Schulordnungen, blieben die erzielten Fortschritte gering.[213] Der Zustand der Volks- und Landschulen war weiterhin dürftig,

211 Laukhard, Friedrich Christian: F. C. Laukhards Leben und Schicksale, von ihm selbst beschrieben, und zur Warnung für Eltern und studierende Jünglinge herausgegeben. Ein Beitrag zur Charakteristik der Universitäten in Deutschland, Bd. 2. Halle 1792, S. 315 f.

212 Ebd., S. 317.

213 Unter der regierenden Herzogin Anna Amalias wurde im Eisenacher Landesteil 1770 eine Schulordnung mit zahlreichen Neuregelungen erlassen, die auf bereits bestehende Schulordnungen anderer Territorien wie denen des preußischen General-Landschul-Reglements zurückgriff. Allerdings fiel die Neuordnung in die Zeit der Teuerungskrise von 1770/72. Die Verbreitung von

da bis 1775 die Schulpflicht noch nicht durchgesetzt war[214] und es auch keinen hinreichend gebildeten und besoldeten Lehrerstand gab.[215]

Daran änderte sich auch in den ersten Regierungsjahren von Herzog Carl August wenig. Das Interesse an einer Fortentwicklung des Schul- und Bildungswesens stieg erst nach dem Ende der Befreiungskriege.[216] In Weimar konnte man sich folglich nicht mit den progressiven Bildungslandschaften wie Anhalt-Dessau (mit dem 1774 von Johann Bernhard Basedow gegründeten *Philanthropinum*) oder dem benachbarten Herzogtum Sachsen-Gotha-Altenburg, das eine überdurchschnittliche Alphabetisierungsrate der Bevölkerung aufwies, messen.[217]

Nun stellt sich die Frage, welche Schulen sich anhand der Sekundärliteratur in Weimar identifizieren lassen und welche von diesen für einen möglichen Schulbesuch von Christiana Vulpius in Frage kommen könnten respektive welche aus unterschiedlichen Gründen auszuschließen sind. Da Mädchen im 18. Jahrhundert die höhere Schulbildung noch versagt war,[218] ist hierfür allein das Elementarschulwesen von Interesse.[219] Diese Schulform stand prinzipiell sowohl Jungen

---

Krankheiten wie den Blattern verursachte viel Not und Armut, was den Bemühungen der Behörden entgegenstand. Sowohl die wirtschaftliche Not als auch der Widerstand der Eltern standen laut Krumbholz nicht selten einem regelmäßigen Schulbesuch der Kinder im Wege – obwohl dieser von der Obrigkeit bei Androhung einer Gefängnisstrafe verfügt worden war. Mit der ebenfalls 1770 erlassenen Schulordnung für das Weimarer Gymnasium versuchte man den dortigen Missständen entgegenzuwirken und regelte zusätzlich das Winkelschulwesen (vgl. Krumbholz: Weimarisches Schulwesen, S. 68–86).

214 Die Durchsetzung der Schulpflicht erfolgte erst 1821, als das Gesetz über *Schulferien, Schulversäumnisse und deren Ahndung* erlassen wurde (vgl. Krumbholz: Weimarisches Schulwesen, S. 136 f.).

215 Zur oftmals prekären Versorgungslage der Lehrer vgl. u. a. Hartung: Das Großherzogtum Sachsen, S. 131.

216 Vgl. ebd., S. 86 f.

217 Vgl. Schindling, Anton: Die Volksschule als Aufgabe aufgeklärter Herrschaftspraxis. In: Greiling, Werner / Klinger, Andreas / Köhler, Christoph (Hrsg.): Ernst II. von Sachsen-Gotha-Altenburg. Ein Herrscher im Zeitalter der Aufklärung (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Thüringen. Kleine Reihe, 15). Köln / Weimar / Wien 2005, S. 263–278, hier S. 267. – Vgl. weiterführend Böhne, Woldemar: Die Pädagogischen Bestrebungen Ernst des Frommen von Gotha. Nach archivalischen Quellen dargestellt. Gotha 1888; Schulze, Christian Ferdinand: Geschichte des Gymnasiums zu Gotha. Gotha 1824 sowie Wandel, Uwe Jens: Der Gothaer Schulmethodus. In: Hoffmeister, Hans / Wahl, Volker (Hrsg.): Die Wettiner in Thüringen. Geschichte und Kultur in Deutschlands Mitte (Schriften des Thüringischen Hauptstaatsarchivs Weimar, 2). Arnstadt / Weimar 2000, S. 231–236.

218 Vgl. van Dülmen: Das Haus und seine Menschen, S. 116.

219 Thomas Töpfer zeigt in seiner Studie zum kursächsischen Schulwesen, dass es je nach sozialen und ökonomischen Gegebenheiten in der Stadt einen sehr ausdifferenzierten Bildungsmarkt geben konnte (vgl. Töpfer: Freyheit der Kinder, S. 409). In Ermangelung umfänglicher Unter-

als auch Mädchen offen. In den Elementarschulen wurde im Wesentlichen Lesen, Schreiben und Rechnen vermittelt. Meist war die Disziplinierung der Kinder sowie die Unterweisung in den Grundfragen des christlichen Glaubens das primäre Ziel und nicht die Wissensvermittlung.[220] Für die Mädchenbildung gilt daher, dass schon die institutionellen Bildungsmöglichkeiten von Töchtern aus dem wohlhabenderen Bürgertum äußerst beschränkt waren. Um die Schulbildung der Mädchen aus den mittleren und unteren Bevölkerungsschichten war es noch schlechter bestellt. Sofern die Eltern ihren Töchtern keinen Privatunterricht ermöglichen konnten oder wollten, endete die Schulzeit für die Mädchen zu einem Zeitpunkt, als die eigentliche Schulbildung für die Jungen erst begann.[221]

In der betreffenden Zeit gab es in Weimar mehrere Schulen, die von Kindern mittelloser Eltern besucht werden konnten.[222] Dabei handelt es sich um die sogenannten *Freischulen*, in denen der Unterricht unentgeltlich stattfand. Die einzige sicher nachzuweisende Freischule in Weimar war die des Lehrers J. G. Herz (Hertz), der diese 1771 gegründet hatte. Herz war zugleich der Vorsteher des Weimarer Waisenhauses, in dem die dort lebenden Kinder ebenfalls unterrichtet wurden. Er erhielt zur Unterweisung einen Saal im Waisenhaus, in dem er seine Schüler, die er bis dahin in seiner Wohnung unterrichtet hatte, unterbringen konnte. Über die Art und Weise des Unterrichts sowie dessen Qualität ist wenig bekannt.[223] Allein aufgrund der Örtlichkeit – der Saal des Waisenhauses befand sich neben dem Zuchthaus – lässt sich diese Schule mit hoher Wahrscheinlichkeit für einen Schulbesuch von Christiana Vulpius ausschließen, zumal zu prüfen wäre, ob diese überhaupt von Mädchen besucht wurde.

Belegt ist des Weiteren die Garnisonsschule für Soldatenkinder, die der Kriegskommission und nicht dem Oberkonsistorium unterstand.[224] Hans Henning zufolge

---

suchungen zur Schulwirklichkeit im Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach und in der Residenzstadt Weimar wird an der Dichotomie ‚höhere' vs. ‚niedere' bzw. ‚gelehrte' vs. ‚elementare' Bildung festgehalten.

220 Vgl. van Dülmen: Das Haus und seine Menschen, S. 117.

221 Vgl. Mayer, Christine: Die Anfänge institutionalisierter Mädchenerziehung an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. In: Kleinau, Elke / Opitz, Claudia (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Bd. I: Vom Mittelalter bis zur Aufklärung. Frankfurt a. M. 1996, S. 373–392, hier S. 373.

222 Vgl. Reichard: Schulwirklichkeit, S. 97. – Sigrid Damm spricht in diesem Zusammenhang von zwei Freischulen, die es in Weimar gegeben habe; eine davon für arme Soldatenkinder, deren Lehrer der Zuchthausprediger gewesen sei. Die andere habe einen eigenen Schulmeister gehabt (vgl. Damm: Christiane und Goethe, S. 44). Dabei handelt es sich wahrscheinlich zum einen um die Garnisonsschule und zum anderen um die Freischule des Lehrers Herz (Hertz).

223 Vgl. Reichard: Schulwirklichkeit, S. 98.

224 Vgl. ebd., S. 99.

ging aus dieser 1771 eine Freischule hervor.[225] Ventzke sowie Hartung sprechen hingegen bezüglich der Garnisonsschule nur von Reformplänen in den 1780er Jahren, nicht von einer Überführung in eine Freischule. Zentrales Anliegen der Reformpläne, die 1783 vorlagen, war eine stärkere praktisch-berufliche Ausbildung der Schüler. Neben dem Lesen, Schreiben, Rechnen und der Religionsunterweisung sollten die älteren Kinder auch die lateinische Sprache sowie historische Grundkenntnisse erlernen. Hinzu kam die Vermittlung allgemeiner Kulturtechniken, so des Briefschreibens, der Reinlichkeit oder der Höflichkeit. Da es sich um eine kombinierte Elementar- und Arbeitsschule handeln sollte, kam dem Erwerb praktischer Fertigkeiten in Näh- und Spinnsälen große Bedeutung zu. Die Frage nach der Umsetzung dieser Reformpläne kann Ventzke zufolge nicht abschließend beantwortet werden; Hartungs Ausführungen legen hingegen nahe, dass diese umgesetzt wurden.[226]

Bei der von Hans Henning erwähnten Umwandlung der Garnisonsschule in eine Freischule im Jahre 1771 handelt es sich vermutlich um eine Verwechslung mit der Freischule des Lehrers Hertz. Gegen eine solch grundlegende Veränderung spricht auch, dass die Stelle des Generalsuperintendenten seit dem Tod von Siegmund Basch im März 1771 (und bis zur Ankunft Johann Gottfried Herders 1776) vakant war.[227] Das heißt, die Transformation der Garnisons- in eine Freischule hätte schon früher erfolgt sein müssen. Genauer betrachtet erscheint sie aufgrund der eben skizzierten Personalsituation wenig realistisch, denn diese Umwandlung hätte eine Änderung der Zuständigkeit von der Kriegskommission zum Oberkonsistorium zur Folge gehabt. Wahrscheinlicher ist, dass neben der Garnisonsschule nur eine Freischule, eben die des Lehrers Herz, existierte. Die Garnisonsschule für die Soldatenkinder wäre für Christiana Vulpius nicht in Frage gekommen. Selbst wenn man von einer Umsetzung der Reformpläne ausginge, erscheint diese Bildungsoption für Christiana Vulpius wenig plausibel, da sie 1783 bereits 18 Jahre und damit zu alt für eine solche Elementarausbildung gewesen wäre. Zudem könnte sie nach der Entlassung des Vaters 1782 zu dieser Zeit bereits in der Bertuch'schen Blumenfabrik gearbeitet haben.[228]

---

225 Vgl. Henning: Die Entwicklung Weimars, S. 331 sowie Hartung: Das Großherzogtum Sachsen, S. 132.

226 Vgl. zu diesem Absatz: Ventzke: Das Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach, S. 400–402 sowie Hartung: Das Großherzogtum Sachsen, S. 132 f. – Laut Hartung hatte diese schulische Einrichtung keinen rechten Erfolg, sodass die Näh- und Spinnschule geschlossen und die Garnisonsschule (wohl 1798) mit der Freischule verbunden wurde (vgl. ebd., S. 133). – Grundsätzlich waren solche handarbeitlich orientierten Schulen für Mädchen der weniger wohlhabenden Schichten keine Seltenheit; Becker-Cantarino spricht in diesem Zusammenhang von sogenannten „Strickschulen" (vgl. dies.: Schriftstellerinnen der Romantik, S. 28).

227 Vgl. Keßler: Herder Teil 1, S. 12.

228 Vgl. hierzu Kapitel 2.3.3.

Wahrscheinlichere Optionen für einen möglichen Schulbesuch Christiana Vulpius' wären einerseits die Mädchenschule, die sich in unmittelbarer Nachbarschaft des Gymnasiums befand, und andererseits eine der zahlreichen privaten Winkelschulen der Stadt. Die Zustände an der Mädchenschule werden in der Literatur als ebenso wenig erfreulich wie jene der Frei- und Garnisonsschule geschildert: „In einem einzigen Raum, bei nur einem Lehrer, wurde die ganze weibliche Jugend der Stadt unterrichtet, so daß die Klasse völlig überfüllt war."[229] Für einen quantitativen Vergleich sei auf Susanne Reichard verwiesen, die für die Volksschulen mit einer durchschnittlichen Klassenstärke von etwa 100 Kindern rechnet.[230] Darüber hinausgehende Informationen zur Mädchenschule lassen sich in der Literatur nicht finden, sodass ohne ein genaueres Quellenstudium keine weiterführenden Aussagen getroffen werden können. Ein Schulbesuch von Christiana Vulpius wäre noch am ehesten in dieser Schule denkbar, wenngleich auch diese den Freischulen zuzurechnen ist. Bedenkt man das bürgerliche Selbstbewusstsein von Johann Friedrich Vulpius, erscheint ein Besuch der Mädchenschule jedoch nicht sehr wahrscheinlich.

Neben den zahlreichen ungeklärten Fragen zur Mädchenschule in Weimar klafft eine große Forschungslücke im Bereich der Winkel- und Privatschulen[231] sowie hinsichtlich der Rolle des Hausunterrichts im Herzogtum. Dies ist nicht zuletzt der problematischen Quellenlage geschuldet, da im Gegensatz zu den öffentlichen Schulen nur wenige Informationen Eingang in Archivbestände gefunden haben. Insbesondere die Winkelschulen treten ausschließlich als Konkurrenten der öffentlichen Schulen in normativen Quellen in Erscheinung und sind meist

229 Reichard: Schulwirklichkeit, S. 97 sowie Henning: Die Entwicklung Weimars, S. 331: „Der Mädchenschule mit zwei ‚Unterstuben' und über 200 Schülerinnen stand eine Lehrkraft zu."

230 Vgl. Reichard: Schulwirklichkeit, S. 121.

231 In der *Oeconomischen Encyclopädie* werden Winkelschulen neutral-sachlich definiert als „Privatschulen, welche ohne Aufsicht des Staates bestehen, welche nicht gesetzlich constituirt worden, also auch auf Befehl der Behörden geschlossen werden müssen, wenn sie nicht um das das [sic!] Fortbestehen nachgesucht oder die gesetzlichen Privilegien sich erworben haben" (Korth, Johann Wilhelm David: Art. „Schule (Winkel-)". In: Oekonomische Encyklopädie oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft in alphabethischer Ordnung. Hrsg. von Johann Georg Krünitz, Bd. 149 [1828], S. 457, Online-Version: Online-Version: www.kruenitz1.uni-trier.de [22.03.2024]). In Zedlers Universallexikon werden hingegen stärker die Risiken dieser nicht von der Obrigkeit gebilligten Schulform betont, wenn u. a. vor dem Nachteil und „der Gefahr, so der Jugend durch ungeschickte oder boshafte und verführerische Lehrmeister erwächst", gewarnt wird (Art. „Winckel-Schule". In: Großes vollständiges Universal-Lexikon. Hrsg. von Johann Heinrich Zedler, Bd. 57. Leipzig u. a. 1748, Sp. 477–479, hier Sp. 477, Online-Version: https://www.zedler-lexikon.de/index.html?c=blaettern&id=486845&bandnummer=57&seitenzahl=0252&supplement=0&dateiformat=1%27 [03.02.2024]).

Gegenstand von Begrenzungsmaßnahmen oder Repressalien.[232] Dabei ist die Bedeutung dieser Privatschulen für den städtischen Raum nicht zu unterschätzen. Vielerorts bestand bis ins 18. Jahrhundert ein großes quantitatives Ungleichgewicht zuungunsten der öffentlichen Bildungseinrichtungen.[233] Für Kursachsen konstatiert Thomas Töpfer erst im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts einen durch Reformen bewirkten Wandel zugunsten öffentlicher Schulen wie Bürger-, Frei- und Armenschulen, die vielerorts an die Stelle von Winkelschulen traten.[234] Da das Feld der privaten Schulen zudem recht ausdifferenziert war, können im Folgenden nur kursorische Aussagen getroffen werden.

An vielen Winkelschulen wurden auch Mädchen unterrichtet, wenngleich das Niveau häufig nicht sonderlich hoch war und seitens der Obrigkeit immer wieder Versuche unternommen wurden, die Gründung privater Schulen zu unterbinden oder mit Auflagen zu versehen.[235] So wurde beispielsweise in der Schulordnung von 1770 für das Weimarer Gymnasium verfügt, dass die Errichtung von Winkelschulen mit bis zu 25 Schülern ausschließlich Kandidaten der Theologie vorbehalten sei.[236] Christiana Vulpius könnte grundsätzlich eine solche Winkelschule besucht haben. Dagegen spricht allerdings die primäre Zielgruppe der Kinder aus Handwerkerfamilien sowie die notwendige Entrichtung eines Schulgeldes.[237] Dass Johann Friedrich Vulpius in Anbetracht seiner Finanznöte diese Gebühren für seine Tochter hätte zahlen können und wollen, ist angesichts der (im Gegensatz zur Ausbildung der Söhne) fehlenden Notwendigkeit und des mangelnden unmittelbaren Nutzens äußerst fraglich.

Hinzuweisen ist der Vollständigkeit halber noch auf die *Fürstliche Freye Zeichenschule*, die auf Bestrebungen von Friedrich Justin Bertuch zurückging. Wie aus seinem Entwurf eindeutig hervorgeht, standen das Zeichnen und die ästhetische Bildung im Vordergrund und keine elementare Ausbildung im Lesen und Schreiben.[238] Da diese somit für die Frage nach einer Schreibausbildung von

232 Vgl. Töpfer: Freyheit der Kinder, S. 181 f.

233 Vgl. ebd., S. 182.

234 Vgl. ebd., S. 412.

235 Vgl. Günther, Gitta: Weimar-Chronik. Stadtgeschichte in Daten. Erste Folge. Von der Urgesellschaft bis September 1775 (Tradition und Gegenwart. Weimarer Schriften, 20). Weimar 1987, S. 27.

236 Vgl. Krumbholz: Weimarisches Schulwesen, S. 81.

237 Vgl. Schaub, Horst / Zenke, Karl G.: Art. „Winkel- oder Klippschulen“. In: Wörterbuch Pädagogik. Hrsg. von dens. München: grundlegend erw. und aktual. Neuausgabe 2007, S. 701–702.

238 Vgl. Paul, Konrad: Die ersten hundert Jahre 1774–1873. Zur Geschichte der Weimarer Mal- und Zeichenschule (Katalog zur Ausstellung 1996). Weimar 1997, S. 6–9.

Christiana Vulpius nicht relevant ist, wird auf diese Sonderform an anderer Stelle eingegangen.[239]

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass sich für Christiana Vulpius grundsätzlich nur wenige Optionen für eine mögliche schulische Unterweisung in Weimar rekonstruieren lassen. Das Gymnasium kann als höhere Bildungsinstitution, die ausschließlich Jungen vorbehalten war, ausgeschlossen werden. Die Unterweisung an einer Freischule bzw. speziell an der Mädchenschule erscheint aufgrund der Ausrichtung auf Kinder aus mittellosen Familien wenig realistisch. Obgleich die Familie Vulpius verarmt war, widerspräche dies dem sozialen Status sowie dem damit verbundenen bürgerlichen Habitus der Familie, der sich u. a. im Kontext der Taufhandlungen zeigen ließ.[240] Die einzig verbleibende Option wäre der (kurzzeitige) Besuch einer Winkel- oder Privatschule, von denen es in Christiana Vulpius' Kindheit und Jugend mehrere gegeben haben muss. Dagegen spricht die dort notwendige Entrichtung eines Schulgeldes. Dementsprechend gilt es, weitere Möglichkeiten für den Erwerb von Lese-, Schreib- und Rechenfertigkeiten fernab der mehr oder minder institutionalisierten Bildung, mithin im familiären Umfeld zu ergründen.

2.3.2 Bildung und Erziehung im familiären Kontext

Ähnlich wie bei der Frage nach einer schulischen Ausbildung von Christiana Vulpius bleibt bei der Thematik der häuslich-familiären Erziehung und Bildung mangels Referenzmöglichkeiten auf Selbstzeugnisse oder zeitgenössische Zeugnisse Dritter nur der Blick auf die Frauen- und Mädchenbildung im Bürgertum des 18. Jahrhunderts und damit verbundene Analogieschlüsse. Die Problematik liegt hierbei selbstredend in der Heterogenität des Bürgertums in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die Familie Vulpius legt ein beredtes Zeugnis davon ab, wie eine bürgerliche Familie, in der Bildung einen durchaus hohen Stellenwert besaß – wovon nicht zuletzt die akademisch gebildete männliche Linie zeugt –, aus ökonomischer Sicht jedoch an der Grenze zur oder gar in der Unterschicht lebte. Es liegt nahe, dass beide Faktoren sich auf die Lebenswirklichkeit der Familie ausgewirkt haben müssen.

Das breite Spektrum der weiblichen Bildungswege im privaten, häuslichen Umfeld verdeutlichen die Bildungsoptionen von Autorinnen der Romantik, die Barbara Becker-Cantarino folgendermaßen zusammenfasst:

---

239 Vgl. hierzu Kapitel 2.3.4.

240 Vgl. hierzu auch Damm: Christiane und Goethe, S. 44.

> Der Bildungsweg der Autorinnen der Romantik war je nach Familienverhältnissen unterschiedlich. Bildung wurde privat zu Hause vermittelt und autodidaktisch erworben: Die Mädchen erhielten zumeist Unterricht von der Mutter (religiös, praktisch, aber selten intellektuell), dem Vater (sporadisch), dem Hofmeister oder Privatlehrer des Bruders (als Zuhörerin geduldet), einem Bruder (oft anregend, aber auch bevormundend) oder bei adligen Familien von einer Gesellschafterin, einer (französischen) Gouvernante, sowie von einem Tanz- oder Musikmeister und einem Zeichenlehrer.[241]

Selbstverständlich ist zu bedenken, dass die späteren Schriftstellerinnen wie Bettina von Arnim, Therese Huber, Dorothea Veit oder Caroline von Günderrode aus Familien des wohlhabenden und hochgebildeten Bürgertums kamen oder wie im Fall der Letzteren gar „aus einer aristokratischen, hochbegabten Familie".[242] Ihre familiären und sozialen Voraussetzungen unterscheiden sich folglich deutlich von denen der Christiana Vulpius.

Sie war das dritte Kind und die älteste Tochter der Familie. Ihre leibliche Mutter, Christiane Margarethe, geborene Riehl, brachte in zehneinhalb Jahren Ehe sechs Kinder zur Welt und starb am 5. Mai 1771 mit 31 Jahren. Zuvor hatte sie drei ihrer sechs Kinder im ersten Lebensjahr zu Grabe tragen müssen – ihr letztgeborener Sohn Johann Carl Emanuel war wenige Tage nach seiner Geburt Anfang April 1771 gestorben. Ein viertes Kind aus dieser ersten Ehe von Johann Friedrich Vulpius, Johann Gottlieb Heinrich, starb im Alter von sieben Jahren 1776. Nach der Wiederverheiratung des Vaters im Dezember 1774 setzen sich die frühen Sterbefälle innerhalb der ersten Lebensjahre auch bei den nachgeborenen Kindern fort. Einzig die im Februar 1775 geborene Sophia Ernestina Louisa überlebte.

Richard van Dülmen hebt in seiner kultur- und alltagsgeschichtlichen Darstellung der Frühen Neuzeit hervor, dass die Sphäre der Erwachsenen noch wenig von der Welt der Kinder geschieden war und die Kinder somit schon in jungen Jahren die Probleme der Familie und des Hauses miterlebten.[243] Für Christiana Vulpius mag dies aufgrund ihrer Rolle als älteste Tochter in besonderem Maße zugetroffen haben. Die Rollenverteilung innerhalb der Familie ist keineswegs ein unwesentlicher Faktor; von ihr konnte nicht nur die Art und Weise der elterlichen Zuwendung abhängen, sondern auch die Möglichkeit einer (schulischen) Ausbildung.[244] Es ist kaum anders vorstellbar, als dass Christiana Vulpius – bedenkt man vor allem die rasch aufeinanderfolgenden Geburts- und Sterbefälle

241 Becker-Cantarino: Schriftstellerinnen der Romantik, S. 28.

242 Ebd.

243 van Dülmen: Das Haus und seine Menschen, S. 101.

244 Vgl. Ungermann, Silvia: Kindheit und Schulzeit von 1750–1850. Eine vergleichende Analyse anhand ausgewählter Autobiographien von Bauern, Bürgern und Aristokraten (Europäische Hochschulschriften. Reihe 11, Pädagogik, 725). Frankfurt a. M. / New York 1997, S. 108.

in der Familie – schon sehr früh zur Mithilfe bei der Verrichtung häuslicher Arbeiten herangezogen wurde. Wie viele andere Familien wird auch diese auf die Mithilfe ihrer Kinder materiell angewiesen gewesen sein.[245] Johann Friedrich Vulpius wird von seinem spärlichen Gehalt Gehilfen nur in geringem Maße oder gar nicht beschäftigt haben, zumal auch die unverheiratete Schwester Juliane Auguste mitversorgt werden musste, die zugleich sicher eine wichtige Hilfe im Haushalt war. Christiana Vulpius' spätere unermüdliche Sorge um das Hauswesen am Frauenplan und um Goethes Wohlergehen lässt darauf schließen, dass Arbeitsamkeit und Fleiß schon in ihrer Familie als Tugenden galten und in der Erziehung vermittelt wurden.

Wie stark die Mutter und später die Stiefmutter die Erziehung und Ausbildung von Christiana Vulpius prägten, geht aus den Quellen nicht hervor. Generell waren in der Familie des ‚neuen Bürgertums' auch moderne Typen der Familienorganisation und des Familienlebens vorherrschend. So wuchs die Verantwortung der Hausmutter für die interne Organisation des Hauswesens und für die Erziehung der Kinder.[246] Allgemein gilt, dass die ersten Grundkenntnisse, die vor allem Kulturtechniken sowie Haushaltsführung umfassten (und für Mädchen oftmals als hinreichend erachtet wurden), häufig in der Familie durch Eltern, Großeltern oder Tanten vermittelt wurden.[247] Dabei waren die Mütter für die Erziehung der jüngeren Kinder bis etwa zum sechsten Lebensjahr zuständig, während der Einfluss des Vaters mit zunehmendem Alter der Kinder wuchs.[248] Während die Mütter sich vor allem bemühten, ihren Töchtern die weiblichen Tugenden nahezubringen, bereiteten die Väter ihre Söhne inhaltlich auf die Aufnahmeprüfung an der höheren Schule vor.[249]

Sowohl die eben geschilderte übliche Rolle der Mutter als auch die des Vaters sind vermutlich nicht gänzlich auf die Familie Vulpius übertragbar. Zunächst brachten der frühe Tod der leiblichen Mutter Christianas sowie die erneute Heirat des Vaters, als sie neun Jahre alt war, unweigerlich Einschnitte und Brüche mit sich. Die Mutter, die dem Handwerkermilieu entstammte, wird wahrscheinlich

245 Vgl. van Dülmen: Das Haus und seine Menschen., S. 102 und 108 f.

246 Vgl. Hammerstein: Bildungsgeschichte, S. 85.

247 Vgl. Ungermann: Kindheit und Schulzeit, S. 256 und 264.

248 Vgl. Hammerstein: Bildungsgeschichte, S. 106; Dürr, Renate: Von der Ausbildung zur Bildung. Erziehung zur Ehefrau und Hausmutter in der Frühen Neuzeit. In: Kleinau/Opitz (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, Bd. I, S. 189–206, hier S. 192; vgl. weiterführend zur Rolle der Mütter und Väter anhand der Ratgeberliteratur: Wild, Reiner: Die Vernunft der Väter. Zur Psychographie von Bürgerlichkeit und Aufklärung in Deutschland am Beispiel ihrer Literatur für Kinder (Germanistische Abhandlungen, 61). Stuttgart 1987, S. 205–257.

249 Vgl. Ungermann: Kindheit und Schulzeit, S. 264.

mindestens eine gewisse Grundbildung besessen haben.[250] Aufgrund ihres frühen Todes ist ihr Einfluss auf die Lese- und Schreibausbildung ihrer ältesten Tochter als gering einzustufen. Die zweite Ehefrau von Johann Friedrich Vulpius und damit Stiefmutter Christianas, Johanna Christiana Dorothea, geborene Weiland, war zuvor als Kammerjungfer bei Caroline Louise von Lyncker tätig gewesen.[251] Sie dürfte aufgrund dieser Tätigkeit über eine fundierte Bildung verfügt haben, die wahrscheinlich über dem Bildungsniveau der ersten Gattin von Vulpius gelegen haben wird. Eine höhere Bildung ist für beide Frauen nicht vorstellbar.

Es ist unter den gegebenen Umständen anzunehmen, dass Christianas Tante Juliane Auguste Vulpius insbesondere nach dem Tod der Mutter eine wichtige Rolle in der Fürsorge für die Kinder zukam. Die Tante scheint zeit ihres Lebens eine verlässliche Vertrauensperson und Stütze für Christiana Vulpius gewesen zu sein und zog wie Christianas Halbschwester Ernestine zunächst mit in das kleine Jägerhaus und schließlich in das Haus am Frauenplan. Die Tante wurde später wiederholt die einzige Taufpatin der unehelich geborenen Kinder[252] von Christiana Vulpius und Johann Wolfgang von Goethe.

Es ist also zu vermuten, dass sich die Alphabetisierung von Christiana Vulpius eher im familiären als im schulischen Umfeld vollzogen hatte. Für eine heimische Schreibausbildung der Tochter spricht auch, dass die zehn Jahre jüngere Ernestine ebenfalls des Schreibens mächtig war. Letzteres ist einem Brief vom 14. Januar 1795 zu entnehmen, in dem Christiana Vulpius an Goethe berichtet: „Das Bübchen [der Sohn August, Anm. d. Verf.] spricht den ganzen Tag von Ihnen; alleweile muß ihm Ernestine die Hand führen, daß er Ihnen einen Brief schreiben will.“[253] Es ist

250 In den Handwerkerfamilien bestand allgemein ein großes Interesse an einer elementaren Grundausbildung, die nicht nur für die Ausübung des Berufs vonnöten, sondern auch Ausdruck eines christlichen Handwerkertums war (vgl. van Dülmen: Das Haus und seine Menschen, S. 115).

251 Vgl. den Taufeintrag zu Christiana Vulpius’ Cousin Heinrich Friedrich Christian Riehl vom 21.07.1774, KA WE Taufbuch Stadtkirche 1734–1750, Bl. 269v.; vgl. auch Damm: Christiane und Goethe, S. 47. – Über die soziale Verortung einer Kammerjungfer gibt ein zeitgenössisches Zitat anschaulich Auskunft: „Die Hausmagd hält mehr auf sich, als die Viehmagd: das Kindermädchen und die Köchin mehr, als die Hausmagd, und das Nähmädchen, oder die Cammerjungfer mehr, als alle übrigen.“ (Meiners, C[hristoph]: Geschichte der Ungleichheit der Stände unter den vornehmsten Europäischen Völkern, Bd. 2, Hannover 1792, S. 617).

252 Juliana Augusta (Juliane Auguste) Vulpius ist als Patin von August Walther (vgl. KA WE TR HK 1789, S. 116, Nr. 47), von Carolina (vgl. KA WE TR HK 1793, Bl. 327) sowie von Carl (vgl. KA WE TR HK 1795, Bl. 438) aufgeführt. Das erste Kind war eine Totgeburt (KA WE SR SK 1791, Bl. 10); die jüngste Tochter Kathinka wurde notgetauft und verstarb drei Tage nach der Geburt (vgl. KA WE TR HK 1802, Bl. 242). Deshalb sind bei beiden verstorbenen Kindern keine Taufpaten genannt.

253 GC I, Nr. 40; im Original: „allwiele muß ihn Ernesdiene ihn die hand führen daß er ihm Ein brif Schriben will“ (JWG15).

durchaus bemerkenswert, dass sowohl Christiana als auch Ernestine Vulpius schreiben konnten. Mithin rücken für die Schreibausbildung neben der Stiefmutter Christianas (und Mutter Ernestines) und der Tante Juliane auch der Vater sowie möglicherweise der Bruder in den Fokus.

Gerade in bildungsbürgerlichen bzw. gehobenen bürgerlichen Kreisen wurde nicht immer ein Hauslehrer für die Söhne oder eine Gouvernante für die Töchter engagiert;[254] häufig unterrichteten die Väter ihre Söhne selbst. So konnte es einerseits vorkommen, dass die Mädchen zuhören durften, wenn diese Interesse zeigten.[255] Ebenso gab es Fälle, in denen ein Vater seine Tochter bewusst mit einer „ungewöhnliche[n] („unweibliche[n]") Erziehung" förderte und unter erzieherischen Gesichtspunkten die „kleine Tochter wie einen Sohn behandelte".[256] Sollte ein Mädchen höhere Bildung erlangen, wurde dieser Weg in aller Regel durch den Vater beschritten, der als Mentor seiner Tochter oder seiner Töchter fungierte. Bekannte Beispiele für eine frühzeitige und gründliche, durch den Vater forcierte Bildung seiner Tochter aus den gehobenen bürgerlichen und adeligen Kreisen sind Sophie von La Roche (1731–1807), geborene Gutermann Edle von Gutershofen,[257] Cornelia Schlosser (1750–1777), geborene Goethe,[258] Caroline Schelling (1763–1809),

254 Vgl. weiterführend zu Gouvernanten Hardach-Pinke, Irene: Kinderalltag. Aspekte von Kontinuität und Wandel der Kindheit in autobiographischen Zeugnissen 1700 bis 1900 (Campus Forschung, 189). Frankfurt a. M. / New York 1981, S. 409–427 und zu Hofmeistern Fertig, Ludwig: Die Hofmeister. Ein Beitrag zur Geschichte des Lehrerstandes und der bürgerlichen Intelligenz. Stuttgart 1979.

255 Vgl. Frevert, Ute: Frauen-Geschichte. Zwischen bürgerlicher Verbesserung und neuer Weiblichkeit (Edition Suhrkamp, 1284 [= Neue Folge, 284], Neue historische Bibliothek). Frankfurt a. M. 1986, S. 37.

256 Prokop, Ulrike: Praktische Klugheit, Anmut und Witz. Bürgerliche Mädchenbildung um 1750. In: Hopp, Doris / Bunzel, Wolfgang (Hrsg.): Catharina Elisabeth Goethe. Ausstellung im Freien Deutschen Hochstift, Frankfurter Goethe-Museum, 27. August – 30. Dezember 2008. Frankfurt a. M. 2008, S. 94–112, hier S. 105.

257 Vgl. hierzu Di Pianduni, Claudia: Mütterliche Briefe und „Väterlicher Rath": Mädchenbildung im Zeitalter der Aufklärung bei Campe und La Roche. Koblenz 2014 (Diss. masch), S. 42–47; Meighörner, Jeannine: „Was ich als Frau dafür halte". Sophie von La Roche. Deutschlands erste Bestsellerautorin. Erfurt 2006, S. 18 f. sowie 23 f. sowie den Abschnitt zu Kindheit und Jugend in Maurer, Michael: Sophie von La Roche. Leben einer empfindsamen Aufklärerin. In: Ich bin mehr Herz als Kopf. Sophie von La Roche. Ein Lebensbild in Briefen. Hrsg. von Michael Maurer. München 1983, S. 7–33, hier S. 10–14.

258 Cornelia Goethe erhielt eine umfassende und thematisch breit gefächerte Bildung, die weitgehend parallel zum Unterricht ihres Bruders Johann Wolfgang Goethe lief. Beide Kinder wurden auf Veranlassung des Vaters, Johann Caspar Goethe, und teilweise durch ihn selbst größtenteils gemeinsam unterrichtet. So erlernte auch Cornelia Italienisch, Französisch, Englisch, etwas Latein, wurde in Geschichte, Literatur und Religion unterrichtet. Johann Caspar Goethe legte großen Wert auf die musikalische Ausbildung seiner Tochter mit Gesangs- und Klavierunterricht;

geborene Michaelis, verwitwete Böhmer und geschiedene Schlegel,[259] sowie Dorothea Freiin von Rodde (1770–1825), geborene von Schlözer.[260]

Neben dem Interesse des Vaters an der Bildung nicht nur seiner Söhne, sondern auch seiner Töchter war eine weitere Voraussetzung eine gut ausgestattete Bibliothek, zu der auch die Töchter des Hauses Zugang hatten. Ob die Familie Vulpius über eine Bibliothek verfügte, ist aus den Quellen nicht bekannt. Aufgrund der theologischen Bildung der vorangegangenen Generationen liegt es nahe, dass ein gewisser Bücherbestand existierte.

---

der Vater erteilte ihr selbst Tanzunterricht. Sie wurde zudem im Zeichnen und Stricken unterwiesen (vgl. Prokop, Ulrike: Die Illusion vom Großen Paar, Bd. 2: Das Tagebuch der Cornelia Goethe. Frankfurt a. M. 1991, S. 67–73). Die für die Mädchenerziehung typischen Fragen zur Haushaltung spielten hingegen eine untergeordnete Rolle. Dies kommentierte ihr späterer Ehemann Georg Schlosser wie folgt: „meine Frau ist auf einem besonderen Fuße erzogen worden ... sie fürchtet sich zu sehr vor Küche und Keller ... aber mit der Zeit soll's schon gehen ...“ (zit. nach ebd., S. 73).

259 Aufgewachsen in einem Gelehrtenhaushalt des Theologen und Orientalisten Johann David Michaelis nahm Caroline mit ihren Geschwistern schon früh an intellektuellen Gesprächsrunden teil und lernte im Haus der Eltern bedeutende Persönlichkeiten wie Lessing, Lichtenberg und Goethe kennen. Sie lernte u. a. Französisch, interessierte sich für Werke der Aufklärung und der zeitgenössischen Literatur. Die Beschäftigung mit Mathematik, Naturwissenschaften oder den klassischen Sprachen wurde ihr hingegen untersagt, da diese Disziplinen zum Kanon der Bildung der Söhne gehörte (vgl. Daley, Margaretmary: Women of Letters. A Study of Self and Genre in the Personal Writing of Caroline Schlegel-Schelling, Rahel Levin Varnhagen, and Bettina von Arnim [Studies in German Literature, Linguistics, and Culture]. Columbia / SC 1998, S. 14 f.).

260 Ihr Vater August Ludwig Wilhelm von Schlözer, ein bekannter Göttinger Geschichtsprofessor, unterzog seine Tochter einem pädagogischen Experiment. Mit diesem strebte er eine empirische Überprüfung der Pädagogik Basedows an. Er lehrte seiner Tochter schon in frühester Kindheit Lesen und Schreiben, unterrichtete sie vornehmlich in Fremdsprachen (mit 16 Jahren beherrschte sie zehn Sprachen), Religion und Geschichte. Dorotheas Fortschritte protokollierte er von Beginn an ausführlich. Ab ihrem fünften Lebensjahr wurde sie von einem Hauslehrer, Abraham Gotthelf Kästner, in Mathematik unterrichtet. Hinzu kamen Tanz-, Zeichen- und Klavierunterricht sowie die Unterweisung in den Haushaltsgeschäften und Handarbeiten durch die Mutter. Als Dorothea später selbst entscheiden durfte, in welchen Bereichen sie sich weiterbilden wollte, zeigte sie weiterhin eine große Neigung für Fremdsprachen, aber auch zu höherer Mathematik und Mineralogie. Mit 17 Jahren wurde sie nach einer förmlichen Prüfung an der Universität Göttingen als zweite Frau im deutschsprachigen Raum promoviert. Vgl. zu den vorhergehenden Ausführungen: Das Universitätsmamsellen-Lesebuch. Fünf gelehrte Frauenzimmer, vorgestellt in eigenen Werken. Hrsg. von Ruth Finckh. Göttingen 2015, S. 275–280; Carstens, Carsten Erich: Art. „Rodde, Dorothea Freifrau von“, in: ADB 29 (1889), S. 1–2, Online-Version: https://www.deutsche-biographie.de/pnd118608347.html (03.02.2024); zum Experiment Schlözers und den Hintergründen ausführlicher Kern, Bärbel / Kern, Horst: Madame Doctorin Schlözer. Ein Frauenleben in den Widersprüchen der Aufklärung. München: 2., durchges. Aufl. 1990, S. 46–65 sowie zur Promotion vgl. ebd., S. 114–137.

Über die Rolle des Vaters Vulpius für die Ausbildung seiner Tochter bzw. seiner Töchter können nur Vermutungen geäußert werden, da auch hierfür die Quellen fehlen. Seine Mitwirkung an der Lese- und Schreibausbildung erscheint jedoch in mehrfacher Hinsicht fraglich: Es handelte sich zum einen bei ihrer Ausbildung nicht um höhere Bildung und für basale Lese- und Schreibkompetenzen waren häufig die Mütter oder andere weibliche Angehörige der Familie zuständig. Zum anderen ist für den Vater, der seine Familie kaum von seinem Gehalt ernähren konnte, ein nicht unerhebliches Arbeitspensum zu vermuten, da viele Beamte auf den Zuverdienst durch Sporteln angewiesen waren.[261] Ob ihm sein Amt als Kopist und später Archivar genügend Freiräume für die Unterrichtung seiner Kinder bzw. seines Sohnes ließ, bleibt dementsprechend fraglich.[262] Dies berührt eine Problematik, die Silvia Ungermann in ihrer Auswertung autobiographischer Zeugnisse eindrücklich schildert:

> Gerade ärmeren Eltern ist es nur selten möglich, ihre Kinder selbst zu unterrichten, da sie ihre ganze Kraft für die Ausübung ihres Berufes oder die Versorgung der vielköpfigen Familie benötigen. Andererseits sind sie es, die nicht über die finanziellen Mittel verfügen, die nötig wären, um einen Hauslehrer zu bezahlen, wenn der Besuch der Dorfschule als unzumutbar oder zumindest ergänzungsbedürftig erscheint. Deshalb schließen sich insbesondere bäuerliche und kleinbürgerliche Familien zusammen, um gemeinsam einen Hauslehrer zu engagieren [...].[263]

Es wäre durchaus möglich, dass dieses Modell eines ‚geteilten' Hauslehrers auch in der Familie Vulpius praktiziert wurde, um den Sohn Christian August auf seine Gymnasialzeit vorzubereiten. Unwahrscheinlich ist hingegen, dass Johann Friedrich Vulpius das Geld für einen Hauslehrer aufbringen konnte, der ausschließlich seinen Sohn unterrichtete, wie es in höheren bürgerlichen und adeligen Kreisen üblich war.[264] Ob von einem etwaigen Hauslehrer auch die immerhin drei Jahre jüngere Schwester hätte profitieren können, ist fraglich. Dagegen spricht vor

261 Vgl. Huschke: Beamtenschaft, S. 211.

262 Die zunehmende räumliche Trennung des Arbeitsplatzes der Väter vom familiären Haushalt brachte generell einen schwindenden Einfluss auf die Erziehung mit sich. In der Ratgeberliteratur wurde zunächst versucht, dieser Entwicklung entgegenzuwirken, aber vor allem ab dem frühen 19. Jahrhundert schlug sich auch in dieser Quellengattung die schwindende Bedeutung der Väter und die zunehmend tragende Rolle der Mütter in der Erziehung nieder (vgl. Gestrich, Andreas: Familiale Werteerziehung im deutschen Bürgertum um 1800. In: Hahn, Hans-Werner / Hein, Dieter [Hrsg.]: Bürgerliche Werte um 1800. Entwurf, Vermittlung, Rezeption. Köln 2005, S. 121–140, hier S. 128; ausführlicher auch Wild: Vernunft der Väter, S. 205–257).

263 Ungermann: Kindheit und Schulzeit, S. 268.

264 Zur Privaterziehung der höheren Stände vgl. Maurer: Biographie des Bürgers, S. 457–460; weiterführend zur Geschichte der häuslichen Erziehung Fertig: Die Hofmeister.

allem das Niveau ihrer Schreibfertigkeit, welches auf keine umfassende, gründliche Schreibausbildung hindeutet. Dennoch könnte Christiana Vulpius indirekten Anteil an der guten Ausbildung ihres Bruders genommen haben – nämlich falls dieser ihr das Lesen und Schreiben beigebracht haben sollte.[265] Die familiäre Situation und Konstellation lässt es durchaus denkbar erscheinen, dass er einen Anteil an der Bildung und Erziehung seiner jüngeren Geschwister hatte.

Es ist bemerkenswert, dass dem ältesten Sohn trotz der großen finanziellen Notlage seiner Familie der Besuch des Gymnasiums und ein sich daran anschließendes Studium ermöglicht wurden.[266] Die Ausbildung an einer höheren Schule bedeutete für den künftigen Zögling nicht nur, eine Aufnahmeprüfung zu bestehen, sondern brachte für dessen Familie auch eine nicht unerhebliche finanzielle Belastung mit sich. Zusätzlich zum Schulgeld mussten Kleidung und Bücher angeschafft werden.[267] Christian Augusts Urenkel Wolfgang Vulpius vermutete, dass diese gymnasiale Ausbildung durch ein Stipendium eines Gönners ermöglicht worden sein könnte.[268] Eine andere Möglichkeit wäre, wie Sigrid Damm fragend formuliert,[269] die Förderung durch den von Herzog Wilhelm Ernst 1696 eingerichteten zweiten Freitisch, den sogenannten ‚großen Freitisch'. Dieser diente dem Unterhalt von jährlich zwölf Stipendiaten für höchstens drei Jahre. In der herzoglichen Bestimmung wird darüber hinaus denjenigen, die sich „besonders hervorthun", ein nachfolgendes Stipendium für das Studium an der Universität in Jena in Aussicht gestellt.[270] Bekannt ist, dass Christian August Vulpius von Michaelis 1782 bis Ostern 1785 ein herzogliches Stipendium in Höhe von zwölf Talern jährlich für sein Studium der Jurisprudenz in Jena erhielt. Darüber hinaus wurde ihm von November 1785 bis Mai 1786 ein „Gnadengeschenk" von 31 Talern und 16 Groschen aus der Kriegskasse zuteil.[271] Gegen die Hypothese eines Freitisch-

265 Vgl. hierzu auch Damm: Christiane und Goethe, S. 57.

266 Vgl. Vulpius, Wolfgang: Goethes Schwager und Schriftstellerkollege Christian August Vulpius. In: Holtzhauer, Helmut / Henning, Hans (Hrsg.): Goethe-Almanach auf das Jahr 1967. Berlin / Weimar 1966, S. 219–242, hier S. 221. Aufschlussreich hinsichtlich Christian Augusts Bildungsstand ist die Empfehlung, die Johann Wolfgang von Goethe am 9. September 1788 an Friedrich Heinrich Jakobi schrieb (vgl. GB 8 I, S. 26 f. sowie Vulpius: Goethes Schwager, S. 222 f.).

267 Vgl. Ungermann: Kindheit und Schulzeit, S. 321.

268 Vgl. Vulpius: Goethes Schwager, S. 220.

269 Vgl. Damm: Christiane und Goethe, S. 44.

270 Vgl. Francke, Otto: Geschichte des Wilhelm-Ernst-Gymnasiums in Weimar. Weimar 1916, S. 96 (dort auch das Zitat).

271 Vgl. Huschke: Orts- und familiengeschichtliche Betrachtungen, S. 573 sowie Meier: Die triviale Klassik, S. XXI. – Wahrscheinlich erhielt Vulpius noch weitere Zuwendungen beispielsweise durch Goethe, der in seinem Brief an Jakobi vom 9. September 1788 erwähnt, dass er sich schon

Stipendiums am Wilhelm-Ernst-Gymnasium sprechen jedoch die eher durchschnittlichen Schulleistungen des Zöglings.[272]

Über den Zeitpunkt des Schuleintritts von Christian August Vulpius und damit über die Dauer der schulischen Ausbildung divergieren die Angaben in der Literatur. Gesichert ist zunächst, dass Vulpius das Wilhelm-Ernst-Gymnasium 1781 verlassen hatte[273] und am 30. Oktober 1781 an der Universität zu Jena als Student der Rechte immatrikuliert wurde.[274] Andreas Meier und Dieter Höhnl gehen in Anlehnung an die Ausführungen von Wolfgang Vulpius davon aus, dass Christian August Vulpius erst mit siebzehn Jahren das Weimarer Gymnasium besuchte, folglich erst ab dem Jahr 1779.[275] Demzufolge hätte er am Gymnasium nur ein zweijähriges Minimum absolviert, welches die Voraussetzung für die Aufnahme eines Studiums war.[276] Diese Annahme ist nach Prüfung der überlieferten Quellen zu korrigieren. So befindet sich im Nachlass Vulpius eine Bildergeschichte von Christian August Vulpius mit dem Titel *Geschichte der auf der Insul Brolingsbrogh errichteten Kolonie*, welche auf das Jahr 1777 datiert ist.[277] Die in der Bildergeschichte mit dem jeweiligen Anfangsbuchstaben des Nachnamens gekennzeichneten männlichen Hauptfiguren konnten als Vulpius' Klassenkameraden vom Wilhelm-Ernst-Gymnasium identifiziert werden.[278]

Aus dieser Datierung ergibt sich, dass Vulpius spätestens mit fünfzehn Jahren und damit mindestens vier Jahre lang das Gymnasium besucht haben muss. Aus

früher für Vulpius verwendet habe (vgl. GB 8 I, S. 26). Auch für seine Werke, die Vulpius ab 1782 schrieb, dürfte er entlohnt worden sein.

272 Die Beurteilung der schulischen Leistungen ist Bestandteil der Akten des Wilhelm-Ernst-Gymnasiums (vgl. LATh – HStA Weimar, Bestand: Höhere Schulen in Weimar, Nr. 17 und Nr. 18; vgl. zu Vulpius' Beurteilung auch Simanowski, Roberto: Die Verwaltung des Abenteuers. Massenkultur um 1800 am Beispiel Christian August Vulpius [Palaestra, 302]. Göttingen 1998, S. 174.) – In den Quellen zum Wilhelm-Ernst-Gymnasium ließen sich keine Belege finden, die auf eine Zugehörigkeit zum Freitisch hindeuten könnten.

273 Vgl. LATh – HStA Weimar, Bestand: Höhere Schulen in Weimar, Nr. 60, Bl. 347v. sowie LATh – HStA Weimar, Nachlass Otto Schlegel, Nr. 63.

274 Vgl. Meier: Die triviale Klassik, S. XXI.

275 Vgl. Vulpius: Goethes Schwager, S. 221; Meier: Die triviale Klassik, S. XVIII f. sowie Höhnl, Dieter: Christian August Vulpius und seine Zeitgenossen. In: Košenina, Alexander (Hrsg.): Andere Klassik. Das Werk von Christian August Vulpius (1762–1827). Hannover 2012, S. 62–73, hier S. 63 f.

276 Vgl. Meier: Die triviale Klassik, S. XIX.

277 GSA, Sign.: 114/88, Bl. 16r und Bl. 31r; vgl. auch Müller-Krumbach/Wollkopf: Nachlaß Vulpius, S. 144–149. – Das 84 Blatt umfassende Büchlein enthält 79 aquarellierte Federzeichnungen sowie eigenhändig von Vulpius geschriebene, erläuternde Texte zu diesen Zeichnungen (vgl. ebd.; Digitalisate sind über die Archivdatenbank des GSA Weimar abrufbar [Bearbeitungsstand des Datensatzes 16.01.2006], https://ores.klassik-stiftung.de/ords/f?p=401:2:::::P2_ID:68013 [03.02.2024]).

278 Vgl. Müller-Krumbach u. a.: Nachlaß Vulpius, S. 86 sowie Damm: Christiane und Goethe, S. 58–60.

der von Otto Schlegel erstellten Schülerkartei des Wilhelm-Ernst-Gymnasiums sowie aus den Schülerlisten geht ein noch früheres Schuleintrittsjahr hervor, nämlich das Jahr 1774 oder 1773.[279] Demnach hätte Vulpius die Schule sechs oder sieben Jahre lang besucht und nicht nur das zweijährige Minimum absolviert. Unterbrechungen des Schulbesuches können freilich nicht ausgeschlossen werden. Möglicherweise sind in der Literatur differierende Angaben zur Dauer der Schulbildung auch auf einen unterschiedlichen terminologischen Gebrauch zurückzuführen: So bestand das Gymnasium aus sechs Klassen (Sexta bis Prima), von denen nur die drei obersten als Gymnasium im engeren Sinne bezeichnet wurden.[280]

Nachdem nun die familiäre Konstellation und die sich daraus potentiell ergebenden Bildungsmöglichkeiten analysiert worden sind, soll geprüft werden, inwieweit Analogieschlüsse zu Frauen aus einem ähnlichen Milieu das Bild zusätzlich anreichern können. Dabei besteht das grundlegende Problem, dass es zumeist äußerst schwierig ist, detaillierte Angaben zu weiblichen und damit nicht-institutionalisierten Bildungs- und Ausbildungswegen im 18. Jahrhundert zu machen. Somit führen auch Rückschlüsse von Frauen aus einem grob vergleichbaren Milieu, wie von Caroline Bertuch (1751–1810), geborene Slevogt und Tochter des Oberförsters in Waldeck, oder Anna Dorothea Wieland (1746–1801), geborene von Hillenbrandt, einer Kaufmannstochter aus Augsburg, nur in sehr begrenztem Maße weiter. Zur Kindheit und Jugend dieser Frauen wissen wir kaum mehr als bei Christiana Vulpius. In der Kindheit vermittelte Bildungsinhalte wie Fremdsprachenkenntnisse können nur aus den späteren schriftlichen Zeugnissen erschlossen werden. Bei Anna Dorothea Wieland besitzen wir nicht einmal diese Quellen, zumal sie streng genommen einer älteren Generation angehört als Christiana Vulpius.

Aus Caroline Slevogts Briefen an ihren späteren Ehemann Friedrich Justin Bertuch geht hervor, dass sie neben einer grundlegenden Ausbildung im Lesen und Schreiben in Französisch unterrichtet worden war und ein Instrument erlernt hatte. Der Unterricht erfolgte wahrscheinlich durch einen Schulmeister, den sie in

279 Vgl. für die Schülerlisten: LATh – HStA Weimar, Bestand: Höhere Schulen in Weimar, Nr. 60, Bl. 327v. – Hier ist Vulpius im Jahre 1774 namentlich verzeichnet unter den *Novitii* der Tertia; mit Bleistift nachgetragen ist das Schuleintrittsjahr „73“. Ähnliches gilt für das Jahr 1776, in dem sich Vulpius unter den *Novii* der Secunda befindet und ebenfalls die Jahreszahl „1773“ mit Bleistift eingetragen wurde. Der Zeitpunkt der Bleistifteintragungen, die bei den meisten verzeichneten Schülern vorgenommen worden sind, lässt sich nicht genau bestimmen. Doch auch Otto Schlegel, der Ersteller der Schülerkartei des Wilhelm-Ernst-Gymnasiums, verzeichnete 1773 als das Jahr des Schuleintritts von Christian August Vulpius (vgl. LATh – HStA Weimar, Nachlass Otto Schlegel, Nr. 63.), sodass diese Datierung insgesamt als sehr wahrscheinlich gelten kann.

280 Vgl. Keßler: Herder Teil 1, S. 183.

einem Brief erwähnt.[281] Von Anna Dorothea Wieland haben sich keine Selbstzeugnisse erhalten und unsere Kenntnisse zu ihrer Person basieren auf den Ausführungen ihres Ehemannes Christoph Martin Wieland.[282] Die Charakteristik seiner Frau hinsichtlich ihres Bildungsstandes fällt wenig schmeichelhaft und zuweilen widersprüchlich aus. An Sophie von La Roche schreibt er am 12. November 1765 knapp zwei Monate nach seiner Hochzeit über seine 13 Jahre jüngere Frau:

> Meine kleine Frau kann, wie Sie sehen, nicht ausdrücken, was sie empfindet; dieser Mangel stellt sie zwar in ein sehr unvorteilhaftes Licht bei gebildeten Menschen, aber er wird ihr [...] nicht jene freundliche Güte und Nachsicht entziehen, die ich mit unendlicher Genugtuung und Dankbarkeit bei Ihnen beobachte. Sie ist von Natur aus einfältig und wenig lebhaft; die Art der Erziehung, die man ihr gab, ließ ihr Wesen in einem kindlichen Zustand, den sie nur ganz allmählich hinter sich lassen wird; man muß sie nicht nur auf Einfälle bringen und sie denken lehren; man muß ihr auch das Reden beibringen, denn das gute Mädchen kennt von unserer Sprache nur, was es im Schoße einer Familie hat lernen können, deren einzige Lektüre die Bibel und der Almanach ist.[283]

Weiter heißt es:

> Meine Freunde, die Schöngeister von einst, würden nur mit Mühe etwas von dem Glück mit einer Frau begreifen, die weder Geßner, Gellert oder Hagedorn kennt; die nicht weiß, was ein

281 Vgl. Caroline Slevogt an Friedrich Justin Bertuch, 19. Juli 1773, GSA, Sign.: 6/152; vgl. Aniol, Jessica: „... so ist mein Leben jetzt zwischen vornehmen tun und häuslichen getheilt ...“. Das Leben der Verlegergattin Caroline Bertuch (1751–1810). In: Weimar-Jena: Die große Stadt. Das kulturhistorische Archiv 4 (2011), Heft 2, S. 115–127, hier S. 116; Dies.: „... so ist mein Leben jetzt zwischen vornehmen thun und häuslichen getheilt ...“. Familiäre und gesellschaftliche Handlungsmöglichkeiten um 1800 am Beispiel Caroline Bertuchs in Weimar. Jena 2008 (Wissenschaftliche Hausarbeit im Rahmen der Ersten Staatsprüfung für das Lehramt an Gymnasien), S. 35.

282 Vgl. zu Anna Dorothea Wieland auch: Freitag, Egon: „Das ganz stille Glück meines Lebens“. Anna Dorothea Wieland (1746–1801). In: Die Pforte. Veröffentlichungen des Freundeskreises Goethe-Nationalmuseum e.V. (2002), Heft 6, S. 55–66.

283 Christoph Martin Wieland an Sophie von La Roche, 12. November 1765. Original in Französisch: „Ma petite femme, comme Vous voyés, ne sait pas exprimer ce qu'elle sent; ce defaut la met dans un jour trés desavantageux vis à des gens d'esprit, mais ne lui ôtera, [...] cette bonté amicale et indulgente, que je vous vois avec une satisfaction et une reconnoissance infinite. Naturellement bornée et peu vive, la sorte d'education qu'on lui a donnée, a laissé son ame dans une especе d'enfance, dont elle ne sortira que par des degrés imperceptibles; non seulement il faut lui donner des ideées, et lui apprendre á penser; il faut aussi qu'elle apprenne à parler; car la bonne fille ne sait de notre langue, que ce qu'elle a pû apprendre au sein d'une famille ou il n'est gueres question d'autre lecture que de celle de la Bible et de l'Almanac.“ (Wielands Briefwechsel. Bd. 3: Briefe der Biberacher Amtsjahre (6. Juni 1760–20. Mai 1769). Hrsg. v. Hans Werner Seiffert, bearb. v. Renate Petermann und Hans Werner Seiffert. Berlin 1975, S. 360; Übersetzung von Hildegard Bock, in: Wieland-Lesebuch (Insel Taschenbuch, 729). Hrsg. von Heinrich Bock, Frankfurt a. M. 1983; vgl. auch den Abdruck in Freitag: Anna Dorothea Wieland, S. 55–66, hier S. 57.

> ‚Englischer Roman' ist, die auch meine ‚Moralischen Erzählungen' nicht versteht, weil diese mit Bildern und dichterischen Stilfiguren gespickte Sprache für sie unverständlich ist. ... Ich verlange keinen Geist von meiner Frau; ihn gibt es genug in meinen Büchern [...].[284]

Bei diesen Äußerungen ist zweierlei zu bedenken: Die Adressatin ist nicht nur Wielands Cousine, sondern auch seine ehemalige Verlobte (deren schriftstellerischer Erfolg wenige Jahre später einsetzen sollte), über deren hohen Bildungsstand Wieland bestens im Bilde war. Außerdem scheinen seine Äußerungen nicht unmaßgeblich vom Frauenbild der Zeit und damit dem Primat der häuslichen Sphäre, in welcher eine gute Gattin, Hausfrau und Mutter zu wirken hatte, beeinflusst zu sein.[285] Dass Wielands Äußerungen zuweilen mit Vorsicht zu genießen sind, zeigen auch widersprüchliche Aussagen zur Lektüre von Anna Dorothea Wieland. Während er gegenüber Sophie von La Roche behauptete, dass seine Gattin „weder Geßner, Gellert oder Hagedorn" kenne, deutet ein Brief Wielands an Geßner, der nur acht Tage später verfasst wurde, darauf hin, dass sie durchaus mit Geßners Werken vertraut war.[286] Aus diesen schriftlichen Äußerungen Wielands lässt sich schließlich nur ableiten, dass Anna Dorothea Wieland keine höhere Bildung, sondern wahrscheinlich nur eine Grundbildung besessen hat, wie auch immer diese im Einzelnen ausgesehen haben mag.

Solche oder ähnliche Bemerkungen, wie sie von Wieland über seine Frau überliefert sind, lassen sich von Goethe nicht finden. Eine bekannte Episode, in welcher sich Goethe gegenüber dem französischen Gesandten Carl Friedrich von Reinhard über das Verhältnis seiner Frau zu seinen Werken geäußert haben soll, wird nur von Dritten kolportiert. So berichtete Reinhards Gattin Christine ihrer Mutter 1807 davon:

> Für meine Frau sind meine Werke tote Buchstaben; sie hat keine Zeile davon gelesen; die geistige Welt existiert nicht für sie. Sie ist eine vortreffliche Wirtschafterin; meine Häuslich-

284 Original in Französisch: „Mes amis beaux-Esprits du tems jadis auroient de la peine á comprendre quelque chose á mon bonheur avec une femme, qui ni connoit ni Gesner ni Gellert ni Hagedorn; qui ne sait pas ce que c'est qu'un Roman Anglois, et qui n'entend pas même mes *Moralische Erzählungen*, parce que ce langage bouffi d'images et de figures poëtiques est du Grec pour elle. [...] Je n'exige point d'esprit de ma femme; j'en ai tant dans mes livres [...]." (Wielands Briefwechsel, S. 361 und 362, Übersetzung siehe oben).

285 Jean Jaques Rousseaus einflussreicher Bildungsroman *Émile ou De l'éducation* war 1762 erschienen.

286 Christoph Martin Wieland an Salomon Geßner, 21. November 1765. In: Wielands Briefwechsel. Bd. 3, S. 364: „Sie [Anna Dorothea Wieland, Anm. d. Verf.] empfiehlt sich Ihnen, und dankt Ihnen recht sehr für den verbindlichen Wunsch, den Sie bezeugen, zu ihrem Beifalle auch Ihre Freundschaft zu haben. Wer kann Geßners Schriften lesen, empfinden, wieder lesen, und nie genug lesen, und nicht sein Freund seyn? – Sagt sie, – und ich auch."

> keit, die sie ganz allein leitet, ist ihr Königreich. Sie liebt Putz und Theater und ist dann völlig umgewandelt. Meine Gesellschaft hat sicher einen Einfluß auf ihren Verstand ausgeübt und das Theater ihren Ideenkreis erweitert.[287]

Der Grundtenor dieser Einschätzung ist insbesondere im Vergleich zum literarischen Umfeld Goethes nicht gänzlich von der Hand zu weisen, obgleich eine Anteilnahme Christiana von Goethes am Schaffensprozess ihres Mannes nicht in Abrede zu stellen ist. Das belegt der Briefwechsel in vielerlei Hinsicht.[288] Daraus geht auch hervor, dass Christiana gelegentlich Werke Goethes gelesen hat, wie *Hermann und Dorothea* oder die *Wahlverwandtschaften.*[289] Gräf führt auf Grundlage von Goethes Tagebuch auf, dass er seiner Frau aus seiner Bearbeitung von *Romeo und Julia* und aus dem Manuskript von *Dichtung und Wahrheit* vorgelesen habe.[290] Ihr Interesse an Goethes Werken formuliert der Herausgeber des Ehebriefwechsels zurückhaltend auf folgende Weise: „In ihrer Art nahm sie denn doch bescheiden teil an dem geistigen Schaffen Goethes.“[291]

Aus der Analyse der schulischen und familiären Bildungsmöglichkeiten von Christiana Vulpius ergibt sich die Hypothese, dass sie das Lesen und Schreiben aller Wahrscheinlichkeit nach im familiären Kontext erlernt hat (siehe oben). Abgesehen von der Armut der Familie, die eine bezahlte institutionelle Ausbildung für Christiana Vulpius nahezu auszuschließen scheint, ist andererseits ihre Rolle innerhalb der Familie zu bedenken. Vermutlich wird sie als älteste Tochter nach dem frühen Tod ihrer Mutter zu Aufgaben in der alltäglichen Haushaltsführung herangezogen worden sein, auch wenn die Hauptlast der Aufgaben sicher auf der unverheirateten Tante Juliane, die mit im Haushalt lebte, lag. Die Mitarbeit der Kinder, vor allem der Mädchen, war auch in bürgerlichen Familien nicht nur aus wirtschaftlichen Gründen erforderlich; sie bildete gleichsam einen integralen Bestandteil der Mädchenerziehung bzw. der weiblichen ‚Ausbildung‘ zur künftigen

---

287 Brief vom 5. Juli 1807 von Christine Gräfin von Reinhard an Sophie Reimarus, in: Bode: Goethe in vertraulichen Briefen, Bd. 2, S. 360.

288 GC I und II, passim.

289 Goethe schickte Christiana Vulpius am 12. Mai 1799 ein Exemplar von *Hermann und Dorothea*, das sie aller Wahrscheinlichkeit nach auch gelesen haben wird: „Ich schicke dir von Herrmann und Dorothea zwey Exemplare eins für die Mutter und eins für dich [...].“ (GB 14 I, S. 72) Für das Jahr 1809 (also einige Zeit nach dem Brief an Reimarus) ist die Lektüre der *Wahlverwandtschaften* gemeinsam mit ihrer Gesellschafterin Caroline Ulrich belegt (vgl. GC I, Nr. 462 und 464). Zudem war Christiana von Goethe mit den dramatischen Werken ihres Mannes durch ihre regelmäßigen Theaterbesuche vertraut. Vgl. hierzu auch Eissler: Goethe, Bd. 2, S. 1430 f.

290 Vgl. Gräf: Einleitung, S. LII.

291 Ebd., S. L.

Hausmutter nach dem Vorbild der eigenen Mutter.[292] Die Hausväter-Literatur hebt im 18. Jahrhundert neben der „sittsamen Häuslichkeit“ vor allem Tugenden wie Fleiß, Ordnungssinn, Sparsamkeit und Reinlichkeit hervor. Renate Dürr stellt anhand zeitgenössischer Schilderungen für die städtische Oberschicht fest, dass Ideal und Wirklichkeit der Mädchenerziehung wenig voneinander abwichen.[293]

Zieht man die Korrespondenz zwischen Christiana Vulpius und Johann Wolfgang von Goethe als Quelle heran, sind die genannten Tugenden bei Christiana Vulpius deutlich zu erkennen – möglicherweise mit einer gewissen Einschränkung im Hinblick auf die Sparsamkeit, insbesondere in den späteren Ehejahren. Ihre Geschicklichkeit in verschiedenen Handarbeiten – in ihren Briefen erwähnt sie beispielsweise das Nähen[294] und Spinnen[295] – wird ihren Ursprung in der familiären Sozialisation gehabt haben. Christiana Vulpius scheint, dem Frauenbild in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entsprechend, bereits als Mädchen „auf ihre Funktion in Ehe und Familie, in der Diktion der Zeit: auf ihre Bestimmung zur Hausfrau, Gattin und Mutter“[296] vorbereitet worden zu sein. Dabei war die wichtigste Sozialisationsinstanz das Elternhaus. Auf eine besondere Bedeutung der Kirche bzw. religiöser Unterweisung lässt sich hingegen – anders als bei Goethes Mutter Catharina Elisabeth – zumindest auf Grundlage der Briefe von Christiana Vulpius nicht schließen. Aus ihren späteren Briefen geht nicht direkt hervor, welche Bedeutung Christiana von Goethe der Kirche und der Religion beimaß. Dass sie den Gottesdienst besuchte, erwähnt sie nur einmal in ihren Briefen, nämlich am 7. Juni 1793: „Am Sonntag habe ich das neue Negligé angehabt und bin in [der] Kirche gewesen, weil Herder predigte.“[297] Ob sie nur aus Anlass der Predigt Herders den Gottesdienst besuchte oder ob sie dies regelmäßig tat, ist den Briefen nicht zu entnehmen. Bibelzitate sind in ihren Briefen nicht nachzuweisen.

292 Die Untersuchung von Helga Meise zu Frauenautobiographien aus dem bürgerlichen und dem adeligen Milieu bestätigt, dass Töchter aus bürgerlichem Hause im Gegensatz zu den adeligen Mädchen stark in häusliche Verrichtungen eigebunden waren und die Mutter vor allem in den ersten Lebensjahren die zentrale Rolle bei der Erziehung – im positiven und negativen Sinne – einnahm (vgl. dies.: Bildungslust und Bildungslast in Autobiographien von Frauen um 1800. In: Kleinau/Opitz [Hrsg.]: Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, Bd. I, S. 453–466, hier S. 453).

293 Vgl. Dürr: Von der Ausbildung zur Bildung, S. 199–201.

294 Vgl. GC I, Nr. 75 sowie GC II, Nr. 364.

295 Vgl. GC I, Nr. 74 sowie GC I, Nr. 76.

296 Schmid, Pia: Weib oder Mensch, Wesen oder Wissen? Bürgerliche Theorien zur weiblichen Bildung um 1800. In: Kleinau/Opitz (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, Bd. I, S. 327–345, hier S. 327.

297 GC I, Nr. 18; vgl. auch GC I, Nr. 145; GC I, Nr. 184; GC I, Nr. 223.

Insgesamt legt die familiäre Konstellation es nahe, dass nach dem frühen Tod der Mutter die Tante Juliane Auguste eine wichtige Bezugsperson und wahrscheinlich auch Erziehungsinstanz war. Mögliche zeitliche Freiräume des Vaters wären wohl eher für die Förderung des ältesten Sohnes verwendet worden und weniger auf die Förderung der Töchter. Auch die Finanzierung eines Hauslehrers ist in der Familie Vulpius nicht denkbar. Ebenfalls erscheint es höchst fraglich, ob Christiana Vulpius an der Unterweisung ihres drei Jahre älteren Bruders Christian August hätte partizipieren können respektive ob ihr als Tochter die nötigen Freiräume dafür eingeräumt worden wären. Am ehesten denkbar erscheint mithin eine vermutlich primär auf die Erfüllung der häuslichen Aufgaben ausgerichtete rudimentäre Lese-, Schreib- und Rechenausbildung durch die Tante Juliane Auguste oder den Bruder Christian August Vulpius, möglicherweise auch durch den Vater.

Letztlich kann für Christiana Vulpius Ähnliches angenommen werden, wie es Ulrike Prokop für die weibliche Bildung im Bürgertum um 1750 konstatiert: Die Bildung der Mädchen beruhte wesentlich auf der „Einübung in Praktiken“ und der „Aneignung von Wissen [...], das aber kaum verschriftlicht wurde.“[298] Hausfrauen bzw. zukünftigen Hausfrauen kam die Aufgabe der Vorsorge und der Organisation und Verwaltung des Hauswesens zu, die überlebenswichtig war. Der gesamte Prozess der Lebensmittelbeschaffung und -verarbeitung (teilweise auch der Anbau von Nahrungsmitteln) musste unter stetiger Beachtung der Vorratswirtschaft, insbesondere für die Wintermonate, geplant werden. Die Hausfrau verfügte zudem über die Schlüsselgewalt für den Vorratskeller.[299]

Während eine wohlhabende Bürgerin wohl kaum selbst körperlich im Haushalt mitarbeiten musste,[300] werden die Frauen und Mädchen der Familie Vulpius gewiss tatkräftig in der täglichen Hauswirtschaft mitgewirkt haben, so wie dies Christiana, Juliane Auguste und Ernestine Vulpius auch später im Haus am Frauenplan noch taten. Dafür waren auch Kenntnisse erforderlich, die sich auf die Gesundheit und das körperliche Wohlempfinden richteten, beispielsweise das Wissen um Hausmittel gegen Erkrankungen sowohl von Erwachsenen als auch Kindern. Ulrike Prokop schlussfolgert daran anknüpfend: „Wissen und praktische Lebensklugheit waren also durchaus mit der Haushaltsproduktion verbunden. Die letzte Kontrolle über die Ausgaben und die Macht im Konfliktfall lag aber immer beim Ehemann.“[301]

298 Prokop: Praktische Klugheit, S. 105.
299 Vgl. ebd.
300 Vgl. ebd.
301 Ebd.

Die Briefe von Christiana Vulpius, deren Themenfelder an anderer Stelle noch ausführlicher zu behandeln sein werden, legen ein beredtes Zeugnis davon ab, dass Christiana Vulpius dieses Wissen und diese „praktische Lebensklugheit“ besaß. Dementsprechend ist davon auszugehen, dass die damit verbundenen Fertigkeiten, Kenntnisse und Tugenden wichtiger Bestandteil ihrer Erziehung waren und sie diese von frühester Kindheit an erworben hatte. Lesen und Schreiben gehörten offensichtlich ebenso zu dieser familiären Ausbildung, auch wenn sich nicht abschließend klären lässt, auf welche Weise und mit wessen Unterweisung sie diese Kulturtechniken erlernt hat; am wahrscheinlichsten ist aber eine größere Beteiligung des Bruders oder der Tante.

2.3.3 Tätigkeit in der Blumenmanufaktur der Bertuchs

Nach der Entlassung von Johann Friedrich Vulpius im Jahre 1782 befand sich seine Familie in einer prekären Lage. Es ist davon auszugehen, dass sie über keinerlei finanzielle Rücklagen verfügte, um damit zumindest für eine kürzere Zeit ihren Lebensunterhalt bestreiten zu können. Vulpius hatte 75 Reichsthaler Jahresgehalt erhalten und schon nach zehnjähriger Tätigkeit für das Fürstliche Amt darüber geklagt, dass er das gesamte Vermögen seiner (ersten) Ehefrau zugesetzt habe.[302] Erschwerend kam die Erkrankung seiner zweiten Ehefrau hinzu, die nur wenige Monate später, am 10. Februar 1783, verstarb. Der kritische Zustand von Johanna Christiana Dorothea Vulpius geht aus Friedrich Justin Bertuchs Schatullrechnung unter dem 23. Januar 1783 hervor; er hatte „der kranken Vulpiussin zu einer Erquickung“ „19 gr. 6 pf.“ gezahlt.[303] Dies ist – nach der Taufpatenschaft Bertuchs für Johann Sebastian Vulpius – der zweite Beleg für die Bekanntschaft zwischen Bertuch und der Familie Vulpius.

Für Frauen gab es im 18. Jahrhundert nur wenige Verdienstmöglichkeiten, wozu in den unteren Gesellschaftsschichten der Gesindedienst zählte[304] oder aber für verarmte Familien der mittleren (bürgerlichen und niederadeligen) Schichten die Arbeit in Manufakturen. Seit 1782 betrieben nun Friedrich Justin

302 Laut Meier: Die triviale Klassik, S. XVI berichtete Vulpius darüber in einem Gnadengesuch (LATh – HStA Weimar, Bestand: Gemeime Canzley Acta, Sign.: B 25781, Bl. 48–49, insb. Bl. 49).
303 Vgl. LATh – HStA Weimar, Bestand: Fürstenhaus, Sign.: A 1113; vgl. auch den Hinweis bei Damm: Christiane und Goethe, S. 80.
304 Vgl. hierzu Dürr: Von der Ausbildung zur Bildung, S. 198.

Bertuch respektive seine Frau Caroline Bertuch und seine Schwägerin Johanna Augusta Slevoigt eine „Blumenfabrick“[305] zur Herstellung künstlicher Blumen.[306] Sie wird in der Literatur, Bertuchs eigenen Worten folgend, meist als die „Entreprise [s]einer Frau“[307] charakterisiert. Gefertigt wurden artifizielle Blumen, die als Kopfschmuck und zur Verzierung von Hüten oder Kleidern dienten; sie konnten auch zu Bouquets für die Dekoration in Körben oder Vasen zusammengestellt werden.[308] Bis zur Fertigstellung von Bertuchs neuem Haus am Baumgarten (1780–1782) stand nur ein begrenzter Platz für wenige Arbeiterinnen zur Verfügung. Bertuch erläutert in einem Brief an Carl Ludwig von Knebel dazu:

> Vorjezt arbeiten nur, wegen Mangel des Raums, erst 10 Mädchen, 4 Tage in der Woche, in meinem Haußе; so bald aber mein Mansarde, welches ich jezt ausbaue, fertig ist, hoffentlich zu Joh:Tag; so ist der Zuschnitt auf 50 gemacht. Sie werden Sich freuen, Lieber, wenn Sie einmal wieder einen Flug zu uns thun, und diesen thätigen Ameisenhaufen sehen.[309]

Vor dem Hintergrund der persönlichen Bekanntschaft der Bertuchs und der Familie Vulpius ist die Aufnahme einer bezahlten Beschäftigung von Christiana Vulpius in der Blumenfabrik als sehr wahrscheinlich anzunehmen.[310] Der ungefähre zeitliche Zusammenfall der Gründung der Blumenfabrik, die nach Bertuchs Brief an Knebel vor Mai 1782 erfolgt sein muss, sowie der Entlassung von Johann Friedrich Vulpius (die Suspendierung erfolgte im März 1782) lässt es plausibel erscheinen, dass Christiana Vulpius zu den ersten zehn Arbeiterinnen gehörte.[311] Belege für ihre Tätigkeit in der Bertuch’schen Manufaktur sind rar; weder ihre erhaltenen Briefe noch archivalische Quellen geben Aufschluss. So wird in der Literatur einzig die Schilderung Caroline Jagemanns in ihrer Autobiographie angeführt. Dort heißt es über Christiana Vulpius: „Sie ernährte sich, ihren gering*pensionirten* Vater und eine alte Tante, mit ihrer Geschicklichkeit im Verfertigen künstlicher

305 Friedrich Justin Bertuch an Carl Ludwig von Knebel, 17. Mai 1782; GSA, Sign.: 54/117, Bl. 5.

306 Bruno Schreier sieht die Verteilung der Verantwortlichkeiten naheliegenderweise im Bereich der technischen und künstlerischen Leitung bei Caroline Bertuch und deren Schwester Johanna Augusta Slevoigt, während die kaufmännische Verwaltung sowie der Vertrieb wohl in den Händen Friedrich Justin Bertuchs lag (vgl. Schreier, Bruno: Goethe als Freund der Kunstblumenerzeugung. In: Hessische Blätter für Volkskunde 42 (1951), S. 63–70, hier S. 65).

307 Vgl. ebd.

308 Vgl. Damm: Christiane und Goethe, S. 77; vgl. auch Catharina Elisabeth Goethe an die Herzoginmutter Anna Amalia am 2. März 1784: „Der Blumen-korb ist ein solches Meisterwerck, das gar nicht genung bewundert werden kan –“ (vgl. Die Briefe der Frau Rath Goethe. Gesammelt und hrsg. von Albert Köster, Bd. 1. Leipzig 1904, S. 130).

309 Friedrich Justin Bertuch an Carl Ludwig von Knebel, 17. Mai 1782; GSA, Sign.: 54/117, Bl. 6.

310 Eine ausführliche Darstellung findet sich in Damm: Christiane und Goethe, S. 76–80.

311 Vgl. ebd., S. 66 und 76.

Blumen. So lernte *Göthe* sie kennen.“[312] Neben der nachweisbaren Bekanntschaft zwischen der Familie Vulpius und Friedrich Justin Bertuch findet sich ein weiterer indirekter Bezug zur Blumenfabrik bei der genaueren Analyse der Taufpaten von Ernestine Vulpius: Unter ihren Gevattern wird eine „Charlotta Ernestina Gamby“[313] (Gambu), die Ehefrau des Hoffaktors Claude Gambu, erwähnt. Der aus Gotha übergesiedelte, französische Kaufmann Gambu hatte 1764 eine Konzession für den Handel mit Galanterie- und anderen Waren erhalten. Er handelte wohl auch mit Kunstblumen und geriet darüber mit Bertuch in Konflikt: Aus seinem Brief an Bertuch vom 26. Juli 1783 geht hervor, dass auch seine Töchter in der Blumenfabrik arbeiteten und er sich selbst als Vater einer vielköpfigen Familie in einer finanziell bedrängten Lage befand. Dieser Zuverdienst seiner Töchter war essentiell und Bertuch hatte beide nach einem nicht näher beschriebenen Vorfall entlassen.[314] Die Töchter Gambus waren also zur selben Zeit in der Bertuch’schen Blumenfabrik tätig, wie dies auch für Christiana Vulpius anzunehmen ist.[315]

Näheres zur Blumenfabrik erfahren wir durch einen Reisenden namens Christian Fridrich Rinck, der 1783 nach Weimar kam und erstaunt war, im Hause Bertuchs „[e]tlich und 20 mannbare Staats-Jungfern“ zu sehen und „nicht etwa solche, die zu Puzmacherinnen [sic!] bestimmt sind, sondern mehrere würklich [sic!] von Stand“.[316] Diese Textstelle ist vom Christiana-Vulpius-Biographen Eckhart Kleßmann und anderen in der Weise gedeutet worden, dass in der Bertuch’schen Fabrik auch adelige Damen beschäftigt waren.[317] Es ist zwar nicht auszuschließen, dass sich vereinzelt auch niederadelige Damen unter den Arbeiterinnen befanden, aber wahrscheinlicher handelte es sich mehrheitlich um Bürgertöchter bzw. Töchter aus verarmten Häusern der mittleren Schichten wie dem der Familie Vulpius, die so einen Beitrag zum Lebensunterhalt der Familie leisteten. Hierauf deutet auch Ber-

312 Jagemann: Autobiographie, S. 168 (Kursivierung im Original für den Schriftwechsel).

313 KA WE, TB HK 1777–1787, S. 320.

314 Vgl. Claude Gambu an Friedrich Justin Bertuch, 26. Juli 1783; GSA, Sign.: 06/560; vgl. auch Middell: Friedrich Justin Bertuch, S. 45 f. und 183 f.

315 Aus einer späteren Zeit belegen auch Christiana Vulpius’ Briefe die Bekanntschaft mit einer Frau namens Gamby (oder Gambu): Am 31. Mai 1797 erwähnt Christiana Vulpius, dass sie heute zur „Gambyn“ gehe (vgl. GC I, Nr. 126; vgl. auch GC I, Nr. 176). – Im Jahr 1798 erhielt eine Henriette Gambu die Konzession für einen Handel mit Galanteriewaren, wozu auch Blumen und andere Modeartikel zählten (vgl. Middell: Bertuch, S. 185). Es ist aufgrund des seltenen Namens und der Sparte der Warenhandlung naheliegend, dass es sich dabei um eine Tochter Claude Gambus handelte.

316 Rinck, Christoph Friedrich: Studienreise 1783/84, unternommen im Auftrage des Markgrafen Karl Friedrich von Baden. Nach dem Tagebuche des Verfassers hrsg. v. Moritz Geyer. Altenburg 1897, S. 87.

317 Vgl. Kleßmann: Christiane, S. 24.

tuchs Brief an Knebel hin, in welchem er davon spricht, dass die Blumenfabrik „nach und nach dem größten Theile unsrer leider unbeschäfftigten Mädchen der mittleren Claße sehr heilsam wird.“[318]

Detaillierte Angaben zur Tätigkeit von Christiana Vulpius sind nicht überliefert: Es ist weder bekannt, wie lange und wie viele Tage pro Woche sie als Putzmacherin in der Bertuch’schen Blumenfabrik arbeitete, noch wie hoch ihre Entlohnung war. Aus Bertuchs Beschreibung ließe sich schlussfolgern, dass auch Christiana Vulpius zunächst vier Tage pro Woche in der Kunstblumenfabrik arbeitete. Steiner/Kühn-Stillmark geben an, dass sie auch nach der Bekanntschaft mit Goethe im Sommer 1788 zunächst weiter dort beschäftigt war, jedoch ohne einen Beleg für diese Vermutung anzuführen.[319] Indirekt geht dies aber auch aus Caroline Jagemanns Ausführungen hervor, denn dort heißt es: „So [in der Blumenfabrik arbeitend, Anm. d. Verf.] lernte *Göthe* sie kennen.“[320] Da Caroline Jagemann noch 1788 in der Nachbarschaft von Christiana Vulpius wohnte, liegt es nahe, dass sie zumindest bis zu diesem Zeitpunkt über die Berufstätigkeit ihrer Nachbarin informiert war.[321]

Wie lange Christiana Vulpius nach der Bekanntschaft mit Goethe noch als Putzmacherin tätig war, ist aus den Quellen nicht exakt zu ermitteln. Als Terminus ante quem ist die Übersiedlung in Goethes Haushalt anzunehmen. Wann diese erfolgte, ist nicht im Detail bekannt. Sicher belegen lässt sich aber der Umzug Goethes aus seiner Mietwohnung im Haus am Frauenplan in das sogenannte ‚Kleine Jägerhaus‘ Mitte November 1789. In das neue Quartier zogen auch Christiana Vulpius, ihre Halbschwester Ernestine und die Tante Juliane ein. Hiervon berichtet Goethe dem Herzog Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach in einem Brief vom 20. November 1789.[322] Kurze Zeit später, am 25. Dezember 1789, wurde auch der gemeinsame Sohn August geboren.

Um einen Eindruck des Tätigkeitsfeldes von Christiana Vulpius in der Bertuch’schen Blumenfabrik zu gewinnen, können Kenntnisse zur Berliner Seiden-

318 Friedrich Justin Bertuch an Carl Ludwig von Knebel, 17. Mai 1782; GSA, Sign.: 54/117, Bl. 5 f.

319 Vgl. Steiner, Walter / Kühn-Stillmark, Uta: Friedrich Justin Bertuch. Ein Leben im klassischen Weimar zwischen Kultur und Kommerz. Köln / Weimar / Wien 2001, S. 64.

320 Jagemann: Autobiographie, S. 168 (Hervorhebung durch die Verf.; Kursivierung für den Schriftwechsel im Original).

321 Vgl. Emde, Ruth B.: Kommentar zur Autobiographie 1777–1801. In: Selbstinszenierungen im klassischen Weimar, Bd. I S. 265–337, hier S. 305 (Anm. 93).

322 In dem Brief heißt es: „Ich maneuvrire mich immer sachte ins neue Quartier. Das schwere Geschütz ist voraus, das Corps ist in Bewegung und ich decke die Arriergarde.“ (GB 8, S. 157, Nr. 160). – Zur Verortung des Hauses in der heutigen Marienstraße vgl. Wahl, Volker: Herzog Carl August, Goethe und Voigt im Frühjahr 1790. Mit einem Exkurs: Über die Wohnungen von Goethe und Christiane Vulpius im „Kleinen Jägerhaus“ 1789 bis 1792. In: Weimar-Jena: Die große Stadt. Das kulturhistorische Archiv 9 (2016), Heft 3, S. 175–201.

blumenmanufaktur herangezogen werden.[323] Diese war die erste ihrer Art und wurde von der Französin de Rieux 1769 eingerichtet. Später wurde sie von ihrem kaufmännischen Leiter Friedel fortgeführt.[324] Die Berliner Manufaktur war ungleich größer als die Produktionsstätte der Bertuchs; 1783 arbeiteten in der Preußischen Manufaktur etwa „150 Berliner Bügermädchen".[325] So kann die konkrete Abfolge der Arbeitsschritte sicher nicht im Detail auf die Weimarer Verhältnisse übertragen werden, aber zumindest lässt sich daraus ableiten, wie der Arbeitsprozess im Grundsatz vonstattenging.

Der Beginn des Arbeitsprozesses, der die Vorbereitung der Seidenlagen aus den Kokons sowie das Färben betrifft, wird an dieser Stelle ausgespart, da Bertuch diese aufgrund der begrenzten personellen und räumlichen Gegebenheiten wahrscheinlich bereits gefärbt zukaufte.[326] Es folgten weitere Arbeitsschritte, die man sich wie folgt vorstellen kann:

> Auf dem Schoß der Frau lag ein längliches Brett, auf dessen Oberfläche verschiedene Löcher eingestanzt waren. Die Arbeiterinnen legten nun mehrere Häute von einer Größe übereinander und deponierten diese auf die Bildung der Stanze, so daß die Enden der Häute überall vorstanden. Dann wurde der Hammer genommen und mit diesem auf die Stanze geschlagen, damit die Häute durch die Höhlung der Stanze gedrückt werden konnten. Nachdem die Blätter gestanzt worden waren, wurden sie der nächsten Arbeiterin übergeben, die den Blättern Biegung, Wendung oder andere Gestalt gab. Die Frau saß an einem Tisch und hatte ein gepolstertes Kissen auf ihren Knien liegen. Neben ihr auf einem Schemel stand eine mit glühenden Kohlen gefüllte Kohlenpfanne, worin sich Eisenstangen von verschiedener Gestalt befanden, mit denen die Blätter verformt wurden. Wenn dies erfolgt war, wurden die Blätter der nächsten Arbeiterin übergeben, die die Blätter zusammensetzte. Hierzu hatte eine andere Frau schon aus Draht den Blütenstengel zurechtgedreht und ihn der Arbeiterin, die die Blume zusammensetzte, übergeben. Nach dem Zusammensetzen der Blätter leimte und klebte die Arbeiterin die einzelnen Blätter aneinander.
>
> Nachdem sie dann die Blätter an dem Stiel befestigt hatte, wurde der Kelch angebracht, der schon vorher von einer anderen Arbeiterin fertiggestellt worden war.
>
> Eine weitere Arbeiterin umwickelte dann noch den Stengel mit grüner Seide.[327]

323 Vgl. Herzfeld, Erika: Preußische Manufakturen. Großgewerbliche Fertigung von Porzellan, Seide, Gobelins, Uhren, Tapeten, Waffen, Papier u. a. im 17. und 18. Jahrhundert in und um Berlin. Bayreuth 1994, insb. S. 118–122.

324 Vgl. ebd., S. 118.

325 Ebd.

326 Vgl. auch Middell: Bertuch, S. 47.

327 Bake, Rita: Vorindustrielle Frauenerwerbsarbeit. Arbeits- und Lebensweise von Manufakturarbeiterinnen im Deutschland des 18. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung Hamburgs (Pahl-Rugenstein-Hochschulschriften Gesellschafts- und Naturwissenschaften, 177). Köln 1984, S. 67 (die bei Bake häufig fehlenden Spatien nach Satzzeichen wurden ergänzt), basierend auf den Ausführungen in Bergius, Johann Heinrich Ludwig: Neues Policey- und Cameral-Magazin, nach alphabetischer Ordnung, 5. Band, welcher die Buchstaben R und S in sich enthält, Leipzig 1779, S. 221–234.

Besonders im Textilbereich waren weibliche Arbeitskräfte sehr gefragt. Der Einsatz ungelernter Arbeiter bzw. Arbeiterinnen, zu denen nicht nur Frauen, sondern auch Kinder gehörten, wurde einerseits durch kooperative, modular aufgebaute, d. h. in Einzelschritte zerlegbare Arbeitsprozesse begünstigt. Andererseits galt ein Großteil der Arbeitsschritte wie Spinnen und Stricken als ‚typische Frauenarbeit', die nicht nur Ausdauer, sondern vor allem Geschicklichkeit und Fingerfertigkeit erforderte.[328] Die Qualität der hergestellten Kunstblumen erfüllte offenbar rasch die hohen Anforderungen Bertuchs, der hoffte, dass diese bald „den besten Pariser Arbeiten dieser Art zur Seite stehen".[329]

Mädchen wurden schon in frühester Kindheit mit den genannten Handarbeiten vertraut gemacht. Christian Friedrich Germershausen führt in seinem Hauptwerk zu den Aufgaben einer Hausmutter aus, dass die Töchter oftmals schon im sechsten Lebensjahr ans Spinnrad kämen und der Mutter zur Seite säßen.[330] Renate Dürr sieht das Lehren bzw. Erlernen dieser Fertigkeiten, das in den Städten auch über bezahlten Unterricht erfolgen konnte, als tatsächliche Ausbildung von Töchtern an. Dies ist insbesondere deshalb gerechtfertigt, weil Mädchen und Frauen mit diesem handarbeitlichen Geschick direkt oder indirekt einen Beitrag zum Lebensunterhalt ihrer Familie leisten konnten. Sie hebt zugleich die gesellige Atmosphäre bei diesen Verrichtungen hervor, die im Elternhaus häufig von Geschichtenerzählen und Singen begleitet wurden. Auch boten diese Arbeiten den Mädchen die Gelegenheit, das Haus zu verlassen und mit Freundinnen oder im Kreis von Verwandten oder Nachbarinnen (teilweise ohne direkte mütterliche Kontrolle) zu spinnen oder zu stricken. Dies eröffnete gleichsam einen Raum, um die gesellschaftlichen Normen zu überschreiten; für Dürr bieten diese Handarbeitskreise oder Zusammenkünfte in Spinnstuben deshalb eine wichtige Identifikationsbasis für Mädchen in der Frühen Neuzeit.[331] Inwieweit solche Zusammenkünfte eine Rolle in der Kindheit von Christiana Vulpius gespielt haben könnten, lässt sich nicht klären. Sicher ist aber, dass sie in den Handarbeiten versiert war, selbst nähte und auch Garn spinnen konnte.[332] Diese Fertigkeiten hatte sie sehr wahrscheinlich in der Familie und im Bekanntenkreis erworben, bevor sie ihre Tätigkeit in der Blumenfabrik aufnahm.

328 Vgl. Bake: Vorindustrielle Frauenerwerbsarbeit, S. 22. – Zu den sogenannten ‚typischen Frauenarbeiten und Eigenschaften' vgl. ebd., S. 22–26.

329 Friedrich Justin Bertuch an Carl Ludwig von Knebel, 17. Mai 1782; GSA, Sign.: 54/117, Bl. 6.

330 Vgl. Germershausen, Christian Friedrich: Die Hausmutter in allen ihren Geschäfften, Bd. 5, Leipzig 1781, S. 551.

331 Vgl. Dürr: Von der Ausbildung zur Bildung, S. 204–206.

332 Vgl. hierzu Kapitel 2.3.2.

Es wird ihr keinesfalls möglich gewesen sein, ihre Familie allein durch ihren Verdienst zu versorgen. Dies lässt sich an den überlieferten Bittgesuchen von Johann Friedrich Vulpius und seinen Kindern ablesen. Zudem wurde die Arbeit von Frauen im 18. Jahrhundert meist nur sehr gering entlohnt, wie Rita Bake für Hamburger Manufakturarbeiterinnen zeigte.[333] Vermutlich sah sich Christiana Vulpius als arbeitende Frau mit allerlei Vorurteilen konfrontiert, wie sie der bereits erwähnte Christoph Friedrich Rinck äußerte: „Gott sey den Männern gnädig, die mit ihnen gestraft werden sollen!“[334] In einer Zeit, in der die weibliche Berufstätigkeit eine Ausnahme darstellte, glaubte man, dass eine solche den weiblichen Tugenden und damit auch der Ehetauglichkeit nicht zuträglich sei.[335]

2.3.4 Exkurs: Christiana Vulpius und die Fürstliche Freye Zeichenschule – Eine Spurensuche

Im Zusammenhang mit der Beschäftigung von Christiana Vulpius in Bertuchs Blumenfabrik ist es naheliegend, über ihren Besuch in der ebenfalls von ihm angeregten *Fürstlichen Freien Zeichenschule* nachzudenken. Diese wurde 1776 unter der Regierung Carl Augusts gegründet, nachdem Friedrich Justin Bertuch einen Entwurf für die Einrichtung bereits 1774 an Anna Amalia gerichtet hatte.[336] Diese Institution zählte, wie der Name bereits andeutet, ebenfalls zu den Freischulen, da sie zunächst vor allem für die ästhetische Bildung und eine verbesserte zeichnerische Ausbildung von Handwerkern vorgesehen war.[337] Das Institut wurde jedoch bald zu einer ständeübergreifenden Bildungsanstalt, die die „junge Dame und der junge Cavalier vom ersten Range“ ebenso besuchten wie „das gemeine Bürgermädchen

333 Vgl. ebd., S. 195 f. Auch Katharina Middell spricht mit Blick auf die Blumenfabrik davon, dass Bertuch geringe Löhne zahlte bei gleichzeitig niedrigen Kosten für Rohstoffe und Produktionsmittel (vgl. dies.: Bertuch, S. 45).

334 Rinck: Studienreise 1783/84, S. 87. – Rinck hatte jedoch nach eigenen Angaben eine Töchterschule, wie er sie in Zürich gesehen hatte, erwartet. Möglicherweise trug dies zu seiner Entrüstung bei (vgl. ebd.).

335 Vgl. u. a. Steiner u. a.: Friedrich Justin Bertuch, S. 62.

336 Weiterführende Literatur: Klinger, Kerrin: Die Anfänge der Weimarer Zeichenschule (1774–1806). Zwischen Fachausbildung und Dilettantismus. Kromsdorf 2013, S. 7–22; Paul: Zur Geschichte der Weimarer Mal- und Zeichenschule; Steiner u. a.: Friedrich Justin Bertuch, S. 50–53; Braungart, Wolfgang: Bertuch und die Freie Zeichenschule in Weimar. Ein Aufklärer als Förderer der Künste. In: Kaiser, Gerhard R. / Seifert, Siegfried (Hrsg.): Friedrich Justin Bertuch (1747–1822). Verleger, Schriftsteller und Unternehmer im klassischen Weimar. Tübingen 2000, S. 279–290.

337 Vgl. den Entwurf Bertuchs in Paul: Mal- und Zeichenschule, S. 6–9, insb. S. 7.

und der Knabe eines Handwerkers".[338] Bertuch zufolge war die Zeichenschule „eine gemeinnützige Fürstliche Anstalt guten Geschmack und Kunstfertigkeit unter allen Klassen und Ständen im Lande zu verbreiten".[339] Julia Schmidt-Funke betont jedoch, dass Bertuch (ganz im Sinne des späteren Unternehmers) ursprünglich auf eine Gewerbeförderung abzielte, indem er insbesondere die ästhetische Qualität der handwerklichen Arbeit zu fördern und zu verbessern gedachte. Die Zeichenschule sollte somit vorrangig dazu dienen, eine größere Anzahl an gut ausgebildeten Handwerkern bereitzustellen, die u. a. für die Buchherstellung benötigt wurden. Der Zeichenunterricht für beiderlei Geschlechter als Komponente einer umfassenden bürgerlichen Bildung sowie die Förderung junger Talente galt nach Bertuchs *Entwurf* als Zusatzaufgabe.[340] In der praktischen Umsetzung war es letztlich die Kunsterziehung der oberen und mittleren Gesellschaftsschichten, die immer mehr an Bedeutung gewann, sodass „[k]aum ein bekannter Name Weimars [...] in den Schüler- beziehungsweise Ausstellungslisten"[341] fehlte.

Der Gründungszeitraum der Zeichenschule lässt sich nur grob eingrenzen. Nach Bertuchs eigenen Angaben nahm die Zeichenschule schon „mit dem Engagement ihres jetzigen Direktors, des Herrn Rat Kraus, im Jahr 1776 ihren Anfang, bekam aber erst im Jahr 1780 ihre feste und bestimmte Form und einen ausgebreitetern Wirkungskreis."[342] Der öffentliche Zeichenunterricht setzte 1781 ein; verzeichnet sind für dieses Jahr 61 Schülerinnen und 103 Schüler.[343] Da die Zielgruppe offen definiert war und möglichst viele Menschen einbinden sollte, wäre es grundsätzlich denkbar, dass auch Christiana Vulpius diese Schule besucht haben könnte. Belege hierfür gibt es jedoch nicht. Sie ist nicht in den Schülerlisten der Jahre 1781 bis 1806 verzeichnet.[344] Konrad Paul gibt allerdings zu bedenken, dass mehr Schüler unterrichtet worden seien, als in den Unterlagen vermerkt wurden.[345]

Als Indizien für einen möglichen Besuch der Zeichenschule durch Christiana Vulpius könnte neben der langjährigen persönlichen Bekanntschaft der Familie Vulpius mit Bertuch auch Christiana Vulpius' spätere Tätigkeit in der Kunstblumenfabrik zu werten sein. Zu den nachweislichen Schülerinnen von 1781 gehören

338 Bertuch, Friedrich Justin: Beschreibung der herzogl. Freyen Zeichenschule in Weimar. In: Monatsschrift der Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften zu Berlin 1789, S. 37.
339 Ebd, S. 36.
340 Vgl. Schmidt-Funke, Julia A.: Auf dem Weg in die Bürgergesellschaft. Die politische Publizistik des Weimarer Verlegers Friedrich Justin Bertuch (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Thüringen. Kleine Reihe, 16). Köln 2005, S. 44.
341 Paul: Mal- und Zeichenschule, S. 13.
342 Ebd., S. 16.
343 Vgl. ebd.
344 Vgl. Klinger: Zeichenschule, Anhang.
345 Vgl. Paul: Mal- und Zeichenschule, S. 14.

auch die bereits erwähnten Schwestern Henriette und Charlotte Gambu.[346] Ihr Vater, der Hoffaktor Claude Gambu, ist 1783 und 1784 ebenfalls als Schüler verzeichnet.[347] Seine beiden Töchter waren vermutlich zur selben Zeit wie Christiana Vulpius in der Bertuch'schen Blumenfabrik beschäftigt.[348] Eine gewisse Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit der Arbeiterinnen kann als Grundvoraussetzung für die Herstellung künstlicher Blumen gelten. Es wäre demnach unter unternehmerischen Gesichtspunkten durchaus nutzbringend gewesen, die Arbeiterinnen für die Kunstblumenfabrik aus der Zeichenschule zu rekrutieren oder sie parallel zu ihrer Beschäftigung zum Besuch des Zeicheninstitutes anzuhalten. Auch Schmidt-Funke hebt in ihrer Arbeit zu Bertuchs politischer Publizistik die wichtige Rolle der Zeichenschule für die „Nutzbarmachung kostengünstiger weiblicher Arbeitskraft"[349] hervor. Die Frauen waren einerseits in der Blumenfabrik beschäftigt und führten andererseits die Illumination zahlreicher Kupfer aus, die in seinem Verlag produziert wurden (u. a. für das *Journal des Luxus und der Moden*).[350] Aus einem Brief von Christiana Vulpius wird ersichtlich, dass auch sie zum Zeitvertreib illuminierte.[351]

Die Argumente, die gegen einen Besuch von Christiana Vulpius in der Freien Zeichenschule sprechen, liegen aufgrund des fehlenden Quellenbelegs auf der Hand. Weder sie selbst noch andere Zeitgenossen berichten darüber. Auch Caroline Jagemann, die selbst die Zeichenschule besucht hatte,[352] erwähnt dies in ihren *Erinnerungen* nicht. Obwohl die Quellenbefunde zunächst negativ ausfallen, ist ein Besuch der Zeichenschule von Christiana Vulpius nicht mit letzter Sicherheit auszuschließen.

346 Vgl. Klinger: Zeichenschule, S. 184.

347 Vgl. ebd., S. 187 f.

348 Vgl. Middell: Bertuch, S. 183; vgl. zu Christiana Vulpius' Tätigkeit dort auch Kapitel 2.3.3.

349 Schmidt-Funke: Bürgergesellschaft, S. 45; vgl. auch Braungart: Bertuch und die Freie Zeichenschule, S. 282.

350 Vgl. Schmidt-Funke: Bürgergesellschaft, S. 45 f.

351 Brief an Goethe vom 17. oder 18. Februar 1796: „Wir beide illuminiren sehr stark – und wenn das so fortgehet, werden mir das Buch in Deiner Abwesenheit beinahe fertig bringen." (GC I, Nr. 68) Ob sich die Pluralform auf den damals 6-jährigen Sohn August oder beispielsweise die Halbschwester Ernestine bezieht, wird nicht ersichtlich.

352 Über ihren eigenen Besuch vermerkt sie: „In *Weimar* gab es lange Jahre hindurch ein außerordentlich interessantes Institut, die Zeichenschule. Rath *Krause* war der Director derselben [...]. Ich hatte für diese Kunst ebenfalls große Lust und viele Anlage. Meine Eltern ließen mich also eine zeitlang die Academie besuchen." (Jagemann: Autobiographie, S. 98).

2.4 Die Familie Vulpius zwischen bildungsbürgerlichem Anspruch und prekären Lebensverhältnissen

Nach der vorangehenden Analyse der Familiengeschichte, des sozialen und sozialräumlichen Milieus der Familie Vulpius sowie der Rekonstruktion eines anzunehmenden Bildungsweges von Christiana Vulpius ist festzuhalten, dass die Familie – wie schon Andreas Meier in Anlehnung an Siegfried J. Schmidt konstatiert – im „gebildeten Mittelstand“[353] angesiedelt ist. Zu diesem Personenkreis, der die neue Funktionselite im Alten Reich bildete, gehörten Pfarrer, Verwaltungsbeamte aller Ränge, Advokaten, Offiziere bzw. Militärs, Kaufleute, Professoren, Schulmeister, Studenten und Privatiers.[354] Die Vorfahren von Christiana Vulpius sind den beiden erstgenannten Berufsgruppen zuzuordnen. Trotz der finanziellen Notlage, in die die Eltern gerieten – die rein vom ökonomischen Standpunkt betrachtet eher einen kleinbürgerlichen Lebensstil vermuten lässt –, wurde dem ältesten Sohn eine gymnasiale Ausbildung ermöglicht, die ihn zu einem Studium befähigen sollte. Dies zeigt die Wertschätzung von Bildung und Wissen, die wesentlich zum Selbstverständnis der Familie Vulpius zu gehören schien. Sowohl das sozialräumliche Umfeld als auch der weitere Bekanntenkreis, der sich über die Taufpatenschaften von Christiana Vulpius und ihren Geschwistern rekonstruieren lässt, verweisen mehrheitlich auf ein bürgerliches und akademisch gebildetes Umfeld, das sich vor allem aus Hof- und Verwaltungsbeamten aller Ränge, Medizinern und (späteren) Unternehmern und einer Unternehmerin zusammensetzte. Im unmittelbaren Wohnumfeld lebten Handwerker, Beamte, Gelehrte und auch Adelige wie die von Lynckers.

Insgesamt zeigt die Analyse des soziobiographischen Hintergrundes von Christiana Vulpius, dass die Lebensumstände ihrer Familie von Ambivalenzen und Diskrepanzen geprägt waren. Um diese genauer fassen und verstehen zu können, wird auf die Einordnung nach den Bourdieu’schen Kapitalformen[355] zurückgegriffen. Da Johann Friedrich Vulpius stetig um seine Existenz und die seiner Familie kämpfen und die Rücklagen seiner ersten Ehefrau über die Jahre aufzehren musste, ist das ‚ökonomische Kapital‘ als gering einzustufen. Aufgrund des Mangels

353 Schmidt, Siegfried J.: Die Selbstorganisation des Sozialsystems Literatur im 18. Jahrhundert. Frankfurt a. M. 1989 sowie Meier: Die triviale Klassik, S. XVI. – Beide sehen diese Schicht – Meier insbesondere mit Blick auf Christian August Vulpius’ spätere schriftstellerische Tätigkeit – als Trägerschicht des Literatursystems.

354 Vgl. Schmidt: Selbstorganisation des Sozialsystems Literatur, S. 23 sowie Hammerstein: Bildungsgeschichte, S. 83.

355 Vgl. Bourdieu, Pierre: Ökonomisches Kapital – Kulturelles Kapital – Soziales Kapital. In: Ders.: Die verborgenen Mechanismen der Macht (Schriften zu Politik & Kultur, 1). Hrsg. von Margareta Steinrücke. Hamburg: durchges. Neuaufl. der Erstaufl. von 1992, 2015, S. 49–79.

an ‚ökonomischem Kapital' waren auch dem Erwerb von ‚kulturellem Kapital',[356] insbesondere in Form von Titeln als Teil des ‚institutionalisierten Kulturkapitals', Grenzen gesetzt.

Auf der Seite des ‚kulturellen Kapitals' wird deutlich, dass sich die Familie zweifelsohne des (ursprünglichen) familiären Status mit einer Gelehrtentradition bewusst war. Diese Stellung, die damit verbundene Lebensführung und Reputation galt es, soweit dies trotz der ökonomischen Schwierigkeiten möglich war, aufrechtzuerhalten. Dies zeigt sich vor allem in der Wertschätzung von Bildung, für die der Gymnasialbesuch und das Studium des Sohnes stehen. Die Bildungstradition der Familie wird den Grundstein für die spätere Schriftstellerei von Christian August Vulpius gelegt haben. Die Wertschätzung von Bildung drückt sich auch darin aus, dass die beiden Töchter der Familie lesen und schreiben konnten. Ein eindrucksvoller Beleg für das Selbstbewusstsein, das daraus erwuchs, ist in einem Brief von Christian August Vulpius an den Berliner Verleger Gottlob Friedrich Unger aus dem Jahr 1785 gegeben, der hier noch etwas genauer vorgestellt werden soll.

In diesem Brief ist die Rede von einer Reisebeschreibung aus Italien von 1690/91, welche Vulpius als Familienerbstück besitze (im Bourdieu'schen Sinn wäre diese dem ‚objektivierten Kulturkapital' zuzuordnen). Diese sei – noch nie gedruckt – womöglich die erste, die ein Deutscher geschrieben habe (was freilich unzutreffend ist).[357] Mit dem Verweis auf einen unter Bildungsaspekten wertvollen Familienbesitz mit Italienbezug, dem „Sehnsuchtsland" der gebildeten und künstlerischen Welt, verfolgte Vulpius das Ziel, einen Auszug aus dieser Beschreibung bei Unger in der „Sammlung von Reisen"[358] drucken zu lassen. Das Schreiben ist in einem selbstbewussten Ton verfasst. Vulpius schildert die Eigentümlichkeit und den Erkenntniswert

356 Vgl. hierzu ebd., S. 53–63.

357 Vgl. Christian August Vulpius. Hrsg. von Andreas Meier, S. 3. – Die Reisebeschreibung wurde von Georg Christian Schmidt verfasst, der Italien zwischen 1689 und 1691 bereist hatte. Das genaue Verwandtschaftsverhältnis zu Vulpius ist nicht bekannt. (Vgl. Christian August Vulpius. Eine Korrespondenz zur Kulturgeschichte der Goethezeit [Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte, 28]. Bd. 2: Kommentar. Hrsg. von Andreas Meier. Berlin 2003, S. 65.) Es könnte sich aber um Verwandtschaft aus dem Umfeld der Urgroßmutter Maria Elisabetha Vulpius handeln, die eine geborene Schmidt aus Schleiz war. – Zur bis weit ins Mittelalter zurückreichenden Tradition der Reiseliteratur (d. h. häufig von Pilgerberichten) über Italien und andere Länder vgl. etwa Ertzdorff, Xenia von / Neukirch, Dieter (Hrsg.): Reisen und Reiseliteratur im Mittelalter und in der frühen Neuzeit (Chloe. Beihefte zum Daphnis, 13). Amsterdam 1992 und Paravicini, Werner (Hrsg.): Europäische Reiseberichte des späten Mittelalters. Eine analytische Bibliographie, Teil 1: Deutsche Reiseberichte. Bearb. von Christian Halm (Kieler Werkstücke, D/5). Frankfurt a. M. u. a.: 2., durchges. und erg. Aufl., 2001.

358 Vgl. Christian August Vulpius, Bd. 2, S. 65.

dieses nicht unbedeutenden historischen Zeugnisses und versucht Unger auf diesem Weg für den Druck des Werkes zu gewinnen. Aus diesen Zeilen spricht ein gewisser Stolz auf dieses Familienerbstück und auch auf die damit verbundene Bildungstradition der Familie, obwohl deren finanzielle Lage die Akkumulation von Wissen und damit von ‚kulturellem Kapital' spätestens seit der Generation des Vaters stark erschwert haben muss.

Die Zugehörigkeit zur Hofgemeinde war ein mit Prestige und Ansehen verbundenes Privileg, das Johann Friedrich Vulpius wohl bekannt war. Davon zeugen die beiden in der Hofgemeinde vollzogenen Trauungen sowie die Taufen aller seiner Kinder, die diese Verbindung immer wieder aufs Neue bekundeten. Darüber hinaus stellten die Anbindung an die Hofgemeinde sowie eine kluge Taufpatenwahl aufgrund der dadurch geknüpften Netzwerke ein nicht zu unterschätzendes ‚soziales Kapital'[359] dar. Die Taufe diente mithin dazu, Zufallsbeziehungen, wie sie durch Nachbarschaft, im Arbeitsumfeld oder in der Verwandtschaft bestehen, „in besonders ausgewählte und notwendige Beziehungen" umzuwandeln, „die dauerhafte Verpflichtungen nach sich ziehen".[360] Daraus konnte zu gegebener Zeit ein unmittelbarer Nutzen entstehen, da mit der Übernahme von Taufpatenschaften auch Verpflichtungen gegenüber den Täuflingen verbunden waren. Auf diese Weise lässt sich die hohe Bedeutung erklären, die die Familie Vulpius den Taufen offensichtlich beimaß. So entsprach die Anzahl der Taufpatinnen und -paten der Vulpius-Kinder den gängigen Konventionen von drei Paten pro Täufling und lag damit leicht über dem Durchschnitt der unteren Verwaltungsbeamten. Auch die öffentliche Bekanntmachung von Geburten und Taufen in den Weimarer Wöchentlichen Anzeigen (WWA) ist vor diesem Hintergrund zu sehen.[361] Bourdieu hebt hervor, dass das Gesamtkapital, welches die einzelnen Gruppenmitglieder besäßen, ihnen gemeinsam als Sicherheit diene und ihnen gewissermaßen ‚Kreditwürdigkeit' verleihe.[362] Möglicherweise kam Vulpius seine Zugehörigkeit zu diesem Netzwerk auch nach seiner Amtsenthebung zugute, zumal die Familie mit dem Verlust der

359 Vgl. hierzu Bourdieu: Kapital, S. 63–70.

360 Ebd. S. 65.

361 Christian August: Geburt in WWA, 30. Januar 1762, Nr. 5; Friedrich Carl Christoph: Beerdigung in WWA, 16. Juni 1764, Nr. 35; Johanna Christiana Sophia: Taufe in WWA, 5. Juni 1765, Nr. 45; Johanna Henrietta Dorothea: Taufe in WWA, 9. September 1767, Nr. 72, Tod in WWA, 30. Januar 1768, Nr. 9 (hier als „Bey der Stadtgemeinde" vermerkt); Johann Gottlieb Heinrich: Taufe in WWA, 28. Januar 1769, Nr. 8, Beerdigung in WWA, 2. Oktober 1776, Nr. 79; Johann Carl Emanuel: Taufe und Beerdigung in WWA, 1. März 1771, Nr. 20; Sophia Ernestina Louise: Taufe in WWA, 4. März 1775, Nr. 18; Johann Sebastian Friedrich: Taufe in WWA, 14. Mai 1777, Nr. 39; Carl Julius Bernhard: Taufe in WWA, 16. Juni 1779, Nr. 48; Sophia Friederika Charlotta: Taufe in WWA, 11. August 1781, Nr. 64.

362 Vgl. Bourdieu: Kapital, S. 63.

Existenzgrundlage sowie den Gerüchten von der Trunksucht und Verkommenheit des Vaters[363] ihr ‚symbolisches Kapital' verloren haben dürfte. Dies ist nach Bourdieu nicht als neue Kapitalform anzusehen, sondern meint die Summe der drei anderen Kapitalformen und ist eng mit Begriffen wie ‚Ansehen', ‚Ehre' und ‚Prestige' verknüpft.[364] Es ist kaum vorstellbar, dass die mehrköpfige Familie von zwölf Scheffeln Korn und zwölf Reichstalern jährlichem Gnadengehalt[365] – selbst nach der Aufnahme von Christiana Vulpius' Arbeit in der Blumenmanufaktur – ohne weitere Unterstützung hätte leben können, erst recht ohne Immobilienbesitz zur Miete wohnend. Belegt ist zwar nur eine kleine Hilfszahlung durch Friedrich Justin Bertuch Anfang des Jahres 1783, aber weitere Alimentationen entweder durch Verwandte und/oder Taufpaten der Vulpius-Kinder (zu denen auch Bertuch zählte) bzw. aus dem engeren Bekanntenkreis sind keineswegs ausgeschlossen.

Es zeigt sich also insgesamt ein Auseinanderdriften zwischen ökonomischer Leistungsfähigkeit bzw. ‚ökonomischem Kapital' und dem (vor allem inkorporierten)[366] ‚kulturellen Kapital' der Familie Vulpius. Ihr Habitus dürfte nicht wenig mit den spärlichen Einkünften kontrastiert haben, die eine auskömmliche, bürgerliche Lebensführung nicht ermöglichten.[367] Es fehlte mithin die Existenzgrundlage, die als maßgebliche Voraussetzung für ein bürgerliches Leben galt (und gilt).[368] Wilhelm Bode drückte diese zwiespältige Lebenslage in seiner 1918 erschienenen Biographie zu August von Goethe wie folgt aus:

> Das Häuflein Vulpius war ausgeschlossen von der vornehmen Welt; es gehörte aber auch nicht zur Schicht der Handwerker, Diener und Bauern, die sich in ihren fest umschriebenen Rechten und Pflichten doch auch behaglich fühlen können. Sie standen zwischen den Klassen, etwa so wie die Schauspieler, die denn auch sehr oft ihre Gesellschaft ausmachten.[369]

Das Zitat ist in einigen Punkten nicht unstrittig, aber Bode bringt damit die gesellschaftliche und soziale „Zwischenstellung" der Familie Vulpius zum Ausdruck, die aus ihrer Verarmung resultierte. Dieses Paradigma sollte sich auch im Leben von Christiana Vulpius fortsetzen, die aufgrund ihres (offiziell erst 1806 legiti-

363 Vgl. Vulpius: Christiane, S. 14.

364 Vgl. Bourdieu, Pierre: Sozialer Raum und ‚Klassen'. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen. Frankfurt a. M. 1985, S. 11.

365 Vgl. zu den Quellennachweisen Meier: Die triviale Klassik, S. XVII, insb. Anm. 43.

366 Vgl. Bourdieu: Kapital, S. 55–59.

367 Der Fall Vulpius ist mit Blick auf diese Ambivalenzen sicher kein Einzelfall; man denke nur an die vielen verarmten (land-)adeligen Familien, deren einziges Kapital ihr guter Name und damit ihre Reputation war, mit dessen Hilfe man versuchte, wieder zu Geld zu kommen.

368 Zum Verhältnis von Bürgersein und der materiellen Grundlage, die eine Selbstständigkeit erst ermöglichte, vgl. u. a. Mettele: Bürgertum in Köln, S. 10.

369 Bode, Wilhelm: Goethes Sohn. Biographie. Hrsg. von Gabriele Radecke. Berlin ^{2}2004, S. 53.

mierten) sozialen Aufstiegs keine richtige gesellschaftliche Zugehörigkeit fand. Diese missliche Lage gewissermaßen als Wandlerin und häufig auch Mittlerin zwischen zwei Welten spürte sie zuweilen deutlich, wie ihr Brief vom 5. Oktober 1799 belegt:

> Gefällig bin ich nur gegen alle Menschen zu viel, ich glaube nur, ich bin zu gut, und die Menschen mißbrauchen meine Güte. Das habe ich von neuem bei der Marien und Gille erlebt. Ich könnte an ihrer Statt gute Freundinnen genug haben, aber ich werde immer mißtrauischer gen alle Menschen, weil sie nur immer aus Interesse mit mir umgehen. Ich werde es freilich nicht anders machen. Ich will mich also darüber wegsetzen und meinen Weg vor mich gehen, meine Haushaltung gut versehen und meinen Schatz lieb haben, und meine Freude an dem Buben sehen, und dann mannichmal eine steife Kaffee-Visite machen. Ich bin letzt bei Kammer-Secretär Scheiben gewesen und bei Gerichts-Sekretär Rentschens. Da kann [ich] Dir aber versichern, daß in solcher Gesellschaft beinahe kein vernünftiges Wort gesprochen wird und so gelogen wird, daß man erschrickt; wovon ich Dir allerlei zu erzählen habe.[370]

Sowohl mit Blick auf den familiären als auch den sozialen Hintergrund der Familie Vulpius ist dem lange Zeit in der Literatur tradierten Urteil vieler Zeitgenossen, Christiana Vulpius sei von niederer Herkunft gewesen, nicht zuzustimmen. Dies haben bereits neuere biographische Arbeiten spätestens seit Wolfgang Vulpius' Arbeit betont. Zu beachten ist aber sicherlich, dass die wohl von den Zeitgenossen als unehrenhaft wahrgenommene Entlassung des Vaters und der damit verbundene finanzielle Ruin das Ansehen der Familie innerhalb Weimars deutlich herabgesetzt haben wird. Doch auch ohne dieses Amtsvergehen wäre vom Standpunkt adeliger Damen oder Herrschaften die Herkunft von Christiana Vulpius mit Makeln behaftet gewesen. Aus der Perspektive der Zeit um 1800 wird dies nachvollziehbar, wenn man bedenkt, dass bereits von Kindheit an eine mehr oder minder ausgeprägte Distanz zu den ‚niederen Ständen' eingefordert wurde, d. h. der unmittelbare Umgang von adeligen Kindern mit denen niederer Stände untersagt war.[371] Aus heutiger Sicht ist aber die Behauptung der ‚niederen Herkunft' Christianas im gesamt- und realhistorischen Kontext nicht haltbar. Das zeigen nicht nur die lange Bildungstradition der Familie Vulpius, die vor allem anhand der Vorfahren väterlicherseits nachgewiesen werden konnte, sondern auch die gut situierten Verhältnisse bis in die Großelterngeneration hinein.

Ähnliches gilt für den Bildungshintergrund von Christiana Vulpius, dessen mehr oder weniger starke Beschränktheit immer wieder implizit oder explizit be-

370 Vgl. GC I, Nr. 246.

371 Vgl. van Dülmen: Das Haus und seine Menschen, S. 113.

tont wurde.[372] Eine gelehrte Frau war sie nicht, aber ebenso wenig war sie ungebildet oder gar dumm. Dies wäre schon allein deshalb kaum vorstellbar, da sich Goethe allen Widerständen und Anfeindungen zum Trotz für ein Zusammenleben mit ihr entschied und ihr Urteil in vielen Belangen schätzte, wovon ihr gemeinsamer Briefwechsel beredtes Zeugnis ablegt. Zugleich spricht aus ihren Briefen nicht nur lebenspraktische Klugheit, sondern auch ein ein großes Interesse und Engagement für das Weimarische Theater(-wesen) und auch in gewissem Umfang ihre Anteilnahme an Goethes dichterischem Schaffen.

Ihre Organisation der großen Hauswirtschaft am Frauenplan einschließlich der Leitung und Anweisung der Bediensteten lässt den Rückschluss zu, dass sie auf die Rolle einer geschäftigen und tüchtigen Hausfrau im Elternhaus gut vorbereitet wurde. Diese Aufgabe erforderte ein umsichtiges, verantwortungsbewusstes und vorausschauendes Handeln. Dass sie gerade in den ersten Jahren in dieser Funktion der Anleitung durch Goethe bedurfte, kann in Anbetracht der unterschiedlichen Dimensionen und Anforderungen des elterlichen und des späteren ehelichen Haushalts kaum verwundern. Das grundlegende praktische Wissen und die Kenntnisse, die für eine planvolle hauswirtschaftliche Führung vonnöten waren, muss sie jedoch in ihrer Kindheit und Jugend erlernt haben. Dass sie insbesondere in diesem Feld über einen großen Wissens- und Erfahrungsschatz verfügte, belegen ihre Briefe.

Die Komplexität der Haushaltsführung und -organisation für die Existenzsicherung der Familie ist dabei nicht zu unterschätzen:

> Anders als im heutigen Bewußtsein erschien die Hauswirtschaft dabei mit systematischer Planung, systematischem Einkauf und systematischer Vorratshaltung größeren Stils, noch als in-

372 An dieser Stelle mögen wenige exemplarische Zitate genügen, um die zum Teil abschätzigen Äußerungen aufzuzeigen. Das erste liefert Thomas Mann, der über Christiana von Goethe und ihre Verbindung zu Goethe Folgendes schrieb: „Es war damals [nach Goethes Italienreise, A.S], daß er zur händeringenden Verzweiflung seiner verlassenen Iphigenie und Prinzessin von Este, der Stein, und zur Entrüstung aller Leute von Stand und Moral ein kleines Blumenmädchen, sehr hübsch und *gründlich ungebildet*, un bel pezzo di carne, Christiane Vulpius mit Namen, als Bettschatz zu sich nahm, ein Verhältnis von herausfordernder Libertinage, das er erst viele Jahre später legalisierte und das die Gesellschaft weder ihm noch ihr jemals verzieh." (Mann, Thomas: Phantasie über Goethe. In: Ders.: Leiden und Größe der Meister. Gesammelte Werke in Einzelbänden. Frankfurter Ausgabe. Hrsg. und mit Nachbemerkungen versehen v. Peter de Mendelssohn. Frankfurt a. M. 1982, S. 294–336, hier S. 311 [Hervorhebung durch die Verf.]). Im Goethe-Lexikon wird Christiana von Goethe als „[u]nverbildet und weidlich ungebildet" beschrieben (Art. „Goethe, Christiane [Johanna Christiane Sophie] von, geb. Vulpius [1.6.1765–6.6.1816]", in: Wilpert: Goethe-Lexikon, S. 391) und auch Biedrzynski charakterisiert sie in *Goethes Weimar* als „nicht erzogen, nicht differenziert, nicht kultiviert" (S. 127).

> tegraler Bestandteil der allgemeinen Wirtschaft, Hausfrauen in diesem Sinne als Geschäftsfrauen, von deren Umsicht, Sparsamkeit und Geschäftssinn Entscheidendes abhing.[373]

Im Fall von Christiana und Johann Wolfgang von Goethe bedeutete dies freilich in weniger existentieller Form ein wohl überlegtes Wirtschaften im großen Stil, bei dem es stets die Balance zwischen den hohen Ansprüchen an Qualität und Vielfalt der Nahrungsmittel sowie der Einhaltung eines bestimmten Budgets zu wahren galt. Lothar Gall bringt den Anspruch dieser hauswirtschaftlichen Tätigkeiten, der einem heutzutage kaum noch bewusst vor Augen steht, auf den Punkt:

> Vielmehr waren damit Aufgaben umschrieben, die nicht nur von der Arbeitszeit, dem Aufwand und der Energie her, sondern auch im Hinblick auf die Umsicht, die Kenntnisse des Marktes und aller Lebensverhältnisse, die sie erforderten, denen der meisten ihrer Männer kaum nachstanden.[374]

In diesem Sinne war Christiana Vulpius von Hause aus gut ausgebildet, sie konnte zudem lesen, schreiben und rechnen, was für einen Großteil der Frauen um 1800 noch keineswegs eine Selbstverständlichkeit war. Entscheidend für die negativen Urteile sowohl der Zeitgenossinnen und Zeitgenossen als auch der Nachlebenden über sie scheint der Bezugsrahmen zu sein. Zugrunde gelegt wird nicht etwa der Bildungsstand und der Alphabetisierungsgrad der Bevölkerungsmehrheit um 1800; vielmehr scheinen der Goethekreis, bestehend aus Gelehrten, Literaten und Geistesgrößen der Zeit, sowie die bekannten, oftmals hochgebildeten Frauen des Weimarer Umfeldes, die nicht selten eigene literarische Werke verfassten und/oder als Briefkorrespondentinnen geschätzt wurden, den Referenzrahmen zu bilden. Legt man diese hohen Maßstäbe an, so musste Christiana Vulpius zwangsläufig als die wenig gebildete, einem Goethe in jeder Hinsicht unwürdige Frau erscheinen. Bildung wurde bei der Durchsetzung „der bürgerlichen Hegemonialkultur“ zunehmend „bewußt als Distinktionsmittel eingesetzt“,[375] was übrigens auch für adelige Kreise galt, in denen nicht zuletzt Frauen zumeist eine fundierte, wenngleich auf schöngeistige Themenfelder konzentrierte Erziehung und Bildung erhielten. Schon allein durch das Beherrschen der französischen Sprache ergaben sich Abgrenzungs- und Ausschlussmöglichkeiten gegenüber Personen, die dieser nicht mächtig waren.[376]

Dieser ausschließlich durch Goethes Person definierte Zugang zu Christiana von Goethe ist zwar naheliegend und ließe sich dadurch rechtfertigen, dass sie

373 Gall, Lothar: Bürgertum in Deutschland. Berlin 1989, S. 164.
374 Ebd., S. 165.
375 Hahn: Bürgertum in Thüringen, S. 14 (für beide Zitate).
376 Vgl. Kapitel 4.2.3.

uns heutzutage ohne ihre Beziehung zu Goethe wohl kaum bekannt wäre (was wohl für so manch andere Person des Weimarer Kreises ebenfalls gilt). Infolge dieser Perspektive von „oben“ wird jedoch der Blick auf eine realistische Einordnung innerhalb des gesamten Bevölkerungs- und Bildungsspektrums[377] der Zeit verstellt und damit wird man weder den historischen Gegebenheiten noch der Person Christiana von Goethes gerecht. Dieses Spannungsfeld – zwischen dem literarisch-gelehrten Umfeld Goethes und ihrer Herkunft aus einem gebildeten, aber verarmten und somit auch in den Bildungsmöglichkeiten der Kinder (insbesondere der Töchter) eingeschränkten Elternhaus – gilt es auch bei der Analyse ihrer Briefsprache zu beachten.

377 Das quantitative Ungleichgewicht zwischen den unterschiedlichen Bevölkerungsschichten bzw. Ständen war enorm; so wird der Anteil des Adels an der Gesamtbevölkerung auf dem Gebiet des Alten Reiches um 1800 auf ein Prozent geschätzt, wobei regionale Schwankungen zu beachten sind (vgl. Endres, Rudolf: Adel in der frühen Neuzeit [Enzyklopädie Deutscher Geschichte, 18]. München 1993, S. 3.

3 Christiana von Goethe als Briefschreiberin

Christiana von Goethe schrieb ihre Briefe zu einer Zeit, in der nicht nur die deutsche Literatursprache mit den Werken der ‚Weimarer Klassik'[378] einen Höhepunkt erreichte, sondern auch die private Briefkultur in zuvor ungekanntem Maße gedieh. In Georg Steinhausens noch immer kanonischer und vielfach rezipierter Arbeit zur *Geschichte des deutschen Briefes* von 1891 wird die Blütezeit der brieflichen Korrespondenz in folgender Weise beschrieben:

> Man mag das achtzehnte Jahrhundert wohl das klassische Jahrhundert des Briefes nennen. Die Briefschreibesucht und Briefliebhaberei, die sich gegen Ausgang der verflossenen Periode gezeigt hatte, entwickelte sich ungeheuer rasch zu einer Briefleidenschaft, von der man sich in unsern Tagen schwer eine Vorstellung machen kann.[379]

Begünstigt wurde diese Entwicklung vor allem durch infrastrukturelle Verbesserungen wie den Ausbau des Post- und Verkehrswesens,[380] die fortschreitende Al-

378 Zum Begriff der ‚Weimarer Klassik' vgl. Schulz, Gerhard: Art.: „Klassik$_2$". In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft: Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte, Bd. 2. Hrsg. von Georg Braungart u. a. Berlin / Boston 2010, S. 270–274. Obwohl dieser Epochenbegriff aufgrund seiner Engführung in der Forschung umstritten ist, soll er hier zur Eingrenzung des Gegenstandes und zur Periodisierung innerhalb der deutschen Literaturgeschichte Verwendung finden.

379 Steinhausen, Georg: Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes. Zweiter Teil. Frankfurt a. M. 1968 (unveränderter Nachdruck der 1. Aufl. von 1891), S. 302 f. – Zur Geschichte des Briefes allgemein mit dem Schwerpunkt auf dem 18. Jahrhundert vgl. u. a. Nickisch, Reinhard M. G.: Brief (Sammlung Metzler, 260). Stuttgart 1991; Nörtemann, Regina: Brieftheoretische Konzepte im 18. Jahrhundert und ihre Genese. In: Ebrecht, Angelika (Hrsg.): Brieftheorie des 18. Jahrhunderts. Texte, Kommentare, Essays. Stuttgart 1990, S. 211–224; Oellers, Norbert: Der Brief als Mittel privater und öffentlicher Kommunikation in Deutschland im 18. Jahrhundert. In: Dutu, Alexandru (Hrsg.): Brief und Briefwechsel in Mittel- und Osteuropa im 18. und 19. Jahrhundert (Studien zur Geschichte der Kulturbeziehungen in Mittel- und Osteuropa, 7,1). Essen 1989, S. 9–36 sowie Brockmeyer, Rainer: Geschichte des deutschen Briefes von Gottsched bis zum Sturm und Drang. Münster 1961.

380 Vgl. zur Entwicklung des Postwesens insb. Behringer, Wolfgang: Postamt und Briefkasten. In: Beyrer, Klaus / Täubrich, Hans-Christian (Hrsg.): Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation. Anläßlich der Ausstellung „Der Brief, eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation". Heidelberg 1996, S. 55–67; Beyrer, Klaus: Der alte Weg eines Briefes. Von der Botenpost zum Postboten. In: Beyrer / Täubrich (Hrsg.): Der Brief, S. 11–25; Gerteis, Klaus: Das „Postkutschenzeitalter". Bedingungen der Kommunikation im 18. Jahrhundert. In: Aufklärung 4 (1989), Heft 1, S. 55–78 sowie Furger, Carmen: Briefsteller. Das Medium „Brief" im 17. und frühen 18. Jahrhundert. Köln / Weimar / Wien 2010, S. 51 f. und 55–78. – Zu den Weimarer Postverhältnissen vgl. Schöne, Albrecht: Der Briefschreiber Goethe. München 2015, S. 397–423.

Open Access. © 2024 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. CC BY-NC-ND Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung - Nicht-kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111342290-003

phabetisierung der Bevölkerung[381] und den Abbau (fremd-)sprachlicher Hürden. Die sukzessive Durchsetzung des Deutschen in der schriftlichen Kommunikation gegenüber dem Lateinischen als der Sprache der Gelehrten und dem Französischen als der Sprache der Adeligen und des gehobenen Bürgertums war in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bereits weit fortgeschritten.[382]

Eine große Anzahl von Privatbriefen[383] ist aus der Zeit um 1800 auf uns gekommen. Dabei sind für die Untersuchung der Briefe von Christiana Vulpius aus sozialhistorischer und kulturgeschichtlicher Perspektive zwei Referenzpunkte entscheidend: 1. Schriftzeugnisse aus dem Umfeld der bürgerlichen Briefkultur, die zunächst von männlichen Autoren und Gelehrten getragen wurde und an der insbesondere seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vermehrt Frauen partizipierten, und 2. Privatbriefe breiter Bevölkerungsschichten, die durch die zunehmende Alphabetisierung, aber auch durch die verminderten Kosten der Briefbeförderung dieses Kommunikationsmittel vermehrt nutzen konnten.

Christiana von Goethe geriet aufgrund ihres sozialen Aufstiegs gewissermaßen in eine Zwischenstellung. Als Tochter aus einem verarmten bildungsbürgerlichen Haushalt, die keine systematische Schreibausbildung erhalten hatte, wurde sie nicht nur mit dem intellektuellen Umfeld Goethes konfrontiert, sondern auch an

381 Vgl. Chartier, Roger: Die Praktiken des Schreibens. In: Ariès, Philippe / Chartier, Roger (Hrsg.): Geschichte des privaten Lebens. 3. Band: Von der Renaissance zur Aufklärung Augsburg 1999, S. 115–165, hier S. 116–118.

382 Vgl. zu diesem langwierigen und graduell verlaufenden Prozess von Polenz, Peter: Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 2: 17. und 18. Jahrhundert. Bearb. von Claudine Moulin unter Mitarb. von Dominic Harion. Berlin: 2., durchges., aktual. und bibliographisch ergänzte Aufl. 2013, S. 53–84. – Trotz der vor allem durch Martin Luther grundsätzlich geschaffenen Möglichkeiten für eine Entfaltung des deutschsprachigen Briefes dauerte die Dominanz vor allem der französischen Sprache noch bis weit ins 18. Jahrhundert hinein an. Im 17. Jahrhundert regte sich im Zuge der Gründung von Sprachgesellschaften Widerstand gegen die Vormachtstellung des Französischen (vgl. Nickisch: Brief, S. 40 f. sowie Furger: Briefsteller, Nr. 173–176). Erst Mitte des 18. Jahrhunderts trat eine merkliche Hinwendung zur deutschen Sprache in Briefen ein.

383 Infolge der Doppelfunktion des Briefes als historisch-biographisches Dokument einerseits und als literarische Gattung andererseits ist eine klare Abgrenzung und Bestimmung des Privatbriefes häufig nicht trennscharf möglich (vgl. Golz, Jochen: Art. „Brief". In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte, Bd. I: A–G. Gemeinsam mit Harald Fricke hrsg. von Klaus Weimar. Berlin: ^{3}2007, S. 251–255, hier S. 251). Insbesondere im ausgehenden 18., beginnenden 19. Jahrhundert bestimmten „öffentliche" Briefe, d. h. für die Veröffentlichung vorgesehene Briefe, die Briefkultur ganz wesentlich. Der Brief changierte mithin zwischen „Alltagskommunikation und Literarizität" (Nörtemann: Brieftheoretische Konzepte, S. 212). Vgl. hierzu auch Nickisch: Brief, S. 93–198; für einen kurzen Überblick auch Oellers: Brief, S. 24–30; mit Fokus auf Frauenbriefe vgl. Becker-Cantarino: Schriftstellerinnen der Romantik, S. 171–183.

den dort herrschenden Maßstäben gemessen. Kurt R. Eissler bemerkt in seiner psychoanalytischen Studie hierzu paradigmatisch: „Christianes Briefe haben sich wegen ihrer abscheulichen Rechtschreibung einen schlechten Ruf bewahrt.“[384] Dass die Briefsprache Christiana von Goethes bis heute vor diesem Hintergrund gesehen wird, zeigt ebenfalls Effi Biedrzynskis Beschreibung in *Goethes Weimar*, das erst 2023 in einer Neuauflage erschienen ist: „Unbefangen schrieb sie [Christiana Vulpius, Anm. d. Verf.] ihm [Johann Wolfgang von Goethe, Anm. d. Verf.] nun, da sie die Seine geworden war, krakelnd und klecksend, ihre munteren Briefe.“[385] Darüber hinaus kritisiert Biedrzynski die Rechtschreibung von Goethes Gattin folgendermaßen:

> Christiane, noch weniger als Frau Aja [Goethes Mutter, Catharina Elisabeth Goethe, Anm. d. Verf.] (und andere Zeitgenossen!) im‚Buchstawiren‘ geübt, schrieb meist, wie sie sprach. Sie setzte unbekümmert ihr breites Weimarisch in Zeichen um, das eher erraten als gelesen werden kann. Arckam für Organ, Grüdick für Kritik, Dehedansag für Thé Dansant, Ecks Sembelar für Exemplar.[386]

Die Frage, ob Christiana Vulpius tatsächlich schreibungeübter war als andere Zeitgenossen, und was dies für die Zeit um 1800 konkret heißt, wird noch an anderer Stelle ausführlicher zu diskutieren sein.[387] Hier soll zunächst die erwähnte ‚Unbeschwertheit‘ im Schreibprozess als Ausgangspunkt dienen, um nach Christiana Vulpius’ Haltung zur schriftlichen Korrespondenz, mithin nach ihrer Selbstwahrnehmung als Briefschreiberin zu fragen. Des Weiteren wird eine Einordnung in ihre eigenen Lebenszusammenhänge sowie in den Kontext der Schreibsituation von Frauen um 1800 vorgenommen. Darüber hinaus lassen die metasprachlichen Äußerungen zum Schreibprozess Rückschlüsse auf eine Verortung innerhalb des Kontinuums zwischen schreibgeübten und schreibungeübten Personen zu. Zu thematisieren sind zudem die Rahmenbedingungen und Voraussetzungen des Schreibprozesses, die nicht ohne Auswirkungen auf die Textproduktion blieben. Für diese Fragestellung ist neben den Briefen an Johann Wolfgang und August von Goethe auch die Korrespondenz mit Nicolaus Meyer aufschlussreich. Die Selbstaussagen unserer Schreibe-

384 Eissler: Goethe, S. 1421.

385 Biedrzynski: Goethes Weimar, S. 124 f. – Das Nachschlagewerk ist 2023 nochmals (wie schon 2010) in einer Neuauflage erschienen.

386 Ebd., S. 125.

387 Vgl. hierzu das 4. Kapitel. – Der oben erwähnte Eissler kontextualisiert seine Bemerkung über die Rechtschreibung Christiana von Goethes etwas anders. Bei ihm heißt es: „Doch auch Goethes Rechtschreibung war manchmal sehr schlecht, und die der Mutter, obwohl nicht ganz so schlecht wie die von Christiane, würde man heutzutage als Zeichen für das vollständige Fehlen von Bildung werten.“ (Eissler: Goethe, S. 1421).

rin bilden folglich die Grundlage für eine systematische und differenzierte Betrachtung ihres Selbstverständnisses als Briefschreiberin und ihrer Verortung innerhalb der Briefkultur des 18. Jahrhunderts.

3.1 „Du weist ich schribe nicht gerne" – Christiana von Goethes Selbstverständnis und Selbstwahrnehmung als Briefschreiberin

In Briefen als Ego-Dokumenten bzw. Selbstzeugnissen und als einer dialogisch, auf Interaktion angelegten Kommunikationsform spielt die Konstruktion der eigenen Person eine wichtige Rolle.[388] Eine Teilmenge dieser „Erschreibung des Selbst" bildet die Selbstwahrnehmung als Briefschreiberin, die sich aus der Korrespondenz mit verschiedenen Briefpartnern entnehmen lässt.[389] Der Briefwechsel mit Johann Wolfgang von Goethe soll am Anfang der Untersuchung stehen, nicht nur weil es sich bei diesem um Christiana von Goethes umfangreichste und wichtigste Korrespondenz handelte, sondern auch weil hier einige Ambivalenzen besonders deutlich zutage treten. Eine erste Thematisierung des Schreibaktes begegnet dem Leser in Christiana Vulpius' Brief vom 1. Oktober 1800, den sie verfasste, als sich Goethe schon seit drei Wochen zum ungestörten Arbeiten nach Jena zurückgezogen hatte: *h[eu]de ist mein brif gevieß be[ß]er geschrieben den ich habe mir ser grosse mühe geben es* ^{ist} *mür aber auch scho[n] 2 Mahl Schli[m] gevorden und vähr der brif nicht an dich ich häte lä[n]gest schönn auf gehört*.[390]

Dieses Bekenntnis in dem zwei Seiten umfassenden Brief folgt zu Beginn der zweiten Seite. Darin spiegelt sich einerseits die Mühe und Anstrengung wider, die das eigenhändige Niederschreiben von längeren Briefen Christiana Vulpius bereitete. Andererseits evoziert diese Textstelle auch eine besondere Nähe zum Briefempfänger und hebt dessen Bedeutung hervor. Weshalb sich Christiana Vulpius ausgerechnet an diesem Tag in diesem Brief auffallend stark um ein gutes Schreibresultat bemühte, ist aus ihrem Brief nicht zu entnehmen. Die Gegenbriefe Goethes aus dieser Zeit, die Aufschluss geben könnten, fehlen. Die Betonung des *heute* besser geschriebenen Briefes legt die Vermutung einer vorausgegangenen Kritik nahe.

388 Vgl. Schrott, Angela: Präsente Schreiber(innen). Nähe und Lebendigkeit in privaten Briefen aus diskurstraditioneller Sicht. In: Bernsen, Michael / Eggert, Elmar / Schrott, Angela (Hrsg.): Historische Sprachwissenschaft als philologische Kulturwissenschaft. Festschrift für Franz Lebsanft zum 60. Geburtstag. Göttingen / Bonn 2015, S. 479–497, hier S. 479.

389 Vgl. hierzu in komprimierter Form Stehfest: Aspekte weiblicher Briefkultur, S. 130–133.

390 JWG 145 (vgl. die Konkordanz mit GC I und II im Anhang der vorliegenden Arbeit).

Ob es sich dabei um eine negative Beurteilung seitens des Briefpartners Goethe oder um einen selbstkritischen Blick auf einen möglicherweise unleserlich geschriebenen Brief gehandelt hatte, sei dahingestellt. In jedem Fall drücken die erwähnten Zeilen das Bemühen Christianas aus, Goethe gewissermaßen als ‚Entschädigung' und sicher auch als Zeichen ihrer Liebe und Zuneigung eine Freude mit einem ‚schön geschriebenen' Brief zu bereiten. So zeigen auch andere Beispiele, dass sie durchaus bestrebt war, Goethes Aufforderungen zu einem regen und ausführlichen Briefverkehr so gut wie möglich nachzukommen. So fertigte sie für ihn bisweilen auch (Reise-)Tagebücher an.[391]

Der Schreibduktus des Briefes lässt durchaus die besondere Sorgfalt und Konzentration der Schreiberin während der Niederschrift erkennen: Die äußere Gestaltung des Briefes sowie die Handschrift sind akkurat und gleichmäßig, auch Korrekturen und Tilgungen sind bis auf wenige Ausnahmen nicht vorhanden. Das Erreichen eines solchen Schreibresultates verlangte Christiana Vulpius einiges ab, was auch grundsätzlich für das Verfassen längerer Briefe gilt. Die Herausforderungen des Briefschreibens fasste der Herausgeber des Ehebriefwechsels Gräf 1916 zutreffend folgendermaßen zusammen: „Schon das zum Schreiben unerläßliche Stillsitzen ist eine wahre Folter für ihre lebhafte Natur. Nicht das Was macht ihr Schwierigkeiten, stets weiß sie genau, was sie mitteilen will, aber das Hantieren mit Feder, Tinte und Papier, das ist ein saures Stück Arbeit für sie."[392]

Gräf weist hier auf zwei Ebenen hin, die zu differenzieren sind: der mechanische Schreibvorgang (und die damit verbundenen Schwierigkeiten) auf der einen und der eigentliche Inhalt sowie die Funktion des Briefes auf der anderen Seite.[393] Obwohl Christiana von Goethe das eigenhändige Schreiben zuweilen schwerfiel – später überließ sie diese Tätigkeit nach Goethes Vorbild Schreibern bzw. ihren Gesellschafterinnen –, war ihr der briefliche Austausch wichtig und bereitete ihr gele-

391 Vgl. die indirekten Belege in GC I, Nr. 222 und 357. Überliefert ist das eigenhändige Tagebuch von der Rückreise aus Frankfurt am Main vom 8. bis 11. August 1797 (GC I, Nr. 140), ebenso die Berichte von ihren Bade- und Theaterreisen nach Lauchstädt aus den Jahren 1803 (eigenhändig) und 1810 (von Caroline Ulrichs Hand). – Nachweislich gab es Reisetagebücher aus dem Jahr 1808, als Christiana von Goethe mit ihrer Gesellschafterin Caroline Ulrich Frankfurt am Main und ihren Sohn August in Heidelberg besuchte (vgl. dazu die Erwähnung des Tagebuchs in J. W. von Goethes Briefen, GC II, Nr. 433 und 435), und von 1815, als sie mit ihrer Gesellschafterin Wilhelmina Kirscht nach Karlsbad und Eger gereist war (vgl. dazu die Erwähnung des Tagebuchs in ihrem Brief an Goethe, GC II, Nr. 592). Erhalten ist zudem das Tagebuch Christiana von Goethes aus dem Jahr 1816 bis zu ihrem Tod (letzter Eintrag vom 30. Mai 1816; vgl. die gedruckte Ausgabe: Christiane Goethe. Tagebuch 1816 und Briefe. In Verbindung mit dem Goethe-Nationalmuseum Weimar nach der Handschrift hrsg. von Sigrid Damm. Frankfurt a. M. / Leipzig 1999).

392 Gräf, Hans Gerhard: Einführung. In: GC I, S. XIII–LIV, hier S. XXVII.

393 Vgl. Gräf: Einführung, S. XXVII.

gentlich sogar Freude. So eröffnete sie am Abend des 26. Mai 1797 eine Mitteilung an Goethe mit dem Satz: *lieber ich habe h[eu]de abend grosse lust dir noch ein bahr worde zu schreiben.*[394] Nur wenige Tage später, am 5. Juni, heißt es in ähnlicher Weise: *und um vergnücht zu werden muß ich an Schaß Schreiben. und es ist mir schon alls ob es besser währ.*[395] Die briefliche Korrespondenz ist mithin ein integraler Bestandteil der Beziehung in Zeiten der räumlichen Trennung und wird als solcher auch von Christiana von Goethe angenommen und wertgeschätzt.

Obwohl Christiana Vulpius' Briefe an Goethe nicht ausnahmslos von der Unbefangenheit zeugen, die Biedrzynski[396] und in etwas differenzierterer Form auch Gräf[397] ihnen bescheinigen, so ist in ihnen doch die tiefe Vertrauensbasis der Partnerschaft zu spüren, die Christiana Vulpius die nötige Sicherheit verlieh, um ihren Gedanken trotz des für sie mühevollen Schreibprozesses freien Lauf zu lassen. Begünstigend wirkten sich vor allem zwei Faktoren aus, wovon der erste zweifellos Goethes Anerkennung ihrer Bemühungen ist.[398] Diese nahm Christiana Vulpius dankbar an und sah sie als weitere Schreibmotivation: *Daß dir mein brife Freude machen macht mich reccht glüklich und da vill ich dir re[c]t offt schreiben.*[399] Ein zweiter wichtiger Faktor ist im geschützten Raum dieser Kommunikation zu sehen. Christiana Vulpius konnte insbesondere in den frühen Jahren der Beziehung vor der Eheschließung davon ausgehen, dass ihre Briefe nur von Goethe (und gelegentlich sicher auch vom gemeinsamen Sohn August) gelesen wurden. Das für die briefliche Kommunikation im 18. Jahrhundert charakteristische Moment der Halböffentlichkeit,[400] wonach Briefe häufig vorgelesen, weitergereicht oder abgeschrieben wurden, spielte in dieser Paarkommunikation kaum

394 JWG50.

395 JWG56.

396 Vgl. Biedrzynski: Goethes Weimar, S. 124 und 125.

397 Vgl. Gräf: Einführung, S. XXIX.

398 In Goethes Briefen finden sich einige Beispiele, in denen er seine Partnerin zum (ausführlichen) Schreiben ermuntert. Neben formelhaften Aufforderungen nach dem Muster „Schreibe mir bald" (GC I, Nr. 3, 139, 147) oder „Lebe recht wohl und schreibe fleißig" (GC I, Nr. 141) enthalten manche Briefe auch liebevolles Lob, wie jenes aus dem Jahr 1803, als sich Christiana Vulpius länger in Lauchstädt aufhielt. Da heißt es beispielsweise: „Du bist recht lieb und gut, daß Du so viel schreibst, fahre nur fort, denn es macht mir viel Vergnügen, auch im Einzelnen zu wissen, wie Dirs geht." (GC I, Nr. 354) Am 9. Juni 1797 hieß es noch etwas kritischer: „Für Deinen langen Brief danke ich Dir recht sehr, es geht schon wirklich mit dem schreiben, wenn Du es nur recht üben willst." (GC I, Nr. 132). Vgl. hierzu Kapitel 3.4.3.

399 JWG8.

400 Vgl. u. a. Rafael Arto-Haumacher, der wiederholt auf das Verhältnis von Privatheit, Halböffentlichkeit und Öffentlichkeit in Briefkorrespondenzen der Zeit mit einem Schwerpunkt auf Gellert eingeht (vgl. ders.: Gellerts Briefpraxis und Brieflehre. Der Anfang einer neuen Briefkultur. Wiesbaden 1995, passim).

eine Rolle.[401] Das lässt sich aus dem sehr persönlichen, vertrauten Ton der Korrespondenz mit bisweilen intimen Zügen schließen, zumal sich diese Diktion mit dem einsetzenden Briefdiktat von Christiana Vulpius ändert. Die Vertraulichkeit der brieflichen Kommunikation trug sicher maßgeblich dazu bei, dass die Schreiberin ihre Briefe größtenteils ungezwungen verfassen konnte: Goethe kannte ihre Schwächen, aber natürlich auch ihre Stärken, genau wie sie umgekehrt um die seinen wusste.[402]

Die Korrespondenz mit Goethe nimmt, wie dies bei einer Liebesbeziehung nicht anders zu erwarten ist, in der Frage der Schreibbereitschaft und -motivation eine Sonderstellung innerhalb ihrer Korrespondenz ein. Besonders deutlich wird dies im Vergleich zu Äußerungen in Briefen an andere Adressaten. So kommunizierte Christiana von Goethe ihren Schreibunwillen in den Briefen an ihren Sohn August sehr viel offensiver, teilweise einhergehend mit einer offensichtlichen Verweigerungshaltung. Ein prägnantes Beispiel hierfür ist eine kurze Mitteilung an den erst elfjährigen August, der seinen Vater im Sommer 1801 für gut zwei Monate auf einer Badereise nach Pyrmont begleiten durfte. Goethe hatte Christiana Vulpius schon am 30. Juni darauf hingewiesen, dass August die Mutter grüße, sich aber betrübe, dass er nicht auch ein paar Zeilen von ihr erhalten habe.[403] Auf diese implizite Aufforderung reagierte Christiana Vulpius vertröstend: *und wen ich wieder schribe so soll er auch ein kleines briefe[g]en bekom.*[404] Dies geschah mit einiger Verzögerung (auch aufgrund längerer Postlaufzeiten von Goethes Briefen) am 5. August 1801. Der kurze Brief bzw. das Billett lautet:

> *lieber August ich schribe dir nur daß ich dich herzlich liebe und m[ic]h recht freu dich wieder zu sehn folge Ja deim lieben Vader und sey ein brafes Kind Mündlich will ich dir als er zehln was hir vor gean ist seut du wech bist Du weist ich schribe nicht gerne.*
>
> *Die Tande Ernesdine und alls läß dich herzlich grüssen sie wünsch[e]n alle dich balt wieder zu sehn.*[405]

401 Diese Annahme kann zumindest für die Korrespondenzrichtung von Christiana Vulpius (Absender) zu Goethe (Empfänger) als sicher angenommen werden. Im umgekehrten Fall ist es vorstellbar, dass beispielsweise auch die mit im Haus lebenden Familienmitglieder Christianas (die Schwester Ernestine und die Tante Juliane Auguste) Anteil an den Briefen Goethes nahmen. Es ist nicht ausgeschlossen, dass Christiana Vulpius ihnen gelegentlich Passagen daraus vorlas oder Goethes Briefe an sie weitereichte.

402 So sparte Christiana von Goethe beispielsweise Themenbereiche aus, die für Goethe problematisch waren. Dazu gehörten insbesondere Krankheit und Tod; vgl. dazu auch Kapitel 4.4.6.3.

403 Vgl. GC I, Nr. 294.

404 JWG155.

405 AG21 (Beilage zu JWG157; vgl. auch GC I, Nr. 300). – Die Schreibumstände oder -situation sind nicht näher zu bestimmen, d. h. es gibt keine Hinweise darauf, zu welcher Tageszeit der Brief geschrieben wurde und ob er beispielsweise unter Zeitdruck aufgrund des Posttages entstanden ist.

Die explizite Äußerung der ‚Schreibunlust' wird sowohl durch das längere Ausbleiben der Nachricht, die sich der Sohn gewünscht hatte, als auch durch die Kürze der Mitteilung unterstrichen. Diesen Eindruck bestätigt ein weiterer Brief vom April 1808 an den bereits erwachsenen Sohn, der zu dieser Zeit in Heidelberg studierte. In diesem fordert Christiana von Goethe August auf, dass er ihr recht oft schreiben solle. Sie hingegen wolle weniger schreiben, denn er wisse, dass ihr das Schreiben „sauer" werde.[406] Es verwundert, dass sich Christiana von Goethe ihrem Sohn gegenüber dem Schreiben so offensichtlich widersetzte. In der Rolle der Mutter ist sie in diesem Bereich zu weniger Zugeständnissen bereit als in der Rolle als Lebensgefährtin. Aus einem Brief an Goethe geht zudem hervor, dass es Christianas jüngere Halbschwester Ernestine, Augusts Tante, war, die dem Kind damals beim Schreiben die Hand führte, und nicht die Mutter selbst. Dies ist allerdings nur eine schriftlich festgehaltene Momentaufnahme, deren Begleitumstände sich nicht eindeutig erschließen lassen.[407]

Die Motive dieser Verweigerungshaltung hinsichtlich des (Brief-)Schreibens können vielfältig sein. Möglicherweise war es in dieser Konstellation gerade ihre Mutterrolle, die diese Einstellung bedingte. Sie ermöglichte es ihr einerseits, sich kraft ihrer Autorität dem unliebsamen Schreiben weitestgehend zu entziehen. Andererseits könnte es aber auch sein, dass sie als Mutter ihre eigene Unsicherheit nicht vor ihrem Kind preisgeben oder ihm gar etwas Falsches beibringen wollte.[408]

Auffällig ist allerdings der insgesamt eher flüchtige Charakter des Briefes, wovon u. a. die auffällig verkürzten Schreibweisen wie „gean" für „gegangen" oder „als" statt „alles" zeugen.

406 Vgl. Suphan, Bernhard: Briefe von Goethe und Christiane von Goethe, von F. W. Riemer und Christian August Vulpius an August von Goethe in Heidelberg (1808–1809), nebst drei Briefen von Goethe an Thibaut. In: Goethe-Jahrbuch 10 (1889), S. 3–45, hier S. 6.

407 Vgl. GC I, Nr. 40. – Die Gründe für Ernestines Schreibunterstützung können vielfältig sein – so könnte August z. B. dem Vorbild der Mutter folgend den Wunsch geäußert haben, parallel zu ihr auch einen Brief an den Vater schreiben zu wollen. Ein direkter kausaler Zusammenhang zu einer negativen Schreibhaltung ist somit nicht zwangsläufig gegeben.

408 Ein Gegenbeispiel zu diesem Vorgehen finden wir bei Charlotte von Stein, die in ihren Briefen an ihren Sohn Friedrich zwar gelegentlich ihre eigene Schriftqualität bemängelt, dies aber zugleich in einen erzieherischen Rahmen einbettet, wie am 11. Mai [1789] gegenüber dem 16-jährigen Jungen geschehen: „laß meinen Brief niemanden lesen den ich schäme mich meines Schmierens und bitte Dich kein Exempel dran zu nehmen." (GSA, Sign.: 122/100, [o. Fol.]). Dass Charlotte von Steins Bemerkung auf ihre Handschrift abzielt, zeigt ein weiterer, ebenfalls an Friedrich gerichteter Brief vom 15. September 1788, den die Schreiberin mit den Worten schließt: „wen meine Briefe unleserlich geschrieben sind so beklage dich drüber auf daß ich mich beßre und Dir kein übel Exempel gebe." (Brief vom 15. September 1788, in: Charlotte von Stein. Schriftstellerin, Freundin und Mentorin. Hrsg. von Elke Richter und Alexander Rosenbaum [Supplemente zu den PROPYLÄEN. Forschungsplattform zu Goethes Biographica, 1]. Berlin / Boston 2018, S. 364).

Welch hohen Stellenwert das Briefschreiben schon beim kleinen August einnahm, zeigen die steten Aufforderungen des Vaters, sein Sohn möge ihm „hübsche Briefe“[409] schreiben.

Außerhalb des engeren familiären Umfeldes signalisierte Christiana von Goethe ihren Korrespondenzpartnern ebenfalls ihre Schwierigkeiten im Umgang mit Feder und Tinte, wie gegenüber dem Bremer Arzt Nicolaus Meyer. Zu dem etwa zehn Jahre jüngeren Meyer hatte sich während seiner Jenaer Studienzeit eine Freundschaft entwickelt, die sich nach seiner Rückkehr nach Bremen bzw. Minden im brieflichen Austausch fortsetzte.[410] Aus Christiana von Goethes Briefen an ihn spricht keine prinzipielle Ablehnung des eigenhändigen Schreibens, wie sie ihrem Sohn August gegenüber kommunizierte. Vielmehr thematisierte die Schreiberin die selbstempfundene mangelnde Qualität ihrer schriftlichen Zeugnisse recht offen und ging selbstbewusst damit um. Inwieweit es sich hier um einen Bestandteil der Captatio Benevolentiae, die topische Züge aufweisen kann, handeln könnte, wird an späterer Stelle zu thematisieren sein.

In der Anfangszeit der Korrespondenz blieb die Unsicherheit der Schreiberin zunächst nicht verborgen. In ihrem Brief vom 30. Juli 1802 konstatiert sie: „Meinen Brief von Lauchstädt werden Sie erhalten haben, ob Sie ihn aber lesen können, ist eine Frage, wenigstens haben Sie daraus meinen guten Willen gesehen.“[411] Am Ende des Briefes kommt sie nochmals auf den Lauchstädter Brief zurück und bittet den Empfänger, ihr bald mitzuteilen, ob er ihren Brief erhalten habe und ob er etwas daraus habe lesen können.[412]

In der Korrespondenz mit Meyer vermied Christiana von Goethe, wann immer es ihr möglich war, Briefe eigenhändig zu schreiben. Meist bediente sie sich der Hilfe eines Schreibers und griff nur in Ausnahmefällen, wenn kein solcher zugegen war, selbst zur Feder.[413] In späterer Zeit, als sie generell kaum noch selbst schrieb und für ihre Korrespondenz häufiger Goethes Schreiber oder ihre Gesellschafterin

409 Vgl. Goethe an Christiana Vulpius, 9. Juni 1797, GC I, Nr. 132. – Zwei Monate später schrieb Goethe ebenfalls an Christiana Vulpius: „Eure Briefchen von Hanau haben mir viel Freude gemacht; sage dem Kleinen, daß ich seine Briefe aufhebe und sehen will, wie er nun immer besser schreibt.“ (GC I, Nr. 139).

410 Zum Briefwechsel zwischen Christiana von Goethe und Nicolaus Meyer, vgl. Kapitel 3.5.3.

411 Kasten, Nr. 19. – Da der Brief nicht im Original erhalten ist oder bislang nicht aufgefunden werden konnte, folgt das Zitat der Edition von Kasten.

412 Vgl. ebd.

413 Am 21. April 1803 heißt es an Meyer: *Da Sie mich beschuldigen ich habe Sie vergenss muß ich so ungern ich auch schreibe Ihen doch ein mahl sebst schreiben* (NM4, vgl. auch Kasten, S. 89). Am 15. Dezember 1803 beklagt Christiana Vulpius das Fehlen eines Schreibers: *schon länst häte ich Ihnen Für Die Schönen Fiesse velges Sie uns sükden dancken sollen. aber Sie wiessen wie ungern ich schribe und Geist ist schon seid 4 vochen in Jena mit dem Geheim Raht* (NM10).

Caroline Ulrich einsetzte, stellte sie einem eigenhändig geschriebenen Brief an Meyer eine durchaus energische und selbstbewusst vorgebrachte Entschuldigung voran: *Lieber Dockder / Daß es mit den schreiben mit mir noch imer s[lh]et bestelt ist wisen Sie beser als daß ich mich des wechen zu Enschultich brauche wechen meis Schreibens.*[414] Am Ende des Schreibens wird ein längerer Brief in Aussicht gestellt: *so balt Rimer wieder komd so solen Sie Ein aus führlien brif haben Den[n] mit / mein Shreiben siht es im[e]r Schlächt[e]r aus viell ich fast gar nicht schreibe.*[415]

Insgesamt präsentiert sich Christiana von Goethe in den Briefen an Meyer als eine selbstkritische und zugleich selbstbewusste Schreiberin, die offen mit der von ihr als defizitär empfundenen Schreibtätigkeit umgeht. Demütige Entschuldigungen oder gar ehrfürchtige Beteuerungen sucht man im Briefwechsel mit dem gelehrten Mediziner, der selbst auch schriftstellerisch tätig war, vergebens. Ganz anders erscheint hingegen Christiana Vulpius' Selbstreflexion gegenüber Catharina Elisabeth Goethe. Hier ist weder ein Unwillen noch ein selbstbewusster Umgang hinsichtlich ihrer schriftsprachlichen Kompetenzen zu erkennen. Vordergründig ist ihre Sorge, dass ihre Briefe sie bei Goethes Mutter in ein schlechtes Licht rücken könnten. Dies geht aus zwei Briefen von Christiana Vulpius an Johann Wolfgang von Goethe hervor, die aus der Zeit vor der Eheschließung stammen. Besonders aufschlussreich ist die erste Seite eines Briefes vom 7. Juni 1793. Christiana Vulpius verfasste diesen Brief, nachdem sie erstmals einen Gruß von Catharina Elisabeth Goethe erhalten hatte, d. h. zu einer Zeit, als sich beide Frauen noch nicht persönlich kannten:[416]

> *lieber ich habe daß Schöne duch und alles Erhalte und mich Herzlich gefreud abr der Gruß von der lieben Muder ginh mir über alles ich habe vor Freuden dar rüber geveind. ich habe waß ohne dein Wissen gedachn ich <habe> an die liebe Muder geschribm und mich bey Ihr*

414 Brief aus dem Jahr 1807, vgl. NM21 sowie Kasten, Nr. 138.

415 Ebd., Bl. 21 f. – Gemeint ist Goethes Sekretär und Augusts Hauslehrer, Friedrich Wilhelm Riemer, der zwischen 1803 und 1808 im Haus am Frauenplan tätig war.

416 Goethe, der von Mitte bis Ende Mai 1793 in Frankfurt bei seiner Mutter wohnte, hatte sie in dieser Zeit sicherlich ausführlich über seine Lebensumstände in Kenntnis gesetzt. Catharina Elisabeth Goethe richtete ihrerseits am 20. Juni 1793 den ersten persönlichen Brief an Christiana Vulpius. In dem überlieferten Briefwechsel zwischen Mutter und Sohn finden sich keine Hinweise darauf, dass Catharina Elisabeth Goethe schon vor diesem Besuch ihres Sohnes von dessen Geliebter und seinem 1789 geborenen Sohn August, ihrem Enkelkind, wusste (vgl. u. a. Köster, Albert: Einleitung des Herausgebers. In: Die Briefe der Frau Rath Goethe, Bd. 1, S. VII–XXI, hier S. XVI f.). Angesichts der in Weimar allgemein bekannten Liebesbeziehung und der dichten überregionalen kommunikativen Netzwerke ist es allerdings schwer vorstellbar, dass Catharina Elisabeth Goethe keinerlei Kenntnis davon gehabt haben soll. Dies könnte allenfalls mit einer Tabuisierung gegenüber den (un)mittelbar Betroffenen erklärt werden, während das Liebesverhältnis nicht nur in Weimar, sondern auch darüber hinaus für viel Gesprächs- und Schreibstoff sorgte.

> *bedankt mein herz lies mir es mir nicht anders zu ich muste schreiben du wirst doch nicht bösse dar rüber* ***der brif wird nun freulich nicht recht seyn abr bi[td]e die liebe Muder daß sie nicht bösse auf mich vird und sahe Ihr daß ich es nicht beser kann.*** *ach lieber wenn du nur hir wärst und sehest wie ich* ^{mich} *über daß alls Freue abr am meysten Freu ich mich daß dieliebe Muder nicht bösse auf mich ist daß [mac]ht nih ser glüklich den das hat mich noch manichmahl bedrüb. im Stillen habe ich darüber / nach gedacht.*

Aus diesen Zeilen spricht die Verunsicherung, von der die Beziehung zwischen Christiana Vulpius und Catharina Elisabeth Goethe bis zum persönlichen Kennenlernen zumindest seitens Christiana Vulpius' geprägt war. Aus Sicht der Geliebten Goethes und Mutter des gemeinsamen unehelichen Sohnes sind diese Sorgen und damit einhergehend sicher auch ein gewisses Unbehagen verständlich, denn schließlich begegneten die meisten Zeitgenossinnen und Zeitgenossen ihrem unehelichen, öffentlich gelebten Liebesverhältnis mit Goethe mit Ablehnung. Dass Christiana Vulpius vor diesem Hintergrund ohne Goethes vorherige ausdrückliche Billigung selbst einen Brief an dessen Mutter richtete, zeugt von einiger Courage. Es erklärt aber auch, weshalb sich Christiana Vulpius gerade Catharina Elisabeth Goethe gegenüber für ihre Schreibfähigkeiten zu schämen schien und Goethe deshalb um Übermittlung ihrer Entschuldigung bat. Ob Christiana Vulpius in ihrem ersten eigenen Brief an die Mutter ihres Partners auch selbst um Nachsicht bat, ist nicht bekannt, da die Briefe bis auf wenige Ausnahmen nicht erhalten sind.[417] Goethe billigte jedenfalls die Initiative seiner Lebensgefährtin: „Du hast recht wohl gethan, an meine Mutter zu schreiben, sie wird es ja wohl lesen können."[418]

Beide Frauen lernten sich im Vorfeld von Goethes Reise in die Schweiz erstmals persönlich in Frankfurt kennen. Dies änderte jedoch wenig an dem bereits zuvor angeschlagenen, selbstkritischen Ton in Christiana Vulpius' Briefen hinsichtlich ihres Schreibens. Im Gegenteil: Die prononcierte schambehaftete Unsicherheit, die noch im Brief von 1793 vorherrschend war, wandelt sich vier Jahre später in harsche Selbstkritik mit resignativen Zügen. So heißt es am 13. August 1797 an den bei der Mutter weilenden Goethe: *wen du diessen brif der lieben Frau Rähtdin giebs so entschulti[g]e mich Ja ve[g]en m[e]ines schreibens ich bin Recht bösse auf mich sebbst daß ich auch Jahr nichts kann.*[419] Goethes Reaktion

417 Vgl. hierzu Kapitel 3.5.1.

418 GC I, Nr. 21.

419 JWG63, vgl. auch GC I, Nr. 142. – Wahrscheinlich hatte Christiana Vulpius noch einen separaten Brief an Catharina Elisabeth Goethe beigelegt (vgl. GI II, Anm. zu Nr. 142), den sie schon auf der Rückreise angekündigt hatte (vgl. GC I, Nr. 138). Zudem ging sie sicher davon aus, dass Goethe auch ihren an ihn gerichteten Brief oder das von ihr verfasste Reisetagebuch seiner Mutter vorlas oder ihr zur Lektüre gab.

auf diese Äußerung ist nicht bekannt. Sein Brief, den er zwei Tage später, also noch bevor er Christianas Brief erhalten haben konnte, verfasste, enthält die ermunternden Worte: „[...] fahre ja fort, mir fleißig zu schreiben, damit ich wisse, wie es Dir geht, und was bei euch vorfällt.“[420]

Grundsätzlich schwer zu deuten ist der konkrete Aspekt des Schreibens, auf den sich die Selbstkritik in den metasprachlichen Äußerungen von Christiana Vulpius bezieht. Ob die Bemerkungen auf das Schreiben ganz allgemein oder auf den rein mechanischen Schreibvorgang in Verbindung mit der kalligraphischen Qualität oder doch auf orthographische und grammatische Unsicherheiten zielen, wird sich nicht mit letzter Sicherheit entscheiden lassen.

Elspaß weist anhand seines untersuchten Quellenkorpus der Auswandererbriefe aus dem 19. Jahrhundert darauf hin, dass in der Wahrnehmung unroutinierter Schreiberinnen und Schreiber den eigenen kalligraphischen Fähigkeiten größeres Gewicht beigemessen wurde als der orthographischen und grammatischen Korrektheit des Geschriebenen. Wenn sie sich für ihr „schlechtes Schreiben“ entschuldigten, ging es dabei noch bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein vorrangig um die Qualität der Handschrift.[421] Nützlich ist in diesem Zusammenhang ein Hinweis Ludwig Ottos auf die Schreibübungen aus dem 18. Jahrhundert, die primär auf das „Buchstabenbilden“ zielten, d. h. auf die Erlernung des Alphabets, die Fertigkeit zum Bilden von Wörtern und Sätzen sowie die Beherrschung der verschiedenen Schriftarten (deutsche Kurrentschrift und lateinische Schreibschrift, aber auch die deutsche Fraktur und die lateinische Antiqua als Druckschriften). Es handelte sich somit vor allem um ein Nachahmen von Buchstaben und Vorlagen, während grammatische, orthographische und erst recht kreative Schreibübungen kaum vorkamen.[422]

420 GC I, Nr. 143.

421 Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 151, auch S. 104. – Dies ist allein schon deshalb anzunehmen, weil die Adressaten vermutlich auch nicht orthographisch korrekt schreiben konnten und man sich deshalb nicht zu entschuldigen brauchte, während das im Fall Chistiana von Goethes und ihres Korrespondenzumfeldes anders aussah. – Auch Schiegg macht im Korpus von Patientenbriefen die Beobachtung, dass sich Schreiber für ihre schlechte Handschrift entschuldigen, wenngleich die Gründe für die metasprachlichen Äußerungen zu Mängeln in deren Texten zu einem nicht unerheblichen Teil mit der Erkrankung selbst und/oder den Rahmenbedingungen in einer psychiatrischen Anstalt in Zusammenhang gebracht werden. Einen expliziten Bezug zu orthographischen und grammatischen Mängeln kann Schiegg nur in zwei Briefen eines Schreibers nachweisen. Diese stammen allerdings aus den 1930er Jahren und damit aus der Zeit nach der Zweiten Orthograpischen Konferenz von 1901, durch die eine orthographische Normierung erfolgt war (vgl. ders.: Flexible Schreiber, S. 54–60).

422 Vgl. Ludwig, Otto: Alphabetisierung und Volksschulunterricht im 19. Jahrhundert. Der Beitrag der Schreib- und Stilübungen. In: Cherubim, Dieter / Grosse, Siegfried / Mattheier, Klaus Jens (Hrsg.): Sprache und bürgerliche Nation: Beiträge zur deutschen und europäischen Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts. Berlin / New York 1998, S. 148–166, hier S. 152.

In Christiana von Goethes Briefen findet sich wiederholt eine kritische Auseinandersetzung mit ihrer eigenen Schreibleistung. Sie kann demnach als eine „Briefschreiberin wider Willen“[423] bezeichnet werden. Ihre Haltung reichte je nach eigener Rolle und Beziehung zur Adressatin bzw. zum Adressaten von dezidierter Ablehnung des Schreibens, über Unsicherheit bis hin zu einem recht offenen, selbstsicheren Umgang mit den selbstempfundenen Defiziten.

3.2 Verortung in Diskurstraditionen weiblicher Briefkommunikation

Selbstkritische bzw. vermeintlich selbstkritische Einschätzungen hinsichtlich der eigenen Briefe sind in Korrespondenzen von Frauen keine Seltenheit. Oftmals rekurrieren die Bemerkungen dieser Art, die nicht selten in Briefen an männliche Korrespondenzpartner vorkommen, primär auf den Inhalt des Geschriebenen und nicht auf die Handschrift oder die Orthographie. Allerdings wären in diesem Feld Untersuchungen auf einer breiten Materialbasis wünschenswert. Soweit sich überblicken lässt, stehen systematische Untersuchungen zu Diskursmustern,[424] darunter Topoi in Briefen, und deren geschlechts- bzw. rollenspezifischer sowie situativer Bedingtheit und möglichen Interdependenzen noch aus. Um zu überprüfen, ob ein bestimmter Topos primär mit einer genderspezifischen Komponente in Zusammenhang zu bringen oder nicht vordergründig durch asymmetrische Kommunikationssituationen mit einem superioren und einem inferioren Kommunikationspartner bedingt ist, wären insbesondere Briefe von sozial höherstehenden Frauen an sozial niederrangigere Männer von Interesse.[425] An Quellenmaterial dieser Art ließe sich untersuchen, ob sich Frauen grundsätzlich in einer unterlegenen Rolle fühlten oder inwieweit andere Faktoren den Kommunikationsprozess (stär-

423 Maier: Einleitung, S. 17.

424 Der Begriff ‚Diskursmuster‘ wird in diesem Kapitel nicht im strengen Sinn rein (pragma)linguistisch ausgelegt, sondern nicht zuletzt aufgrund eines genderspezifischen Blickwinkels weiter gefasst, sodass hinsichtlich der Beschreibung von Topoi auch Ansätze aus der Literaturwissenschaft einfließen.

425 Dass es bei dieser Frage immer nur um Tendenzen und nicht um allgemeingültige Muster gehen kann, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Unter dem Gesichtspunkt genderspezifischer Topoi wäre beispielsweise auch der Briefwechsel zwischen Anna Louisa Karsch und Johann Wilhelm Ludwig Gleim untersuchenswert. Ute Pott bemerkt, dass diese Korrespondenz nicht von männlicher Überlegenheit und weiblicher Unterlegenheit geprägt sei. Den Grund hierfür sieht Pott vor allem im selbstbewussten Auftreten der Frau (vgl. Pott, Ute: Briefgespräche. Über den Briefwechsel zwischen Anna Louisa Karsch und Johann Wilhelm Ludwig Gleim. Göttingen 1998, S. 119).

ker) bedingten. Christiane Caroline Lucius, deren Briefe Christian Fürchtegott Gellert als mustergültige Beispiele für die Umsetzung seines Briefideals ansah, beteuerte in ihrer Korrespondenz wiederholt die Inhaltslosigkeit ihrer Briefe: „Ich bin recht erschrocken, itzt da ich überlese, daß ich einen so langen Brief habe schreiben können, der keinen Inhalt hat.“[426] Tanja Reinlein, die sich in ihrer Dissertation u. a. mit den Briefen der Caroline Lucius auseinandersetzt, betont, dass diese von der Briefschreiberin oft wiederholte Klage nicht unreflektiert in der Forschungsliteratur übernommen werden dürfe.[427] Überzeugend ordnet sie diese Thematik ebenso wie das von Gellert postulierte Natürlichkeitsideal in den Rahmen einer bewusst inszenierten Identitätskonstruktion und Erschreibung des Selbst ein, wofür gerade Briefe ein überaus geeignetes Medium darstellten.[428] Sie weist in den Briefen von Caroline Lucius weitere Bescheidenheits- und Demutsgesten nach, die auch für andere Briefschreiberinnen charakteristisch sind.

Zu diesen Topoi gehört beispielsweise die weibliche Geschwätzigkeit, für die sich so manche Briefschreiberin bei ihrem Gegenüber entschuldigt.[429] Neben Caroline Lucius, die sich selbst mit den Worten „Oh wie geschwätzig bin ich!“[430] tadelt, spricht auch Bettina Brentano in ihrem ersten Brief an Goethe, nachdem sich beide kurz zuvor in Weimar persönlich begegnet waren, von dem „kindliche[n] Geschwäz, das [ihr] doch so ernst ist“.[431] Allerdings ist hier zu bedenken, dass die

426 Lucius an Gellert, 30. März 1762, in: Briefwechsel Christian Fürchtegott Gellert's mit Demoiselle Lucius. Nebst einem Anhange, enthaltend: 1. Eine Rede Gellert's, gehalten vor dem Churfürsten in Leipzig. 2. Ein Gedicht Gellert's an den Churfürsten. 3. Ein Brief Rabener's an Gellert, und dessen Antwort. 4. Das Gespräch Gellert's mit dem König Friedrich II. 5. Ein Brief Gellert's an Cramer. Hrsg. von Friedrich Adolf Ebert. Leipzig 1823, S. 130.

427 Vgl. Reinlein, Tanja: Der Brief als Medium der Empfindsamkeit. Erschriebene Identitäten und Inszenierungspotentiale (Epistemata Reihe Literaturwissenschaft, 455). Würzburg 2003, S. 167 f.

428 Vgl. ebd., S. 166–172.

429 Vgl. ebd., S. 175.

430 Die oben zitierte Passage aus dem Brief vom 30. März 1762 von Lucius wird folgendermaßen fortgesetzt: „O wie geschwätzig bin ich! Verzeihen Sie mir ja, liebster Herr Professor. Ich wollte gewiß von allem diesem nichts sagen, ich wollte nur sprechen, daß ich, wenn ichs recht überlege, schreiben mag, wie ich will und wie ich kann. Sie sind sehr gütig gegen mich, das ist einmal gewiß, weil Sie wissen, daß man von mir nicht soviel fordern kann, als von andern, und hernach ist auch ein ungelegener geschwätziger Brief kein so sehr beschwerliches Ding, als ein ungelegner Besuch; denn wenn ich will, daß er schweigen soll, so darf ich ihn ja nur nicht lesen. Was ich hier für tiefsinnige Wahrheiten ausfindig mache! Ich wundre mich, wie ich so von mir selbst darauf kommen kann.“ (Briefwechsel Christian Fürchtegott Gellert's mit Demoiselle Lucius, S. 129 f.).

431 Brief vom 15. Juni 1807, in: Bettinas Briefwechsel mit Goethe. Auf Grund ihres handschriftlichen Nachlasses nebst zeitgenössischen Dokumenten über ihr persönliches Verhältnis zu Goethe. Hrsg. von Reinhold Steig. Leipzig 1922, S. 19.

Briefschreiberin weniger auf das weibliche als vielmehr auf das kindliche Geschwätz abhebt. Sie inszeniert sich bewusst als Kind gegenüber der ‚Vaterfigur' Goethe, was auch im Titel ihres publizierten Briefwechsels zum Ausdruck gebracht wird. In ihrem *Briefwechsel mit einem Kinde* schmückte Bettina von Arnim diese Charakterisierung ihres Schreibens weiter aus. Sie wurde eingebunden in eine kurze Episode über die imaginierte Reise ihres Briefes, bis er durch den Postillion in die Hände des Adressaten gelangte:

> *– und nun bricht Goethe seinen Brief auf, und findet das unmündige Stammeln eines unbedeutenden Kindes. Soll ich noch Verzeihung fordern?* – O, Sie wissen wohl, wie übermächtig, wie voll süßen Gefühls das Herz oft ist, und die kindische Lippe kann das Wort nicht treffen, den Ton kaum, der es wiederklingen macht.[432]

In Anspielung auf den beträchtlichen Altersunterschied – die Briefschreiberin war im Frühjahr 1807 22 Jahre alt, Goethe 57 – begibt sie sich bewusst in die Rolle einer unschuldigen, unwissenden Tochter, die an die väterliche Nachsicht angesichts ihres unbedeutenden, kindlich-naiven „Geschwätzes" appelliert. Nun sind solche Bescheidenheits- und Demutstopoi unter den Briefschreiberinnen, aber auch Briefschreibern an Goethe keineswegs eine Seltenheit und gehören – wenn auch meist nicht in der Exaltiertheit einer Bettina Brentano, verheiratete von Arnim – zum Stilrepertoire in Schreiben an höherrangige und wie in diesem Fall berühmte Personen.

Dass der Topos einer den männlichen Briefpartnern vermeintlich nicht ebenbürtigen Frau auch in anderen, weniger asymmetrischen Korrespondenzsituationen vorkommt, sei exemplarisch an einem Brief Johanna Maria Fichtes verdeutlicht. Sie, eine Nichte Friedrich Gottlieb Klopstocks und die Tochter des kultivierten Züricher Wagmeisters und Beamten der Stadt Johann Hartmann Rahn,[433] heiratete 1793 den Philosophen Johann Gottlieb Fichte. Fichte beschreibt sie vor der Eheschließung in einem Brief an seinen Bruder Samuel Gotthelf mit den Worten: „Sie selbst ist die edelste, trefflichste Seele; hat Verstand, mehr als ich, und ist dabei sehr liebenswürdig."[434] Johanna Maria Fichte schreibt später ihrem über 15 Jahre jüngeren Schwa-

432 Arnim, Bettina von: Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde. Seinem Denkmal, Bd. 1. Berlin 1835, S. 118. – Kursiv durch die Verfasserin hervorgehoben ist die Hinzufügung, die kein Bestandteil des ursprünglichen Briefes war. In der Ausgabe wird dieser Brief einen Monat früher, auf den 15. Mai 1807 datiert. Bemerkenswert ist, dass Bettina von Arnim in der literarisch überarbeiteten Fassung den Abstand zwischen ihr und dem Briefempfänger noch stärker betont.

433 Vgl. Jacobs, Wilhelm G.: Johann Gottlieb Fichte. Eine Biographie. Berlin 2012, S. 26 sowie Kühn, Manfred: Johann Gottlieb Fichte. Ein deutscher Philosoph. München 2012, S. 106.

434 GA III, I, S. 223; Nr. 77, zit. nach Jacobs: Johann Gottlieb Fichte, S. 41.

ger, dem eben genannten Samuel Gotthelf Fichte: „Sie sind eine gar zu gute Seele, da Ihnen mein Geschreibsel angenehm sein kann; freuen thut's mich freylich; da ich mich nun ganz treuherzig hinsezen kann, wenn ich Ihnen schreibe; da ich denken darf, der gute Bruder versteht Dich schon, wie du es meinst [...]."[435]

Der von Johanna Maria Fichte gewählte Ausdruck „Geschreibsel", der Belanglosigkeit und Trivialität impliziert, evoziert eine Unterlegenheit und die damit einhergehende Minderwertigkeit ihrer Briefe gegenüber denen des Schwagers. Dieser Eindruck wird ähnlich wie bei Lucius vor allem durch den Vergleich mit einer angenommenen Erwartungshaltung des männlichen Korrespondenzpartners konstituiert. Die soziale Herkunft hingegen, die ein asymmetrisches Kommunikationsverhältnis bedingen könnte, kann in diesem Fall nicht das ausschlaggebende Kriterium sein, da Johanna Fichte aus der sozial höhergestellten Familie stammte.[436] Vielmehr liegt hier die Vermutung nahe, dass es sich aufgrund der familiären Bindung und dem deutlich jüngeren Schwager um einen Bescheidenheitstopos ihm gegenüber handeln könnte.

Als letztes Beispiel dienen die Briefe Catharina Elisabeth Goethes. Sie selbst charakterisiert sich als „tintenscheu". Ihr eigentliches Element sei das Erzählen, nicht aber das Schreiben, heißt es an Bettina Brentano.[437] In einem Brief an Christiana Vulpius beteuert sie: „Daß das Buchstawiren und gerade Schreiben nicht zu meinen sonstigen Talenten gehört – müßt Ihr verzeihen – der Fehler lage am Schulmeister."[438] Der Bezug zum „Buchstawiren" deutet hier an, dass sich die Selbstkritik nicht nur auf die kalligraphische Ebene beschränkt, sondern wohl auch die Grammatik und Orthographie einschließt.[439] Allerdings gilt auch hier ähnlich wie im Fall der Caroline Lucius auf inhaltlicher Ebene, dass dieses Urteil nicht ohne Weiteres von der Forschungsliteratur übernommen werden sollte. Catharina

435 Achtundvierzig Briefe von Johann Gottlieb Fichte und seinen Verwandten. Hrsg. von Moritz Weinhold. Leipzig 1862, S. 54.

436 Johanna Maria Fichtes Vater stammte aus einem Rats- und Theologengeschlecht, während Johann Gottlieb und Samuel Gotthelf Fichte aus einer einfachen Handwerker- und Bauernfamilie kamen und zunächst in dürftigen Verhältnissen aufwuchsen (vgl. Zeltner, Hermann, Art. „Fichte, Johann Gottlieb". In: NDB 5 (1961), S. 122–125, Online-Version: https://www.deutsche-biographie.de/pnd118532847.html#ndbcontent (04.02.2024).

437 Am 13. Juni 1807 an Bettina Brentano: „Auf deine Herkunft freue ich mich gar gar sehr, da wollen wir eins zusammen Schwatzen – denn das ist eigendtlich meine Rolle worinn ich Meister bin – aber Schreiben! so Tintenscheu ist nicht leicht jemand – darum verzeihe wenn ich nicht jeden deiner mir so theuren Briefe beantworte [...]." (Die Briefe der Frau Rath Goethe, Bd. 2, S. 158).

438 Brief vom 16. Mai 1807, in: Ebd., S. 156.

439 Eigenheiten ihrer Briefe im Vergleich mit schriftlichen Zeugnissen professioneller Schreiber wurden in der Literatur wiederholt betont (vgl. u. a. Biedrzynski: Goethes Weimar, S. 125 sowie Gräf: Einführung, S. XXIX).

Elisabeth Goethe mag tatsächlich die von ihr erwähnten Defizite hinsichtlich ihrer Schreibkompetenz empfunden haben; schließlich äußerte sie die Selbstkritik in den erwähnten Beispielen – anders als Lucius, die sich in ihrem Briefwechsel mit Gellert in einer asymmetrischen bzw. nach Watzlawik[440] komplementären Kommunikationssituation in inferiorer Position befand – gegenüber vertrauten, ihr nahestehenden Personen in einer Kommunikationssituation, in welcher sie die Ältere, die Erfahrenere war. Gleichwohl stehen dieser von Catharina Elisabeth Goethe proklamierten Abneigung gegen das Schreiben ein weitverzweigtes Korrespondenznetzwerk sowie ihr beträchtliches Schreibpensum bis ins hohe Alter hinein entgegen. Auch die starke Adressatenorientierung ihrer anschaulichen und lebendigen, oftmals seitenlangen Briefe weist sie als versierte Briefschreiberin aus. Die Frage nach topischen Zügen ist bei Catharina Elisabeth Goethe nicht so eindeutig zu beantworten wie in den zuvor besprochenen Beispielen. Wenn es sie gibt, so sind sie schwächer ausgeprägt als bei den auf den Briefinhalt abzielenden Beispielen.

Nachdem die Selbstwahrnehmung Christiana von Goethes anhand ihrer metasprachlichen Äußerungen in ihren Briefen oben bereits aufgezeigt wurde, stellt sich auch hier die Frage nach topischen Zügen. Dabei sind die Betrachtungsebenen erneut zu differenzieren: In den überlieferten Briefen Christiana von Goethes spielen Zweifel über die inhaltliche Ausgestaltung oder Bedenken wegen eines befürchteten mangelnden Interesses des Korrespondenzpartners an den gewählten Themenbereichen keine signifikante Rolle, auch nicht in den Briefen an Nicolaus Meyer. Die Verunsicherung, die sich gelegentlich in den Briefen Christiana von Goethes widerspiegelt, bezieht sich vielmehr auf den mechanischen Schreibvorgang und möglicherweise die Orthographie. Insofern richtet sich unser Blick auf Letztgenanntes.

Könnte man zunächst geneigt sein, in einzelnen Entschuldigungen von Christiana Vulpius wegen ihres Schreibens[441] oder ihres offenkundigen Schreibunwillens ähnlich topische Züge zu vermuten, wie dies für die vermeintlich „inhaltsleeren“ oder „geschwätzigen“ Briefe anderer Frauen gezeigt werden konnte, so spricht doch vieles dagegen, dass es sich in den Vulpius-Briefen um reine (Bescheidenheits-)Topoi oder Demutsgesten handelt. Christiana Vulpius' Charakterisierungen des eigenen Schreibens sind beispielsweise im Gegensatz zu dem erwähnten Brief Bettina Brentanos nicht stilisiert bzw. literarisch überformt. Dass Christiana Vulpius im Umgang mit Feder und Tinte weniger versiert war als die meisten bekannten Briefschreiberinnen der Zeit, geht nicht nur aus ihren eigenen Briefen hervor, sondern ist auch in Aufzeichnungen aus dem engsten Familienkreis erkennbar. So erklärt ihr Bruder,

440 Watzlawick, Paul / Bavelas, Janet Beavin / Jackson, Don D.: Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Bern / Stuttgart / Wien 1969, S. 78–80.
441 Vgl. JWG3 und JWG63.

Christian August Vulpius, einen ihrer Auftragsbriefe an Goethe damit, dass sie „eben nicht sehr geschwinde mit der Feder fortkömmt“.[442] Auch Goethe rechtfertigte das Ausbleiben von Briefen seiner Frau an Bettina Brentano mit deren geringer Schreibmotivation: „Da unter allen Seligkeiten, deren sich meine Frau vielleicht rühmen möchte, die Schreibseligkeit die allergeringste ist; so verzeihen Sie, wenn sie nicht selbst die Freude ausdrückt, die Sie ihr gemacht haben.“[443]

Diese Einschätzungen werden in ihrer Glaubwürdigkeit gestützt durch die Tatsache, dass Christiana von Goethe das Niederschreiben von Briefen im Laufe der Zeit immer weniger selbst praktizierte und wann immer möglich Goethes Schreibern oder später ihren Gesellschafterinnen überließ.[444] In der Korrespondenz mit Nicolaus Meyer fällt dies von Beginn an auf.[445] Nach der Überlieferungslücke zwischen 1804 und 1810 ist auch unter den Briefen an Goethe neben kurzen angefügten Textpassagen unter diktierten Briefen nur noch ein eigenhändig geschriebener Brief bekannt. In ihren diktierten Briefen finden sich kaum vergleichbare metasprachliche Äußerungen über den Schreibprozess wie in den eigenhändigen Briefen.[446]

Die Absenz solcher Topoi in den Vulpius-Briefen ist nicht zuletzt im Zusammenhang mit unterschiedlichen kulturellen Prägungen und einem damit verbundenen Wissensgrad über Diskurstraditionen und -muster zu sehen, deren individuelle Kenntnis einen grundlegenden Einfluss auf die Gestaltung bzw. den Gestaltungsspielraum des Privatbriefs hat.[447] Da „alles Sprechen und Schreiben kulturellen Traditionalitäten unterliegt“,[448] kann man davon ausgehen, dass diese Prägungen und dieser Wissenserwerb maßgeblich durch die Sozialisation mitbestimmt werden. Obwohl Christiana Vulpius’ Familie bemüht war, die Bildungstradition vor allem in

442 GC I, Nr. 184.

443 Brief vom 20. April 1808, WA IV, 20, S. 49.

444 Dass sie nicht nur an Nicolaus Meyer ihre Briefe bevorzugt in diktierter Form verfasste, sondern gelegentlich auch an Catharina Elisabeth Goethe, geht implizit aus deren Brief an die spätere Schwiegertochter vom 7. Mai 1798 hervor: „Meinen besten Danck vor Ihren lieben letzen Brief, ich erkenne es wie ich soll daß Sie mir /: seye es dictirt oder selbst geschrieben:/ so angenehme Neuigkeiten von Weimar haben zukommen laßen –“ (Die Briefe der Frau Rath Goethe, Bd. 2, S. 47).

445 Der erste überlieferte Brief von Christiana Vulpius stammt aus dem Jahr 1802, wenngleich die Korrespondenz schon früher eingesetzt haben muss. Meyers erster erhaltener Brief datiert Hans Kasten zufolge auf den 14. August [1800] (vgl. Kasten, S. 2).

446 In ihren diktierten Briefen findet sich ein Hinweis darauf, dass auch das Diktieren nicht immer reibungslos verlief (vgl. GC II, Nr. 600 sowie Kapitel 3.5.5).

447 Vgl. einführend zu Diskurstraditionen im Privatbrief Schrott: Präsente Schreiber(innen), S. 480.

448 Schrott: Präsente Schreiber(innen), S. 480.

der männlichen Linie so gut wie möglich unter den gegebenen Lebensumständen aufrecht zu erhalten, gehörten insbesondere die Frauen der Familie Vulpius nicht zur klassischen Trägerschicht der Briefkultur, allein schon, weil gewisse finanzielle Spielräume (Papier, Tinte und Porto waren nach wie vor verhältnismäßig teuer) eine Grundvoraussetzung für die Partizipation an der Briefkultur bzw. an Briefkorrespondenzen waren. Es ist folglich davon auszugehen, dass Christiana Vulpius in ihrer Kindheit im Gegensatz zu den meisten bekannten und versierten Briefschreiberinnen wenig Gelegenheit hatte, geschlechts- oder rollenspezifische Kommunikationsmuster im schriftlichen Austausch einzuüben.

3.3 Verortung innerhalb der (weiblichen) Trägerschichten der Briefkultur

Die deutsche Briefkultur des 18. Jahrhunderts, die mit einem stark zunehmenden Austausch von Privatbriefen einherging, wurde maßgeblich vom deutschen Bürgertum getragen; die bürgerlichen Briefschreiber und Briefschreiberinnen spielten mithin bei der Neuausrichtung und nachhaltigen Prägung dieser Gattung eine zentrale Rolle.[449] Von besonderer Bedeutung und Bekanntheit sind die Briefe von Dichtern und Schriftstellern, auf denen das Hauptaugenmerk der neugermanistischen literaturwissenschaftlichen Editions- und Forschungspraxis lange Zeit fast ausschließlich lag. Die Bedeutung von Briefen der Schriftsteller als „Supplemente ihrer Dichtungen“[450] wurde schon früh erkannt. So wurden sie als biographische Zeugnisse auch in Werkausgaben aufgenommen.[451]

Die große Relevanz von Briefen nicht zuletzt für den eigenen Schaffensprozess unterstreichen noch zu Lebzeiten publizierte Briefwechsel, wie Goethes Korrespondenz mit Schiller, die Goethe selbst 1828/29 drucken ließ.[452] Briefkultur und Literatur waren auf das Engste miteinander verwoben: Der deutliche Bezug der Briefkultur zu den deutschen Schriftstellern des 18. Jahrhunderts legt bereits den Anspruch nahe, der von diesem Kreis an Briefe gestellt wurde. Nicht nur viele der bekannten männlichen Träger der neuen Briefkultur waren schriftstel-

449 Vgl. Nickisch: Brief, S. 44.
450 Oellers: Brief, S. 33.
451 Vgl. hierzu u. a. Nickisch: Brief, S. V. – Exemplarisch sei verweisen auf die Weimarer Ausgabe (sog. Sophienausgabe) von Goethes Werken, die in ihrer IV. Abteilung auch die Briefe Goethes enthält, die Schiller-Nationalausgabe, die auch seinen Briefwechsel umfasst, oder auch die Säkularausgabe von Heinrich Heines Werken, seinem Briefwechsel und den Lebenszeugnissen.
452 Vgl. Golz: Art. „Brief“, S. 253.

lerisch tätig, sondern auch einige der einflussreichsten Verfasser von Briefstellern, wie Christian Fürchtegott Gellert und Carl Philipp Moritz.[453]

Darüber hinaus waren es in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vornehmlich Frauen des Bildungsbürgertums, die großen Anteil an der Briefkultur nahmen und diese prägten. Für die Briefsteller wurden sie zu einem wichtigen Zielpublikum.[454] Frauen galten – vor allem seit Gellert – als prädestiniert für die Komposition von Briefen, die dem ‚natürlichen' Briefideal folgen sollte: „Das Schreiben von Briefen galt als weibliche Tätigkeit."[455] Für Frauen eröffnete der zunehmend erschwingliche und schneller werdende Briefverkehr neue Kontaktmöglichkeiten und ließ sie damit aus der Beschränkung der häuslich-familiären Lebenswelt heraustreten.[456] Der weibliche Korrespondenzbereich weitete sich dementsprechend über den engen familiären Kontext hinaus aus, vor allem in Form von Freundschaftsbriefen. Briefe wurden nicht mehr nur mit weiter entfernt lebenden Personen ausgetauscht, sie wurden auch über kurze Distanzen oder gar innerhalb derselben Stadt hin- und hergeschickt.[457] Das Briefschreiben avancierte zu einem unverzichtbaren Bestandteil der geselligen Kultur und der

453 Vgl. u. a. Grimberg, Martin / Hölscher, Thomas: „Als ob man spräche". Die private Korrespondenz. In: Grosse, Siegfried u. a. (Hrsg.): „Denn das Schreiben gehört nicht zu meiner täglichen Beschäftigung". Der Alltag kleiner Leute in Bittschriften, Briefen und Berichten aus dem 19. Jahrhundert. Ein Lesebuch. Bonn 1989, S. 89–91, hier S. 89. – Zu den sozialbiographischen Hintergründen der Verfasser von Briefstellern, jedoch vornehmlich aus dem 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts vgl. Furger: Briefsteller, S. 32–35.

454 Vgl. Arto-Haumacher: Gellerts Briefpraxis und Brieflehre, S. 230–232; Furger: Briefsteller, S. 83–86; Nickisch, Reinhard M. G.: Briefkultur: Entwicklung und sozialgeschichtliche Bedeutung des Frauenbriefs im 18. Jahrhundert. In: Brinker-Gabler, Gisela (Hrsg.): Deutsche Literatur von Frauen. Bd. 1: Vom Mittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. München 1988, S. 389–409.

455 Niemeyer, Beatrix: „Angenehme Sittenlehrer". Briefe und Weiblichkeit im 18. Jahrhundert. Kritische Anmerkungen zu Norbert Elias. In: Klein, Gabriele / Liebsch, Katharina (Hrsg.): Zivilisierung des weiblichen Ich (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 1305). Frankfurt a. M. 1997, S. 185–205, hier S. 200. – Einführend zu Frauenbriefen vgl. u. a.: Becker-Cantarino, Barbara: Leben als Text. Briefe als Ausdrucks- und Verständigungsmittel in der Briefkultur des 18. Jahrhunderts. In: Gnüg, Hiltrud / Möhrmann, Renate (Hrsg.): Frauen, Literatur, Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Stuttgart: 2., vollst. neu bearb. und erw. Aufl. 1999, S. 129–146; Becker-Cantarino: Schriftstellerinnen der Romantik; Brockmeyer: Geschichte des deutschen Briefes, S. 254–300; Nickisch, Reinhard M. G.: Die Frau als Briefschreiberin im Zeitalter der deutschen Aufklärung. In: Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung, Bd. 3 (1976), S. 29–65 sowie Arto-Haumacher: Gellerts Briefpraxis, insb. S. 230–275.

456 Vgl. Becker-Cantarino: Leben als Text, S. 131.

457 Beispiele für eine hohe Korrespondenzdichte von zwei Personen, die nur wenige hundert Meter voneinander entfernt wohnten, sind u. a. die Briefwechsel von Goethe mit Charlotte von Stein (vor allem in Goethes erstem Weimarer Jahrzehnt bis zur Italienreise) oder von Goethe mit Schiller (der ab 1799 ebenfalls in Weimar wohnte).

zwischenmenschlichen Beziehungen.[458] Als Verständigungs- und gemeinschaftstiftendes Kommunikationsmittel ist der Brief aus dem (literarischen) Freundschaftskult des sich formierenden Bildungsbürgertums kaum wegzudenken.[459]

Überdies spielte der Brief als Bildungsmedium eine wesentliche Rolle: Als Kommunikationsmittel bot er Frauen aus den gehobeneren Kreisen die Möglichkeit, ihre Beschränkung auf den häuslich-familiären Bereich aufzubrechen, sich an Diskursen zu beteiligen und so ihren eigenen Wissenshorizont zu erweitern. Der briefliche Austausch eignete sich dafür besonders, weil er eine Partizipation der Frauen ermöglichte, ohne dass sie aus der ihr zugeschriebenen häuslich-privaten Sphäre heraustreten mussten. Das Briefschreiben war folglich mit ihren Pflichten als Mutter, Hausfrau und Gattin kompatibel.[460] Beatrix Niemeyer weist in diesem Zusammenhang auf die doppelte Funktion des Briefes für Frauen hin: einerseits als Bildungsinstrument, um den eigenen Wissenserwerb voranzutreiben, solange den Frauen der Zugang zur institutionalisierten höheren Bildung weitestgehend verwehrt blieb, und andererseits als ein Medium zur Ausbildung und Einübung weiblicher Verhaltensmuster.[461]

Frauen avancierten im 18. Jahrhundert zu brillanten, geschätzten Briefschreiberinnen, die den Männern in dieser Domäne in nichts nachstanden und diese

458 Vgl. Becker-Cantarino: Schriftstellerinnen der Romantik, S. 162.

459 Vgl. Barner, Wilfried: Gelehrte Freundschaft im 18. Jahrhundert. Zu ihren traditionalen Voraussetzungen. In: Mauser, Wolfram / Becker-Cantarino, Barbara (Hrsg.): Frauenfreundschaft – Männerfreundschaft. Literarische Diskurse im 18. Jahrhundert. Tübingen 1991, S. 23–45; Niemeyer, Beatrix: Der Brief als weibliches Bildungsmedium im 18. Jahrhundert. In: Kleinau/Opitz (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, Bd. I, S. 440–452, hier S. 443 und Arto-Haumacher: Gellerts Briefpraxis, S. 238–242.

460 Vgl. Arto-Haumacher: Gellerts Briefpraxis, S. 232 und 236 f.

461 Vgl. Niemeyer: „Angenehme Sittenlehrer". Briefe, S. 200 f. sowie Niemeyer: Brief als weibliches Bildungsmedium, S. 442 f. – Die Briefkultur des 18. Jahrhunderts eröffnete für Frauen neue Möglichkeiten, um sich selbst weiterzubilden und die häusliche Sphäre mittels epistolarer Netzwerke auszudehnen oder zu überschreiten; gleichzeitig wirkte diese restringierend. Niemeyer begründet den normativen Einfluss von Briefen mit deren öffentlichem oder halböffentlichem Charakter. Da Privatbriefe oft nicht nur vom Empfänger selbst gelesen wurden (sondern auch vorgelesen und weitergereicht, selten auch abgeschrieben werden konnten), mussten Frauen stets bedenken, dass das Geschriebene in Form und Inhalt von einem größeren Rezipientenkreis nicht nur zur Kenntnis genommen, sondern auch bewertet werden konnte. Dass Briefe auch ein Mittel zur Bildung und Formung eines bürgerlichen Weiblichkeitsideals sein konnten, zeigt Niemeyer beispielhaft an Korrespondenzen von Brautpaaren. In diesen werden nicht nur Machtverhältnisse, sondern auch die künftige Rollenverteilung ausgehandelt und ein entsprechendes Rollenverhalten als Vorbereitung auf die künftige Ehe eingeübt (vgl. Niemeyer: Brief als weibliches Bildungsmedium, S. 444–448). – Arto-Haumacher weist ebenfalls darauf hin, dass Briefwechsel als Instrument der „Pädagogisierung" der Frauen nach männlichen Normvorstellungen diente (vgl. ders.: Gellerts Briefpraxis, S. 242–248).

bisweilen übertrafen. Nickisch fasst diesen Befund treffend zusammen: „Von den deutschen Aufklärern und Brieflehrern ermuntert, von großen ausländischen Beispielen herausgefordert, wurden viele Frauen hierzulande in kürzester Zeit zu Meisterinnen des Briefschreibens – der Brief wurde gleichsam zur weiblichen Paradegattung.“[462] Das Schreiben schöner, wohlgestalteter Briefe wurde gewissermaßen zur „Visitenkarte der individuellen Persönlichkeit“; es gehörte ähnlich wie das Tanzen oder Musizieren zu den „gesellige[n] Fähigkeiten“.[463] Zu denjenigen Frauen, deren Briefe bislang besondere Beachtung fanden, gehören u. a. Luise Adelgunde Victorie Gottsched, Margarete (Meta) Klopstock, Margaretha Elisabeth (Elise) Reimarus, Marie Sophie von La Roche oder später Caroline Schelling, Rahel Varnhagen von Ense und Bettina von Arnim. Für viele dieser Frauen wurde das Verfassen von Briefen zu einem Experimentierfeld für literarisches Schreiben: Briefe waren „die Schule der schreibenden Frauen“,[464] wie es bei Barbara Becker-Cantarino in Anlehnung an Virginia Woolf heißt.

Allerdings war es längst nicht allen schreibkundigen Frauen möglich, an der Briefkultur zu partizipieren; vielmehr beschränkte sich dies auf „die vergleichsweise gebildeten, wohlhabenden Frauen mit einiger Muße zum Schreiben“,[465] die meist aus dem (gehobenen) Bürgertum und zum Teil dem Adel stammten. Der Anteil der Frauen mit diesen Freiräumen an der Gesamtbevölkerung lässt sich kaum beziffern, ist aber wohl als verhältnismäßig gering einzuschätzen. Zu fragen ist hier zunächst auf allgemeiner Ebene, wie hoch die Alphabetisierungsrate im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert war.

Die Angaben in der Forschungsliteratur differieren zum Teil beträchtlich. Häufig zitiert werden die Angaben Rudolf Schendas, der in seiner 1970 erschienenen Publikation davon ausging, dass „in Mitteleuropa um 1770: 15 %, um 1800:

462 Nickisch: Briefkultur, S. 391.

463 Beide Zitate bei Becker-Cantarino: Schriftstellerinnen der Romantik, S. 166.

464 Becker-Cantarino: Leben als Text, S. 129; auch Becker-Cantarino: Schriftstellerinnen der Romantik, S. 150. – Zum emanzipatorischen Charakter und Impuls des Briefschreibens für Frauen vgl. als kurzen Überblick auch Nickisch: Brief, S. 206–208. Diesen neuen Chancen, die das Medium Brief den Frauen bot, stehen zugleich Restriktionen gegenüber, die Arto-Haumacher vor allem am Beispiel von Gellerts Brieflehre und anhand des Briefwechsels mit Caroline Lucius verdeutlicht (vgl. Arto-Haumacher: Gellerts Briefpraxis, S. 248–256). Gellert – und dies ist symptomatisch – wollte mit seinen Ermunterungen des weiblichen Briefschreibens keinesfalls literarische Ambitionen der Frauen fördern. Für die männlichen Schriftsteller war die Beschränkung der schreibenden Frauen auf das Medium des Briefes eine gute Möglichkeit, um diese vom literarischen Markt, d. h. von der eigenen Publikation von Werken, fernzuhalten (vgl. Nickisch: Frau als Briefschreiberin, S. 58–60 sowie Nickisch: Briefkultur, S. 389).

465 Becker-Cantarino: Leben als Text, S. 131 sowie Becker-Cantarino: Schriftstellerinnen der Romantik, S. 162.

25 %, um 1830: 40 %, um 1870: 75 % und um 1900: 90 % der Bevölkerung über sechs Jahre als potentielle Leser in Frage kommen".[466] Nickisch geht basierend auf den Angaben von Sabine Schumann von ähnlichen Zahlen aus: Von den etwa 23 Millionen Menschen, die um 1789 im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation lebten, seien etwa fünf Millionen (weniger als 20 %) alphabetisiert gewesen und der Anteil der Frauen, die des Lesens und Schreibens mächtig waren, habe bei höchstens zwei Millionen gelegen.[467] Diese Schätzungen sind nach jüngeren regionalen Untersuchungen deutlich nach oben zu korrigieren.[468]

Roger Chartier geht in Europa Ende des 18. Jahrhunderts von 60 bis 70 % alphabetisierten Männern und etwa 40 Prozent alphabetisierten Frauen aus.[469] Siegert, der die Forschungsergebnisse einer Tagung von 1999 zusammenfasst, konstatiert für die deutschen Regionen in der Zeit um 1800 einen Alphabetisierungsgrad von wenigstens 60 % für Frauen, während dieser bei Männern deutlich höher liegen konnte.[470] Es zeichnet sich also eine erhebliche Diskrepanz im Grad der Schreibfä-

466 Schenda, Rudolf: Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770–1910 (Studien zur Philosophie und Literatur des 19. Jahrhunderts, 5). Frankfurt a. M. 1970, S. 444 f. – Zur Einbettung dieser Arbeit und einer kritischen Reflexion der genannten Zahlen vgl. Siegert, Reinhart: Zur Alphabetisierung in den deutschen Regionen am Ende des 18. Jahrhunderts. Methodische Überlegungen und inhaltliche Bausteine aus Quellenmaterial der Volksaufklärung. In: Bödeker, Hans Erich / Hinrichs, Ernst (Hrsg.): Alphabetisierung und Literalisierung in Deutschland in der frühen Neuzeit (Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung, 26). Tübingen 1999, S. 283–307, hier S. 286.

467 Vgl. Nickisch: Briefkultur, S. 390 sowie Schumann, Sabine: Das „lesende Frauenzimmer". Frauenzeitschriften im 18. Jahrhundert. In: Becker-Cantarino: Die Frau von der Reformation zur Romantik, S. 138–169, hier S. 139. – Diese Angaben sind selbstverständlich nur als eine grobe Orientierung zu verstehen, zumal die Untersuchung der Alphabetisierung auf Grundlage der Signierfähigkeit mit methodologischen Schwierigkeiten verbunden ist und die regionalen Unterschiede groß sein konnten. Anhand der Signierfähigkeit kann also weder die genaue Verteilung der Schreibfertigkeit gemessen (Unterschreiben zu können ist nicht mit Schreiben als kultureller Praxis gleichzusetzen) noch die exakte Verteilung der Lesefähigkeit angegeben werden, die weiter verbreitet als die Schreibfähigkeit war (vgl. Chartier: Praktiken des Schreibens, S. 115 f.).

468 Der Sprachwissenschaftler Joachim Gessinger weist mit Blick auf die „pessimistischen" Schätzungen Schendas darauf hin, dass diese die Vervielfachung von Auflagen und Werken insbesondere der Trivialliteratur nicht erklären können. Zwischen 1786 und 1800 kam es zu einer Verdopplung der jährlich erschienenen deutschsprachigen Titel. Diese mussten schließlich ein Lesepublikum haben (vgl. Gessinger, Joachim: Kommunikative Verdichtung und Schriftlichkeit: Lesen, Schreiben und gesellschaftliche Organisation im 18. Jahrhundert. In: Gardt, Andreas / Mattheier, Klaus J. / Reichmann, Oskar (Hrsg.): Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien (Reihe Germanistische Linguistik, 156). Tübingen 1995, S. 279–306, hier S. 280 f.).

469 Vgl. Chartier: Praktiken des Schreibens, S. 121.

470 Siegert: Alphabetisierung, S. 286.

higkeit zwischen Männern und Frauen ab; Studien haben gezeigt, dass die Signierfähigkeit in der Frühen Neuzeit bei Männern um etwa 25 bis 30 Prozent höher lag als bei Frauen. Neben regionalen Unterschieden sowie einem Gefälle zwischen der Stadt- und der Landbevölkerung sind ferner Differenzen nach sozialer Schicht zu beachten.[471] Hans Erich Bödeker und Ernst Hinrichs betonen, dass die Literalisierung um 1800 als vielgestaltiges Phänomen zu denken ist und Literalisierungsprozesse somit „als höchst variable soziale Praktiken“[472] zu interpretieren seien.

Obwohl die historischen Gegebenheiten im Einzelnen differenziert zu betrachten sind, kann man davon ausgehen, dass Frauen aus dem Kleinbürgertum oder den Unterschichten folglich selten des Schreibens mächtig waren.[473] Die meisten von ihnen besaßen also weder die Fähigkeit noch verfügten sie über die zeitlichen und finanziellen Ressourcen zum Briefschreiben. Ausführliche, wohlgeformte und wohlgestaltete Briefe, die nicht selten zum „reinen Zeitvertreib“[474] geschrieben wurden, sind aus dieser sozialen Schicht kaum zu erwarten. Nickisch konstatierte demzufolge:

> Wer von der Frau als Briefschreiberin in der deutschen Aufklärung handelt, muß sich eingestehen, daß er lediglich imstande ist, die Möglichkeiten und Leistungen der sehr schmalen Schicht gebildeter bürgerlicher (und natürlich zum Teil adliger) Frauen zu beschreiben. Wir können so gut wie nichts sagen über Briefe von Mägden, Köchinnen, Kammerzofen, Flickschusterfrauen, Marktweibern, Bäuerinnen und Tagelöhnerinnen, also von Frauen der Unterschicht, deren Zahl ungleich größer ist als die der Bürgerfrauen. Wir können über die Briefe von neun Zehnteln aller Frauen jener Zeit nichts sagen, weil sie, von geringen Ausnahmen abgesehen, nicht geschrieben wurden oder aber nicht erhalten sind [...].[475]

471 Vgl. Chartier: Praktiken des Schreibens, S. 119–121. – Für eine Zusammenfassung weiterer Faktoren mit Schwerpunkt insbesondere auf der regionalen und interkonfessionellen Differenzierung vgl. Siegert: Alphabetisierung, S. 286 sowie S. 294–298.

472 Vgl. Bödeker, Hans Erich / Hinrichs, Ernst: Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): Alphabetisierung und Literalisierung, S. 3–7, hier S. 7.

473 Rolf Engelsing, der in seiner Studie zu den deutschen Mittel- und Unterschichten ein Kapitel der Lektüre von Dienstboten widmet, deutet auch innerhalb dieser Gruppe die Spannbreite der Schreibfähigkeit an: Während Diener in wohlhabenden Frankfurter Patrizier-Haushalten schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts hervorragend Briefe schreiben konnten, beherrschten Dienstmädchen in der Mitte des 18. Jahrhunderts die Kunst des Briefschreibens teilweise gut, teilweise leidlich und teilweise gar nicht, vgl. ders: Zur Sozialgeschichte deutscher Mittel- und Unterschichten (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 4). Göttingen 1978, S. 197; eine kurze, kritische Auseinandersetzung mit Engelsings Arbeit ist zu finden bei Siegert: Alphabetisierung, S. 284.

474 Vgl. Becker-Cantarino: Schriftstellerinnen der Romantik, S. 162; auch Becker-Cantarino: Leben als Text, S. 131. – Zur Aufhebung der Zweckbindung des Mediums Brief vgl. Anderegg, Johannes: Schreibe mir oft! Zum Medium Brief zwischen 1750 bis 1830. Göttingen 2001, S. 17–19.

475 Nickisch: Frau als Briefschreiberin, S. 30.

Diese Feststellung hat auch über vierzig Jahre später kaum an Aktualität verloren: Nach wie vor wissen wir verhältnismäßig wenig über die Briefe und die Briefsprache von Frauen (und Männern) aus der breiten Bevölkerung, auch wenn sich vor allem die sprachgeschichtliche, soziolinguistisch orientierte Forschung auf internationaler Ebene diesem Thema in den letzten Jahrzehnten sehr viel stärker gewidmet hat.[476] Hinsichtlich der Auswertung von Frauenbriefen wurde der Schwerpunkt auf der gebildeten Schicht bzw. den höheren Ständen nicht zuletzt durch die langjährige Editionspraxis begünstigt. Um 1900 gerieten vornehmlich Zeugnisse von Frauen in den Fokus, die entweder von kulturgeschichtlicher Relevanz waren oder – was noch häufiger der Fall war – die im Umfeld einer bedeutenden Persönlichkeit entstanden waren, sodass man sich von den Briefen einen Beitrag zur Erhellung des Lebens, Werks oder Wirkens der großen deutschen Schriftsteller und Gelehrten erhoffte. In diesen Entstehungskontext gehören die frühen Editionen der Briefe von Catharina Elisabeth Goethe, Charlotte von Stein, Marianne von Willemer, Charlotte von Schiller, Caroline von Wolzogen, Caroline von Humboldt, Sophie Mereau, Caroline Schelling oder Bettina von Arnim, aber auch von Christiana von Goethe.[477] Dabei ist zu bedenken, dass Zeugnisse von Frauen aus dem Umkreis berühmter Männer von vornherein eine größere Überlieferungschance besaßen als Zeugnisse von unbekannteren Frauen, auch wenn diese selbst schriftstellerisch tätig waren.[478] Dies gilt in noch viel stärkerem Maß für Briefe und andere Ego-Dokumente von Frauen und Männern der mittleren und unteren Bevölkerungsschichten.[479]

476 Vgl. insb. Elspaß: Sprachgeschichte von unten; Schiegg: Flexible Schreiber sowie die Sammelbände von Auer, Anita / Schreier, Daniel / Watts, Richard J. (Hrsg): Letter Writing and Language Change (Studies in English Language). Cambridge/UK 2015; Dossena, Marina / Del Lungo Camiciotti, Gabriella (Hrsg.): Letter Writing in Late Modern Europe (Pragmatics & Beyond New Series, 218). Amsterdam / Philadelphia 2012; Elspaß, Stephan u. a. (Hrsg.): Germanic Language Histories ‚from below' (1700–2000) (Studia Linguistica Germanica, 86). Berlin 2007; Rutten, Gijsbert / van der Wal, Marijke J. (Hrsg.): Letters as Loot. A Sociolinguistic Approach to Seventeenth- and Eighteenth-century Dutch (Advances in Historical Sociolinguistics, 2). Amsterdam / Philadelphia 2014; van der Wal, Marijke / Rutten, Gijsbert (Hrsg.): Touching the Past. Studies in the Historical Sociolinguistics of Ego-documents (Advances in Historical Sociolinguistics, 1). Amsterdam u. a. 2013.

477 Eine der wenigen neueren gedruckten Editionen: „Meine liebe Marie" – „Werthester Herr Professor". Der Briefwechsel zwischen August Wilhelm von Schlegel und seiner Bonner Haushälterin Maria Löbel. Historisch-kritische Ausgabe. Hrsg. u. kommentiert v. Ralf Georg Czapla und Franca Victoria Schankweiler. Bonn 2012.

478 Vgl. Becker-Cantarino: Schriftstellerinnen der Romantik, S. 160, vgl. auch Becker-Cantarino: Leben als Text, S. 144 f. sowie Nickisch: Frau als Briefschreiberin, S. 61, Anm. 4.

479 Vgl. allgemein zur sozial bedingten Überlieferungschance Esch, Arnold: Überlieferungs-Chance und Überlieferungs-Zufall als methodisches Problem des Historikers. In: Historische Zeitschrift 240 (1985), Heft 3, S. 529–570. Der Mediävist Esch konstatiert, dass „die Chance, in eine Quelle zu kommen und überliefert zu werden, auch *sozial* bedingt [ist]. Nicht nur der Mediävist,

Allen voran soziolinguistische Forschungen haben gezeigt, dass es dennoch möglich ist, mit etwas größerem Rechercheaufwand Selbstzeugnisse von Menschen aus den mittleren und unteren Bevölkerungsschichten in Archiven zutage zu fördern, was Marina Dossena und Gabriella Del Lungo Camiciotti wie folgt formulieren:

> Over the centuries, the correspondence of the great and the good has been edited, published and republished, giving as much attention to familiar letters as to business ones. But in the same libraries and archives where such correspondence is held, other apparently marginal notes [...] may have remained unnoticed for years, for the very simple reason that the people who wrote them did not get to play an official role in the history of their country, or in its literary development [...].[480]

Aus der Auswertung solcher Quellen ist in den letzten Jahren ein fruchtbarer Perspektivwechsel innerhalb der Sprachgeschichte von „oben" nach „unten" entstanden. Freilich wird sich der lange zurückreichende Primat der Perspektive von „oben", d. h. die Konzentration auf die Auswertung von Zeugnissen vergleichsweise gebildeter und geübter Schreiberinnen und Schreiber, erst allmählich zugunsten einer ausgewogeneren Sichtweise auflösen, die Quellen aus allen Bevölkerungsschichten berücksichtigt. Erst ein solch erweiterter Blickwinkel wird neben den literarisch-hochsprachlichen Zeugnissen zeigen, wie die „breite Masse" geschrieben hat (so sie des Schreibens mächtig war). Daraus wird sich sukzessive ein genaueres Bild des *gesamten* Spektrums schriftlicher Äußerungen zeichnen lassen.

Eine vor allem schichtbezogene Gegenüberstellung bzw. Differenzierung, wie sie auch mit den Perspektiven von „oben" bzw. „unten" angedeutet wird, liegt nahe für eine Zeit, in der die soziale Herkunft die Bildungschancen in sehr hohem Maß determinierte und limitierte: Schreibfähigkeit bzw. Alphabetisierung standen in engem Zusammenhang mit der sozialen Schicht. Die Alphabetisierung verbreitete sich in der Gesellschaft unterschiedlich schnell in Abhängigkeit vom sozialen Rang und Geschlecht: Personen, die sozial höhergestellt waren, erwarben Lese- und Schreibfähigkeiten früher als Menschen aus den unteren Gesellschaftsschichten. Die Wahrscheinlichkeit, dass Männer bzw. Söhne schreiben lernten, war höher als bei Frauen bzw. Töchtern.[481] So kann man davon ausgehen, dass auch in den mittleren und unteren Schichten Männer häufiger lesen und schreiben konnten als

---

auch der Neuhistoriker weiß, daß historische Überlieferung von der Masse der Namenlosen wenig Individuelles, wenig Spezifisches zu berichten weiß [...]." (Ebd., S. 544) Das gilt trotz besserer Quellenlage grosso modo auch noch für die Zeit um 1800.

480 Dossena, Marina / Del Lungo Camiciotti, Gabriella: Introduction. In: Dies. (Hrsg.): Letter Writing in Late Modern Europe, S. 1–12, hier S. 1.

481 Rutten, Gijsbert / van der Wal, Marijke: Epistolary Formulae and Writing Experience in Dutch Letters from the Seventeenth and Eighteenth Centuries. In: van der Wal / Rutten (Hrsg.): Touching the Past, S. 45–65, hier S. 46.

Frauen aus demselben Milieu. Das liegt nicht zuletzt daran, dass auf die Ausbildung der Söhne mehr Wert gelegt wurde und die Schreibfähigkeit für deren Berufsausübung häufig unverzichtbar war (oftmals im Sinne einer funktionalen Alphabetisierung für den jeweils benötigten beruflichen Zusammenhang, wie beispielsweise die Erstellung von Rechnungen).[482]

Dennoch warnt Stephan Elspaß vor einer deterministischen Auffassung von Sprachgebrauch und vor Generalisierungen, denen ein eindimensionales Schichtenmodell zugrunde liegt.[483] So haben neuere Forschungen bereits gezeigt, dass das Spektrum der Schreibfähigkeiten in der historischen Realität des 18. Jahrhunderts sehr viel breiter gefächert war, als dass es sich vornehmlich auf die beiden Pole der epistolaren Hochkultur einerseits sowie der nur rudimentär, oft nur funktional ausgeprägten basalen Schreibkompetenz bzw. funktionalen Alphabetisierung andererseits reduzieren ließe.[484] Es schließt sich die Frage an, wo sich Christiana von Goethe mit ihren Briefen innerhalb dieses Spektrums verorten lässt und welche Implikationen sich daraus für ihr eigenes Schreiben ergeben.

Zunächst liegt in diesem Fall eine Sichtweise von „oben“ in besonderer Weise nahe: Aufgrund ihrer Verbindung zu Goethe wurde ihre Korrespondenz nahezu unweigerlich an den epistolaren Zeugnissen des Goethe-Umfeldes, sprich den gelehrten und literarischen Zirkeln gemessen, die die Briefkultur im ausgehenden 18. Jahrhundert maßgeblich prägten. Sie selbst gehörte diesen Kreisen nicht an. Weder konnte sie sich mit Briefschreiberinnen wie Rahel Varnhagen von Ense, Caroline Schelling oder auch Charlotte von Stein messen, noch war sie „ein großstädtischer Schöngeist wie Dorothea Veit oder Bettina Brentano“.[485] Doch auch mit vielen Zeugnissen der (mittleren und) unteren Schichten aus dem deutschsprachigen Raum – von denen Barbara Becker-Cantarino noch annahm, dass sie „höchstens ein paar ungelenke Mitteilungen auf einem Zettel, die jedoch selten

482 Für den englischsprachigen Raum geht aus dem *Corpus of Early English Correspondence* (Zeitraum: 1400–1800) hervor, dass die Hälfte aller Briefe außerhalb der *gentry* (niedere englische Landadel) von Kaufleuten geschrieben wurde. Dies mag teilweise der Überlieferung geschuldet sein, ist aber zugleich ein Hinweis darauf, dass einige Tätigkeitsfelder wie der Handel eine stärkere Alphabetisierung verlangten als andere (vgl. Rutten / Van der Wal: Epistolary Formulae, S. 46). Ähnliches ist auch für den deutschen Sprachraum zu vermuten, was sich allerdings bislang aufgrund der fehlenden größeren Korpora mit einer ähnlichen Schwerpunktsetzung nicht verifizieren lässt.

483 Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 44.

484 Vgl. u. a. ebd.; Schikorsky: Private Schriftlichkeit; Klenk: Sprache im Kontext sozialer Lebenswelt; verschiedene Aufsätze aus den Sammelbänden Dossena / Del Lungo Camiciotti (Hrsg.): Letter Writing in Late Modern Europe; Van der Wal / Rutten (Hrsg.): Touching the Past sowie Rutten / van der Wal: Letters as loot.

485 Becker-Cantarino: Schriftstellerinnen der Romantik, S. 163.

erhalten geblieben sind, mit einem Fuhrknecht oder einer Marktfrau an ferne Angehörige“[486] übersandten – sind die Briefe Christiana von Goethes nur bedingt vergleichbar. Ihre Briefe sind folglich in dem Feld zwischen diesen beiden Polen anzusiedeln, auf das nachfolgend näher eingegangen werden soll.

Es ist davon auszugehen, dass Christiana von Goethe in ihrer Kindheit und Jugend nur wenig Gelegenheit hatte, sich schriftlich mitzuteilen. Bei dem vermutlich ersten eigenhändigen, schriftlichen Zeugnis, das nur aus den Akten bekannt ist, handelt es sich um ein Gesuch der damals 17-jährigen Christiana Vulpius vom 26. März 1782, über das im Zusammenhang mit den Anschuldigungen gegen ihren Vater wegen eines Amtsvergehens im Geheimen Consilium entschieden wurde.[487] Das erste überlieferte Zeugnis von ihrer Hand ist eine Quittung, auf der sie am 11. Februar 1789 den Erhalt von drei Scheffeln Korn bestätigte.[488] Mit der Aufnahme in Goethes Haushalt ergab sich für sie schließlich die Notwendigkeit, während Goethes häufiger Abwesenheit schriftlich mit ihm kommunizieren zu müssen. Goethe blieb zeit ihres Lebens ihr wichtigster Briefpartner, auch wenn sich ihr briefliches Netzwerk im Laufe der Jahre über den familiären Kreis hinaus ausdehnte, wovon vor allem die Briefe an Nicolaus Meyer zeugen.[489]

Sie nutzte den Brief und Billetts als Kommunikationsmedium zur Kontaktpflege in seiner phatischen Funktion, veranlasst durch äußere Umstände der (zeitweiligen) räumlichen Trennung. Sie schrieb keine Briefe um des Briefschreibens willen. So spielten die übrigen, bereits angesprochenen Aspekte – der Brief als Instrument des Wissenserwerbs oder der literarischen Emanzipation, die über die Kommunikationsfunktion und die damit verbundene gesellschaftliche Teilhabe hinaus oftmals für Frauen der gehobeneren Kreise von Bedeutung waren – in den eigenhändig geschriebenen Briefen Christiana von Goethes keine Rolle.

486 Vgl. ebd.

487 Vgl. Wahl: Das Geheime Consilium, S. 789. – Da die Quelle nicht erhalten ist, kann auch die Eigenhändigkeit des Schreibens nicht nachgewiesen werden. Wenn man davon ausgeht, dass es sich um ein schriftliches Zeugnis gehandelt hat (und Christiana Vulpius nicht persönlich vorstellig geworden ist), ist es nicht ausgeschlossen, dass eine andere Person die Bittschrift für sie niedergeschrieben haben könnte, beispielsweise aus dem familiären Umfeld oder dem Kollegen- und Bekanntenkreis des Vaters.

488 Vgl. das Faksimile in: Damm: Christiane Goethe Tagebuch, Anhang.

489 Weitere Briefe von Schreiberhand sind u. a. überliefert an Franz Francke von 1812 (GMD, Sign.: NW1544a/1977; NW1544b/1977; NW1544c/1977; vgl. auch von Monroy, Else: Drei unbekannte Briefe von Christiane Goethe an zwei Mecklenburger Studenten. In: Mecklenburgische Zeitung [3.1.1933]), an den Tanzmeister Jean L'Epitre (Lépitre) vom 28. September 1807 (GSA, Sign.: 37/X,2,3), an Esther Stock (FDH/FGM, Sign.: Hs-113) und an ihre frühere Gesellschafterin Caroline Riemer (geb. Ulrich; GMD, Sign.: NW1123/1969) sowie ein Brief an Philipp Seidel vom 13. Mai 1793 (GMD, Sign.: KK3430).

In der Zeit nach der Eheschließung ist eine gewisse Verschiebung vor allem hinsichtlich des sich erweiternden Themenspektrums zu beobachten, da sie aufgrund ihrer offiziellen Stellung als Frau Rat stärker mit den gehobenen Gesellschaftskreisen in Berührung kam. Zudem wurde ihr das unliebsame „Handwerk" des Niederschreibens meist abgenommen, sodass die Hürde für das Verfassen längerer Briefe wegfiel. Grundsätzlich ist ihr Habitus als Briefschreiberin aber ein anderer als bei den bekannten „Vielschreiberinnen" um 1800. Sie schätzte die Form der brieflichen Kommunikation offensichtlich als Medium der Kontaktpflege, bekundete ihre Schwierigkeiten mit dem handwerklichen Aspekt des Schreibens aber offen. Zudem war das Führen von Korrespondenzen kein integraler Bestandteil der alltäglichen Lebensführung, der insbesondere in den Jahren des eigenhändigen Schreibens viel Raum und Zeit eingenommen hätte. Vielmehr schrieb sie nicht selten eilig zwischen den Alltagsaufgaben und Erledigungen.

Das Briefschreiben wurde für Christiana Vulpius nie zu einer alltäglichen Routinetätigkeit. In den Jahren bis 1800, als Goethe nahezu ihr einziger Korrespondenzpartner war, wurden ihre Schreibphasen, d. h. konkret das Verfassen privater Briefe,[490] maßgeblich durch Goethes Abwesenheiten bestimmt. Auf Perioden des täglichen oder mehrfach täglichen Schreibens konnten somit Wochen oder Monate folgen, in denen Christiana Vulpius kaum die Feder zur Hand nahm (und wenn, dann nur für kurze Einträge in Haushalts- oder Rechnungsbücher); es kann also nicht von einem kontinuierlichen Korrespondenzverhalten ausgegangen werden. Das unterschied sie sicherlich von den eigentlichen Trägern der Briefkultur.

Nach dieser Abgrenzung nach „oben" ist Christiana von Goethe als Briefschreiberin ebenso nach „unten" zu den unroutinierten Schreiberinnen und Schreibern aus den unteren und mittleren sozialen Schichten ins Verhältnis zu setzen. Ebenso wenig wie das eigenhändige Schreiben und auch später das Diktieren von Briefen für sie zu einer Routinetätigkeit wurden, stellte die schriftliche Kommunikation für sie einen völligen „kommunikative[n] Ausnahmezustand"[491] dar. Letzteres nimmt Isa Schikorsky für einen Großteil der Menschen aus der breiten Masse der Bevölkerung an, die nur wenige Male im Jahr zu Feder und Tinte griffen, um sich ihrem engsten Umfeld mitzuteilen. Im Vergleich dazu schrieb Christiana von Goethe häufig, was ihr die Schreibtätigkeit allerdings nicht angenehmer werden ließ. So sind

490 Da die Frage nach der Routiniertheit nicht unwesentlich an einen gewissen Umfang des Schreibens geknüpft ist, sind sehr kurze und oftmals formelhafte Notizen beispielsweise in Rechnungsbüchern, kurze Quittierungen oder geleistete Unterschriften in der geschäftlichen Korrespondenz nicht von Relevanz.

491 Schikorsky, Isa: „Dein bis in den Tod". Zur Sprache der Liebe unter den Bedingungen des Krieges. In: Schierholz, Stefan J. u. a. (Hrsg.): Die deutsche Sprache in der Gegenwart. Festschrift für Dieter Cherubim zum 60. Geburtstag. Frankfurt a. M. u. a. 2001, S. 69–79, hier S. 70.

1797 in einem Brief Goethes die ermunternden Worte zu lesen: „Für Deinen langen Brief danke ich Dir recht sehr, es geht schon wirklich mit dem schreiben, wenn Du es nur recht üben willst.“[492]

Man kann also davon ausgehen, dass Christiana Vulpius vor allem bis zu ihrer Heirat im Laufe der Jahre eine zunehmende Expertise im Briefschreiben erwarb und somit in gewissem Maß auch routinierter wurde. Späterhin nahm ihre Schreibpraxis wieder deutlich ab, da sie vor allem nach 1806 ihre Korrespondenz fast ausschließlich diktierte. Mithin ist davon auszugehen, dass sie in ihrem letzten Lebensjahrzehnt weniger im eigenhändigen Schreiben geübt war, als dies etwa zwischen Mitte der 1790er Jahre bis etwa 1806 der Fall gewesen war. Es zeichnen sich folglich zwei Phasen mit unterschiedlicher Schreibroutine ab, die trotz großer Überlieferungslücken in der Graphik gut zu erkennen sind (vgl. Abb. 2).

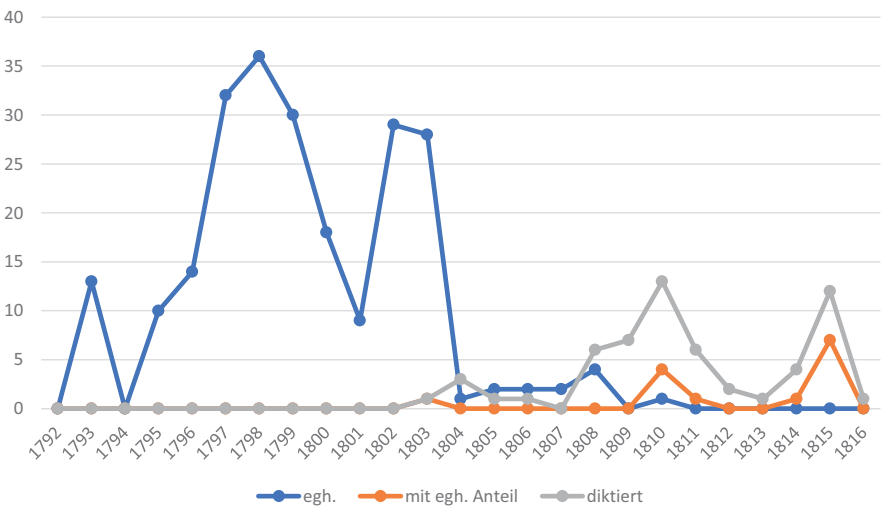


Abb. 2: Schreibphasen Christiana von Goethes.[493]

Nach dieser Einordnung erscheint ein Blick auf die Bedeutung ihres sozialen Statuswechsels, den sie im engeren Sinn erst mit ihrer Eheschließung vollzogen hatte, er-

492 Vgl. Brief vom 9. Juni 1797, GC I, Nr. 132. – Zu Goethes Rolle bei der Schreibentwicklung seiner Frau vgl. Kapitel 3.4.3.

493 Die Schreibphasen basieren auf der Auswertung aller überlieferten Briefe an Johann Wolfgang von Goethe, an August von Goethe, an Nicolaus Meyer sowie an Catharina Elisabeth Goethe (vgl. Kapitel 3.5.1 sowie 4.1.1). Als eigenhändige Bestandteile wurden nur Briefpassagen gezählt, die über die Schlussformel und Unterschrift hinausgehen.

hellend. Dieser Wechsel des sozialen Bezugsrahmens (vor allem in ‚offizieller Funktion' als Frau Rath Goethe; ansonsten blieb Christiana von Goethe in ihrem langjährigen Freundeskreis verwurzelt) setzte ohne Zweifel eine enorme Anpassungsleistung voraus, nicht nur hinsichtlich der unterschiedlichen Wert- und Normvorstellungen, sondern auch bezogen auf soziale und sprachliche Verhaltensweisen.

Die mit einem solchen Milieuwechsel verbundenen Herausforderungen führt Schikorsky anhand der Geschichte des Ehepaares Henle aus der Mitte des 19. Jahrhunderts vor Augen: Der angesehene Heidelberger Mediziner und Anatomie- sowie Pathologie-Professor Jakob Henle heiratete 1846 das elf Jahre jüngere Näh- und Kindermädchen Elise Egloff. Um die junge Frau „salonfähig" zu machen und ihr eine Integration in das bildungsbürgerliche Milieu der Familie Henle zu ermöglichen, wurde sie vor der Hochzeit einem Bildungsexperiment unterzogen: Sie durchlief eine Ausbildung, wie sie für wohlsituierte Bürgerstöchter üblich war, bestehend aus einem Pensionatsaufenthalt und häuslicher Unterweisung. Sie erhielt während dieser Zeit nicht nur Unterricht in ihrer Muttersprache Deutsch, sondern auch in Französisch und Englisch, Geographie, Geschichte, Literatur, Religion und lernte Klavierspielen.[494]

Schikorsky konstatiert hinsichtlich der Aneignung bürgerlichen Sprachverhaltens, dass es Elise Egloff offenbar im Laufe der Zeit gelungen war, „sich einer orthographisch und grammatisch korrekten Schriftsprache anzunähern."[495] Abweichungen von der Norm, die in den früheren Briefen noch auftraten, nahmen im Laufe der Zeit ab. Dazu trug auch ihr künftiger Gatte bei, der die Briefe Elises einer Fehlerkorrektur unterzog. Trotz der intensiven Bemühungen stellt Schikorsky nach der Ausbildung noch erhebliche Diskrepanzen zwischen den Briefen des vormaligen Dienstmädchens und denen der Familie Henle fest, vor allem hinsichtlich Schreibsituation, Funktion und Inhalt, die erst im Laufe der Zeit geringer werden sollten.[496] Eine vollständige Nivellierung der Unterschiede trat hingegen nicht ein. Die Anpassungsleistung, die Elise Egloff in nur zwei Jahren vollbrachte – im Frühjahr 1844 trat sie in ein Mädchenpensionat ein, bald darauf lebte sie für ein knappes Jahr mit im Haushalt ihres künftigen Schwagers, im Herbst 1845 folgte die Verlobung, im März 1846 die Hochzeit –, ist beachtlich, gelang aber nur unter Anteilnahme, zuweilen auch harscher Kritik aller Mitglieder der Familie Henle. Der soziale Aufstieg ging für Elise Henle mit einem nicht zu unterschätzenden Identitätsverlust einher. Schon während der Hochzeitsreise traten erste Anzeichen

494 Vgl. Schikorsky, Isa: Vom Dienstmädchen zur Professorengattin. Probleme bei der Aneignung bürgerlichen Sprachverhaltens und Sprachbewußtseins. In: Cherubim / Grosse / Mattheier (Hrsg.): Sprache und bürgerliche Nation, S. 259–280.

495 Ebd., S. 263.

496 Vgl. ebd., S. 263 und 265.

einer Lungenerkrankung bei ihr auf. Sie starb im Februar 1848 nach der Geburt des zweiten Kindes. Schikorsky hält „einen Zusammenhang zwischen dem mit dem Bildungsexperiment verbundenen Identitätsverlust sowie der sozialen und sprachlichen Entwurzelung und der tödlichen Krankheit“ für nicht unwahrscheinlich.[497]

Die aufopferungsvolle Anpassungsleistung bis hin zur Selbstaufgabe von Elise Egloff führt trotz der zeitlichen und damit auch sozialhistorischen Distanz zu Christiana und Johann Wolfgang von Goethe vor Augen, welche Herausforderungen der Wechsel des sozialen Milieus mit sich brachte, und zwar im Fall von Christiana Vulpius ohne vergleichbare institutionelle und familiäre ‚Weiterbildungsmöglichkeiten‘. Allerdings ermöglichte ihr die späte Hochzeit mit Johann Wolfgang von Goethe sowie dessen Akzeptanz der unterschiedlichen individuellen Lebenszusammenhänge eine graduelle und sukzessive Annäherung an die bürgerlich-adelige Lebenswelt und den damit verbundenen Verhaltenskodex in allen Lebensbereichen.[498] Von einer wirklichen Integration in die gehobenen Gesellschaftskreise, die auf beiderseitiger Akzeptanz und Anerkennung basierte, kann man bis an ihr Lebensende jedoch nicht sprechen.[499]

Der soziale Aufstieg Christiana von Goethes wurde ebenso wie ihre Briefe von den Zeitgenossinnen und Zeitgenossen in ihrer Besonderheit mehrheitlich kritisch wahrgenommen. Das verdeutlicht u. a. eine Äußerung Bettina Brentanos, mit der Christiana von Goethe mehrere Jahre in brieflichem Kontakt stand. Das nachfolgende Zitat ist einem Brief an Goethe entnommen, der später in einer bearbeiteten Fassung in Bettina von Arnims Werk *Goethes Briefwechsel mit einem*

497 Ebd., S. 280.

498 Eine lesenswerte Darstellung und Interpretation des späten Heiratsentschlusses liefert Eissler: Goethe, Bd. 2., S. 1423 f.

499 Hierbei ist eine gewisse Diskrepanz zwischen den Äußerungen in den Briefen Christiana von Goethes über ihren neuen Status einerseits und der Wahrnehmung ihrer Person, über die sich insbesondere die Weimarer Damen weiterhin oftmals abfällig äußerten, andererseits nicht von der Hand zu weisen. So berichtet Christiana von Goethe in ihren Briefen nicht ohne Stolz von ihrer neuen Situation und der Einbindung in die gehobenen Gesellschaftskreise, aus denen sich auch neue Verpflichtungen ergaben. Besonders anschaulich berichtet sie davon in ihrem Brief an August (der zu dieser Zeit in Heidelberg studierte), der von Suphan auf den 30. oder 31. Dezember 1808 datiert wird. Dort heißt es, nachdem zahlreiche Besucher des Hauses aufgezählt worden sind: „Dazu habe ich müssen 18 vornehmen Damen Visiten machen. Wir hatten einen Thee von 30 Personen, alle Damen, die Du kennst, Frau von Wolzogen, Stein, Schiller und mehrere. Am zweiten Weihnachtsfeiertag war ein großes Soupé bei Wolzogens, wo ich auch dazu eingeladen war, uns ich habe die Schillern und Wolzogen recht lieb gewonnen.“ Nachdem sie von einem anstehenden Ball berichtete, fasst sie ihre veränderten Lebensumstände folgendermaßen zusammen: „Du kannst also aus diesem Brief ersehen, daß meine jetzige Existenz ganz anders als sonst ist.“ (Suphan: Briefe von Goethe und Christiane v. Goethe an August v. Goethe, S. 28).

Kinde veröffentlicht und somit einem größeren Rezipientenkreis zugänglich gemacht wurde. Im Originalbrief heißt es unter dem 5. März 1808: „Gelt ich machs grad wie Dein Liebgen / schreib, krizel, mach Tintenkleckse und Orthografiefehler, und denk immer / es schadet nichts. hab ihn ja lieb.“[500]

Das Zitat ist in mehrfacher Hinsicht für das Normverständnis bzw. für Abweichungen von dieser Norm innerhalb der Briefkultur des 18. Jahrhundert von Interesse. Bettina Brentano äußert sich an dieser Stelle über die schriftsprachlichen und epistolaren Kompetenzen Christiana von Goethes und übt implizit Kritik an deren Schreibfähigkeit. Sie verdeutlicht Abweichungen von den geforderten wohlgeformten Briefen der Zeit, denn Kritzeleien, Tintenkleckse und eine fehlerhafte Orthographie zählen zu den groben Verstößen gegen die Vorgaben der Briefsteller. In Johann Christoph Stockhausens einschlägigem Briefsteller wird betont, dass ein Brief „nicht nur leserlich, sondern auch zierlich geschrieben seyn“[501] soll. Hinsichtlich der Rechtschreibung erfordere es „[s]owohl die Verständlichkeit als auch der Wohlstand [...], daß man orthographisch schreibe“[502] und zwar nach der Regel, dass man alle Wörter so schreibe, „wie sie nach der hochdeutschen Mundart ausgesprochen werden.“[503]

Nach Bettina Brentanos Ausführungen werden Christiana von Goethes Briefe – ebenso wie ihre eigenen – den genannten Anforderungen nicht gerecht. Die vordergründige Intention ist dabei allerdings nicht, die Regelverstöße aufzudecken oder gar zu tadeln, sondern eine implizite beziehungsseitige Aussage: Durch den Vergleich ihrer selbst mit Goethes Ehefrau rückt sich Bettina Brentano in eine besondere Nähe zu dem von ihr verehrten Dichter. Durch dieses suggerierte enge Vertrauensverhältnis werden Regelverstöße in der formalen Briefgestaltung sowie ein freierer Umgang mit der Orthographie gerechtfertigt, ohne sich der Gefahr auszusetzen, dass der Adressat dies als einen Affront bzw. als Zeichen fehlender Wertschätzung verstehen könnte.

Christiana von Goethe kam im Verlauf ihrer Beziehung und Ehe zu Johann Wolfgang von Goethe immer stärker mit dessen schreibbeflissenem Umfeld in Berührung. Es ist nicht anders vorstellbar, als dass ihr gewisse Differenzen zwi-

500 Bettinas Briefwechsel mit Goethe, S. 47 (Virgel als Markierung des Zeilenumbruchs in der Handschrift). – In Bettina von Arnims später herausgegebenem *Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde*, der neben authentischen Zeugnissen auch bearbeitete und fiktive Briefe enthält, erscheint das Zitat in leicht abweichender Form: „Gelt', ich mach's grade wie dein Liebchen, schreibe, kritzele, mach' Tintenkleckse und Orthographiefehler, und denk', es schadet nichts, weil er weiß, daß ich ihn liebe [...].“ (von Arnim: Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde, Bd. 1, S. 197).

501 Stockhausen, Johann Christoph: Johann Christoph Stockhausens Grundsätze wohleingerichteter Briefe, Nach den neuesten und bewährtesten Mustern der Deutschen und Ausländer; Nebst beygefügten Erläuterungen und Exempeln. Helmstädt 1751, S. 385.

502 Ebd., S. 378.

503 Ebd., S. 379.

schen ihren eigenen Briefen und denen ihrer und Goethes mehrheitlich äußerst schreibgeübten Korrespondenzpartnern auffielen.[504] Dies könnte zusätzlich zu ihrer offen artikulierten Abneigung gegen die Schreibtätigkeit beigetragen haben, die sich trotz zunächst größerer Schreibroutine keinesfalls abschwächte, wie insbesondere der Brief an August von Goethe aus dem Jahre 1801 zeigt.[505] Abgesehen von der Konzentration und Mühe, die ihr das Schreiben abverlangte, könnte ihr ostentativer Widerwille nicht zuletzt eine Reaktion auf ein äußerst schreibgeübtes Umfeld gedeutet werden. Ein solch unmittelbarer Vergleich könnte dazu geführt haben, dass sie ihre eigenen Defizite stärker empfand und somit auf eine Vermeidungsstrategie setzte.

3.4 „heude biegeln mir und die Stähle glieen da kann ich dir nicht mehr Schreiben“ – Schreibbedingungen von Frauen am Beispiel Christiana von Goethes

In ihrer Arbeit zu den Lebenszusammenhängen von Schriftstellerinnen im deutschsprachigen Raum Ende des 18. Jahrhunderts thematisiert Eva Walter ausführlich die Schreibbedingungen von Frauen im Kontext ihres häuslich-familiären Aufgabenfeldes.[506] Trotz des Fokus auf schriftstellerisch tätige Frauen, bei denen das Schreiben ein zentraler Bestandteil ihres alltäglichen Lebens war, können dieser Studie, die auf Selbstzeugnissen von Schriftstellerinnen basiert, Rahmenbedingungen des Schreibens entnommen werden, die in ähnlicher Weise auch für Christiana von Goethe zutreffen. Denn auch Christiana von Goethe schrieb ihre Briefe häufig zwischen häuslichen Verrichtungen und somit ohne die entsprechende Zeit und Muße, um sich auf die Korrespondenz konzentrieren zu können. Oftmals fand sie im geschäftigen Alltag weder die nötige Zeit noch die Ruhe, um ohne Ablenkung einen längeren Brief zu verfassen. Zahlreiche ihrer eigenhändigen Briefe beginnen oder schließen mit dem Hinweis, dass sie aufgrund der anstehenden häuslichen

504 Es sollte nicht unerwähnt bleiben, dass sich auch unter Goethes Korrespondenzpartnern nicht nur schreibgeübte Personen befunden haben. Die Briefe dieser weniger im Schreiben routinierten Personen sind jedoch kaum bekannt und bislang nicht ediert. Im Zuge des Akademienvorhabens *PROPYLÄEN. Forschungsplattform zu Goethes Biographica* erfolgt eine Erweiterung der Regestausgabe der Briefe an Goethe, sodass auch diese Quellen sukzessive im Volltext zur Verfügung gestellt werden (vgl. https://goethe-biographica.de).

505 Vgl. Kapitel 3.1.

506 Vgl. Walter, Eva: Schrieb oft, von Mägde Arbeit müde. Lebenszusammenhänge deutscher Schriftstellerinnen um 1800 – Schritte zur bürgerlichen Weiblichkeit. Hrsg. von Annette Kuhn (Geschichtsdidaktik Studien, Materialien, 30). Düsseldorf 1985.

Verrichtungen wie Waschen, Bügeln oder Putzen nicht viel schreiben könne, oder es folgt am Ende des Briefes der Zusatz „in Eile“. Diese strukturellen Bedingungen des (Brief-)Schreibens von Frauen, die sich in der Zeit um 1800 stark von denen der Männer unterschieden und freilich nicht ohne Auswirkungen auf das Geschriebene blieben, sind Gegenstand der nachfolgenden Betrachtung.

3.4.1 Christiana von Goethe als mitwirkende Leiterin des Hauswesens

Die Tätigkeitsfelder und Tagesabläufe von Frauen aus unterschiedlichen Bevölkerungsschichten kommen in der Sekundärliteratur nur selten zur Sprache; zu selbstverständlich scheinen die vor allem vom häuslichen Bereich geprägten Verrichtungen. Doch gerade im Hinblick auf Schreibtätigkeiten von Frauen im Allgemeinen und von Christiana von Goethe im Besonderen ist dieser Hintergrund aufschlussreich. Hier soll zunächst ein Überblick über Christiana von Goethes vielfältigen Tätigkeitsbereich im Haus am Frauenplan gegeben werden. Einzelheiten zur Haushaltsführung und wie die Verwaltung eines solch großen Hauswesens den Tagesablauf bestimmte und strukturierte, lassen sich dabei anhand ihrer Briefe nachzeichnen.

Um 1800 war die Haushalts- und Wirtschaftsführung ein zeitaufwendiges Unterfangen und bestimmte den Tagesablauf der meisten Frauen unterhalb des Adels und des wohlhabenden Bürgertums. Je nach räumlichen und finanziellen Gegebenheiten waren die Aufgaben, die im Zusammenhang mit der Vorratswirtschaft standen, unterschiedlich gewichtet. Im Goethe'schen Haushalt gab es alle drei von Eva Walter in Anlehnung an Margarete Freundenthal beschriebenen Stufen: 1. die Eigenproduktion von Nahrungsmitteln, Bekleidung und dergleichen im Haus, 2. den Ankauf von Rohprodukten zur Weiterverarbeitung sowie 3. den Kauf von Fertigwaren.[507]

Die von Walter in ihrer Untersuchung berücksichtigten Schriftstellerinnen[508] waren vor allem mit Tätigkeiten beschäftigt, die mit den letzten beiden Stufen in Verbindung standen. Die eigentlichen Arbeiten erledigten meist männliche oder

507 Vgl. Walter: Mägde Arbeit, S. 66.

508 Die von Eva Walter betrachteten Schriftstellerinnen aus dem deutschsprachigen Raum gehörten alle dem Bildungsbürgertum an und stammten aus mehr oder minder wohlhabenden bürgerlichen oder adeligen Familien. Aufgrund dieser ähnlichen Schichtzugehörigkeit sind nicht nur ihre beruflichen, d. h. schriftstellerischen, Tätigkeiten vergleichbar, sondern auch die hier entscheidenden hauswirtschaftlichen. Zu ihnen gehören Caroline Wolzogen, Caroline Schelling, Friederike Brun, Therese Huber, Caroline von Humboldt, Charlotte von Kalb, Sophie Mereau, Charlotte Schiller, Johanna Schopenhauer, Agnes von Stolberg-Stolberg und Dorothea Schlegel (vgl. Walter, Eva: „Schrieb oft, von Mägde Arbeit müde“. Lebenszusammenhänge von Schriftstellerinnen im deutschsprachigen Raum Ende des 18. Jahrhunderts. Stuttgart 1984 [Diss. masch.], S. 11).

weibliche Bedienstete. Die Frauen selbst waren somit primär eine Art „‚Managerinnen' eines Kleinstunternehmens, der Hauswirtschaft".[509]

Ein wenig anders verhielt es sich bei Christiana von Goethe: Sie war einerseits ebenfalls eine solche Verwalterin des Hauswesens; ihr oblag also die Organisation der Abläufe im gesamten Haushalt und die Anweisung des Dienstpersonals. Andererseits wirkte sie bei vielen anfallenden Arbeiten auch selbst tatkräftig mit. Vermutlich waren diese Verrichtungen für Christiana von Goethe eine weniger große Belastung oder Bürde als für die Schriftstellerinnen.[510] Christiana von Goethe nahm die organisatorischen Tätigkeiten und häuslichen Arbeiten, zu denen sie erzogen worden war, als ihre Hauptaufgabe an, die sie so gut wie möglich zu erfüllen suchte. Gräf bemerkt hierüber nicht zu Unrecht: „Man merkt es Christianens Berichten über ihre häusliche Tätigkeit deutlich an, daß sie ihr große Freude macht, daß sie mit dem Herzen dabei ist und keine Mühe scheut."[511] Im Sinne der Aufgabenteilung leistete sie in diesem Bereich einen wichtigen Beitrag zum gemeinsamen Leben. Dafür erfuhr sie nicht zuletzt von Johann Wolfgang von Goethe Wertschätzung, der sich nicht nur regelmäßig nach dem Zustand im Hause erkundigte, sondern ihr auch Entscheidungsspielräume ließ.[512] Zugleich übte Goethe eine Kontrollfunktion aus, wovon seine wiederholten Mahnungen, für Ordnung und Sauberkeit im Haus zu sorgen, sowie seine Bitten, das Haus bei Abwesenheit nicht unbeaufsichtigt zu lassen, zeugen.[513]

Sie entsprach damit dem Frauenbild der Zeit als eine primär auf den häuslich-familiären Bereich beschränkte Gattin, Hausfrau und Mutter. Allerdings stand auch ihr die Diskrepanz ihres Aufgabenfeldes zu dem Goethes klar vor Augen, wie sie scherzend in einem Brief von 1798 bemerkt: „Mit Deiner Arbeit ist es schön: was Du einmal gemacht hast, bleibt ewig; aber mit uns armen [Schembhunden?] ist es

509 Walter: Mägde Arbeit, S. 67.

510 Vgl. ebd.

511 Gräf: Einleitung, S. XXXII.

512 Vgl. u. a. GC I, Nr. 5, 19, 21, 53, 141 usw. – In diesem Zusammenhang ist auf die kurze Darstellung von Hoock-Demarle zum Lebensort und weiblichen Raum zu verweisen. Hier finden sich auch Ausführungen zu Goethes Elternhaus zwischen „halbstädtischer[r], halbländliche[r]" Lebensweise, von der auch Johann Wolfgang von Goethe geprägt war (vgl. Hoock-Demarle, Marie-Claire: Die Frauen der Goethezeit. München 1990, insb. S. 35–42).

513 Diese Aufforderungen finden sich vor allem in den Briefen aus der Zeit vor der Eheschließung, als Christiana Vulpius viele häusliche Verrichtungen noch selbst erledigte (vgl. u. a. GC I, Nr. 69, 86, 173 und 195). Sie reagierte auf Goethes Sorge um das Hauswesen z. B. im März 1797 mit folgenden Worten: „Sollte es Dir aber gemüthlicher sein, einmal, wenn Du fertig bist, allein rüber zu uns zu kommen, so wirst Du Dein Haus immer in der besten Ordnung finden." (GC I, Nr. 106) oder im September 1799: „Deine Zimmer, mein Lieber, und das ganze Haus ist in Ordnung und erwartet seinen Herrn mit der größten Sehnsucht." (GC I, Nr. 242).

ganz anders. Ich hatte den Hausgarten sehr in Ordnung, gepflanzt und alles. In Einer Nacht haben mir die Schnecken beinahe alles aufgefressen, meine schöne Gurken sind fast alle weg, und ich muß wieder von vorne anfangen.“[514]

Barbara Becker-Cantarino hebt in Bezug auf die prototypische Arbeitsteilung des Ehepaares am Beispiel des Schriftstellers Matthias Claudius und seiner Frau Rebecca die Leistung der Hausfrau hervor, die sich auch für Christiana von Goethe ähnlich formulieren ließe: „Rebecca, die nicht literarisch gebildet, aber zur Hauswirtschaft erzogen war, schaffte durch ihre Arbeitsleistung die Basis für die poetische Idylle.“[515] Bei dem Ehepaar Claudius kam erschwerend hinzu, dass das Einkommen des Schriftstellers nicht ausreichte, um genügend Dienstpersonal zu beschäftigen. Die Bedeutung der weiblichen Arbeitssphäre mit ihren häuslichen Verrichtungen sollte keineswegs gering geschätzt werden.

Obwohl Goethe diese Arbeitsteilung, wie um 1800 üblich, für selbstverständlich hielt, drückte er immer wieder seine Wertschätzung und Dankbarkeit aus, entweder verbal in seinen Briefen oder nicht selten mit Geschenken wie edlen Stoffen, Spitzen, Seife oder kleinen Zuwendungen, indem er Frau und Kind Erdbeeren oder andere Lebensmittel schickte. Die Arbeitsbelastung Christiana von Goethes, die neben der finanziellen Absicherung des Mannes die Basis für ein annehmliches Leben bildete, darf keineswegs unterschätzt werden und geht über das Maß dessen hinaus, was Goethe von einer anderen Frau (erst recht, wenn sie adeliger Herkunft gewesen wäre) an seiner Seite hätte erwarten können.

Der Tätigkeitsbereich im Goethe'schen Haushalt war dabei breit gefächert. So wurden beispielsweise viele Nahrungsmittel selbst angebaut. Dazu standen nicht nur die beiden Hausgärten (am Frauenplan und am Stern) zur Verfügung. Es gab mehrere Krautländer, die zu bewirtschaften waren[516] und von 1798 bis 1803 war Goethe zusätzlich im Besitz eines Landgutes in Oberroßla, welches verpachtet

514 GC I, Nr. 175. – Im Original lautet das Zitat: *mit deiner arbeit ist es schön waß du ein mahl gemacht Hast bleib Ewig aber mit unß armen Schembhu[n]den ist es ganz a[n]ders. ich hate den Hauß gareden sehr in ordnug geflanz und alles in Einer nacht haben mir die Schnäck[n] by nahe alls auf gefressen mein Schönn gur[ck]en sind fast alle weche und ich muß wieder vonforne an fa[n]gen* (JWG78).

515 Becker-Cantarino, Barbara: Rebecca Claudius. Zur sozialgeschichtlichen Realität des „Bauernmädchen“. In: Fechner, Jörg-Ulrich (Hrsg.): Matthias Claudius 1740–1815. Leben – Zeit – Werk (Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung, 21). Berlin 1996, S. 69–90, hier S. 76.

516 Aus Goethes Rechnungsbüchern geht hervor, dass erstmals 1792 ein Kohlfeld gepachtet wurde. In den Folgejahren bis 1818 wurden mehrere Krautländer vor den Toren der Stadt gepachtet, darunter Land hinter dem Erfurter Tor oder auf dem sogenannten Horn (vgl. GB 9 II, S. 564). 1796 wurde ein Gemüsegarten gekauft, der nördlich des Lottenbachs lag (vgl. GB 10 II, zu 27,18, S. 66; vgl. auch GC I, Nr. 68–70).

wurde. Christiana von Goethe kümmerte sich häufig selbst um den Anbau des Gemüses,[517] Schweine wurden geschlachtet[518] sowie Gänse und Hühner gehalten.[519] Der Anteil der Eigenproduktion war folglich noch recht hoch im Gegensatz beispielsweise zu dem Haushalt der Schillers, der kaum auf dieser aufwendigen Produktionsform basierte.[520] Auch Textilien oder Garn wurden nach Ankauf der Rohprodukte bisweilen noch selbst hergestellt, wozu im Hause mit zusätzlicher Hilfe Flachs gehechelt und gesponnen wurde.[521] Es wird in den Briefen auch davon berichtet, dass Christiana Vulpius mit ihrer Schwester und Tante aus alten Kleidern neue nähte.[522]

Besonders hoch war das Arbeitspensum im Frühjahr und im Sommer: Im Frühjahr mussten die Pflanzen ausgebracht, im Jahresverlauf Obst und Gemüse, Kräuter und Gewürze nicht nur geerntet, sondern anschließend auch angemessen gelagert, eingemacht oder getrocknet werden.[523] Die Arbeiten dauerten zuweilen bis spät in die Nacht hinein.[524] Einen Einblick gibt Christiana Vulpius in einem Brief von August 1793:

> Diesen Monat gehet auch das Einmachen an, überhaupt gibt es immer zu thun, wenn man eine Wirtschaft in Ordnung halten will, und wenn nur alles in seiner Ordnung geht, das macht mir Freude. Im Garten auf der Wiese geht es nun bald mit Obst an, daß dadrauf Acht gegeben werden muß. Und am Hause gibt es auch was. Besonders sehr viel Wein, den, hoffe [ich], sollst Du selbst noch am Stocke sehen.[525]

Catharina Elisabeth Goethe klagt über diese Arbeiten in einem Brief an ihre spätere Schwiegertochter:

> Sie haben so viele Geschäfte Liebes Weibgen – so was ist nun grade mein Casus nicht – daher sind die Monathe May und Juni meine fatalsten im gantzen Jahr – da wird vor das gantze Jahr Butter eingemacht – da kommt vor das gantze Jahr Holtz – da koche ich meine Molcken – da wird die große Wasche besorgt u.d.g. – Die Frau Rath kommt da aus ihrem gerick und geschick – kan nicht ordentlich Leßen – Clavir spielen – Spitzen klöppeln – und ist Seelenfroh wenn alles wieder den alten Gang geht –[526]

517 Vgl. u. a. GC I, Nr. 22 und GC II, Nr. 492.
518 Vgl. GC I, Nr. 211 (auch die Beilage des Briefes von August) sowie GC I, Nr. 308.
519 Vgl. GC I, Nr. 28.
520 Vgl. Walter: Mägde Arbeit, S. 68.
521 Vgl. GC I, Nr. 74, 76, 103 und 160.
522 Vgl. GC I, Nr. 75.
523 Vgl. Walter: Mägde Arbeit, S. 67 f.
524 Vgl. GC I, Nr. 194.
525 GC I, Nr. 32.
526 Brief vom 7. Mai 1798. In: Die Briefe der Frau Rath Goethe, Bd. 2, S. 48.

Christiana von Goethe (wie auch Catharina Elisabeth Goethe und andere) wurde bei diesen Arbeiten von Dienstpersonal unterstützt. Christiana selbst hatte, wie es üblich war, ein Kammermädchen,[527] es gab mindestens eine Köchin und einen Gärtner; zusätzlich half gelegentlich der Hofgärtner aus Belvedere.[528] Im Garten am Stern wurden zudem Tagelöhner beschäftigt.[529] Durchschnittlich geht man in einem bürgerlichen Haushalt in der Zeit um 1800 von drei bis fünf Bediensteten aus; mancherorts gab es auch sechs, sieben oder noch mehr Bedienstete.[530] Im Haus am Frauenplan bereiteten insbesondere die Köchinnen fortwährend Ärger. Wiederholt musste Christiana von Goethe nach einer neuen Köchin suchen, so auch 1798 und 1799, als sie Goethe ihr Leid klagte.[531] Christiana von Goethe konnte auch selbst kochen und backen, wovon sie in ihren Briefen gelegentlich berichtete. Darüber hinaus waren ihre Schwester und vermutlich auch ihre Tante, die beide mit im Haus lebten, an der Hausarbeit beteiligt. Im Spätsommer 1797 erwähnte Christiana, dass ihre Schwester Ernestine Vulpius in diesem Jahr das Einmachen allein übernehmen wolle. Die Hausherrin stimmte dem zu, weil sie sich im Jahr zuvor schon davon hatte überzeugen können, dass Ernestine dabei die nötige Sorgfalt walten ließ.

Ein weiterer zentraler Bestandteil der Hausarbeit war die Vorratsplanung, die insbesondere im Spätsommer und Herbst für zahlreiche zusätzliche Aus- und Aufgaben sorgte, um für die kalte Jahreszeit vorzusorgen.[532] Dabei war gerade im Goethe'schen Haushalt immer zu bedenken, dass eine Vielzahl an Gästen zu versorgen war. Wie langfristig manche notwendige Planung vorgenommen werden musste, führt ein Brief Christiana von Goethes vom 25. Juni 1810 vor Augen, der bereits auf die Wintervorbereitungen Bezug nimmt: „Dann gab es auch einige Reparaturen im Haus; auch habe ich für den künftigen Winter meine Butter angeschafft, Essig zum einmachen, und dergleichen.“[533] Vor Einbruch der Kälte waren Lebensmittel entsprechend vor Frost zu schützen.[534]

527 Vgl. Kasten, Nr. 80. – Zum Dienstpersonal vgl. Walter: Mägde Arbeit, S. 68 f.

528 Vgl. insb. die Briefe GC I, Nr. 22, 24 und 29.

529 Dies geht aus Goethes Rechnungsbüchern hervor. – Für diesen Hinweis danke ich Dr. Yvonne Pietsch.

530 Vgl. Hoock-Demarle: Frauen der Goethezeit, S. 42.

531 Vgl. GC I, Nr. 211 oder Nr. 244.

532 So bittet Christiana Vulpius Goethe im September 1800 im Herbst um Geld: „Es ist itzo das Vierteljahr, wo ich am nothwendigsten Geld brauche, um alles vor dem Winter einzurichten.“ (GC I, Nr. 279).

533 GC II, Nr. 496.

534 Am 7. November 1801 schreibt Christiana Vulpius an Goethe: „Ich habe diese Woche recht viel zu thun gehabt, um alles wieder in Ordnung zu bringen. Gestern haben wir von früh bis um

Im organisatorischen Bereich der Haushaltsführung hielt Christiana von Goethe häufig Rücksprache mit ihrem Mann bzw. bezog ihn in den Kauf bestimmter Waren ein, entweder indem sie ihn bat, Bestellungen (z. B. von Wein) aufzugeben, oder Waren einzukaufen bzw. einkaufen zu lassen oder diese über persönliche Kontakte zu beschaffen. Während Goethes Jenaer Aufenthalten erbat sich Christiana von Goethe neben der nahezu obligatorischen Seife auch Obst und Gemüse zum Einkochen oder preisgünstigen Flachs. Auch von Goethes häufigen Badereisen oder anderweitigen Aufenthalten in der Ferne sandte er verschiedenste Waren oder Stoffe nach Weimar. Goethe war also nicht nur daran interessiert, über den Fortgang der häuslichen Verrichtungen informiert zu werden, sondern wurde gerade bei Besorgungen auch selbst tätig. Dies hing sicher nicht zuletzt mit Goethes Vorliebe für kulinarische Genüsse zusammen, die er während seiner Abwesenheit teils schmerzlich vermisste, wie vor allem seine Briefe aus Jena mit wiederholten Klagen über die schlechte Versorgung belegen.[535] Das hatte zur Folge, dass Christiana von Goethe zusätzlich für die Versorgung ihres Partners in Jena zuständig war und allerlei Nahrungsmittel, neben diversen Fleischsorten auch Schokolade, Wein oder Bier, vom Weimarer Frauenplan durch Boten nach Jena geschickt werden mussten.

Wie es in der Zeit nicht nur in der Familie Goethe üblich war, wurden Freunde und Bekannte in anderen Städten gebeten, günstigere oder qualitativ hochwertigere Waren dort einzukaufen und zu verschicken.[536] Christiana von Goethe äußerte solche Bitten, die auf einem Geben und Nehmen beider Seiten basierten, häufig in Briefen an den in Bremen wohnenden Arzt Nicolaus Meyer. Dieser schickte neben den bei den Goethes beliebten Bricken und Heringen auch Butter, Wein, Zwiebeln oder Rüben nach Weimar.[537] Von Goethes Mutter aus Frankfurt trafen neben Lebensmitteln auch Stoffe, Tischzeug oder Spielsachen für den Sohn August ein.[538]

Zusätzlich zu der teilweise aufwendigen Lebensmittelbeschaffung und der Vorratslagerung waren weitere Hausarbeiten zu verrichten. Christiana von Goethe wies grobe Arbeiten wie das Wäschewaschen oder Bügeln nicht nur an, sondern wirkte auch aktiv mit. Klagen darüber sind in ihren Briefen nicht zu vernehmen; am 21. Februar 1796 heißt es möglicherweise nicht ganz frei von Ironie, dass sie sich die Zeit am nächsten Tag mit Bügeln vertreiben wolle.[539] Dahingegen stellt Eva

9 Uhr des Abends nur immer Vorhänge gebügelt, und heute bin mit den Kellern und Vorräthen beschäftiget, um alles, da es so kalt wird, vor dem Frost zu bewahren.“ (GC I, Nr. 302).

535 Vgl. auch GC I, Nr. 41, 68, 170, 218, 303, 321, 401, 478 und 479.

536 Vgl. Walter: Mägde Arbeit, S. 71.

537 Vgl. die Briefe Christiana von Goethes an Nicolaus Meyer, z. B. Kasten, Nr. 37 und 65.

538 Vgl. GC I, passim.

539 Vgl. GC I, Nr. 72.

Walter zahlreiche Beschwerden über diese Arbeiten in vielen der von ihr untersuchten Zeugnissen von Schriftstellerinnen fest.[540] Im Hause Goethe gingen sowohl das Großreinemachen als auch andere Reparatur- und Umbauarbeiten in Abwesenheit des Hausherrn vonstatten.[541] Christiana von Goethe berichtete in diesen Phasen stets vom Fortgang der Arbeiten und setzte Goethe in Kenntnis, wenn alles wieder in Ordnung gebracht war und er zu Hause erwartet wurde. Die eigentlichen Putzarbeiten verrichtete Christiana von Goethe wahrscheinlich auch vor ihrer Heirat nicht selbst, da sie in einem Brief von 1796 davon spricht, dass sie künftige Woche scheuern und reine machen lassen wolle.[542]

Ein weiteres aufwendiges und mühsames Prozedere war das Wäschewaschen und Bügeln, das deshalb auch um 1800 noch selten, aber mindestens zweimal im Jahr, anstand. Es nahm mehrere Tage in Anspruch[543] und konnte auf verschiedene Weise erfolgen.[544] Unter Christiana Vulpius' Regie wurde trotz des hohen Aufwandes sehr häufig gewaschen, denn sie könne es nicht leiden, wenn die Wäsche nicht ordentlich sei. Zeitweilig musste – wegen Johann Heinrich Meyers schmutziger Wäsche – fast alle acht Tage gewaschen werden.[545]

Wie ein konkreter Tagesablauf von Christiana von Goethe aussah, lässt sich nicht im Detail rekonstruieren, wohl aber grob umreißen. Dabei wandelte sich der Tagesablauf im Laufe der Jahre; Prioritäten verschoben sich, wobei vor allem die Eheschließung als eine Zäsur zu sehen ist. Bis 1803 gibt es nur wenige Briefe von Christiana Vulpius, die ohne Berichte von Haus- und Gartenarbeiten auskommen. Meist war sie vormittags und teilweise auch nachmittags mit vielfältigen häuslichen Tätigkeiten beschäftigt.[546] Oftmals war der Tag zweigeteilt: vormittags Arbeiten in Haus und Garten, nachmittags gesellige Beschäftigungen, Spazierfahrten und dergleichen.[547] In den überlieferten Briefen aus den 1790er Jahren wird die Beschäftigung in Haus und Garten in den Vordergrund gestellt. Gerade die Sorge um die Pflanzen, um Obst- und Gemüseanbau beanspruchte viel Zeit; gutes Wachstum und entsprechender Ertrag stimmten die Hausherrin höchst zufrie-

540 Vgl. Walter: Mägde Arbeit, S. 68.

541 Vgl. u. a. GC I, Nr. 26, 74, 98, 283 und GC II, Nr. 502.

542 Vgl. GC I, Nr. 74.

543 Vgl. GC I, Nr. 302. Dort heißt es, dass einen ganzen Tag lang von morgens bis abends nur Vorhänge gebügelt wurden.

544 Vgl. Walter: Mägde Arbeit, S. 95–97.

545 Vgl. GC I, Nr. 26.

546 Vgl. GC I, Nr. 223.

547 Vgl. ihren Brief an Goethe vom 30. Mai [1798]: „Frühe bin immer sehr fleißig. Lieber wär mir es freilich, ich wär bei Dir. Da es aber nicht sein kann, so sehe, wie ich Tag für Tag immer etwas Nützliches thue, und wenn ich fertig bin, gehe ich aus, bin lustig, so gut als es gehen will […]." (GC I, Nr. 175).

den, wie in einem Brief vom April 1795 zu erkennen ist: „Wenn Du rüberkommst, kann ich Dir von dem Blattkohl vorsetzen. Du wirst Dich wundern, wie schön er steht, die 2 Länder am Altärchen. Der Garten macht mir viel Freude, ich komme beinahe nicht weg. Heute will ich in [den] alten Garten und alsdann in die Komödie.“[548] Hier klingt bereits an, dass der regelmäßige Gang ins Theater eine (in den 1790er Jahren oftmals die einzige) willkommene Abwechslung von der Haus- und Gartenarbeit für Christiana Vulpius war.[549] In der Sommerpause von Mitte Juni / Anfang Juli bis Ende September / Anfang Oktober fehlte ihr dieses Vergnügen;[550] ab 1802 reiste sie in den Sommermonaten regelmäßig nach Lauchstädt, um dem dortigen Gastspiel des Weimarer Theaters beizuwohnen. Wollte sie ins Theater gehen, hatte sie dafür Sorge zu tragen, dass das Haus nicht unbeaufsichtigt gelassen wurde.[551]

Im Laufe der Jahre nahmen kleine Geselligkeiten, die Teilnahme an Redouten und Bällen sowie Spazierfahren und Ausflüge, in den Wintermonaten auch Schlittenfahrten und Schlittschuhlaufen, mehr Raum in der Tagesgestaltung ein. Ihr Bekanntenkreis dehnte sich aus und insbesondere nach der Hochzeit nahm sie sich mehr Zeit für ihre eigenen Interessen.

In einem ihrer Briefe von 1799 skizzierte sie den Ablauf einer Woche im März:

> Lieber, Bester, itzo will ich Dir sagen, wie es mir in Deiner Abwesenheit ergangen ist.
>
> Freitag, den 22., war ich in der Kirche und auf den Abend bei der Matiegzek. Sonnabend am Tage bin ich fleißig gewesen und habe allerlei in Ordnung gebracht; und auf den Abend war die Matiegzek bei mir. Sonntag in der Kirche und nach dieser nach Belvedere. Montag waren die Freunde bei mir, und wir gingen in die Komödie; das Stück ging sehr gut. Dienstag frühe habe ich mich mit dem Gartenwesen beschäftigt, welches mir dieß Frühjahr recht viel Freude machen wird; auf den Abend Redoute, wo ich wieder einen sehr schönen Tänzer habe kennen lernen, der mit dem Namen Eisert heißt. [...] Heute habe ich wieder allerlei zu besorgen, und auf den Abend werde ich den Herrn Spitzeder sehen. Morgen geht es nach Kötschau, und auf den Freitag wollte ich nach Roßla fahren und da allerlei ins Gleiche bringen.[552]

Christiana von Goethe verreiste fortan auch selbst häufiger; musste aber im Vorfeld jeder Reise sicherstellen, dass im Haus alles seinen gewohnten Gang ging

548 GC I, Nr. 45

549 Vgl. GC I, Nr. 75 und 204.

550 Vgl. GC I, Nr. 151.

551 Einem Brief von Christiana Vulpius vom 19. Oktober 1798 war offenbar eine Ermahnung Goethes vorausgegangen (ebenso in GC I, Nr. 69), auf die sie resolut und auch ein wenig in ihrer Ehre als Hausfrau gekränkt reagierte: „Wegen des Hauses kannst Du außer Sorge sein, ich werde doch nicht itzo anfangen, liederlich zu sein.“ (GC I, Nr. 204).

552 GC I, Nr. 223.

und sie ohne Sorge vor unliebsamen Überraschungen bei ihrer Rückkehr verreisen konnte. Selbstverständlich oblag ihr zeit ihres Lebens die Verwaltung des Hauswesens, aber ihr Anteil an den körperlichen Arbeiten und Verrichtungen nahm ab.

3.4.2 Schreibkontexte, Schreiborte: Einflussfaktoren auf den Schreibprozess

3.4.2.1 Schreiben im Kontext häuslich-familiärer Verrichtungen

Die zeitaufwendigen Aufgaben, die mit der Hausarbeit, der Vorratswirtschaft und der Kinderfürsorge verbunden waren, ließen Frauen – so auch Christiana von Goethe – oftmals kaum Zeit für das Führen ausführlicher Briefkorrespondenzen. Wenn sie diese Freiräume besaßen oder sich diese bewusst schufen, waren die Schreibbedingungen dennoch zwangsläufig andere als die der Männer, erst recht der Gelehrten und Schriftsteller um 1800. Im Bereich der schriftstellerisch tätigen Frauen und Männer fallen die unterschiedlichen Schreibbedingungen stärker ins Gewicht, gelten in geringerem Maß aber auch für Briefkorrespondenzen. Während sich Männer zum Schreiben in ein je nach räumlichen Gegebenheiten mehr oder minder ruhiges Arbeitszimmer zurückziehen konnten,[553] mussten Frauen – und zwar auch die Schriftstellerinnen unter ihnen – ihre Schreibtätigkeit in die alltäglichen Verrichtungen einbetten. In vielen Frauenbriefen aus dem Bürgertum wird der Mangel an Zeit und Ruhe zum Schreiben entsprechend beklagt. Eindrücklich führt dies ein Zitat von Therese Forster vor Augen, die an einen Freund mit Bezug auf ihre schriftstellerische Tätigkeit ausführt: „Ich schreibe das Zeug unter den Kinder gewühl – O schrieb oft von Mägde Arbeit müde, von Wachen am Krankenbett meiner Kinder erhizt bis Mitternacht –“.[554]

Dass auch Frauen, die nur hin und wieder einmal Briefe an Verwandte oder Bekannte schrieben, ähnliche ungünstige (oder in Ermangelung von ausreichend Dienstpersonal noch sehr viel ungünstigere) Schreibbedingungen hatten und somit oftmals wochenlang keine Zeit für das Verfassen eines einzigen Briefes fan-

553 Ein interessantes Beispiel ist der Schaffensprozess Johann Wolfgang von Goethes, der für die Arbeit an seinen dichterischen Werken vollkommene Ruhe und Abgeschiedenheit benötigte: Wollte er über Tage oder Wochen hinweg so ungestört wie möglich arbeiten, zog er sich nach Jena zurück und begründete dies Christiana Vulpius gegenüber wie folgt: „Du weißt, daß ich zu Hause nicht zur Sammlung kommen kann, meine schwere Arbeit zu endigen, vielleicht gelingt mir es auch hier nicht und ich muß doch nach Ilmenau.“ (Brief vom 1. Mai 1796; GC I, Nr. 79).

554 Brief an Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, 5. Oktober 1804, in: Therese Huber: Briefe. Bd. 2: 1804 – Juni 1807. Bearb. von Magdalene Heuser, Petra Wulbusch, Andrea Kiszio, Jessica Kewitz und Diane Colema Brandt. Hrsg. von Magdalene Heuser. Tübingen 2003, S. 111.

den, zeigen exemplarisch die Briefe von Rebecca Claudius und Friederike Juliane Griesbach. Die Haushaltung der Familie Claudius war aufgrund der geringen Einkünfte des Dichters Matthias Claudius auf Eigenerzeugung und -verarbeitung der zum Leben notwendigen Waren und Güter ausgerichtet.[555] Einmal teilte Rebecca Claudius den Herders, die sie kurz zuvor besucht hatte, nach ihrer Rückkunft mit, dass sich ihre beiden Mädchen recht wohl befänden, und fügte hinzu, „die Kleine [Christiane, 1 Jahr alt] springt auf meinem Schoß, daß ich kaum schreiben kann [...]“.[556] In einem anderen Brief geht aus einer Nachschrift von Matthias Claudius hervor, wie sehr der Kinderreichtum der Familie das Schreiben seiner Ehefrau be- bzw. verhinderte: „Der Brief hat alle Zeit her schon sollen geschrieben werden, aber 7 große und 1 kleines Kind, ein dickes Bein, und nur eine Magd dazu im Hause – Frau Nachbarin, da muß mans eigentl. gut nehmen, daß er nun noch geschrieben ist.“[557]

Ähnlich äußerte sich auch Friederike Juliane Griesbach, Ehefrau des Jenaer Theologen und Vorsteherin eines großen Hauswesens, gegenüber Charlotte Schiller: „Sie Geliebte nehmen dis mahl mit den Briefchen vorlieb, ich denke Sie werden ihm den Mangel an Zeit und Musse an merken“.[558] In einem anderen Brief an ihren Freund Bernhard Rudolf Abeken entschuldigt sie sich wegen eines verspäteten Geburtstagsgrußes und setzt hinzu: „ich kan aber besonders was das schreiben Bedrift selden thun was ich so gerne möchte und so muste ich es dan auch bis auf heud verschieben.“[559] Neben der Arbeit im Haushalt und für die Familie wird dem Führen von Briefkorrespondenzen nur ein untergeordneter Rang zugedacht; die vorrangigen Pflichten der Hausfrau, Gattin und Mutter durften darunter nicht leiden. Wie selten die meisten Frauen, auch Christiana von Goethe, einen Brief in vollkommener Ruhe und Ungestörtheit schreiben konnten, deutet ein weiteres Zitat von Friederike Juliane Griesbach an: „[...] ich habe diesen Brief heute Sontag, Nachmittag geschrieben wo meine Mädchens aus gegangen sind, und da ist es ganz still um mich her, nur das Sumsen der fliegen hat mich aus meiner Stube vertrieben.“[560] Unter solchen Bedingungen war für die meisten Frauen auch nicht daran zu denken, zunächst ein Briefkonzept anzufertigen,

555 Becker-Cantarino: Rebecca Claudius, S. 77.

556 Brief vom 3. Mai 1776, zit. nach ebd., S. 83.

557 Brief an Ernestine Voß, 30. Januar 1791, zit. nach ebd., S. 83.

558 Brief von Friederike Juliane Griesbach an Charlotte Schiller, ohne Datum, GSA, Sign.: 83/1748, St. 4.

559 Brief von Friederike Juliane Griesbach an Bernhard Rudolf Abeken, 7. Dezember 1811, GSA, Sign.: 1/96 (o. Fol.).

560 Brief von Friederike Juliane Griesbach an Bernhard Rudolf Abeken, ohne Datum, GSA, Sign.: 1/96 (o. Fol.).

dieses möglicherweise zu überarbeiten und anschließend noch einmal in Schönschrift abzuschreiben und erst dann zu versenden.

Christiana von Goethe hatte trotz der Geburten von insgesamt fünf Kindern und möglicherweise weiteren Fehlgeburten nur ein Kind zu versorgen, sodass die Kinderbetreuung und -erziehung sie nicht in einem so hohen Maße forderte und vom Briefschreiben abhielt, wie dies bei Rebecca Claudius der Fall war, die insgesamt zwölf Kinder zur Welt gebracht hatte, von denen bis auf zwei alle das Erwachsenenalter erreichten.[561] Bei Christiana von Goethe war es vor allem die große Hauswirtschaft, die ihr oft keine Zeit zum Schreiben ließ. So findet sich gelegentlich nur ein kurzes Billett an Goethe mit dem Hinweis, dass an diesem Tag gebügelt, gebacken oder geputzt werde und sie deshalb nicht viel schreiben könne.[562] So musste einmal sogar ihr Bruder in ihrem Auftrag als Schreiber einspringen und teilte Goethe mit: „Ganz kurz vor Abgang der Post ist Ihr Brief an meine Schwester kommen. Es ist Wäsche und ein ewiges Reinmachen im Hause. Man glaubt nicht fertig zu werden. Ich muß also schreiben.“[563]

Gerade das Wäschewaschen und Bügeln, aber auch das Backen sind nicht selten Gründe dafür, dass Briefe von Christiana Vulpius kurz ausfallen bzw. hastig während der zu verrichtenden Arbeit geschrieben werden mussten. So heißt es beispielsweise im August 1798 an Goethe: „Ich bin heute sehr mit der Wäsche beschäftigt; Du mußt mir also verzeihen, wenn ich Dir nur so ein kleines Briefchen schicke.“[564] Auf die Unruhe und fehlende Konzentration während des Schreibens deutet in einem Großteil dieser Briefe bereits die flüchtige Handschrift hin.[565] Eine ähnliche Beobachtung hält Becker-Cantarino in Bezug auf Rebecca Claudius fest, von der ebenfalls viele „aus Zeitmangel und Erschöpfung oft hastig hingeworfen[e] Briefe“[566] überliefert sind.

561 Vgl. Becker-Cantarino: Rebecca Claudius, S. 80.

562 Vgl. GC I, Nr. 162, 194, 222, 252 und 362.

563 Vgl. Brief an Goethe, 5. Mai 1800; GC I, Nr. 200.

564 GC I, Nr. 193.

565 Eine Untersuchung der Auswirkungen von Müdigkeit, Eile und Aufmerksamkeit auf die Sprachproduktion und insbesondere auf den Zusammenhang zur Einhaltung schriftsprachlicher Konventionen führte Schiegg anhand von Patientenbriefen durch. Er stellt zunächst fest, dass „das Niveau orthographischer Korrektheit bei Privatbriefen generell niederiger ist als bei offiziellen Briefen, sodass sich ein Nachlassen der Konzentration dort weniger bemerkbar macht.“ (Schiegg: Flexible Schreiber, S. 490) Die Hypothese, dass der Grad an Schriftsprachlichkeit bei Schreibern mit einem beschwerlichen Schreibprozess im Textverlauf abnimmt, wird bestätigt: Die orthographische Korrektheit nimmt in der zweiten Texthälfte adressatenunabhängig ab (vgl. ebd., S. 268 und 491).

566 Becker-Cantarino: Rebecca Claudius, S. 83.

In den Briefen an den Bremer Freund Nicolaus Meyer sind Beteuerungen und Entschuldigungen wegen länger als gebührlich ausbleibender Briefe ebenfalls keine Seltenheit. Oft waren es ihre „häuslichen Geschäfte“,[567] die sie abhielten. Darüber hinaus kam es auch vor, dass eigene gesundheitliche Beschwerden Christiana von Goethe das Schreiben unmöglich machten. Während sie Beeinträchtigungen dieser Art so gut wie möglich vor ihrem Gatten verbarg (das galt auch für Erkrankungen des Sohnes) oder ihm diese erst offenbarte, nachdem sie wieder genesen war, schrieb sie darüber an Nicolaus Meyer unumwunden wie am 20. Mai [1802]: *scho[n] lä[nn]st häte ich Ihnen mein lieber Freund einige zeillen schreiben sollen aber seit 4 wochen befinde ich [mic]h so übel daß [mi]r alle lust zu leben ve[r]g[in] und zu schriben* ^{var} *mir es gar gar nicht möchlich*.[568] Verzögerungen in der Briefkorrespondenz ergaben sich zuweilen aus der Krankenpflege von Familienmitgliedern wie im Frühjahr 1805, als Christiana Vulpius nicht nur den seit Monaten schwerkranken Goethe umsorgte, sondern sich zugleich auch der Gesundheitszustand ihrer Schwester und ihrer Tante weiter verschlechterte.[569]

3.4.2.2 Posttage und Botenabgänge als schreibstrukturierender Faktor

Um 1800 war das Postwesen bereits sehr gut organisiert und der Ausbau des Postnetzes so weit vorangeschritten, dass Briefe über kürzere Distanzen (nahezu) täglich und über längere Distanzen in überschaubarer Zeit ausgetauscht werden konnten. In Weimar gab es drei verschiedene Postverwaltungen, namentlich die Kaiserliche Reichspost (betrieben von der Familie Thurn und Taxis), die Kurfürstlich-Sächsische Post (erst ab 1803 mit einer Poststation in Weimar) und die Herzoglich-Sächsische Post, die die Briefbeförderung mit unterschiedlichen Zuständigkeitsbereichen sicherstellten.[570]

567 Brief von Christiana Vulpius an Nicolaus Meyer, 25. November 1805 (FDH/FGM, Sign.: Hs-13438, vgl. auch Kasten, Nr. 114). – Im Jahre 1806 kamen beispielsweise zum „normalen“ Arbeitspensum noch Einquartierungen preußischer Soldaten und Offiziere hinzu, die versorgt werden mussten (vgl. Kasten, Nr. 119).

568 Universitätsbibliothek Leipzig, Slg. Hirzel, Sign.: B313b, vgl. auch Kasten, Nr. 17.

569 Vgl. Kasten, Nr. 99, auch Nr. 124.

570 Vgl. Bühling, Werner: Die Post in Weimar. Das Postwesen und seine Entwicklung in und um Weimar in vier Jahrhunderten. Weimar 1995, S. 15. – Zum Postwesen im Herzogtum Sachsen-Weimar(-Eisenach) vgl. zudem Deutsche Post AG (Hrsg.): Goethe und Weimar. Vorphilatelistische und philatelistische Spuren Goethes, seiner Stadt und ihrer Postverbindungen. Hamburg 1999, insb. S. 10–47 und in komprimierter Form das Kapitel „Tore und Straßen nach allen Enden der Welt. Weimarer Postverhältnisse“ in Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 397–422.

Im Postbericht von 1779[571] ebenso wie in jenem von 1804[572] sind wöchentlich insgesamt vier Verbindungen von Weimar nach Jena aufgelistet, wobei die Berichte nur einen Teil der tatsächlich bestehenden Postverbindungen wiedergeben. Es gab beispielsweise zusätzlich bis 1803 noch einen Kammerwagen, der einmal und später zweimal wöchentlich auf der Strecke Jena-Weimar-Erfurt-Gotha-Eisenach verkehrte.[573]

Die fahrende und reitende Post war in der Korrespondenz von Christiana und Johann Wolfgang von Goethe vor allem bei Reisen in entfernter liegende Orte von Bedeutung. Während Goethes häufiger Aufenthalte in Jena war der tägliche Botendienst die wichtigere Instanz. Er wurde von beiden rege genutzt und stellte mithin bei dieser Distanz den primären Weg der Brief- und Warenbeförderung dar. Darüber gibt die Korrespondenz vielfach Auskunft; beispielsweise schreibt Christiana Vulpius am 31. Mai 1797 an Goethe: „Wenn die Botenweiber kommen, und ich bekomm keinen Brief von Dir, so ist es mir betrübt“[574] oder am 2. April 1798: „Der Bote ist zu mir gekommen und fragt, ob ich was zu bestellen hätte. Da schicke ich Dir, was eben angekommen ist.“[575] Über den Botendienst war es möglich, noch am selben Tag Antwort zu erhalten, wie Goethes Bemerkung im ebenfalls vom 2. April 1798 stammenden Antwortschreiben zeigt: „Durch den rückkehrenden Boten sage ich Dir nur so viel, daß der Herzog Mittwoch hierher kommt und den Donnerstag bleibt, so daß ich also vor Freitag nicht nach Weimar könnte, wenn ich auch wollte.“[576]

Diese Botengänge ermöglichten über die Zustellung von Briefen hinaus auch eine kostengünstige Beförderung von Lebensmitteln, Arbeitsmaterialien, Kleidung und anderen Dingen, die Goethe in Jena benötigte und die ihm seine Partnerin zukommen ließ. Am häufigsten werden Lebensmittel aus dem Haus am Frauenplan nach Jena spediert. So heißt es beispielsweise am 19. Februar 1796: „Mit dem Essen geht es mir wieder recht schlecht, schicke mir einige Flaschen oberweimarisches Bier.“[577] oder am 22. Mai 1798: „Wegen der Nahrung geht es nicht ganz so gut. [...] Ich will indessen schon sehen, wie ich zurecht komme, sei nur so gut und schick mir ein Fläschchen von unserm gewöhnlichen Öl zum Salat. Denn das beste hier ist nicht eßbar.“[578] Aber auch Bücher und andere Materialien konnten auf diese Weise

571 „Post-Bericht“ vom 17. Januar 1779; vgl. die Abb. in: Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 400.

572 Weimarischer Postbericht. Wie die Posten abgehen und ankommen. In: Hofkalender 1804, S. 1–3, https://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpvolume_00094763 (22.03.2024).

573 Vgl. Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 404 sowie Bühling: Post in Weimar, S. 257.

574 GC I, Nr. 126.

575 GC I, Nr. 165.

576 GC I, Nr. 166.

577 GC I, Nr. 69.

578 GC I, Nr. 170.

transportiert werden. So fordert Goethe zum Beispiel am 6. September 1796: „Laß die Bücher, die ich auf beiliegendem Blättchen verzeichnet habe, durch Deinen Bruder in meiner Bibliothek aufsuchen und schicke mir sie durch die rückgehenden Botenweiber.“[579]

Diese raschen und häufig täglichen Brief- und Warensendungen blieben nicht ohne Auswirkungen auf die inhaltliche Gestaltung und Ausführlichkeit der ausgetauschten Nachrichten. So handelt es sich oftmals um kurze Notizen in Billettform oder Arbeitsaufträge und -berichte. Christiana von Goethe wird nicht selten ihre häuslichen Arbeiten unterbrochen haben, um der Botenfrau oder dem Boten noch eine eilig verfasste Mitteilung für Goethe mitgeben zu können. Neben den zahlreichen Briefen, die mit der Formel „in Eile“ versehen sind, zeigen dies u. a. ihre kurzen Ausführungen vom 27. Mai 1797, die mit den Worten enden: „Leb wohl, die Wenzel [die Botenfrau, Anm. d. Verf.] kömmt.“[580]

Es kam vor, dass eine aus Jena eingetroffene Botenfrau direkt im Haus am Frauenplan auf eine briefliche Antwort und entsprechende Beigaben wartete, um diese wieder mit nach Jena retour zu nehmen. Dazu riet Goethe in einem Brief vom 15. Oktober 1798, als er dringend einige Schriftstücke benötigte. Er war besorgt, dass es andernfalls „Confusion geben“ könnte, wenn die Botenfrau erst durch die Stadt liefe, um andere Sendungen entgegenzunehmen.[581] Dementsprechend kurz fiel der Antwortbrief aus, zumal Christiana Vulpius im Begriff war, nach Tiefurt aufzubrechen, als sein Brief eintraf.[582]

Ferner ist ein Brief überliefert, aus dem hervorgeht, dass Christiana Vulpius nicht immer selbst Zeit fand, um Goethes Nachricht direkt zu beantworten. Als an einem geschäftigen Wasch- und Reinigungstag dennoch eine zügige Reaktion erforderlich war, beauftragte sie ihren Bruder mit dem Verfassen einer Antwort.[583] Dieser Brief, der an einem Montag an den in Leipzig weilenden Goethe verfasst wurde, endet wiederum mit der Bitte um rasche Antwort: „Auf diesen Brief müßten der Herr Geh. Rath mit *umgehender* Post antworten, sonst bekömmt meine Schwester den Brief nicht Donnerstags, wo sie doch Ihre Entschließungen wissen muß. Die Post eilt zum Abgehen.“[584]

579 GC I, Nr. 86.

580 GC I, Nr. 122. – Weitere Beispiele finden sich auch in GC I, Nr. 166, 375, 451 und 471. – Eine der Botenfrauen war Johanna Dorothea *Karoline* Wentzel (Wenzel) (1782 bis 1871) aus Jena. Sie war die Tochter des Pensionärs Johann Wilhelm Wentzel aus erster Ehe (vgl. „ID 47233 – Wentzel (Wenzel), Johanna Dorothea Karoline verh. Vollbracht“, in: Forschungsdatenbank so:fie, https://ores.klassik-stiftung.de/ords/f?p=900:2:::::P2_ID:47233 [03.02.2024]).

581 Vgl. GC I, Nr. 201.

582 Vgl. GC I, Nr. 202.

583 Vgl. GC I, Nr. 266.

584 Ebd. (Hervorhebung im Orignal).

Die obigen Ausführungen verdeutlichen, dass bei weiteren Entfernungen die Posttage, bei kürzeren die Botengänge den Kommunikationsfluss strukturierten. Vor allem die kurzen Billetts, die während ihrer häuslichen Tätigkeiten geschrieben wurden, deuten darauf hin, dass Christiana von Goethe das Verfassen von Briefen zuweilen als Bestandteil der Hausarbeit, mithin als Verpflichtung, empfand.[585] Diese sind weder mit Zeit noch Muße verfasst worden. Hier standen vielmehr Pflicht und Notwendigkeit zu einer raschen Reaktion im Vordergrund und das Bestreben, Goethes Wünsche gemäß ihrer Rolle als fürsorglicher Gattin möglichst umgehend zu erfüllen.

3.4.2.3 Abendliches Schreiben

Aus einigen Briefen Christiana von Goethes ist zu entnehmen, zu welcher Tageszeit sie geschrieben wurden. Wenn nicht gerade durch Botenabgänge eine umgehende Antwort erforderlich war, fiel das Schreiben in die ruhigeren Abendstunden. Von den insgesamt 13 Zeitangaben[586] in ihren eigenhändigen Briefen an Goethe entfallen nur zwei auf den Vormittag. In einem Fall handelt es sich um die Fortsetzung eines Briefes, der bereits am Abend zuvor begonnen worden war, und im zweiten um einen kurzen Brief, der vermutlich zusammen mit einem weiteren, am Abend zuvor verfassten Brief abgeschickt wurde.[587] Aus zahlreichen weiteren Briefen lässt sich indirekt erschließen, dass diese ebenfalls später am Tag, höchstwahrscheinlich ebenfalls in den Abendstunden geschrieben worden sind, da von den zurückliegenden Ereignissen des Tages berichtet wird.

Der Entstehungszeitpunkt lässt Rückschlüsse auf exogene Schreibfaktoren zu, die vermutlich nicht ohne Auswirkungen auf das Schreibresultat blieben und die in Zeiten des elektrischen Lichts und moderner Schreibgeräte weniger naheliegend sind. Das Schreiben in den Abendstunden, meist nach 20 Uhr, bedeutete für mehrere Monate im Jahr eine Schreibtätigkeit bei Kerzenschein, bei schlechter Beleuchtung also. Am Abend nach einem geschäftigen Tag, der meist sehr früh begann, ist zudem mit einer verminderten Aufmerksamkeit und Konzentration zu rechnen. Besonders augenfällig werden die Auswirkungen des in diesem Fall nächtlichen Schreibens nach vergnüglichen Stunden in den Briefen aus Lauch-

585 Vgl. hierzu in Bezug auf Frauenbriefe im Allgemeinen Niemeyer: Brief als weibliches Bildungsmedium, S. 450.

586 Nicht berücksichtigt wurde ein Reisetagebuch in Briefform vom 8. bis 11. August 1797, welches auf der Rückreise von Frankfurt a. M. entstanden ist. Die Briefe aus Lauchstädt werden auch nur am Rande erwähnt, weil der Tagesablauf während des Sommertheaters ein gänzlich anderer war und meist bis spät abends und nachts Bälle besucht wurden. Dort schrieb Christiana Vulpius einige Briefe auch spät nachts nach diesen Veranstaltungen.

587 Vgl. GC I, Nr. 306 und 122.

städt. Dort schrieb Christiana Vulpius ihre Briefe oftmals noch nach den Tanzbällen und dem damit sicherlich verbundenen Genuss von alkoholischen Getränken.

Beatrix Niemeyer verweist hinsichtlich der idealen Schreibbedingungen auf eine französische Enzyklopädie aus dem Jahr 1763, die drei Dinge als wesentlich erachtete: einen schönen (sonnigen) Tag, einen soliden Tisch und einen bequemen Stuhl.[588] Christiana von Goethe konnte ihre Briefe wie die meisten Frauen nur selten unter diesen Bedingungen zu Papier bringen. Gerade die vom Tageslicht begleiteten Stunden standen nur in seltenen Fällen für das Führen von Korrespondenzen zur Verfügung. Was die räumlichen Gegebenheiten angeht, kamen diese den Idealvorstellungen der Enzyklopädie schon recht nahe.

3.4.2.4 Schreiborte im Haus am Frauenplan

Männer verfügten in den vermögenderen Kreisen meist über ein separates Arbeitszimmer mit einem Schreibtisch, an welchen sie sich zum Schreiben zurückziehen konnten. Für Frauen galt dies nicht im gleichen Maße. Oftmals stand Frauen kein eigener Raum für ihre Schreibtätigkeit zur Verfügung; meist teilten sie sich ihr Zimmer mit ihren Kindern und besaßen keinen eigenen Schreibtisch. Ihr Schreibprozess war zudem häufig von Unterbrechungen durch Kinder, Besucher oder das Dienstpersonal geprägt.[589] Ablenkungen waren somit die Regel und nicht die Ausnahme.

Christiana von Goethe gehörte zu den Frauen, die das Privileg eines festen Ortes zum Schreiben besaßen: Ihr standen sowohl ein eigener Raum als auch ein eigenes „Schreibepult“ (so die gebräuchliche Schreibung um 1800)[590] zur Verfügung.[591] Wo genau sich ihr *klein hinder Stüb[ch]en*[592] befand und ob das Pult in diesem Raum stand, ist nicht zu ermitteln. Die heutzutage als „Christianezimmer“ museal eingerichteten Räumlichkeiten im Hinterhaus des Gebäudekomplexes am Frauenplan könnten von ihr genutzt worden sein. Es könnte sich aber ebenso gut um Kammern für Bedienstete oder aber auch um Wirtschaftsräume oder Ankleidezimmer gehandelt haben. Bekannt ist, dass Christiana Vulpius seit 1792 gemeinsam mit Goethe auch Privaträume im Ostteil des zum Frauenplan hin ausgerichteten Vorderhauses bewohnte.[593]

---

588 Vgl. Niemeyer: Brief als weibliches Bildungsmedium, S. 449 f.

589 Vgl. Niemeyer: „Angenehme Sittenlehrer“. Briefe, S. 201. – Zur ausführlichen Beschreibung der Wohnsituation von Schriftstellerinnen des 18. Jahrhunderts vgl. Walter, Eva: Mägde Arbeit (Diss masch.), S. 73–108.

590 Vgl. Art. „Schreibepult“, in AWb, https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=S02792 (22.03.2024).

591 Johann Wolfgang von Goethe an Christiana Vulpius am 19. Februar 1796 (GC I, Nr. 69).

592 JWG2.

593 Vgl. Holler, Wolfgang / Knebel, Kristin (Hrsg.): Goethes Wohnhaus. Weimar 2011, S. 59.

Einer näheren Erläuterung bedarf das erwähnte Schreibpult:[594] Goethe verwendet für das Schreibmöbel seiner Frau sowohl den Ausdruck „Schreibepult“[595] als auch „Schreibtisch“[596] (um 1800 auch in der Schreibung „Schreibetisch“[597]). Für seine eigenen Schreibmöbel kommt in den Briefen an Christiana Vulpius nur die Bezeichnung „Schreibtisch“ vor.[598] Ob sich daraus eine semantische Differenzierung im Sinne eines Schreibtischs, vor dem man sitzt, und eines Schreibpults, vor dem man steht, ableiten lässt, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Im Zusammenhang mit Oberroßla wird ebenfalls ein Schreibpult erwähnt.[599] Da sich Christiana und Johann Wolfgang von Goethe beide nur selten in Oberroßla aufhielten, wird sich dort vermutlich ein kleineres, weniger geräumiges Modell befunden haben.[600]

Auf einen geschlechtsspezifischen Unterschied bei der Wahl der Schreibmöbel weist das *Journal des Luxus und der Moden* von 1793 hin: „Damen, welche in ihrem Schreib-Tische bey weitem nicht so viele Papiere aufzuheben haben, als Gelehrte oder Geschäftsmänner, bedürfen daher auch keinen so großen und geräumigen als letztere.“[601] In der Dezember-Ausgabe von 1799 wird dieser Aspekt weiter spezifiziert:

---

594 Ein Schreibmöbel, welches Christiana von Goethe zugeschrieben wird, konnte weder nach Recherchen in der Museumsdatenbank der Klassik Stiftung Weimar noch nach einer ersten Durchsicht der verschiedenen Inventarlisten zum Goethe'schen Nachlass gefunden werden. Es ist nicht auszuschließen, dass ihr Schreibmöbel aufgrund ihres frühen Todes nicht im Goetheschen Nachlass erhalten oder in den Besitz August von Goethes und später seiner Kinder übergegangen ist. – Erhalten ist ein Schreibset mit Amor neben dem Federhalter, welches heute in den Christiane-Zimmern des Goethe-Wohnhauses gezeigt wird und das möglicherweise aus dem Besitz Christiana von Goethes stammt (vgl. Holler/Knebel: Goethes Wohnhaus, S. 70, Abb. 2; vgl. auch die Abbildung in Damm: Christiane Goethe Tagebuch, Anhang).

595 GC I, Nr. 69.

596 Vgl. Johann Wolfgang von Goethe an August von Goethe am 29. Juni 1816, in: Ungedruckte Briefe Goethes an seinen Sohn. In: Jahrbuch der Sammlung Kippenberg, Bd. 1. Leipzig 1921, S. 61–64, hier S. 61.

597 Vgl. Art. „Schreibetisch“, in AWb, https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=S02799 (22.03.2024).

598 Vgl. u. a. GC I, Nr. 77, 87, 182 sowie GC II, Nr. 451, 462 und 475.

599 Vgl. GC I, Nr. 225.

600 Es hat sich ein Hinweis auf eine konkrete Schreibsituation auf dem Landgut in Oberroßla erhalten, als sich Christiana Vulpius im Juli 1798 anlässlich der Kirchweihe dort aufhielt. Ein reges Treiben in Vorbereitung des Festes führte zur Beeinträchtigung ihres Schreibprozesses, wie sie Goethe berichtete: „Mündlich will ich Dir alles erzählen; man kann hier nicht in Ruhe schreiben […].“ (GC I, Nr. 190). Wie die Schreibgegebenheiten ansonsten auf Reisen aussahen, ist den Briefen nicht im Detail zu entnehmen. Die Rahmenbedingungen werden zudem je nach Unterkunft variiert haben.

601 [Anonym]: „Ameublement“. In: Journal des Luxus und der Moden 8 (Februar 1793), S. 126–128, hier S. 126, https://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpvolume_00055293 (22.03.2024); vgl. hierzu auch Böhmer, Sebastian: Zu einer „Semantik von unten“. Medien-, material- und diskursphilologi-

> Der größere Schreibtisch eines Mannes kann beständig offen stehen, auch zuweilen wohl ein wenig mit Papieren und Büchern beladen seyn, weil man vorausetzt daß seine Arbeit ihn stündlich daran beschäftiget; das Büreau einer Dame hingegen, die nur einzelne Stunden daran sitzt, und sich mit ihren abwesenden Freunden, mit ihrem eignen Geiste, oder als Hausmutter mit ihrem Hauswesen unterhält, und dazu nur einzelne Blätter, oder ein zierliches Bögelchen Engl. P a t e n t - p a p e r braucht, muß außerdem beständig verschlossen seyn, und die Arcana der Liebe, der Freundschaft, und der Wirthschafts-Casse sichern.[602]

Die integrierten, unteren Schub- bzw. Kommodenfächer des Schreibtisches waren ebenfalls geschlechtsspezifisch für die Aufbewahrung von Handschuhen, Federn, Blumen, Spitzen, Schals und „andere [n] Requisiten des kleinen Putzes“[603] gedacht. Die Konzeption als Damenschreibtisch und Kommode zugleich spiegelt die unterschiedlichen Geschlechtscharaktere und Rollen wider, die man Frauen und Männern zuschrieb.

Grundsätzlich könnte es sich beim Schreibmobiliar Christiana von Goethes, wie die Bezeichnung vermuten lässt, um ein reines Schreibpult, an dem man die Schreibtätigkeit im Stehen verrichtete, gehandelt haben oder aber um ein Möbelstück, welches zwei Schreibfunktionalitäten aufwies: ein ausklappbares schräg liegendes Pult zum Schreiben im Stehen einerseits und einen ausziehbaren Schreibtisch für das Schreiben im Sitzen andererseits. In jedem Fall war es für Frauen keine Selbstverständlichkeit, über einen eigenen Raum und entsprechendes Schreibmobiliar verfügen zu können.

3.4.3 Exkurs: Christiana von Goethe als „Schreibschülerin“ – Johann Wolfgang von Goethes Rolle

Es ist davon auszugehen, dass Christiana von Goethe Lesen, Schreiben und Rechnen bereits in ihrer Kindheit und Jugend erlernt hatte[604] und nicht erst, nachdem Johann Wolfgang von Goethe sie in sein Haus aufnahm. Mit der fortdauernden Beziehung zu Goethe änderten sich allerdings die Ansprüche an ihre Schreibfähig-

---

sche Studien zu Schrift und Schreiben in der Zeit von 1770 bis 1834 (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte, 381). Heidelberg 2018, S. 221, Abb. auf S. 224 f.

602 B[ertuch, Friedrich Justin]: „Ameublement. Ein bequemes Damen-Büreau“. In: Journal des Luxus und der Moden 14 (Dezember 1799), S. 654 f., hier S. 654, https://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpvolume_00055550 (22.03.2024).

603 Ebd.

604 Vgl. insb. Kapitel 2.3.

keiten. War ihre Schreibausbildung im familiären Umfeld zunächst höchstwahrscheinlich vor allem an den Fähigkeiten orientiert, die für den Hausgebrauch nötig gewesen waren (wie das Notieren von Ausgaben für Lebensmittel und Anschaffungen), weitete sich dieser Bereich in Goethes Haushalt deutlich aus. Gerade das Verfassen von Briefen und das Führen von Korrespondenzen stellte über die reine Schreibfähigkeit hinaus hohe Anforderungen; es setzte nicht nur die Kenntnis von Konventionen hinsichtlich der formalen Gestaltung von Briefen und deren Adressierung voraus; man musste auch wissen, wie ein Brief zu falten, zu siegeln und zu frankieren war. Christiana von Goethe erweiterte ihren Wissensstand und ihre Kompetenzen in diesem Bereich sukzessive auch mithilfe von Goethes Instruktionen und Hinweisen.

Besonderheiten waren vor allem beim Postversand ins Ausland zu beachten. Anfangs ging Christiana Vulpius der Hausgenosse Johann Heinrich Meyer bei dieser Aufgabe zur Hand.[605] Das geht aus ihren Briefen vom Sommer 1793 hervor, als sich Goethe während der Feldzüge gegen Frankreich in der Gefolgschaft des Herzogs Carl August befand.[606] Vier Jahre später, kurz vor seiner Reise in die Schweiz, die Goethe eigentlich weiter nach Italien hätte führen sollen, erklärte er Christiana Vulpius nachdrücklich zweimal in demselben Brief, was sie bei ihren Postsendungen zu beachten habe: „Wenn Du mir schreibst, so mußt Du immer zugleich auf die Adresse setzen: *gefällig nachzuschicken*, und mußt Deinen Brief noch besonders siegeln, wenn Du ihn auch in ein Packet legst [...].“[607] Diese Instruktionen waren nötig, da sowohl Johann Heinrich Meyer als auch der Schreiber Ludwig Geist Goethe begleiteten und Christiana Vulpius diese Aufgabe selbst erledigen musste.

In seinen Briefen versucht Goethe Christiana Vulpius mit Anerkennung und Lob zum regelmäßigen Schreiben zu ermuntern. Erwartungsgemäß sind formelhafte Aufforderungen wie „schreibe fleißig“ häufig anzutreffen.[608] Wenn Goethe

605 Im November 1791 vergrößerte sich die Goethe'sche Hausgemeinschaft: Der Schweizer Maler Johann Heinrich Meyer, den Goethe auf seiner Italienreise kennengelernt hatte, war in Weimar eingetroffen. Er zog in die zweite Etage des Jägerhauses und später mit in das Haus am Frauenplan, dessen Umbau er auch während Goethes Abwesenheit leitete. Bis zu seiner Hochzeit mit Amalie von Koppenfels im Jahre 1803 wohnte er dort. Er war eine wichtige Vertrauensperson für Christiana Vulpius (vgl. Klauß, Jochen: Der „Kunschtmeyer“. Johann Heinrich Meyer: Freund und Orakel Goethes. Weimar 2001, insb. S. 79 ff.).

606 Vgl. GC I, Nr. 28 und 30.

607 GC I, Nr. 143 (Hervorhebung im Original).

608 Vgl. u. a. GC I, Nr. 141 und Nr. 384; GC II und Nr. 480. – Des Weiteren sind Wendungen mit „fahre ja fort, (mir fleißig zu schreiben)“ typisch (vgl. u. a. GC I, Nr. 143, Nr. 352, Nr. 354, Nr. 357 und Nr. 358).

einen ausführlichen Brief erhalten oder Christiana Vulpius in kurzer Folge Briefe an ihn gerichtet hatte, würdigte er diese Bemühungen.[609] Besonders deutlich und in auffallender Häufung geschah dies in seinen Briefen vom Sommer 1803, als Christiana Vulpius zum ersten Mal für mehrere Wochen allein verreist war, um dem Gastspiel des Weimarer Theaters in Lauchstädt beizuwohnen. In nahezu jedem seiner Briefe bekräftigte Goethe seine Freude über die detailreichen und ungewöhnlich ausführlichen Briefe seiner Partnerin.[610] Anders als im Weimarer Alltag, der vor allem bis zur Hochzeit 1806 maßgeblich von der Organisation des Hauswesens und wiederkehrenden Tätigkeiten bestimmt war, zeugen die Briefe von ereignisreichen Tagen mit Theateraufführungen, Bällen und Geselligkeiten.

Kritik an den eigenhändig geschriebenen Briefen von Christiana Vulpius übte Goethe in seinen überlieferten Zeugnissen nicht. Allenfalls hielt er sie zu ausführlicheren Schilderungen an, wenn ein Sachverhalt seiner Meinung nach zu kurz behandelt wurde.[611] Ein Lob, welches zugleich eine implizite Kritik enthält, ist in seinem Brief vom 15. Februar 1799 zu lesen: „Ich danke Dir für Deine Briefe, die doch dießmal so gar kurz nicht sind.“[612] Bemerkenswert ist einzig eine explizite Aufforderung zum stetigen Üben, die Goethe nach immerhin fast achtjähriger Beziehung und somit auch schon einigen Jahren der Schreibpraxis von Christiana Vulpius äußerte: „Für Deinen langen Brief danke ich Dir recht sehr, es geht schon wirklich mit dem schreiben, wenn Du es nur recht üben willst.“[613] Dieser Zuspruch kann seinen väterlich-schulmeisterlichen Ton nicht verbergen, den er Christiana gegenüber allerdings in erkennbar geringerem Maße anschlug, als er es beispielsweise in früheren Jahren in den Briefen an seine Schwester Cornelia[614] oder zuwei-

609 Vgl. u. a. GC I, Nr. 25, Nr. 27, Nr. 132 und Nr. 354.

610 Vgl. GC I, Nr. 352, Nr. 357, Nr. 358 und Nr. 362.

611 Vgl. GC I, Nr. 45.

612 GC I, Nr. 219.

613 Brief vom 9. Juni 1797, GC I, Nr. 132.

614 Während seiner Leipziger Studienjahre korrigierte Goethe beispielsweise die Briefe seiner Schwester. Er forderte sie auf, ihre Briefe halbbrüchig zu schreiben, damit er daneben Raum für seine Anmerkungen hatte (vgl. den Brief vom 6. bis 9 oder 10. Dezember 1765, in: GB 1 I, S. 25). Die Kritik, die er diesem Brief beifügte, stand unter dem Einfluss der Brieftheorie und der Vorlesungen Christian Fürchtegott Gellerts und glich dessen Ausführungen teilweise bis in den Wortlaut. Goethe selbst tadelte später sein Verhalten in *Dichtung und Wahrheit*, welches er als „Nachäfferey“ (des Professors) bezeichnete (vgl. GB 1 II, zu 25,9–11 sowie 25,14–29, S. 47 f.). Hierbei ist zu bedenken, dass das Verhältnis zwischen Bruder und Schwester bzw. Mann und Geliebter nicht gleichzusetzen ist und dass Goethe mit seinen damals 16 Jahren der Wunsch geleitet haben könnte, seiner 1 ½ Jahre jüngeren Schwester seinerseits weiterhin Bildung angedeihen zu lassen, nicht zuletzt, da ihr als Mädchen eine weiterführende institutionelle Ausbildung versagt blieb. Beide Kinder waren im Elternhaus lange Zeit gemeinsam unterrichtet worden und nun sah sich Goethe offensichtlich in der Rolle des Mentors.

len in den Briefen an seinen Sohn – man mag hier naturgemäß die erzieherische Funktion in Rechnung stellen – getan hat.[615]

Selbst in den späteren Jahren, als Christiana von Goethe kaum noch selbst zur Feder griff, äußert Goethe noch implizite Kritik an der Kürze der eigenhändigen Briefe Christianas, wie am 30. April 1809: „Lebe recht wohl und dictire unserer schönen Freundin [Caroline Ulrich, Anm. d. Verf.] ein weitläuftigeres Blättchen, als Du selbst zu schreiben pflegst.“[616] Wenige Tage später bat Goethe seine Frau, sie möge nicht zu kurz schreiben.[617]

Einmal zieht Goethe einen für seine Frau nicht sonderlich schmeichelhaften Vergleich zu der gebildeten und weltgewandten Christine Reinhard, geborene Reimarus, der Gattin des Diplomaten Carl Friedrich Reinhard. Als Goethe einen bevorstehenden Besuch des Ehepaares in Weimar während seiner Abwesenheit ankündigte, entwarf er folgende Charakterisierung:

> An ihm wirst Du einen ernsthaften, sehr verständigen und wohlwollenden Mann finden. Inwiefern Du zu ihr einiges Verhältniß haben kannst, wird sich geschwind zeigen. Sie ist eine gute Mutter und thätige Gattin, aber belesen, politisch und schreibselig, Eigenschaften, die Du Dir nicht anmaßest.[618]

Zunächst hebt Goethe die häuslichen Tugenden als Mutter und Hausfrau hervor, da er diese nicht nur Christine Reinhard, sondern gleichermaßen auch seiner Gattin zuschreibt, um daran anschließend die Unterschiede zwischen beiden herauszustellen, die Christiana von Goethe nicht im besten Licht erscheinen lassen. Mit der Betonung der Differenzen ist indirekt eine Aufforderung zur gebotenen Zurückhaltung gegenüber Reinhards Gattin intendiert.[619]

---

615 Beispielhaft sei hier auf ein Zitat in einem Brief Goethes an seinen Sohn aus dem Jahr 1808 verwiesen, in dem es nach der Rückkehr der Mutter nach Weimar heißt: „Schreibe ihr doch bald wenn du es noch nicht gethan hast, und vernachläßige womöglich deine Hand nicht gar zu sehr. Der Tag ist lang und wenn du ein Drittel der Zeit mehr auf einen Brief wendest, so liest ihn dein Correspondent mit Vergnügen, indem er nicht nöthig hat die mühselige Dechiffrirkunst anzuwenden.“ (Goethes Briefwechsel mit seinem Sohn August. Mit Einleitung, Kommentar und Register. Hrsg. von Gerlinde Ulm Sandford. Weimar 2005, Bd. 1, S. 85 f.) In diesem Zusammenhang sehr lesenswert ist die Darstellung in Stephan Oswalds Biographie zu August von Goethes Schreiben (vgl. ders.: Im Schatten des Vaters. August von Goethe. München 2023, S. 319–324).

616 GC II, Nr. 437.

617 Vgl. GC II, Nr. 440.

618 Brief vom 14. Juli 1807, GC I, Nr. 411.

619 Nachdem sich beide Frauen kennengelernt hatten, charakterisierte Christine Reinhard Christiana von Goethe in einem Brief an Sophie Reimarus am 9. August 1807 wie folgt: „Ich hatte mir fest vorgenommen, die Bekanntschaft von Goethes Frau zu machen, um ihm [Goethe, Anm. d. Verf.] zu beweisen, daß meine Natur nicht so exklusiv sei, wie er vermutete. [...] Das Äußere von Frau von Goethe ist gewöhnlich, um nicht zu sagen: gemein. Aber sie sieht so aus, als wenn

Die im Großen und Ganzen ermutigenden Worte gegenüber der Schreiberin aus den frühen Briefen Goethes setzen sich in den späteren Jahren nicht fort, wahrscheinlich vor allem, weil Christiana von Goethe nach 1806 ohnehin nur noch selten selbst zur Feder griff. Anders als gegenüber seiner Schwester Cornelia gerierte sich Goethe seiner Geliebten und späteren Ehefrau gegenüber nicht als mahnender Lehrmeister, der seine Schülerin zum „richtigen" Briefschreiben erziehen wollte. Er akzeptierte seine Frau als die Briefschreiberin, die sie war, freute sich über ihre Bemühungen, die er wohlwollend zur Kenntnis nahm und lobend erwähnte; mit tadelnden Worten hielt er sich zurück. Er respektierte ihre begrenzten Ambitionen in diesem Bereich und versuchte nicht, übermäßig bildend einzugreifen.

3.5 Die schriftlichen Zeugnisse Christiana von Goethes

3.5.1 Briefe an den Familien- und Freundeskreis

Insgesamt sind 312 Privatbriefe Christiana von Goethes an Adressaten aus dem engsten Familien- und Freundeskreis bekannt.[620] Die exakte Anzahl kann je nach zugrundeliegendem Briefverständnis leicht differieren, wobei insbesondere die Zählung von Briefen bzw. Brieftagebüchern, die an zwei oder mehreren aufeinanderfolgenden Tagen geschrieben und zusammen abgeschickt worden sind, unterschiedlich ausfallen kann. Zehn Briefe an Nicolaus Meyer sind nur im Druck überliefert (vgl. Tab. 3), sodass deren Eigenhändigkeit nicht zweifelsfrei festgestellt werden kann. Ihr Verbleib konnte nicht ermittelt werden.

Der überwiegende Teil der Briefe Christiana von Goethes im Umfang von 253 Briefen ist an Johann Wolfgang von Goethe gerichtet; 35 Briefe (einschließlich der zehn nur aus dem Druck bekannten Briefe) sind an Christiana von Goethes Vertrauten Nicolaus Meyer adressiert. Erhalten sind 22 Briefe an ihren Sohn August. Von der ursprünglich recht umfangreichen Korrespondenz mit Goethes Mutter, Catharina Eli-

---

sie einen guten Charakter hätte. Sie hat auf mich einen weniger antipathischen Eindruck gemacht, als sonst Frauen machen, die in Gesellschaft kommen, nachdem sie lange Zeit eine niedrige Stellung eingenommen haben. Sie drängte uns gutmütig, eine Mittagseinladung bei ihr anzunehmen. [...] Wollte ich sie Ihnen genau charakterisieren, so könnte ich sie nur mit der Kammerfrau vergleichen, die ich nach Italien mitnahm. Ihre Person, ihre Manieren und Bewegungen sind durchaus die einer gewandten Kammerfrau. Auch ihr Bildungsgrad steht nicht höher." (Bode: Goethe in vertraulichen Briefen, Bd. 2, S. 368.).

620 Darüber hinaus sind weitere Briefe an Freunde und Bekannte erhalten sowie geschäftliche Schreiben oder andere Eintragungen, welche sie (primär) in ihrer Funktion als Verwalterin eines großen Hauswesens schrieb oder in Auftrag gab. Dazu gehören z. B. Bestellungen (u. a. für Wein), Einträge in Rechnungsbücher oder Inventarlisten.

sabeth, sind nur zwei überliefert, alle anderen sind nicht erhalten. Das Diagramm (Abb. 3) veranschaulicht die Verteilung der Privatbriefe innerhalb dieses Adressatenkreises. Es ist davon auszugehen, dass die ursprüngliche Briefkorrespondenz von Christiana von Goethe mit den vier genannten Briefpartnern (vor allem mit Johann Wolfgang von Goethe) um einiges umfangreicher war, als die heutige Quellenlage dies widerspiegelt. Hinsichtlich der Überlieferungs- und Editionslage sollen anschließend die Briefe an Johann Wolfgang von Goethe sowie an Nicolaus Meyer genauer in den Blick genommen werden.

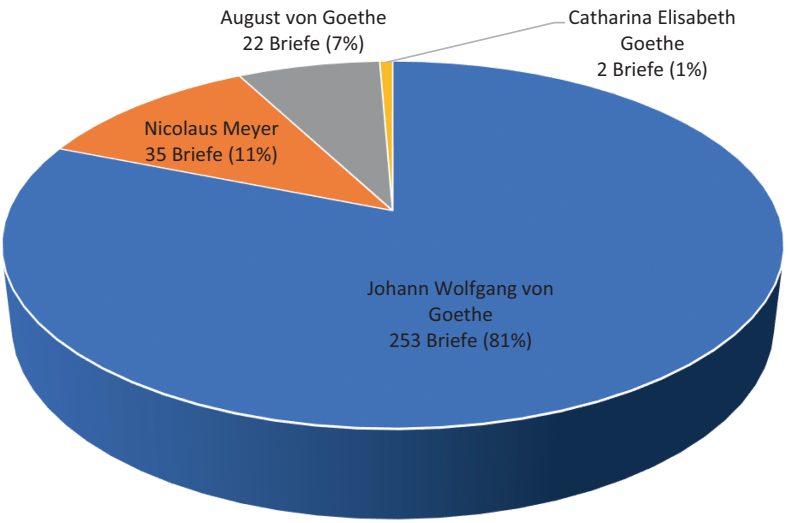


Abb. 3: Adressatenkreis der überlieferten Privatbriefe Christiana von Goethes.[621]

3.5.2 Der Briefwechsel mit Johann Wolfgang von Goethe

3.5.2.1 Überlieferung

Der wichtigste Korrespondenzpartner Christiana von Goethes war ihr Lebensgefährte und späterer Ehemann Johann Wolfgang von Goethe.[622] Seiner sorgfältigen

621 Bei den Briefen an Nicolaus Meyer wurden die zehn ausschließlich im Druck überlieferten Briefe mitgezählt, (vgl. Kapitel 3.5.3).

622 Eine kürzere Fassung der Überlieferungs- und Editionslage der Briefe von Christiana Vulpius an Johann Wolfgang von Goethe ist in der Examensarbeit der Verfasserin (Stehfest: Bildung und Sprache der Christiane Vulpius, S. 87–92) und in einem Aufsatz nachzulesen (vgl. dies.: Die Briefe der Christiane Vulpius, S. 270 sowie S. 274 f.). Die abweichenden Zahlenangaben liegen im damaligen Recherchestand begründet.

Aufbewahrung der an ihn gerichteten Briefe und der Prominenz seiner Person ist die Überlieferung und Aufbewahrung der Briefe seiner Frau im Goethe- und Schiller-Archiv Weimar zu verdanken. Ihre Briefe sind im Bestand 28 von Goethes handschriftlichem Nachlass überliefert, von dem mehr als zwei Drittel aus „Goethes originaler, chronologisch geordneter Briefablage (auch: Briefregistratur) hervorgegangen“[623] sind. In den sogenannten Quartalsfaszikeln im Folioformat wurden die eingegangenen Briefe und Billetts, die keinem laufenden Geschäft zugeordnet werden konnten, vierteljahresweise chronologisch archiviert, geheftet und das Vorsatzblatt von Goethes Sekretären beschriftet.[624] Hierunter befindet sich auch der Großteil der eingegangenen Briefe Christiana von Goethes. Eine Ausnahme bilden die 17 überlieferten Briefe aus den Jahren 1810 und 1811, die sich in der alphabetischen Ablage befinden.[625]

Die erhaltene Gesamtkorrespondenz von Christiana und Johann Wolfgang von Goethe erstreckt sich über die Jahre 1792 bis zum Todesjahr Christiana von Goethes 1816. Aus diesem Zeitraum beläuft sich der Umfang der überlieferten Korrespondenz beider Briefpartner auf 609 Briefe (exklusive jeweils zweier in Auftrag gegebener Briefe beider Korrespondenzpartner), wovon 355[626] von Goethe und 253[627] von Christiana verfasst wurden. Einen Überblick über die Überlieferungssituation der schriftlichen Korrespondenz gibt das nachfolgende Diagramm (Abb. 4).

623 Schäfer, Sabine: Zwischen Briefregistratur und Internet. Die Regestausgabe „Briefe an Goethe“. In: Weimar-Jena: Die große Stadt. Das kulturhistorische Archiv 5 (2012), Heft 4, S. 322–332, hier S. 322.

624 Vgl. Schäfer: Briefregistratur, S. 322.

625 Vgl. GSA, Sign.: 28/355.

626 Hans Gerhard Gräf gibt in seiner Edition 354 Briefe Johann Wolfgang von Goethes an (vgl. Gräf: Einführung, S. XXIV). Die Abweichung ergibt sich aus einem überlieferten Briefgedicht, wohl vom 25. Juli 1814 (GC II, Nr. 557 a), welches Gräf nicht als separaten Brief zählt. Der Brief, dessen Beilage dieses Gedicht war, ist nicht überliefert (vgl. Anm. zu Nr. 557 a, S. 440). Sowohl bei Gräf als auch in der obigen Zählung sind zwei Auftragsbriefe Goethes nicht enthalten, einer von Ludwig Geist 1798 (GC I, Nr. 267 a) und einer von Riemer (GC II, Nr. 545 a), die beide nicht von Goethe, sondern vom jeweiligen Schreiber unterzeichnet wurden.

627 Die Abweichungen zur Ausgabe von Hans Gerhard Gräf, der die Briefe Christiana von Goethes mit 247 beziffert, kommen zum einen durch eine unterschiedliche Zählweise zustande. So wurden in der vorliegenden Übersicht auch kurze Nachschriften auf Briefen des Sohnes August als separate Briefe gezählt, ebenso eine längere eigenhändige Nachschrift auf einem diktierten Brief vom 5. Juli 1810 (vgl. GC II, Nr. 499). Zum anderen konnten drei weitere Briefe ermittelt werden, die nicht in GC abgedruckt sind. Es handelt sich um zwei eigenhändige Briefe aus dem Jahr 1802, einer vom 6. März und ein zweiter vom 10. März 1802, sowie um einen weiteren Brief vom 4. August 1814 von Caroline Ulrichs Hand, der aber möglicherweise als Auftragsbrief einzustufen wäre (vgl. GSA, Sign.: 28/746, St. 4). Unberücksichtigt blieben zwei Auftragsbriefe, die Christian August Vulpius für seine Schwester verfasste (GC I, Nr. 184 und Nr. 266).

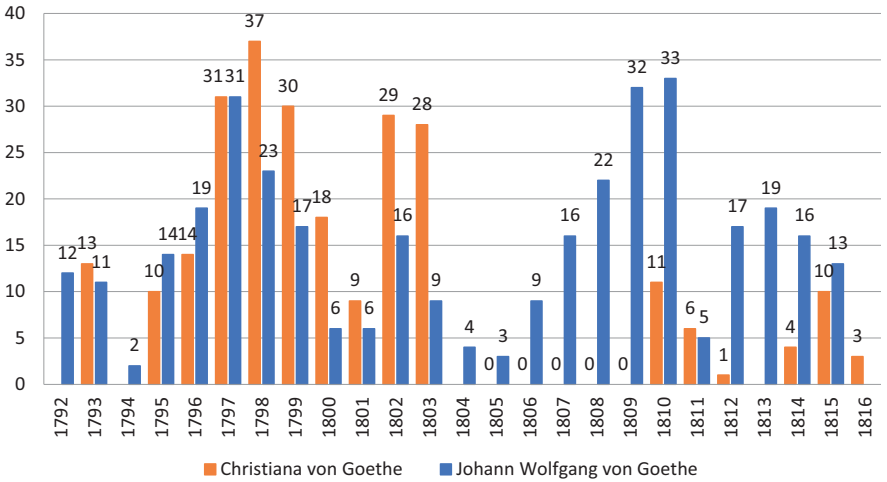


Abb. 4: Überlieferter Briefwechsel Christiana von Goethe und Johann Wolfgang von Goethe 1792–1816.

Zunächst fällt hinsichtlich des Überlieferungszeitraumes auf, dass vor 1792 weder briefliche Zeugnisse von Christiana Vulpius noch von Johann Wolfgang von Goethe existieren und dass die Überlieferung der Folgejahre Diskontinuitäten aufweist.[628] Die Korrespondenz zwischen Christiana und Johann Wolfgang von Goethe ist wie manch anderer Briefwechsel Goethes nicht vollständig erhalten.[629] Die Überlieferung setzt erst im Jahre 1792 – etwa vier Jahre nach Beginn der Beziehung – ein. Aus diesem Jahr liegen ausschließlich Briefe Goethes an seine Partnerin vor, aber keine Antwortbriefe von ihr. Einen Hinweis für den Grund des Fehlens dieser Briefe verzeichnet Goethe selbst im Sommer 1797 in seinem Tagebuch. Unter dem 2. Juli heißt es dort: „Zu Haus. Briefe verbrannt.“[630] und ähnlich unter dem 9. Juli: „Briefe verbrannt. Schöne grüne Farbe der Flamme wenn das Papier nahe am Drahtgitter brennt.“[631] Es ist zu vermuten, dass Goethe bei diesem Autodafé vor seiner Abreise in die Schweiz auch Briefe von Christiana Vulpius vernichtet hatte, da diesem fast alle an Goethe gerichteten Briefe bis Ende des Jahres 1792 zum Opfer

628 In GB 8 werden für den Zeitraum zwischen Juli und Oktober 1790 elf erschlossene Briefe Goethes an Christiana Vulpius angegeben, die allerdings nicht sicher nachgewiesen werden können (vgl. GB 8 I, S. 322 ff.; vgl. Abb. 5).

629 Dies betrifft auch die Briefe anderer Briefpartner Goethes, wie zum Beispiel jene seiner Mutter Catharina Elisabeth Goethe, des Herzogs Carl August oder Carl Ludwig von Knebels (vgl. Gräf: Einführung, S. XXVI).

630 GT II 1, S. 119.

631 Ebd., S. 120.

gefallen waren.[632] So sind die Faszikel von Goethes eingegangenen Briefen erst ab dem vierten Quartal 1792 wieder umfassend überliefert.[633] Dies blieb nicht die einzige Bereinigung seiner Briefsammlung, die Goethe im Laufe seines Lebens vornahm; in seinen letzten Lebensjahren sortierte er erneut Briefe aus und vernichtete sie.[634] Darunter waren vermutlich wiederum Briefe Christiana von Goethes, denn zwischen 1804 und 1809 gibt es eine zweite große Überlieferungslücke.[635]

Die ursprüngliche Korrespondenz war also bedeutend umfangreicher, lässt sich in ihrem Bestand aus den überlieferten Quellen aber nur grob rekonstruieren. In der historisch-kritischen Ausgabe der Briefe Goethes werden die erschlossenen Briefe Johann Wolfgang von Goethes aufgeführt. Sie basieren auf einer Auswertung von Portolisten (Rechnungsbelegen), Goethes Rechnungsbüchern, den teilweise überlieferten Briefverzeichnissen Goethes sowie auf Tagebucheinträgen und Erwähnungen in seinen oder in Umkreisbriefwechseln. Bei den Angaben handelt es sich quellenbedingt zwangsläufig um einen Richtwert; d. h. es könnte auch noch weitere Briefe gegeben haben, für die sich aber kein konkreter Anhaltspunkt in den überlieferten Quellen finden lässt.

Bei der Rekonstruktion des Briefwechsels zwischen Johann Wolfgang und Christiana von Goethe kommt erschwerend hinzu, dass sie ihre Briefe häufig über Boten austauschten. Selbst wenn Rechnungsbelege der Boten vorhanden sind, finden sich dort nicht zwangsläufig die Namen der Adressaten; in vielen Fällen wurden beförderte Briefe nur summarisch verzeichnet.[636]

Einen Eindruck von den überlieferten und erschlossenen Briefen Goethes an Christiana Vulpius vermittelt Abb. 5. Die Angaben wurden aus den bislang publizierten Bänden der Goethe-Briefausgabe entnommen und reichen bis in das Jahr 1800. Das quantitative Verhältnis ist allerdings nicht auf den umgekehrten Fall, sprich die Briefe Christiana von Goethes an Johann Wolfgang von Goethe übertragbar, da von ihr ohnehin weniger Briefe überliefert sind.

632 Vgl. Schäfer: Briefregistratur, S. 322 sowie Gräf: Einführung, S. XXVI.

633 Zur Problematik des handschriftlichen Goethe-Nachlasses und dessen Vollständigkeit vgl. Schäfer: Briefregistratur.

634 Vgl. Goethe vermerkte am 4. März 1831 in seinem Tagebuch: „Briefe gesondert und verbrannt. Die aufzubewahrenden eingesiegelt.“ (WA III, 13, S. 40.). Am 1. Oktober 1831 heißt es: „Correspondenz zu verbrennen angefangen.“ (WA III, 13, S. 148).

635 Vgl. Gräf: Einführung, S. 24.

636 Die Quellen hierzu befinden sich im GSA Weimar, Bestand 34 – Goethe, Johann Wolfgang von / Rechnungen.

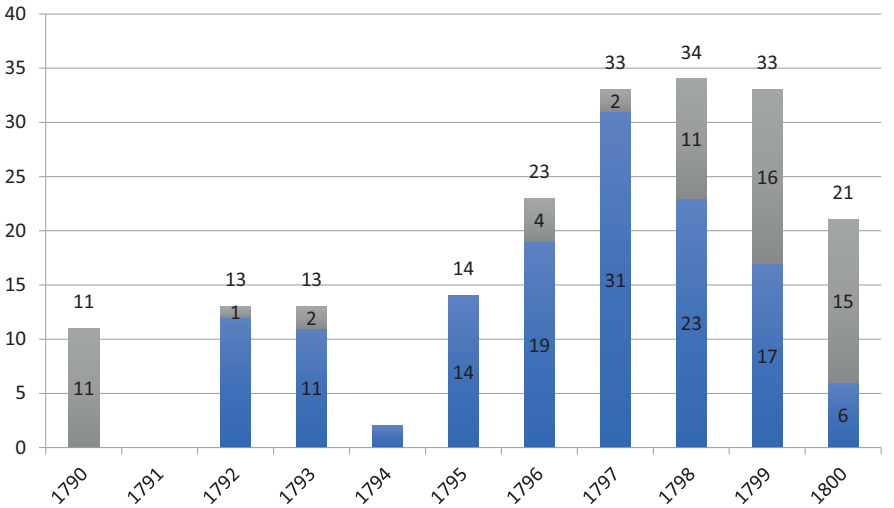


Abb. 5: Überlieferte und erschlossene Briefe Johann Wolfgang von Goethes 1790–1800.[637]

3.5.2.2 Editionslage

Der Briefwechsel von Christiana und Johann Wolfgang von Goethe liegt nahezu vollständig in einer von Hans Gerhard Gräf[638] herausgegebenen Edition aus dem Jahre 1916 vor, die auch die beigelegten Briefe des Sohnes August aus seiner Kindheit darbietet. Die Erstausgabe in zwei Bänden erschien unter dem Titel *Goethes Briefwechsel mit seiner Frau*; 1917 lag sie in zweiter Auflage vor.[639] Eine dritte Auf-

637 Vgl. für 1790: GB 8 I, S. 322 ff. Aufgrund der fehlenden Adressatennennung lassen sich diese elf Briefe zwar mit einiger Wahrscheinlichkeit, aber nicht letzter Sicherheit den Briefen an Christiana Vulpius zuordnen (vgl. EB 339, in: GB 8 I, S. 322); für 1791–1793: GB 9 I, S. 269 ff.; für 1794/95 sind in GB 10 I keine erschlossenen Briefe verzeichnet; für 1796: GB 11 I, S. 257 ff.; für 1798: GB 13 I, S. 318 ff.; für 1799/1800: GB 14, S. 364 ff.; für die Angaben aus dem noch nicht publizierten Band zu 1797 (GB 12) danke ich Dr. Yvonne Pietsch und Dr. Alexander Rosenbaum.

638 Hans Gerhard Gräf (1864–1942) war nach seinem Studium der Germanistik, Kunstgeschichte und Philosophie und der sich anschließenden Promotion als Mitarbeiter in der Herzoglichen Bibliothek Wolfenbüttel tätig. Ab 1898 arbeitete er im Goethe- und Schiller-Archiv an der Weimarer Ausgabe (WA) von Goethes Werken mit. – Vgl. weiterführend zu Gräf: Ellermann, Karin: Philologen im Dienste des Weimarer Hofes. Max Morris – Hans Gerhard Gräf – Max Hecker. In: Seemann, Hellmut Th. / Valk, Thorsten (Hrsg.): Das Zeitalter der Enkel. Kulturpolitik und Klassikrezeption unter Carl Alexander. Jahrbuch der Klassik Stiftung Weimar 2010. Göttingen 2010, S. 182–196, insb. S. 187–190; Ellermann, Karin: Weimar den Vorzug zu sichern ... : Aus der Geschichte des Goethe- und Schiller-Archivs von 1885 bis 1945. Erfurt 2011, insb. S. 79–82.

639 Vgl. Eibl, Karl: Nachbemerkungen zu dieser Ausgabe. In: GC II (1989), S. 991–993, hier S. 991.

lage konnte in der Kriegs- und Nachkriegszeit nicht realisiert werden, wie Gräf im Vorwort zu der schließlich um mehr als die Hälfte des Textbestandes gekürzten, einbändigen Folge-Edition unter dem veränderten Titel *Goethes Ehe in Briefen* von 1921 erläuterte.[640] Diese Ausgabe erschien 1956 nochmals im Insel-Verlag. Von der gekürzten Ausgabe zu unterscheiden ist die 1937 unter gleichem Titel erschienene ungekürzte Gesamtausgabe.[641] 1989 kam schließlich im Insel-Verlag die zweibändige ungekürzte Gesamtausgabe auf den Markt, die zwar den Titel der Erstausgabe *Goethes Briefwechsel mit seiner Frau* trägt, aber im Textbestand der Gesamtausgabe von 1937 folgt.

Gräfs verdienstvolle Edition eröffnete einer breiten Leserschaft nicht nur die Möglichkeit, Christiana von Goethe und ihr Verhältnis zu Johann Wolfgang von Goethe erstmals anhand ihrer authentischen Briefe wahrzunehmen, sondern auch einen umfänglicheren Einblick in ihre Briefsprache zu erhalten.[642] Der Herausgeber ging äußerst gründlich vor: Er edierte die überlieferten Briefe Christiana von Goethes basierend auf den Originalhandschriften, das heißt, die Briefe wurden in ihrem Textbestand vollständig, ohne Kürzungen oder inhaltliche Bereinigungen abgedruckt. Gleichwohl entschied sich Gräf gegen eine buchstaben- und zeichengetreue Wiedergabe der Briefe, wie sie beispielsweise Albert Köster für die Briefe Catharina Elisabeth Goethes im Jahr 1904 vorgelegt hatte.[643] Vielmehr präsentiert Gräf eine sprachlich normalisierte Fassung, die er folgendermaßen begründete:

> Sehr viele Wörter enthalten auch Buchstaben, die sich gedruckt überhaupt nicht wiedergeben lassen, man müßte denn, wie Bernhard Suphan sagt (Goethe-Jahrbuch 10, 71), ‚einige irrationale Lettern und Zeichen einführen für Striche und Züge, die alles bedeuten können'. Eine buchstabengetreue Wiedergabe war also unmöglich; aber selbst, wenn sie möglich gewesen wäre, hätte sie meines Erachtens doch nicht ausgeführt werden dürfen. Denn durch sie würde eine Nebensache in ganz ungerechter Weise betont worden sein. Man darf wohl sagen: Der Stil ist der Mensch, aber nicht: Die Orthographie ist der Mensch.[644]

640 Vgl. Gräf, Hans Gerhard: Vorwort. In: Goethes Ehe in Briefen. Hrsg. v. Hans Gerhard Gräf. Frankfurt a. M. 1921, S. VII.

641 Vgl. Eibl: Nachbemerkungen, S. 992.

642 Vor der Gräf'schen Ausgabe waren in den Jahren 1856 und 1887 zwei Editionen erschienen, die den Briefwechsel Johann Wolfgang und Christiana von Goethes mit dem Bremer Arzt Nicolaus Meyer darboten und somit auch schon Briefe Christiana von Goethes enthielten, vgl. dazu Kapitel 3.5.3.

643 *Die Briefe der Frau Rath Goethe* erschienen 1904 erstmals im Verlag Carl Ernst Poeschel und ab 1906 im Insel-Verlag.

644 Gräf: Einführung. In: GC I (1989), S. 26, Anm. 1.

Gräf rekurriert selbst auf die bereits erwähnte Edition der Briefe Catharina Elisabeth Goethes durch Albert Köster. Bei dieser werde Gräf zufolge an vielen Stellen beim Lesen eine „komisch erheiternde Wirkung“ hervorgebracht, die von der Schreiberin keineswegs beabsichtigt gewesen sei.[645] Ingo Reiffenstein sieht in der editorischen Entscheidung Gräfs eher eine „falsch verstanden[e] Rücksicht auf die Briefeschreiberin“.[646] So bedauerlich diese Entscheidung gegen eine buchstaben- und zeichengetreue Edition nicht nur aus der Perspektive sprachwissenschaftlicher Fragestellungen ist, erscheint sie doch in ihrer Historizität betrachtet in zweierlei Hinsicht nachvollziehbar: 1. Vom Standpunkt eines Goethe-Philologen aus, der sich vor über 100 Jahren mit diesen Quellen beschäftigte und der per se vor allem den Vergleich mit Gelehrtenschriften und -korrespondenzen vor Augen hatte, sind die geäußerten Bedenken naheliegend. Christiana von Goethes Briefe gelten auch heute im Kontext der Goethe-Forschung hinsichtlich ihrer sprachlichen Form als Ausnahmeerscheinung. 2. Die oben bereits erwähnten Gegenargumente Suphans hinsichtlich der eingeschränkten Lesbarkeit einiger Zeichen, die Gräf in seiner Argumentation aufgreift, sind in der Tat nicht von der Hand zu weisen: Manche Zeichen und Buchstaben lassen sich nur unzureichend in einer Transkription bzw. gedruckten Edition abbilden.[647]

Hinsichtlich des von Gräf herausgegebenen Ehebriefwechsels scheint bedenkenswert, dass der Herausgeber zwar auf die „selbstverständlich[e] Wahrung alles Mundartlichen (wie des ‚mir‘ statt ‚wir‘)“[648] verweist, jedoch nicht ausführt, was das im Einzelnen heißt und nach welchen Kriterien mundartliche Besonderheiten in den Druck aufgenommen wurden. Die Durchsicht der in den Fußnoten hinzugefügten Originalschreibweisen ergibt, dass hier einerseits unleserliche Wörter in ihrer fraglichen Lesung aufgenommen wurden, andererseits aber auch einzelne Wörter oder Phrasen, deren orthographische Abweichungen besonders deutlich

645 Vgl. ebd.

646 Reiffenstein: Frauenbriefe, S. 291.

647 Das digitale Medium bietet hier neue Lösungsansätze, beispielsweise mit einer synoptischen Darstellung von konstituiertem Text und Digitalisat sowie der feingranularen Auszeichnung von alternativen Lesungen in TEI/XML, die zu einer größtmöglichen Transparenz der editorischen Entscheidungen beitragen können. Im Rahmen der vorliegenden Arbeit war eine solche Transkriptions- und Auszeichnungsleistung aufgrund des beträchtlichen Zeit- und Arbeitsaufwandes nicht zu leisten (vgl. hierzu auch Kapitel 4.1.1.4). Die Briefe Christiana von Goethes werden allerdings als Bestandteil der Regestausgabe der Briefe an Goethe sukzessive im Rahmen des Akademienvorhabens *PROPYLÄEN. Forschungsplattform zu Goethes Biographica* digital als Volltexte mit Digitalisaten zur Verfügung gestellt unter https://goethe-biographica.de (08.02.2024). Die Digitalisate sind zudem über die Archivdatenbank des GSA Weimar abrufbar unter https://ores.klassik-stiftung.de/ords/f?p=401:1 (08.02.2024).

648 Gräf: Einführung. In: GC I (1989), S. 27, Anm. 1.

hervortreten. In der Einführung zur Edition listet Gräf ebenfalls einige Beispiele für orthographische Besonderheiten auf.[649] Bei diesen vom Herausgeber ausgewählten Exempla fällt noch deutlicher als bei den selektiven Beispielen in Fußnoten der Edition auf, dass es sich zu einem großen Teil um Fremd- und Lehnwörter (in den Fußnoten häufig auch um Eigennamen) handelt. Diese schrieb Christiana von Goethe, die über keine nennenswerten Fremdsprachenkenntnisse verfügte, selbstverständlich nach dem Gehör und somit reichlich „unorthographisch“ nieder.[650] Die von Gräf beigegebenen Beispiele wurden seither als Belege für „Wort- und Buchstabenungetüme“[651] in den Briefen Christiana von Goethes herangezogen.[652] Ohne eine entsprechende sprachgeschichtliche Kontextualisierung und Systematisierung – die weder das Anliegen, noch die Aufgabe einer Edition ist – kann dies nur allzu schnell zu pauschalen (Negativ-)Urteilen und zur Tradierung des Bildes der „gründlich ungebildet[en]“[653] Frau an Goethes Seite führen.

3.5.3 Briefe an Nicolaus Meyer

Die Briefe an Nicolaus Meyer stellen die zweitgrößte Gruppe der schriftlichen Zeugnisse Christiana von Goethes dar. Nicolaus Meyer wurde am 29. Dezember 1775 in Bremen geboren und zählte zu den wenigen engen Vertrauten Christiana von Goethes. Meyer studierte ab 1793 in Halle und anschließend in Kiel und Jena Medizin. Die räumliche Nähe zu Weimar beförderte den Kontakt zu Johann Wolfgang von Goethe und dessen Familie. Im Haus am Frauenplan war er häufig zu Gast; den Winter 1799/1800 verbrachte Meyer gänzlich dort.[654]

Am 13. Juli 1800 verließ er Weimar und wurde Arzt in Bremen. Im Anschluss daran entwickelte sich eine rege Briefkorrespondenz zwischen Nicolaus Meyer und der Familie Goethe, darunter auch Christianas Bruder, Christian August Vulpius. Seine Verbundenheit zum Weimarer Kreis blieb bestehen, sodass er auch in späterer Zeit der Familie Goethe Besuche abstattete, wie anlässlich einer geplanten Reise nach Wien oder 1801/1802.[655] Es folgten neben seinem Besuch während

649 Vgl. Gräf: Einführung. In: GC I (1989), S. 26, Anm. 1.
650 Vgl. Kapitel 4.3.4.1.
651 Gräf: Einführung, S. XXX.
652 Vgl. u. a. Biedrzynski: Goethes Weimar, S. 125 und Wilpert: Goethe-Lexikon, S. 391.
653 Mann: Phantasie über Goethe, S. 311.
654 Vgl. [Anonym]: Art. „Nikolaus Meyer“. In: Lexikon Westfälischer Autorinnen und Autoren 1750–1950, https://www.lexikon-westfaelischer-autorinnen-und-autoren.de/autoren/meyer-nikolaus/#biographie (02.02.2024).
655 Vgl. GC I, Nr. 313.

seiner Hochzeitsreise im Juli 1806 noch weitere Aufenthalte in der Stadt, so im Dezember 1808, im September 1809 und ein letztes Mal für drei Tage im Oktober 1828. 1809 zog Meyer kurzzeitig noch einmal nach Weimar, siedelte sich jedoch noch im selben Jahr in Minden an, wo er am 26. Februar 1855 starb.[656]

Der Nachlass Nicolaus Meyers, in dem sich auch die Briefe Christiana von Goethes befanden, ist nicht zusammenhängend überliefert. Hans Kasten zufolge musste die Witwe Sophie Meyer bereits im Todesjahr ihres Ehegatten ihr Haus verkaufen. Sie selbst starb wenige Jahre später in Berlin:[657] „Bei der Auflösung des Hausstandes sind die reichen Sammlungen Meyers [...] verstreut worden“[658] heißt es bei Kasten. Gleiches ist für den handschriftlichen Nachlass Nicolaus Meyers anzunehmen. Die Briefe Christiana von Goethes an Nicolaus Meyer werden heute zu einem Großteil in der Bibliothèque nationale et universitaire de Strasbourg (BNUS) aufbewahrt; weitere Briefe aus dieser Korrespondenz befinden sich im Goethe- und Schiller-Archiv Weimar (GSA), der Universitätsbibliothek Leipzig (UB Leipzig), dem Goethe-Museum Düsseldorf (GMD) und dem Freien Deutschen Hochstift / Frankfurter Goethe-Museum (FDH/FGM) (vgl. Tab. 3).

Die Briefe, die Christiana von Goethe und Nicolaus Meyer im Laufe der Jahre austauschten, liegen in drei Editionen unterschiedlichen Umfanges vor. Zunächst erschienen im Jahre 1856 kurz nach Meyers Tod ohne Nennung eines Herausgebers die *Freundschaftlichen Briefe von Goethe und seiner Frau an Nicolaus Meyer. Aus den Jahren 1800 bis 1831*. Diese Ausgabe geht auf den Verleger und Buchhändler Salomon Hirzel zurück.[659] Sie enthält mit 34 Briefen einen sehr umfangreichen Bestand der Korrespondenz. Es ist denkbar, dass Hirzel durch die zu seiner Zeit noch lebende Witwe Meyers, Sophie Doris Elise Meyer, Einblicke in die Briefe von und an die Goethe-Familie erhielt.[660]

Durch diese Edition wurden erstmals Briefzeugnisse Christiana von Goethes in größerem Umfang der Öffentlichkeit zugänglich gemacht, was damals für eini-

656 Vgl. für den vorherigen Absatz [Anonym]: Art. „Nikolaus Meyer“; Kasten, S. XI-XIV sowie Wilpert: Goethe-Lexikon, S. 702.

657 Vgl. Kasten: Nicolaus Meyer, S. XXVIII.

658 Ebd.

659 Vgl. ebd., S. VII. – Hirzel war ein passionierter Kenner und Sammler von Drucken und Manuskripten, die mit Leben und Werk Goethes in Verbindung stehen. Er baute eine bedeutende Sammlung von Goetheana auf, die vor allem Handschriften, Drucke, Bilder und Medaillen umfasst und sich heute im Besitz der Universitätsbibliothek Leipzig befindet (vgl. Debes, Dietmar: „Hirzel, Salomon“. In: NDB 9 [1972], S. 247–248, Online-Version: https://www.deutsche-biographie.de/pnd119098512.html#ndbcontent [08.02.2024]).

660 In der biographischen Skizze Salomon Hirzels zu Nicolaus Meyer erwähnt er Meyers Witwe explizit, sodass eine persönliche Bekanntschaft naheliegt (vgl. Hirzel, S. XI).

ges Aufsehen sorgte.[661] Die Texte folgen jedoch im Detail nicht vollständig der Handschrift. Der spätere Herausgeber der Meyer'schen Korrespondenz mit dem Weimarer Kreis, Hans Kasten, konstatiert, dass „diese Ausgabe mannigfache Ungenauigkeiten und Umgestaltungen auf[wies], die mit Rücksicht auf die Mitlebenden vorgenommen waren."[662] Die textuellen Eingriffe Salomon Hirzels sind in der Tat nicht unerheblich. Es handelt sich vor allem um Auslassungen von Personennamen oder von Details, die als unpassend oder zu persönlich empfunden wurden.[663] Hinzu kommen grammatische und stilistische Glättungen.

Im Jahre 1887 folgte eine Teiledition der Briefe Christiana von Goethes an Nicolaus Meyer unter dem Titel *Briefe von Goethes Frau an Nicolaus Meyer*.[664] Die Herausgeberin Clementine Schricker wurde nicht genannt. In dieser Ausgabe wurden insgesamt zwölf eigenhändig geschriebene Briefe Christiana von Goethes als Faksimiles abgedruckt. Die Wiedergabe des Textes folgt dementsprechend inhaltlich der Handschrift; die Orthographie wurde normalisiert. Alle abgedruckten Briefe sind Bestandteil des Manuskriptbandes, der sich heute in der BNUS befindet.[665]

Die jüngste und insgesamt umfassendste Edition der Meyer'schen Korrespondenz wurde 1926 von Hans Kasten besorgt, überschrieben mit dem Titel *Goethes Bremer Freund Dr. Nicolaus Meyer. Briefwechsel mit Goethe und dem Weimarer Kreise*. Diese enthält wie auch die Edition Hirzels 34 Briefe Christiana von Goethes an Nicolaus Meyer. Hierbei zeigt sich jedoch eine Abweichung der neueren Edition Kastens gegenüber der älteren: Ein Brief von Christiana Vulpius vom 3. August 1803 (bei Hirzel: Brief Nummer 12)[666] wurde nicht von Kasten übernom-

661 Vgl. Kasten, S. VII.

662 Ebd.

663 Exemplarisch sei hier auf den Brief von Christiana Vulpius an Nicolaus Meyer vom 23. August [1802] verwiesen, in dem sie von zwei Hochzeiten berichtet (vgl. Kasten, Nr. 22; Hirzel, Nr. 4, S. 71). Sie nennt die Brautpaare Eysert/Becker und Burckhard/Temmler namentlich, was in Hirzels Edition entfällt. Es ist kaum vorstellbar, dass Hirzel dies aus Rücksicht auf die betreffenden Personen oder deren Nachfahren unterschlägt. Möglicherweise hielt er dieses Detail für irrelevant. Ein weiterer Eingriff betrifft die Freude Christianas auf eine baldige Antwort Meyers, der sie hinzufügt: „überhaupt wünsche ich mir, wegen Etwas nur [für] eine Stunde mit Ihm zu sprechen, was sich nicht dem Papier anvertrauen läßt, doch bitte ich Sie, darauf antworten Sie mir nicht." (Kasten, Nr. 22). Hirzel gibt diese Stelle wie folgt unvollständig und stilistisch überarbeitet wieder: „[...] überhaupt wünsche ich mir, wenn auch nur für Stunden, mit Ihnen zu sprechen, was man dem Papier nicht anvertrauen läßt." (Hirzel, S. 71).

664 Briefe von Goethes Frau an Nicolaus Meyer. Mit Einleitung, Facsimiles, einer Lebensskizze Nicolaus Meyers und Porträts. [Hrsg. v. Clementine Schricker]. Straßburg 1887.

665 Dieser Manuskriptband umfasst insgesamt vierzehn Briefe, wobei die letzten beiden enthaltenen Briefe von Caroline Ulrich geschrieben und nur mit einem eigenhändigen Gruß und der Unterschrift Christiana von Goethes versehen wurden.

666 Vgl. Hirzel, S. 81 f.

men. Zusätzlich enthält die neuere Ausgabe einen weiteren Brief Christiana von Goethes an Meyer vom 23. August 1810, der wiederum nicht in der Ausgabe von 1856 zu finden ist.

Kasten sah sich offenbar gezwungen, einige Texte im Wortlaut Hirzels in seine Ausgabe zu übernehmen (ohne diese Übernahmen zu kennzeichnen). Dieses Vorgehen lässt keinen anderen Schluss zu, als dass Kasten nicht mehr alle Briefe Christiana von Goethes im Original zur Verfügung gestanden hatten und er in diesen Fällen auf Hirzels Edition zurückgreifen musste. Dies betrifft nicht die vierzehn Briefe, die in der BNUS aufbewahrt werden. Diese kannte Kasten im Original und nahm sie inhaltlich vollständig in sprachlich normalisierter Form in seine Ausgabe auf. Die restlichen Briefe, die heute in anderen Archiven aufbewahrt werden, sowie jene Schriftstücke, deren Verbleib unbekannt ist (vgl. Tab. 3), wurden von Kasten aus der Edition Hirzels übernommen. Abweichungen bzw. Normalisierungen zwischen den beiden Editionen sind abgesehen von kleineren orthographischen Angleichungen lediglich in der Interpunktion und hinsichtlich der Schreibung von Numeralia zu verzeichnen.

Tab. 3: Überlieferung und Drucknachweise der Briefe Christiana von Goethes an Nicolaus Meyer.

Nr.	Datum	Ort	Hirzel (1856)	Schricker (1887)	Kasten (1926)	Besitzende Institution, Signatur
NM1	20.05. [1802][667]	Weimar	x		x	UB Leipzig Slg. Hirzel, B313b
NM2	[1802]	Lauchstädt	x	x	x	BNUS[668] MS 2479, Bl.1–2
–	30.07.1802	Weimar	x		x	?
NM3	23.08.[1802]	Weimar	x	x	x	BNUS MS 2479, Bl. 3
–	17.09.1802	Weimar	x		x	?
–	02.10.1802	Weimar	x		x	?
–	09.11.1802	Weimar	x		x	?

667 Die Jahreszahl ist in der Edition von Kasten vorhanden, während Hirzel noch bemerkt, dass diese nicht bestimmt werden könne (vgl. Hirzel S. 67). Im Verzeichnis vom Salomon Hirzels Goethe-Sammlung wird der Brief auf den 20. März 1802 datiert.

668 Alle in der BNUS aufbewahrten Handschriften der Briefe Christiana von Goethes sind als Digitalisate verfügbar unter https://gallica.bnf.fr/ark:/12148/btv1b10229403s (08.02.2024).

Tab. 3 (fortgesetzt)

Nr.	Datum	Ort	Hirzel (1856)	Schricker (1887)	Kasten (1926)	Besitzende Institution, Signatur
–	13.12.1802	Weimar	x		x	?
–	07.02.1803	Weimar	x		x	?
NM4	21.04.[1803]	Weimar	x	x	x	BNUS MS 2479, Bl. 4–5
NM5	[Ende Mai 1803]		x	x	x	BNUS MS 2479, Bl. 6–7
NM6	03.08.[1803]	Weimar	x			UB Leipzig Slg. Hirzel, B266
NM7	[Ende Sept. 1803]		x	x[669]	x	BNUS[670] MS 2479, Bl. 8
NM8	14.10.1803	Weimar	x		x	FDH/FGM Hs-25630
NM9	09.11.[1803]	Weimar	x		x	FDH/FGM Hs-29600
NM10	15.12.[1803]	Weimar	x	x	x	BNUS MS 2479, Bl. 9–10
–	17.01.1804	Weimar	x		x	?
NM11	[Ende März 1804][671]		x	x	x	BNUS MS 2479, Bl. 11–12
NM12	25.03.[1804]	Weimar	x		x	GMD NW 1681/1980
NM13	11.05.1804	Weimar	x		x	GSA 37/X,2,2

669 Nur der letzte Teil des Briefes auf dem letzten Blatt ist ediert, Anm. „Blatt 1 fehlt“ (vgl. Schricker, S. 24). Bei Hirzel und Kasten ist hingegen der vollständige Brief wiedergegeben.

670 Fragment: Nur das letzte Blatt des Briefes ist überliefert.

671 Nicolaus Meyer vermerkte auf der Rückseite: „Den 1. April erhalt“, sodass eine Datierung auf Ende März wahrscheinlich ist. Hirzel hingegen vermerkt Januar oder Februar, Schricker Februar und Kasten Ende März.

Tab. 3 (fortgesetzt)

Nr.	Datum	Ort	Hirzel (1856)	Schricker (1887)	Kasten (1926)	Besitzende Institution, Signatur
–	04.07.1804	Weimar	x		x	?
NM14	19.09.1804	Weimar	x		x	GSA 37/X2,2
NM15	12.04.[1805]	Weimar	x	x	x	BNUS MS 2479, Bl. 13–14
NM16	02.07.[1805]	Weimar	x	x	x	BNUS MS 2479, Bl. 15–16
NM17	25.11.1805	Weimar	x		x	FDH/FGM Hs-13438
NM18	[Januar 1806]		x	x	x	BNUS MS 2479, Bl. 17–18
NM19	04.04.[1806]	Weimar	x	x	x	BNUS MS 2479, Bl. 19–20
NM20	05.05.1806	Weimar	x		x	GMD KK 3432
NM21	[1807][672]		x	x	x	BNUS MS 2479, Bl. 21–22
–	26.10.1809	Weimar	x		x	?
–	12.11.1809	Weimar	x		x	?
NM22	21.02.1810	Weimar	x		x	GSA 37/N 13
NM23	05.07.[1810]	Weimar	x		x	GSA[673] 37/N 14

672 Sowohl bei Kasten als auch bei Schricker wird der Brief auf 1807 datiert, Hirzel hingegen erschließt August 1806. Hirzels Datierung kann widerlegt werden, da der Brief mit „Ch. v. Goethe“ unterzeichnet wurde und die Eheschließung erst am 19. Oktober 1806 erfolgte.

673 Bei dem im Goethe- und Schiller-Archiv Weimar überlieferten Brief handelt es sich um eine Fotokopie, nicht um das Original. Dieses konnte nicht aufgefunden werden.

Tab. 3 (fortgesetzt)

Nr.	Datum	Ort	Hirzel (1856)	Schricker (1887)	Kasten (1926)	Besitzende Institution, Signatur
NM24	23.08.1810	Weimar			x	BNUS MS 2479, Bl. 23
NM25	06.06.1813	Weimar	x		x	BNUS MS 2479, Bl. 24–25

3.5.4 Formale Gestaltung der Briefe: Datum, Anrede- und Grußformel

Zu den formalen Bestandteilen der Gattung Brief zählen:

1. (Ort und) Datum, 2. Anrede, 3. Mitteilung (mit gliedernden Merkmalen wie Absätzen und Hervorhebungen), 4. Schlussformel und 5. Unterschrift.

Außer der Mitteilung, dem Kernstück des Briefes, sind alle anderen Merkmale fakultativ und können unrealisiert bleiben.[674] Zu untersuchen ist, ob und in welcher Häufigkeit diese Briefbestandteile in den eigenhändig geschriebenen Briefen Christiana von Goethes vorkommen. In die Betrachtung einbezogen werden alle eigenhändigen Briefe an Johann Wolfgang von Goethe, an den Sohn August, an die spätere Schwiegermutter Catharina Elisabeth Goethe sowie an Nicolaus Meyer. Dem gegenübergestellt werden die Briefe Johann Wolfgang von Goethes an seine spätere Ehefrau aus den Jahren 1792 bis 1803. Das Enddatum wurde gewählt, da zwischen 1804 und 1810 der Ehebriefwechsel nur fragmentarisch erhalten ist und aus den Jahren 1804 bis 1809 keine Briefe Christiana von Goethes überliefert sind. Nach 1810 sind keine vollständig eigenhändig geschriebenen Briefe von ihr erhalten.

Der quantitative Vergleich der gattungsspezifischen Charakteristika in den Briefen von Christiana und Johann Wolfgang von Goethe in Tab. 4 und 5 zeigt eine deutliche Differenz der beiden Korrespondenten auf struktureller Ebene: Johann Wolfgang von Goethe legte auch in seinem Ehebriefwechsel als vertrautester, intimster, nähesprachlichster Form der Korrespondenz mit Ausnahme der Anrede großen Wert auf die formale Gestaltung sowohl seiner eigenhändigen als auch der diktierten Briefe (zwischen 96 und 99 Prozent der Briefe sind mit Datum, Unterschrift und Schlussformel versehen). Christiana von Goethe ging mit

674 Vgl. Kraft, Herbert: Editionsphilologie. Mit Beiträgen von Diana Schilling und Gert Vonhoff. Frankfurt a. M.: 2., neu bearb. und erw. Aufl. 2001, S. 152.

Tab. 4: Formale Briefbestandteile in den egh. Briefen Christiana von Goethes.

Jahr	Adressat	Gesamt-anzahl	Datum	Anrede[675]	Schluss-formel	Unterschrift
1793	JWG	13	7[676]	7	13	2 (4)[677]
1794	–	–	–	–	–	–
1795	JWG	10	2	5	10	–
1796	JWG	14	4	4	14	7
1797	JWG	31	11 (12)[678]	13	30	3 (5)[679]
1798	JWG	35	10	16 (17)	32 (34)	4
1798	CEG	1	1	1	1	1
1799	JWG	30	5	15	29 (30)	15
1800	JWG	19	4	10	18	4 (5)
1801	JWG	9	1	5	8	3
1801	AG	1	–	1	–	–
1802	JWG	30	3	3	27	3 (5)
1802	NM	3	2	1	3	2
1803	JWG	28	14	1	28	10 (12)
1803	AG	1	–	1	1	–
1803	NM	7	5[680]	4[681]	7	7
1804	NM	1	1	1	1	1
1805	NM	2	2	2	2	2

675 Die Angaben beziehen sich ausschließlich auf die briefeinleitende Anrede am Anfang des Briefes, die Salutation, die auch die textimmanente Anrede innerhalb der ersten ein oder zwei Sätze des Briefes umfasst.

676 Im Brief JWG2 ist nur ein Rudimentum der Datumsangabe zu finden (*veimar den)*, ohne dass das tatsächliche Datum geschrieben wurde.

677 Unterschriften: *V* (JWG3; GC I, Nr. 18); „C. V." (GC I, Nr. 35); *dein dich Ewich* / *dich liebenden Christel* (JWG1; GC I, Nr. 13); in die Schlussformel integrierte Namensnennung: „Leb wohl und denke an Dein Christelchen, das Dich recht zärtlich liebt, und mache nicht so viel Äuglichen" (GC I. Nr. 20).

678 In JWG41 ist die Datumsangabe unvollständig: *Weimer fr[eu]dags den.*

679 Zwei Unterschriften sind keine Unterschriften oder Paraphen im klassischen Sinne, sondern Kosenamen, so *Dein Glein nes nadur vessen* (JWG38, GC I, Nr. 98) und „Hase in Eile" (GC I, Nr. 134).

680 Aus dem Jahr 1803 ist ein Brief an Nicolaus Meyer überliefert, von dem nur die letzte Seite erhalten ist. Diese fragmentarische Überlieferung erlaubt keine Aussagen zu den Briefbestandteilen Datum und Anrede.

681 Vgl. vorhergehende Anm.

Tab. 4 (fortgesetzt)

Jahr	Adressat	Gesamt-anzahl	Datum	Anrede	Schluss-formel	Unterschrift
1806	NM	2	1	2	2	2
1807	NM	1	–	1	1	1
1807	CEG	1	1	1	1	1
1808	AG	4	2	4	4	4
1810	JWG	1	1	0	1	1
Gesamt		**244**	**77** (75) **32 %**	**98** (99) **40 %**	**233** (236) **95 %**	**73** (82) **30 %**

AG: egh. Briefe an August Vulpius (von Goethe)
CEG: egh. Briefe an Catharina Elisabeth Goethe
JWG: egh. Briefe an Johann Wolfgang von Goethe
NM: egh. Briefe an Nicolaus Meyer

Tab. 5: Formale Briefbestandteile in den eigenhändigen und diktierten Briefen Johann Wolfgang von Goethes an Christiana Vulpius.

Jahr	Gesamt-Anzahl	Datum	Anrede[682]	Schluss-formel	Unterschrift
1792	12	12	5	11	12
1793	11	11	4 (5)	11	11
1794	2	2	–	2	1
1795	14	14	7	14	13
1796	20	20	6	19 (20)	20
1797	31	31	4	31	31
1798	23	23	–	22	21
1799	17	15	3	16	17
1800	5	5	1	4	5
1801	6	6	–	6	6
1802	16	16	2	12 (13)	16
1803	9	9	–	7 (8)	9
Gesamt	**166**	**164** **99 %**	**32** **19 %**	**155** **96 %**	**162** **98 %**

682 Die Angaben beziehen sich ausschließlich auf die briefeinleitende Anrede am Anfang des Briefes oder textimmanent innerhalb der ersten ein oder zwei Sätze des Briefes.

diesen Bestandteilen vor allem in ihren Briefen an Goethe deutlich freier um; nur wenige Briefe weisen tatsächlich alle erwähnten Gattungsspezifika auf. Hierbei ist zu beachten, dass nicht wenige ihrer Zeugnisse die Form von Billetts aufweisen, die von vornherein eine freiere Gestaltung erlaubten. Der häufige Wegfall der genannten Bestandteile in den Briefen Christiana von Goethes deutet nichtsdestotrotz insgesamt auf eine nähesprachlichere Verortung hin.[683]

Zu unterscheiden ist grundsätzlich zwischen rein formalen Merkmalen, wozu vor allem das Datum gehört. Anrede sowie Schlussformel und in etwas abgeschwächter Form auch die Unterschrift sind nicht nur Gattungsspezifika; sie transportieren darüber hinaus semantische und beziehungssprachliche Informationen. Möglicherweise ist mit diesem breiteren sprachlichen Funktionsspektrum das mit 40 bzw. 95 Prozent signifikant häufigere Vorkommen von Anrede- und Schlussformeln im Gegensatz zu Datum und Unterschrift zu erklären, die nur in 32 bzw. 30 Prozent ihrer Briefe vorkommen. Nur die Schlussformel erreicht in ihren Briefen eine ähnlich hohe Vorkommenshäufigkeit wie bei ihrem Briefpartner. Ihre rituelle Schlussformel lautet mit einer gewissen Varianz zumeist „lebe wohl und behalte mich (ja) lieb“. Diese scheint für die Schreiberin offenbar nicht zuletzt wegen ihrer Appellfunktion eine wichtige Bedeutung gehabt zu haben.

Anreden[684] kommen in den Briefen beider Korrespondenzpartner verhältnismäßig selten vor, in Johann Wolfgangs Briefen mit nur 19 Prozent noch etwa um die Hälfte seltener als in Christiana von Goethes Briefen mit einem Auftreten in 40 Prozent aller Briefe. Das heißt im Umkehrschluss, dass die meisten Briefe direkt in medias res gehen, was allerdings unter vertrauten Briefpartnern keine Seltenheit in der Zeit um 1800 darstellt. Dies zeigen beispielsweise die Briefe Goethes an Charlotte von Stein oder die Briefe Friedrich Schillers an seine Ehefrau Charlotte, geborene von Lengefeld, die mehrheitlich aus der Verlobungszeit überliefert sind und sich teilweise auch an deren Schwester Caroline von Beulwitz richteten. Die Anrede war in dieser Zeit zumindest im familiären Umfeld und im engeren Freundeskreis kein konstitutiver Bestandteil eines Briefes. Unter vertrauten Briefpartnerinnen und Briefpartnern wurde es nicht als Formverstoß oder gar Herabsetzung des brieflichen Gegenübers gewertet, wenn ein Brief ohne ein-

683 Markus Schiegg bezeichnet diese nicht direkt zum Briefinhalt gehörenden, den Brief rahmenden oder kommentierenden sprachlichen Elemente als *paratextuell*. Hierunter fasst er nicht nur Ort, Datum, Betreff und Grußformeln, sondern auch Lesehinweise und metasprachliche Kommentare. Das Fehlen der nach Briefstellern konstitutiven Merkmale eines Briefes bewertet er als nähesprachlich (Schiegg: Flexible Schreiber, S. 124). Bedenkt man, dass ein solches Fehlen nur unter vertrauten Korrespondenzpartnern vorkommt, scheint dies folgerichtig.

684 Zu Analyse der konkreten Anredeformen vgl. Kapitel 4.4.3.

leitende Anrede auskam; eine große Vertrautheit machte die Anrede in gewissem Maß überflüssig.[685] Dazu erläutert Krünitz in seiner Enzyklopädie:

> Vertrauten Freunden braucht man zu freundschaftlichen Anreden keine Vorschriften zu geben. Sie wissen es ohnehin schon, ob sie sich *Werthester Freund*, oder *Bester Freund,* oder *Theuerster Freund,* oder *Mein Werthester,* oder gar bei ihrem Geschlechtsnamen (*Mein lieber Schulze etc.*) oder Vornamen nennen sollen. Dies leztere ist auch die Art an ganz geringe Leute zu schreiben: *mein lieber Jacob, mein lieber Meister Breme.* Ja, man kann auch die Anrede in den Brief selbst einrücken, (*Sie haben vollkommen Recht, bester Freund*), oder sie, nach Art der Billette, ganz weglaßen.[686]

Um 1800 war in privaten Briefwechseln zudem eine textimmanente Anrede im ersten Satz des Briefes gebräuchlich, während man sich bei offiziellen Schreiben beispielsweise an Behörden an die Konvention der abgesetzten Anrede hielt.

Ähnliches gilt auch für die Schlussformel, die im Briefwechsel der Goethes meistens mit „Lebe wohl“ eingeleitet wird und häufig nicht am Ende des Briefes steht, sondern einen letzten Absatz einleitet, in dem erneut inhaltliche Informationen folgen können. Häufig verwenden beide Briefkorrespondenten als Abschiedsformel „Adieu“ – bei Christiana von Goethe in variierenden Schreibungen.[687] Anderweitige Begrüßungen wie „Guten Morgen“ oder Ähnliches, wie sie Ulrich Joost für die Briefe Lichtenbergs an seine Ehefrau konstatiert,[688] sind weder im Briefwechsel der Goethes noch in Christiana von Goethes Briefen an andere zu finden.

Hinsichtlich der Datierung der Briefe und der Angabe des Schreibortes war Christiana von Goethe deutlich nachlässiger als ihr (Brief-)Partner. Die Ortsangabe,

---

685 Vgl. hierzu auch für ausgewählte Beispiele aus der Korrespondenz Friedrich Justin Bertuchs Fleming-Wieczorek, Anke: Die Briefe an Friedrich Justin Bertuch. Eine Studie zu kommunikativen, sprachlichen und sozialen Verhältnissen im klassischen Weimar (Sprache & Kultur). Aachen 1996, S. 79.

686 Art. „Brief“. In: Oekonomische Encyclopädie, Bd. 6, S. 658–701, hier S. 676 (Hervorhebung im Original), Online-Version: https://www.kruenitz1.uni-trier.de (22.03.2024).

687 Vgl. hierzu Tab. 28 der vorliegenden Arbeit.

688 Vgl. Joost, Ulrich: „Arme Ohmel“, „12 Zolle lange Schelmen“ und ein „loser Upstart Gentleman“. Über einen Ehebrief Lichtenbergs und dabei etwas zu Liebeskodierungen. In: Schuster, Jörg / Strobel, Jochen (Hrsg.): Briefkultur. Texte und Interpretationen – von Martin Luther bis Thomas Bernhard. Berlin / Boston 2013, S. 75–91. – Ulrich Joost untersuchte Georg Christoph Lichtenbergs Briefe (30 erhaltene Kurzbriefe) an seine Frau Margarethe Elisabeth (geb. Kellner), Tochter eines Weißbinders. Beide lebten zunächst mehrere Jahre in einem unehelichen Verhältnis zusammen, aus dem schon gemeinsame Kinder hervorgegangen waren, bevor sie 1789 heirateten. (vgl. Joost: Ehebrief Lichtenbergs, S. 77 sowie Proß, Wolfgang / Priesner, Claus: Art. „Lichtenberg, Georg Christoph“. In: NDB 14 (1985), S. 449–464, Online-Version: https://www.deutsche-biographie.de/pnd118572628.html#ndbcontent (08.02.2024).

deren Vorkommen nicht separat in der Tabelle aufgelistet wurde, fehlt noch häufiger als das Datum. Datierungen nimmt Christiana von Goethe nur in rund 32 Prozent ihrer Briefe vor. Bei Johann Wolfgang von Goethe gehören diese Angaben hingegen als konstitutives Merkmal zum Brief; lediglich vier Ausnahmen sind im „Ehebriefwechsel" zwischen 1792 und 1803 zu verzeichnen. Fehlende Datums- und Ortsangaben mögen zwar vor allem für den Herausgeber und Editoren wegen der nachträglichen Erschließung eine gewisse Hürde darstellen (wie schon Hans Gerhard Gräf bemerkte). Für den Briefempfänger aber dürften diese fehlenden Angaben bei der Datierung in den meisten Fällen unproblematisch gewesen sein.[689] So betont auch Ulrich Joost, dass das Fehlen dieser Angaben insbesondere bei kurzen Ehebilletts, die in der „pragmatische[n] Situation" einer „raumzeitliche[n] Trennung bei geringer Entfernung"[690] geschrieben wurden, keineswegs als Normverstoß zu werten sei. In Lichtenbergs Briefen an seine Ehefrau fehlen sie immerhin auch in zwei Drittel der Fälle.[691] Ein ähnlicher pragmatischer Kontext gilt auch für die Ehebriefe der Goethes, die überwiegend zwischen Weimar und Jena hin- und hergeschickt bzw. durch Boten übermittelt wurden, und zwar in einer oftmals hohen, nicht selten täglichen Korrespondenzdichte. In diesen Fällen ist eine Datums- (und erst recht Orts-)Angabe tatsächlich entbehrlich und verkürzte Angaben ohne konkretes numerisches Datum in Form von *Fr[eu]dag des abens u 6 Ur*[692] stellen den Empfänger keinesfalls vor ein Rätsel. Schrieb Christiana von Goethe ihre Briefe außerhalb Weimars, nahm sie deutlich häufiger Datierungen vor, sodass der Grund für diese fehlenden Angaben in einer gewissen Schreibökonomie sowie einer fehlenden Notwendigkeit zu finden ist.

Ein ähnliches Verhältnis wie bei der Datierung zeigt sich auch hinsichtlich der Unterschrift. Während Johann Wolfgang von Goethe nahezu alle seine Briefe üblicherweise mit der Paraphe *G.* unterzeichnete, ist eine Signatur unter den Briefen Christiana von Goethes mit 30 Prozent eher selten anzutreffen. Wenn sie ihre Briefe unterschrieb, dann in der Regel in verkürzter Form als Paraphe „CV" oder später „CvG". In den frühen Jahren unterzeichnete sie auch einmal mit *Christel*[693] oder mit *Christiana*[694] bzw. „Christiana V."[695] In seltenen Fällen endet

689 Vgl. Gräf: Einführung, S. XXX.
690 Joost: Ehebrief Lichtenbergs, S. 82.
691 Vgl. ebd.
692 JWG50.
693 JWG1 (vgl. auch GC I, Nr. 13).
694 JWG28 (die Endung des Namens ist nicht ganz sicher zu lesen; vgl. auch GC I, Nr. 72) und JWG154 (hier in Kleinschreibung; vgl. auch GC I, Nr. 292).
695 GC I, Nr. 74.

der Brief mit einem Kosenamen.[696] Da man diese Grenzfälle nicht zweifelsfrei als Unterschrift werten kann, wurden diese in Tab. 4 separat gezählt und sind in Klammern angegeben.

Nachdem hier zunächst auf die formale Ebene und quantitative Auswertung von Anrede- und Grußformeln eingegangen wurde, soll im weiteren Verlauf der Arbeit eine weiterführende inhaltliche Auseinandersetzung erfolgen und zwar im Sinne der Wechselwirkung von Sprache und Beziehung. So gelten Anrede- und Grußformeln als Indikatoren für die Ausformung und Ausgestaltung der Beziehung von Kommunikationspartnern. „Denn über Anrede- und Grußformel werden die Beziehungen zwischen den Briefkommunikationspartnern sowohl reflektiert als auch – potentiell – neu oder anders definiert.“[697] Dieser Aspekt wird im Kapitel 4.4.3 der vorliegenden Arbeit näher beleuchtet.

3.5.5 Schreibpraxis im Wandel: eigenhändige und diktierte Briefe in der Ehekorrespondenz

Briefe niederzuschreiben war um 1800 noch ein mühevolles und zeitaufwendiges Unterfangen. Das Schreiben mit einem Gänsekiel war keineswegs so komfortabel wie später das Schreiben mit einer Stahlfeder oder gar wie heutzutage mit Füllfederhalter oder Kugelschreiber. Um ein gleichmäßiges Schriftbild zu erreichen, musste die Feder mit einem scharfen Messer zurechtgeschnitten werden. Dieses Handwerk erforderte einiges Geschick und wurde meist von Fachleuten erledigt.[698] Die Spitze nutzte sich während des Schreibens schnell ab und nach wenigen geschriebenen Worten musste sie erneut in das Tintenfass getaucht werden, um weiter schreiben zu können. Damit noch feuchte Tintenrückstände nicht verschmierten, wurde das Geschriebene zum Schluss mit Streusand abgelöscht. Bedenkt man die mit dem Schreiben verbundenen Mühen und die damit einhergehenden, unvermeidlichen Schreibunterbrechungen, verwundert es nicht, dass ein Vielschreiber wie Johann Wolfgang von Goethe nicht nur in seiner amtlichen, sondern auch in der privaten

696 Vgl. zu den Selbstbezeichnungen Kapitel 4.4.3.3. Zur Unterschrift Christiana von Goethes, die ebenfalls mit der Frage nach ihrem Vornamen, Christian*a* oder Christian*e*, verknüpft ist, vgl. Stehfest/Aehnlich: Benennungspraxis.

697 Ermert, Karl: Briefsorten. Untersuchung zu Theorie und Empirie der Textklassifikation (Reihe Germanistische Linguistik, 20). Tübingen 1979, S. 105.

698 Zur Geschichte der Schreibutensilien vgl. Le Collen, Eric: Feder, Tinte und Papier. Die Geschichte schönen Schreibgeräts. Hildesheim 1999, insb. S. 18–28.

Korrespondenz seit den 1790er Jahren zunehmend das Diktat bevorzugte.[699] In einem Brief an die Gräfin Josephine O'Donell begründete er dieses unkonventionelle Vorgehen folgendermaßen:

> Ich bin niemals zerstreuter als wenn ich mit eigner Hand schreibe: denn weil die Feder nicht so geschwind läuft als ich denke, so schreibe ich oft den Schlußbuchstaben des folgenden Worts ehe das erste noch zu Ende ist, und mitten in einem Comma, fange ich den folgenden Perioden an; Ein Wort schreibe ich mit dreyerley Orthographie, und was an Unarten alle seyn mögen, deren ich mich recht wohl bewußt bin und gegen die ich auch nur im äußersten Nothfall zu kämpfen mich unterwinde, nicht zu gedenken, daß äußere Störung mich gleich verwirren und meine Hand wohl dreymal in Einem Brief abwechseln kann. So ist mir's mit Vorstehendem gegangen, das ich zweymal zu schreiben anfing, absetzte und schlecht fortsetzte; jetzt entschließ ich mich zu dictieren, es ist als wenn ich mit Ihnen spräche [...].[700]

Eine Rechtfertigung des Einsatzes eines Schreibers war in diesem Fall unbedingt angezeigt, weil es sich in der Korrespondenz mit gleich- oder gar höherrangigen Personen wie der Gräfin O'Donell normalerweise nicht schickte, einen Brief von fremder Hand schreiben zu lassen. Das konnte als Zeichen von Hochmut des Verfassers bzw. Absenders gedeutet werden, der sich für zu fein hielt, um selbst zur Feder zu greifen.[701] Außerdem ist zu bedenken, dass das Briefdiktat „durch die Einbeziehung eines Dritten ganz offensichtlich die essentiellen Spielregeln eines Privatbriefs als eines vornehmlich vertraulichen Gesprächs zwischen Entfernten"[702] verletzte und auch ein gewisser Verlust an Authentizität hinzunehmen war. Zugleich war das Diktat gewissermaßen die radikalste Ausformung des schon seit der Antike in Brieflehren formulierten und im 18. Jahrhundert vor allem von Gellert postulierten Briefideals, wonach der Brief „die Stelle einer mündlichen Rede ver-

699 Vgl. Bohnenkamp-Renken, Anne: Schreibgeräte. In: Dies. / Wiethölter, Waltraud (Hrsg.): Der Brief – Ereignis & Objekt. Katalog der Ausstellung im Freien Deutschen Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum. 11. September bis 16. November 2008. Frankfurt a. M. / Basel 2008, S. 19–72, hier S. 33; ausführlich zu Goethes diktierten Briefen: Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 423–436. – Auf die mechanisch-technischen Defizite oder Widerstände während des Schreibvorganges, die sich hemmend auf den Schreib- und Gedankenfluss (nicht nur) Goethes auswirken konnten, geht auch Sebastian Böhmer hinsichtlich des literarischen Schreibens ein. Abhilfe schaffte beim eigenhändigen Schreiben zuweilen der Einsatz des gefälligeren und akustisch weniger störenden Bleistiftes (vgl. ders.: Semantik von unten, insb. S. 6 f. und 39 f.).

700 Goethe an die Gräfin Josephine O'Donell, 24. November 1812; WA IV, 23, S. 165–169.

701 Vgl. Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 428.

702 Bohnenkamp: Schreibgeräte, S. 33.

tritt“ und somit als „freye Nachahmung des guten Gesprächs“[703] charakterisiert wurde. Goethe selbst nahm in seinen Briefen mehrfach Bezug auf den Gesprächscharakter des Diktates, das für ihn der Unterhaltung mit Abwesenden am nächsten kam.[704]

Johann Wolfgang von Goethe pflegte durchaus auch private Angelegenheiten zu diktieren und bediente sich so auch im Briefverkehr mit Christiana von Goethe meist eines Schreibers. Ausgenommen davon sind die überlieferten frühen Briefe an sie aus den Jahren 1792 bis Februar 1796, die er noch vollständig eigenhändig niedergeschrieben hatte. Der erste bekannte Brief Goethes an seine Partnerin von Schreiberhand datiert auf den 20. Februar 1796. Darüber hinaus sind auch aus den späteren Jahren noch eigenhändig geschriebene Briefe Goethes an Christiana erhalten, der Anteil schwankt jedoch stark von Jahr zu Jahr. Grundsätzlich sind sie aber weniger zahlreich vertreten als in den ersten Jahren der Beziehung. Das Diktat war ab 1796 somit auch in Goethes Korrespondenz mit seiner Geliebten und späteren Gattin vorherrschend; gelegentlich fügte er am Ende des Briefes noch eigenhändige Zeilen hinzu.[705]

Eine längere Nachschrift von Goethes Hand enthält z. B. der Brief an Christiana Vulpius vom 15. August 1797. Darin bekundet Goethe nicht nur seine Liebe und Zuneigung; es spiegelt sich auch Waltraud Wiethölter zufolge „der Gedanke, der Wunsch“ wider, „das eigenhändig beschriebene, berührte, sinnlich erfahrene und reaktiv wahrgenommene Papier möge zum Speicher eines Kontakts werden, der sich über die Ferne hin vermittelt.“[706] Im Sinne der von Wiethölter postulierten Materialität der Briefschreibeszene liegt die Bedeutung dieser Nachschrift vor allem im Akt des Schreibens selbst, der durch die Eigenhändigkeit gewissermaßen zu einer „mediatisierte[n] körperliche[n] Begegnung“[707] wird. Die Relevanz der Authentizität steht außer Frage und war Goethe selbstverständlich bewusst, was sich nicht zuletzt in eigenhändig angefertigten Nachschriften an verschiedene Empfänger manifestiert.

Für die Ehekorrespondenz als Sonderfall ist ein weiterer Grund für ein eigenhändiges Postskriptum zu bedenken: Intime Äußerungen konnte Goethe dem Schreiber nicht oder nur sehr bedingt anvertrauen; für Liebes- und Sehnsuchtsbekundungen musste er notwendigerweise selbst zur Feder greifen. Das galt

703 Gellert, Christian Fürchtegott: Briefe, nebst einer Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen. Leipzig 1751, S. 3.

704 Vgl. Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 432.

705 Vgl. auch Gräf: Einführung, S. 25.

706 Vgl. Wiethölter, Waltraud: Von Schreib- und Schriftkörpern: Zur Materialität der Briefschreibeszene. In: Bohnenkamp-Renken/Wiethölter (Hrsg.): Der Brief – Ereignis & Objekt, S. 92–133, hier S. 102.

707 Vgl. ebd.

nicht nur für emotional-intime Bekundungen im Ehebriefwechsel, sondern auch für streng vertrauliche oder inhaltlich brisante Themen in der Korrespondenz mit anderen Briefpartnerinnen und Briefpartnern, von denen der Schreiber keine Kenntnis erhalten sollte.[708]

Christiana von Goethe war also durch Johann Wolfgang von Goethe mit der eher unüblichen Praxis des Diktierens vertraut. Sie selbst schrieb ihre heute überlieferten Briefe an Goethe jedoch lange Zeit bis einschließlich 1803 eigenhändig nieder. Die einzigen Ausnahmen bilden zwei Briefe, die Christian August Vulpius im Auftrag seiner Schwester, die keine Zeit zum Schreiben fand, niedergeschrieben hatte.[709] In einer zweiten Überlieferungsphase nach 1803 zeigt sich ein anderes Bild: Nach einer großen Überlieferungslücke zwischen Anfang 1804 und dem Frühjahr 1810 sind diktierte Briefe die Regel und eigenhändige die Ausnahme: Abgesehen von einem Brief[710] sind alle von 1810 bis 1816 erhaltenen, an Goethe gerichteten Briefe nicht mehr eigenhändig von Christiana von Goethe geschrieben worden; im Laufe der Jahre ging auch sie dazu über, ihre Briefe zu diktieren oder in seltenen Fällen in Auftrag zu geben.[711] Am Schluss der Briefe nahm sie nach 1810 oftmals noch selbst die Feder zur Hand und fügte die Schlussformel oder eine kurze letzte Passage mit Unterschrift bzw. Paraphe selbst hinzu.

Ihr erster diktierter Brief an ihren Gatten datiert aufgrund der lückenhaften Überlieferung auf den 24. Juni 1810, wenngleich es sich hier im ursprünglichen Korrespondenzzusammenhang nicht um den frühesten diktierten Brief an Goethe überhaupt gehandelt haben wird. Ein früher Hinweis auf einen möglicherweise diktierten Brief Christianas kann einem Brief Johann Wolfgang von Goethes vom 9. November 1795 entnommen werden. Goethe, der zu dieser Zeit in Jena arbeitete, erkundigte sich zehn Tage nach der Geburt seines vierten Kindes Carl nach dem Wohlergehen von Mutter und Kind und bat: „Laß mir doch so bald als möglich ein Wort schreiben.“[712] Ob Christiana Vulpius in dieser besonderen Situation mit einem diktierten Brief oder einem Auftragsbrief reagierte oder doch selbst zur Feder griff, bleibt ungewiss.

Bezieht man die anderen aus dem Familien- und Freundeskreis überlieferten Briefe ein, zeigt sich, dass Christiana Vulpius schon vor der Eheschließung Goethes Schreiber mit der Niederschrift ihrer Briefe betraute. An Nicolaus Meyer ist ein Brief vom 3. August 1803 überliefert, dessen erste Seite von Christiana Vulpius eigenhändig geschrieben und anschließend von der Hand Ludwig Geists fortgesetzt wurde.[713]

708 Vgl. Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 428.
709 Briefe vom 19. Juni 1798 (GC I, Nr. 184) sowie vom 5. Mai 1800 (GC I, Nr. 266).
710 Brief vom 5. Juli 1810 (JWG225).
711 Für eine detaillierte Übersicht vgl. Tab. 6 der vorliegenden Arbeit.
712 GC I, Nr. 61.
713 Vgl. UB Leipzig, Slg. Hirzel, Sign. B266; Druck: Kasten, Nr. 13.

Zu den Schreibern, die Christiana Vulpius zunächst zur Hand gingen und die sich eindeutig identifizieren lassen, gehörten die beiden Sekretäre Goethes, Johann Ludwig Geist[714] und Friedrich Wilhelm Riemer,[715] später auch Friedrich Theodor David Kräuter.[716]

Die bedeutendste Rolle für die Erledigung des Schriftverkehrs kam spätestens ab 1808 bis Ende 1814 Caroline Ulrich zu, der Christiana von Goethe ihre Briefe diktierte. Die am 14. März 1790 geborene Tochter des Justizamtmannes und Notars Johann Gottlob Ulrich und der Johanna Caroline Henrietta Ulrich, geborene Buchholz,[717] war schon als junges Mädchen häufig zu Gast im Haus Goethes gewesen. Sie wurde trotz des nicht unerheblichen Altersunterschiedes – Caroline Ulrich war nur wenige Monate jünger als August von Goethe – später zu einer engen Vertrauten Christiana von Goethes. Nach der Eheschließung übernahm Caroline Ulrich schließlich nach und nach die Aufgaben einer Gesellschafterin, begleitete Christiana von Goethe auf ihren Unternehmungen, Bällen, Geselligkeiten und Reisen. Nicht zuletzt nahm Caroline Ulrich ihr die Schreibtätigkeit weitestgehend ab.

Der genaue Zeitpunkt, ab dem Caroline Ulrich als Gesellschafterin fungierte, ist nicht zu ermitteln. Vielmehr scheint sie sukzessive in diese Rolle hineingewachsen zu sein.[718] Im Laufe des Jahres 1808 intensivierte sich das Verhältnis zu Christiana von Goethe,[719] im November 1809 zog Caroline Ulrich schließlich gänzlich in das Haus am Frauenplan.[720] Dort wohnte sie bis zu ihrer Eheschließung mit Friedrich Wilhelm Riemer, die am 8. November 1814 stattfand.[721]

Der früheste erhaltene Beleg eines Privatbriefes von Caroline Ulrichs Hand, den sie im Namen Christiana von Goethes geschrieben hatte, stammt vom 9. Mai

714 Vgl. oben sowie Brief an Nicolaus Meyer, 14. Oktober 1803; Hirzel, Nr. 12.

715 Vgl. Brief an Nicolaus Meyer, 5. Mai 1806, Kasten Nr. 125.

716 Vgl. GC II, Nr. 600.

717 Zu ihrer Kindheit, die sie zu einem großen Teil im Hause ihrer Großmutter Johanna Maria Buchholz verbrachte, und der Bekanntschaft mit Christiana Vulpius vgl. Kapitel 2.1.3.

718 Vgl. Fuchs: Caroline Riemer, S. 267; vgl. auch Biedrzynski: Goethes Weimar, S. 326.

719 Bereits ab Februar 1808 erwähnen sowohl Goethe als auch Riemer Caroline Ulrich nahezu wöchentlich als Tischgast im Haus am Frauenplan. Im Oktober/November 1808 begleitete Caroline Ulrich Christiana von Goethe auf deren Reise nach Frankfurt am Main und Heidelberg. Nach der Rückkehr beider Frauen war Caroline Ulrich wohl täglich oder fast täglich im Hause Goethe zugegen, bis sie schließlich ein Jahr später dort einzog (vgl. Pollmer: Caroline Ulrich, S. 20–23).

720 In einem Brief an August von Goethe vom 30. oder 31. Dezember 1808 schrieb seine Mutter: „Du kannst also aus diesem Brief ersehen, daß meine jetzige Existenz ganz anders als sonst ist. Auch Caroline hat ihren Wohnort verändert, sie ist sehr viel bei mir, wohnt oben bei Kammersecretär Scheibes, und hat sich ganz von der Großmutter getrennt.“ (Suphan: Briefe von Goethe und Christiane v. Goethe an August v. Goethe, S. 28). Der Einzug Caroline Ulrichs in das Goethehaus erfolgte laut Friedrich Wilhelm Riemers Tagebuch am 30. November 1809 (vgl. GT IV 2, S. 869).

721 Vgl. Fuchs: Caroline Riemer, S. 267.

1808. In Form eines kurzen Billetts an August von Goethe meldete sie die Verzögerung ihrer Reisepläne nach Heidelberg aufgrund von Geschäften, die ihre Anwesenheit in Weimar erforderten. Weitere Briefe von Caroline Ulrichs Hand sind ab Oktober 1808 erhalten, als sie Christiana von Goethe auf ihrer Reise nach Frankfurt begleitete, wo Erbangelegenheiten ihrer verstorbenen Schwiegermutter zu regeln waren. Anschließend reisten beide Frauen nach Heidelberg weiter, um August von Goethe an seinem Studienort zu besuchen. Die Reisebegleitung deutet darauf hin, dass Caroline Ulrich spätestens ab 1808 eine wichtige Vertrauensperson Christiana von Goethes war und auch offiziell als deren Gesellschafterin in Erscheinung trat.

Nach dem Auszug der verheirateten Caroline Riemer trat ab 1815 Wilhelmina Henrietta Kirscht[722] zeitweilig an deren Stelle. Von ihrer Hand sind aus dem Jahr 1815 mehrere Briefe überliefert, als sie Christiana von Goethe nach einem epileptischen Anfall[723] zur Rekonvaleszenz nach Jena und im Frühsommer nach Karlsbad (wovon auch ein Tagebuch überliefert ist)[724] begleitete. Christiana von Goethe betraute in ihren letzten Lebensjahren vor allem auch Goethes Schreiber Friedrich Theodor David Kräuter[725] mit Niederschriften, über den sie in einem Brief an Goethe schreibt, er verstehe sie am besten.[726] Schwierigkeiten gab es indessen, als Kräuter einmal nicht zur Verfügung stand und Christiana von Goethe den Biblio-

722 Gräf vermutete, dass es sich bei der Gesellschafterin Christiana von Goethes um Johanna Christiane Sophia Kirsch, Tochter eines Pastors zu Troistedt und Schoppendorf und Ehefrau von Johann Christian Wilhelm Kirsch, Besitzer des Kaffeehauses in Weimar, handelte (vgl. GC II, S. 446, Anm. 577). Neuere Erkenntnisse, die sich der Forschungsdatenbank so:fie entnehmen lassen, identifizieren diese Person mit der Putzmacherin Wilhelmina (genannt Mine, Minchen) Henrietta Kirscht, geb. Burkhardt (1770–1833). Sie war die Tochter des Geheimen Registrators Jakob Bernhard Burkhardt in Weimar und heiratete 1803 den Hoffechtmeister Karl Bernhard Friedrich Kirscht, der 1809 starb (vgl. Art. „ID 44217 – Kirscht, Wilhelmina [Mine, Minchen] Henrietta geb. Burkhardt“, in: Forschungsdatenbank so:fie, https://ores.klassik-stiftung.de/ords/f?p=900:2:::::P2_ID:44217 [03.02.2024]).

723 Vgl. Schiffter, Roland: Lebenslust, Krankheit und Tod der Christiane von Goethe. In: Die Pforte. Veröffentlichungen des Freundeskreises Goethe-Nationalmuseum e.V. 9 (2008), S. 217–268, hier S. 244–246.

724 Vgl. Ruppert, Hans: Goethes Sammlungen zu Kunst, Literatur und Naturwissenschaft. Goethes Bibliothek. Katalog. Hrsg. von den Nationalen Forschungs.- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur Weimar. Weimar 1958, Nr. 401[1].

725 Friedrich Theodor David Kräuter (1790–1856) war ab 1814 als Sekretär in Goethes Diensten und ab 1816 auch Bibliothekssekretär. Er verwaltete seit 1817 Goethes Privatbibliothek (vgl. Art. „ID 44302 – Kräuter, Friedrich Theodor David“, in: Forschungsdatenbank so:fie, https://ores.klassik-stiftung.de/ords/f?p=900:2:::::P2_ID:44302 [03.02.2024]).

726 Vgl. Brief vom 18. Mai 1816, GC I, Nr. 600.

theksschreiber Johann Michael Bernhard Franke holen ließ. Mit ihm kam nur ein kurzer Brief zustande,[727] wozu Christiana von Goethe am folgenden Tag erläuterte:

> Kräuter, der mich am besten versteht und in meiner Correspondenz der Brauchbarste ist, war an diesem Tage früh weggefahren, und ich sah mich genöthigt, um Dir doch nur einiges zu schreiben, Franken von der Bibliothek holen zu lassen, mit dem ich nicht so recht fertig werden konnte, daher die wenigen Zeilen. Jetzt aber, da mir Kräuter wieder zur Hand ist, hoff ich, soll es besser fließen.[728]

Dieses Zitat deutet darauf hin, dass das Diktieren bei Christiana von Goethe nicht immer problemlos verlief. Zu bedenken ist, dass es sich hierbei um einen ihrer letzten Briefe bei einem sich rasch verschlechternden Gesundheitszustand knapp drei Wochen vor ihrem Tod handelt. Das Zitat ist zugleich ein Indiz gegen Effi Biedrzynskis These, dass Christiana von Goethes Diktate (nach denen Caroline Ulrich die Briefe niedergeschrieben haben soll) eine „schonend-liebevoll aufrecht erhalten[e]“[729] Fiktion gewesen seien. Es ist anzunehmen, dass Caroline Ulrich als Schreiberin, die zugleich als Gesellschafterin einen Großteil des Tages mit Christiana von Goethe verbrachte und so bestens über die zu berichtenden Erlebnisse informiert war, mehr Freiheiten in der konkreten Ausgestaltung der Briefe gehabt haben wird, als dies für einen am Tagesablauf der Diktierenden unbeteiligten Schreiber Goethes galt. Am wahrscheinlichsten ist wohl hinsichtlich der Briefgestaltung eine Art gemeinschaftliche Produktion der beiden Frauen, die es mit anderen Schreibern in dieser Form nicht gegeben haben wird. Hin und wieder wird es auch vorgekommen sein – wenngleich dies nicht als Usus denkbar ist –, dass Caroline Ulrich ohne Diktat und ohne konkrete inhaltliche Vorgaben berichtete, wie es Goethe in einem Brief an seine Frau im Jahre 1809 aus Jena vorschlug, offenbar um sie zu entlasten:

> Ich wiederhole, daß, wenn August artig sein will, so wendet er eine halbe Stunde des Tags dran, mir zu schreiben. Es ist gar nicht übel, in solcher Nähe sich durch Briefe und Billete zu unterhalten. Ebenso könntest Du Carolinchen sagen, daß sie mir schriebe, wenn Du auch nicht dictirtest.[730]

727 Vgl. GC I, Nr. 599.
728 GC I, Nr. 600.
729 Biedrzynski: Goethes Weimar, S. 326.
730 GC II, Nr. 465.

4 Empirische Untersuchung der Briefe Christiana von Goethes

4.1 Das Untersuchungskorpus

4.1.1 Korpusaufbau

4.1.1.1 Primärkorpus

Die Quellenauswahl für die vorliegende Untersuchung erfolgt unter dem Gesichtspunkt der Erforschung der historischen Alltagssprache breiter Bevölkerungsschichten. Hierfür bieten sich bestimmte Quellenarten stärker an als andere, wie Stephan Elspaß in seiner grundlegenden Arbeit zur *Sprachgeschichte von unten* ausführlich dargelegt hat.[731] Wenig tauglich sind demzufolge Quellen aus einem institutionsbezogenen Zusammenhang, d. h. Bittschriften, Petitionen, Beschwerdebriefe sowie andere an Behörden gerichtete Schreiben. Bei diesen bestehe zum einen das Problem, dass eine originäre Autorschaft nicht eindeutig zu erkennen sei bzw. der Einfluss von Briefstellern oder anderweitigen Mustern nicht ausgeschlossen werden kann. Zum anderen handele es sich um asymmetrische Kommunikationssituationen, sodass „die ‚natürliche' Ausdrucksweise der Alltagssprache in hohem Maße verfremdet" sei.[732] Zu den für eine soziolinguistische Untersuchung geeigneten handschriftlich überlieferten Zeugnissen gehören hingegen neben Tagebüchern und anderen Ego-Dokumenten[733] vor allem Privatbriefe.

Diesen Kriterien folgend wurden für die Korpuszusammenstellung aus den erhaltenen Briefen Christiana von Goethes ausschließlich Privatbriefe ausgewählt, die ohnehin die mit Abstand größte Überlieferungsgruppe bilden. Schrei-

731 Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 55–72.

732 Ebd., S. 55 (dort auch das Zitat). – Zur grundlegenden Problematik der Differenzierung zwischen dem Verfasser bzw. dem Absender und dem Schreiber von Briefen in größeren Korpora sowie zu (computergestützten) methodischen Ansätzen vgl. Nobel, Judith / Wal, Marijke J. van der: Tackling the Writer-Sender Problem. The newly developed Leiden Identification Procedure (LIP). In: Historical Sociolinguistics and Sociohistorical Linguistics (2009), https://www.let.leidenuniv.nl/hsl_shl/Nobels-Wal.html (22.03.2024).

733 Eine Definition von Ego-Dokumenten liefern van der Wal / Rutten in ihrem soziolinguistisch ausgerichteten Sammelband *Touching the Past*. Dort heißt es: „The term *ego-document* was coined about 1955 by the Dutch historian Jacques Presser who initiated historical research of this text type [...]. He defined egodocuments as writings in which the I, the writer, is continuously present in the text as the writing and describing subject." (van der Wal, Marijke / Rutten, Gijsbert Johan: Egodocuments in a historical-sociolinguistic perspective. In: Dies. [Hrsg.]: Touching the Past, S. 1–17, hier S. 1 [Anm. 1; Hervorhebung im Original].)

Open Access. © 2024 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. BY-NC-ND Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung - Nicht-kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111342290-004

ben mit primär (privat-)geschäftlichem Inhalt wie Weinbestellungen, aber auch Einträge in Rechnungsbücher, Inventarlisten und dergleichen wurden hingegen nicht einbezogen. Die aufgenommenen Briefe stammen ausschließlich aus dem engsten familiären Umfeld und dem Freundeskreis der Schreiberin.[734] Zu den Adressaten der Briefe Christiana von Goethes gehören ihr Lebensgefährte und ab 1806 Ehemann Johann Wolfgang von Goethe, der gemeinsame Sohn August sowie ihre spätere Schwiegermutter Catharina Elisabeth Goethe, aber auch der Bremer Arzt und Freund der Familie Nicolaus Meyer. Die Konzentration auf Briefe an Adressaten, mit denen Christiana von Goethe ein enges Vertrauensverhältnis verband, bringt den Vorteil mit sich, dass sich in ihnen eine unmittelbare und authentische Sprache findet.[735] Die Briefe weisen eine stärker mündliche Konzeption und eine höhere Nähesprachlichkeit auf, als dies bei formelleren Briefen der Fall ist.

An den genannten, aus vier Personen bestehenden Adressatenkreis sind von Christiana von Goethe insgesamt 302 Briefe im Original überliefert. Aus dieser Quellenbasis an überlieferten Briefen wurde eine Auswahl getroffen (vgl. Tab. 6), die auf drei Kriterien fußt:

1. Eigenhändigkeit (Autographen)
2. Briefumfang
3. Lesbarkeit/Entzifferbarkeit

Das zentrale Kriterium für die Aufnahme in das Primärkorpus und mithin konstitutives Merkmal aller Briefe ist die Eigenhändigkeit bei der Niederschrift des Textes. Von Christiana von Goethe in Auftrag gegebene oder diktierte Briefe wurden nicht in das Primärkorpus aufgenommen. Die Berücksichtigung dieses Faktors führt zwangsläufig zu einer Verengung des zeitlichen Rahmens. Da Christiana von Goethe ihre Briefe überwiegend nur vor ihrer Eheschließung eigenhändig geschrieben hatte und insbesondere der Briefwechsel mit Johann Wolfgang von Goethe signifikante Überlieferungslücken aufweist, liegt der Schwerpunkt des Briefkorpus auf der Zeit zwischen 1793 und 1803.[736] Eine genaue Übersicht über die Anzahl der an den engsten Familien- und Freundeskreis gerichteten und transkribierten Briefe bietet Abb. 3.

Ein weiteres Kriterium ist die Brieflänge. Das grundsätzliche Bestreben war, kurze Briefe bzw. Billetts nicht in das Korpus zu integrieren, was bei den überlieferungsstarken Jahrgängen ohne Weiteres möglich war. Bei den überlieferungsschwa-

734 Vgl. zur Briefauswahl die detaillierte Darstellung in den Kapiteln 3.5.1 bis 3.5.3.

735 Vgl. zu diesem Kriterium auch Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 56.

736 Aus dieser materialbedingten zeitlichen Eingrenzung resultiert im nachfolgenden Kapitel die Verwendung des Geburtsnamens Vulpius für die Schreiberin, da fast alle ihre eigenhändig geschriebenen Briefe vor ihrer Eheschließung entstanden sind.

chen Jahrgängen, die schon nach 1803 einsetzen, musste von diesem Kriterium Abstand genommen werden, d. h. diese umfassen auch kurze Nachschriften, weil dies häufig die einzigen eigenhändigen Zeugnisse sind.

Tab. 6: Übersicht über die überlieferten, eigenhändigen sowie die transkribierten Briefe Christiana von Goethes.[737]

Jahr	überlieferte Briefe	eigenhändige Briefe	transkribierte Briefe
1793	13	13	10
1794	–	–	–
1795	10	10	7
1796	14	14	10
1797	31	31	18
1798[738]	37	37	17
1799	30	30	19
1800[739]	18	18	10
1801	9	9	7
1802	32	32	21
1803[740]	37	36	12
1804	4	1	1
1805	3	2	2
1806	3	2	2
1807[741]	2	2	2
1808	10	4	4

737 Briefe, die primär von Schreiberhand geschrieben worden sind und nur eine (meist kurze) egh. Nachschrift enthalten, werden hier als nicht egh. erfasst. So erklärt sich auch die Diskrepanz zwischen den egh. und transkribierten Briefen im Jahr 1810: Für diesen Zeitraum wurden zwei längere Nachschriften als Briefe aufgenommen, weil es ohnehin nur wenige Zeugnisse aus diesem Jahr gibt. Ähnliches gilt für 1815: In diesem Jahr gibt es drei egh. Bestandteile, die formal Nachschriften sind, aber hier als egh. Briefe aufgenommen werden.

738 Die überlieferten Briefe enthalten einen Auftragsbrief, geschrieben von ihrem Bruder, Christian August Vulpius, vom 19. Juni 1798 (GC I, Nr. 184), der in Tab. 6 nicht mitgezählt wurde.

739 Die überlieferten Briefe enthalten einen Auftragsbrief, geschrieben von ihrem Bruder, Christian August Vulpius, vom 5. Mai 1800 (GC I, Nr. 266), der in Tab. 6 nicht mitgezählt wurde.

740 An Nicolaus Meyer ist ein Brief überliefert, dessen erste Seite von Schreiberhand (Geist) und dessen zweite Seite egh. von Christiane Vulpius geschrieben wurde (NM6). Dieser wurde als egh. Brief in die Tabelle aufgenommen.

741 Zusätzlich zu den zwei angegebenen Briefen an Nicolaus Meyer und Catharina Elisabeth Goethe sind zwei weitere nicht egh. Briefe an den Tanzmeister Jean L'Epitre (Lépitre) (GSA, Sign.: 37/X,2,3) und an Esther Stock (FDH/FGM, Sign.: Hs-113) erhalten.

Tab. 6 (fortgesetzt)

Jahr	überlieferte Briefe	eigenhändige Briefe	transkribierte Briefe
1809	7	–	–
1810[742]	14	1	3
1811	6	–	–
1812[743]	2	–	–
1813	1	–	–
1814[744]	4	–	–
1815[745]	12	–	3
1816[746]	3	–	–
gesamt	**302**	**239**	**148**

In den Jahren, aus denen sich viele Briefe erhalten haben, ist die Brieflänge im Zusammenhang mit der Lesbarkeit zu sehen, da es nicht selten Interdependenzen zwischen beiden Faktoren gibt. Christiana von Goethes kurze Briefe bzw. Billetts von nur wenigen Zeilen Umfang wurden oftmals eilig zu Papier gebracht, wovon der flüchtige Schreibduktus zeugt. Daraus resultieren bei der Transkription zahlreiche unsichere bzw. unterschiedliche Lesungen – ein Grundproblem, das sich bei der Umschrift ihrer Briefe ohnehin stellt, in diesen Fällen aber deutlich häufiger auftritt. Diese alternativen Lesungen bzw. Varianten könnten zwar (mit einem erheblichen Mehraufwand) dokumentiert werden, sie sind aber aufgrund ihrer nicht aufzulösenden Unsicherheit als Basis für eine sprachwissenschaftliche Analyse weniger geeignet bzw. müssen mit der entsprechenden Zurückhaltung interpretiert werden. Deshalb wurden Briefe, in denen die Schreiberin selbst den Vermerk „In Eile“ hinzufügte, aus dem Korpus ausgeschlossen. Gleiches gilt für längere, flüchtig geschriebene Briefe, die besonders häufig unter den Briefen aus Lauchstädt auftreten. Wenn die Anzahl

742 Vgl. Anm. 729.

743 Zusätzlich überliefert sind drei weitere Privatbriefe an Franz Francke in Jena, die von Caroline Ulrich niedergeschrieben worden sind (GMD, Sign.: NW1544a/1977; NW1544b/1977; NW1544c/1977; vgl. auch Monroy: Drei unbekannte Briefe von Christiane Goethe).

744 Von den vier erhaltenen Briefen an Johann Wolfgang von Goethe aus dem Jahr 1814 sind in GC II nur drei ediert. Es fehlt der Brief vom 4. August 1814 (GSA, Sign.: 28/746 St. 4; RA 6/1206; Goethe-Riemer, Nr. 72 [ID: 55004]). Der Inhalt und Duktus des Briefes deuten darauf hin, dass er nicht von Christiana von Goethes diktiert worden ist, sondern möglicherweise nur von ihr in Auftrag gegeben wurde.

745 Vgl. Anm. 729.

746 Zusätzlich überliefert ist ein Brief Christiana von Goethes an ihre vormalige Gesellschafterin Caroline Riemer (geb. Ulrich) vom 14. März 1816 (GMD, Sign.: NW1123/1969).

unsicherer Lesungen ein tolerierbares Maß überschritt, wurden Briefe aufgrund dessen (vor allem in überlieferungsstarken Jahren) nicht in das Korpus aufgenommen.

Die überlieferungsstarken Jahrgänge, zu denen die Jahre 1797 bis 1799 sowie 1802 und 1803 gehören, waren in einem weiteren Sinne gesondert zu behandeln: In diesen Jahren konnten aus arbeitsökonomischen Gründen nicht alle nach den oben genannten Kriterien für transkriptionswürdig befundenen Briefe in das Korpus aufgenommen werden. Bei der Auswahl wurde darauf geachtet, dass die Briefe möglichst viele verschiedenartige Phänome enthielten.

4.1.1.2 Sekundärkorpora

Über das Primärkorpus hinaus wurden zwei weitere Korpora zusammengestellt, in beiden Fällen mit einer erweiterten Quellenbasis: Ein Korpus berücksichtigt alle überlieferten Briefe Christiana von Goethes im Umfang von 254 Briefen; ein zweites umfasst mit 609 Briefen den gesamten überlieferten Briefwechsel des Ehepaares Goethe und erstreckt sich somit auf die Zeitspanne zwischen 1792 und 1816.[747] Als Quellenbasis dient die von Hans Gerhard Gräf herausgegebene Edition des Ehebriefwechsels, welche digital abrufbar ist.[748] Diese beiden Korpora werden vor allem für die Untersuchung ausgewählter Aspekte des Beziehungsschreibens herangezogen (Kapitel 4.4), da eine buchstaben- und zeichengetreue Transkription hierfür nur von untergeordneter Bedeutung ist. Die originalgetreuen Schreibweisen treten somit zugunsten einer umfassenderen und zeitlich weiter gefassten Quellenbasis zurück, die es ermöglicht, Entwicklungstendenzen oder Brüche gezielter untersuchen zu können, die ansonsten im Verborgenen blieben. Weicht die Materialbasis vom Primärkorpus ab, wird dies an der entsprechenden Stelle ausgewiesen.

4.1.1.3 Vergleichskorpora – ein Desiderat

Um umfassendere Vergleichsstudien anstellen zu können, wären umfangreiche, ausgewogene Vergleichskorpora wünschenswert, die derzeit noch ein Desiderat darstellen. Es finden sich zwar hier und da digital verfügbare Editionen bzw. Transkriptionen, die man aufgrund ihrer zeitlichen Passung heranziehen könnte. Doch gerade im Bereich der Ego-Dokumente sind für die Zeit um 1800 vor allem

747 Es wird anstelle von Sekundärkorpora nicht von Subkorpora (wie in der Korpuslinguistik üblich) gesprochen, da im vorliegenden Fall die sog. Sekundärkorpora eine umfangreichere Quellenbasis aufweisen als das Primärkorpus, während Subkorpora eine zahlenmäßig kleinere Gruppe innerhalb eines größeren Korpus bilden. In der vorliegenden Arbeit ist das kleinere Korpus mit den egh. geschriebenen Briefen das primäre, weil auf diesem der Großteil der Analyse beruht.

748 Vgl. Projekt Gutenberg unter https://www.projekt-gutenberg.org/goethe/br-frau1/br-frau1.html (08.03.2024) sowie https://www.projekt-gutenberg.org/goethe/br-frau2/br-frau2.html (08.03.2024).

digitale oder retrodigitalisierte Editionen verfügbar,[749] die sich der Korrespondenz von berühmten Männern widmen,[750] seien es Schriftsteller wie Johann Wolfgang von Goethe,[751] August Wilhelm Schlegel,[752] Jean Paul[753] oder auch Briefe des Forschungsreisenden Alexander von Humboldt[754] sowie Briefe der Komponisten Wolfgang Amadeus Mozart[755] und Carl Maria von Weber.[756]

Digitale Textsammlungen, die sich als Referenzkorpora (oder deren Grundlage) für das Neuhochdeutsche verstehen, konzentrieren sich schwerpunktmäßig auf gedruckte Texte. Die wichtigsten historischen Korpora sind verfügbar über das Leibniz-Institut für Deutsche Sprache (IDS) in Mannheim, das Deutsche Textarchiv (DTA) sowie über das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache (DWDS). Das Korpus des IDS bietet ein Vergleichskorpus für Studien zur Erforschung der Grammatik und Lexik des Gegenwartsdeutschen für den Zeitraum vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Der Schwerpunkt der digitalen Sammlung liegt auf literarischen Werken (auch von Frauen) sowie auf Sach- und Gebrauchsliteratur.[757]

749 Unter den gedruckten Ausgaben, die vor allem aus dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert stammen, finden sich auch Editionen, die Briefe von Frauen berücksichtigen oder diesen gewidmet sind. Allerdings sind diese nur in Ausnahmefällen buchstaben- und zeichengetreu, wie sie beispielsweise Albert Köster für die Briefe Catharina Elisabeth Goethes vorgelegt hat.

750 Als jüngst verfügbares digitales, annotiertes Korpus, das in größerem Umfang Ego-Dokumente von Frauen enthält, wären die frühneuzeitlichen Fürstinnenkorrespondenzen zu nennen. Es umfasst 600 annotierte Briefe von ernestinischen Fürstinnen mit einem Schwerpunkt vornehmlich auf dem Zeitraum zwischen 1546 und 1617 (vgl. die Projektbeschreibung und die -ergebnisse unter: https://gepris.dfg.de/gepris/projekt/145225894 [08.3.2024]; das transkribierte und annotierte Korpus steht zur Verfügung unter: https://www.laudatio-repository.org/browse/corpus/ZCSVC3MB7CArCQ9CVedt/corpora [08.03.2024]; die Digitalisate sind zu finden unter: https://collections.thulb.uni-jena.de; ebenfalls zugänglich über das Tool ANNIS [https://korpling.german.hu-berlin.de/annis3/#_c=RnVlcnN0aW5uZW5rb3JyZXNwb25kZW56MS4x] [08.03.2024]).

751 Vgl. https://goethe-biographica.de (08.03.2024).

752 Vgl. https://august-wilhelm-schlegel.de (08.03.2024).

753 Vgl. https://www.jeanpaul-edition.de (08.03.2024).

754 Vgl. https://edition-humboldt.de (08.03.2024).

755 Vgl. https://dme.mozarteum.at/briefe-dokumente (08.03.2024).

756 Vgl. https://www.weber-gesamtausgabe.de (08.03.2024). – Eine gute Übersicht über digitale editorische Vorhaben, die stetig aktualisiert wird, bietet Patrick Sahle unter http://www.digitale-edition.de (08.03.2024). Aufgenommen werden hier „scholarly editions“, also nicht nur historisch-kritische Editionen im engeren Sinn. Dieser Überblick zeigt, dass Frauenbriefe in den deutschsprachigen Editionen (in diesem Fall mit dem Schwerpunkt auf digitalen sowie digitalisierten Editionen) nach wie vor unterrepräsentiert sind.

757 Vgl. https://www1.ids-mannheim.de/lexik/abgeschlosseneprojekte/historischeskorpus.html (08.03.2024). – Ein Subkorpus bildet das GerManC corpus, welches an der University of Manchester erstellt wurde und das unter den acht integrierten Genres aus dem Zeitraum von 1650 bis 1800 auch Privatbriefe enthält (vgl. https://www1.ids-mannheim.de/fileadmin/lexik/uwv/dateien/

Das DTA weist mit Drucken aus den Bereichen Belletristik, Gebrauchsliteratur und Wissenschaft vom 16. bis zum frühen 20. Jahrhundert einen ähnlichen Fokus auf, hat seinen Datenbestand darüber hinaus aber auch auf Handschriften ausgedehnt.[758] Über das DWDS sind seit Kurzem auch das von Marko Neumann erstellte Korpus „Soldatenbriefe“ (1745–1872) sowie das von einer Arbeitsgruppe unter Leitung von Markus Schiegg erstellte Korpus „Patientenbriefe“ (1834–1957) abrufbar.[759]

Es lassen sich zweifelsohne noch weitere digitale Ressourcen finden, wofür nicht zuletzt das stetig wachsende Verzeichnis für Briefeditionen CorrrespSearch,[760] welches die Suche in den Metadaten gedruckter und digitaler Briefeditionen ermöglicht, eine große Hilfe darstellt. Dennoch reichen die online und frei verfügbaren Daten nach aktuellem Stand nicht aus, um ein balanciertes Referenzkorpus für Briefe aus der Zeit um 1800 zu erstellen. Dieses müsste im Idealfall auch einen größeren Anteil von Frauenbriefen sowie von weniger geübten Schreiberinnen und Schreibern enthalten und eine diastratische und diatopische Streuung aufweisen. Daraus resultiert die Herausforderung, dass nach wie vor zunächst viele Ressourcen in die Transkription von Texten fließen müssen, um Vergleiche ziehen können.

4.1.1.4 Korpusaufbereitung und -analyse: Schwierigkeiten und Herausforderungen

Voraussetzung für eine computergestützte quantitative Analyse wäre ein Korpus, welches mit einem *Part-of-speech-Tagging* (*PoS-Tagging*)[761] versehen ist. Für historische Sprachstufen des Deutschen gibt es momentan noch keine zuverlässigen automatisierten Taggingverfahren. Die Tools, die bereits für die Gegenwartssprache erprobt sind und mit einer relativ geringen Fehlerquote eingesetzt wer-

GerManC_Documentation.pdf [08.03.2024]; vgl. hierzu auch Durrell, Martin: Textsortenspezifische und regionale Unterschiede bei der Standardisierung der deutschen Sprache. In: Kwekkeboom, Sarah / Waldenberger, Sandra [Hrsg.]: PerspektivWechsel oder: Die Wiederentdeckung der Philologie. Bd. 1: Sprachdaten und Grundlagenforschung in der Historischen Linguistik. Berlin 2016, S. 211–231, insb. 211–214).

758 Vgl. http://www.deutschestextarchiv.de (03.12.2021).

759 Vgl. https://www.dwds.de/d/k-spezial (08.02.2024). – Beide Korpora waren erst nach der Fertigstellung der vorliegenden Dissertation verfügbar und konnten somit nicht in die Untersuchung einbezogen werden.

760 Vgl. Dumont, Stefan u. a. (Hrsg.): correspSearch – Briefeditionen vernetzen (2.3.0) [Webservice]. Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften 2023, https://correspSearch.net (01.03.2024).

761 Vgl. hierzu u. a. Lemnitzer, Lothar / Zinsmeister, Heike: Korpuslinguistik. Eine Einführung (Narr-Studienbücher). Tübingen: 2., durchges. und aktual. Aufl. 2010, S. 63.

den können, wie der *Tree-Tagger*, basierend auf dem *Stuttgart-Tübingen-Tagset* (STTS), eignen sich nur bedingt für historische Texte bzw. bedürfte deren Anwendung einer nicht unerheblichen Nacharbeit. Auf Grundlage des STTS wurde im Rahmen des *Referenzkorpus Frühneuhochdeutsch* von Stefanie Dipper ein eigenes Tagset, HiTS, für die historischen Sprachstufen des Deutschen entwickelt.[762]

Aufgrund der genannten Schwierigkeiten eignen sich bislang vor allem semiautomatische Textaufbereitungen, wie sie beispielsweise das Tool *LaKomp*[763] ermöglicht. Dieses Werkzeug wurde speziell für frühneuhochdeutsche Texte entwickelt, eignet sich aber auch für neuhochdeutsche Texte mit einem gewissen Variationsspektrum. Allerdings ist auch hier der Arbeitsaufwand aufgrund des händischen Anteils nicht unerheblich.

Für die Vulpius-Briefe wäre theoretisch eine zweite Option denkbar: Um ein automatisiertes Taggingverfahren anzuwenden, wäre es möglich, die edierten Vulpius-Texte zugrunde zu legen. Doch auch hierfür müssten mehrere Überarbeitungsschritte vorgenommen werden, um in der Edition befindliche Abweichungen herauszufiltern und zu beheben. Das betrifft die syntaktischen Strukturen, d. h. die originalgetreuen Satzzeichen müssten abgebildet werden, Emendationen wären zu tilgen und eine orthographische Modernisierung[764] der 1916 veröffentlichten Texte wäre vorzunehmen. Um bei den so zu erreichenden strukturellen Analysen letztlich mit den Originaltexten respektive transkribierten Texten arbeiten zu können, müssten diese als eine zweite Spur vergleichend gegenübergestellt werden, wie es beispielsweise der Partitur-Editor *EXMARaLDA* ermöglicht.[765] Für die Durchführung umfassender Analysen wäre eine Mehrebenenannotation notwendig, wie sie beispielsweise im Projekt *Fürstinnenkorrespondenzen* vorgenommen wurde.[766]

---

762 Vgl. dazu Dipper, Stefanie u. a.: HiTS: Ein Tagset für historische Sprachstufen des Deutschen. In: Journal for Language Technology and Computational Linguistics 28 (2013), Heft 1, S. 85–137.

763 Vgl. https://lakomp.uzi.uni-halle.de (01.03.2024); vgl. hierzu auch Aehnlich, Barbara / Witzenhausen, Elisabeth: Review zu LAKomp. Lemmatize, annotate and compare texts in non-standardized languages. RIDE (2015), doi: 10.18716/ride.a.15.7 (01.03.2024).

764 Dies wäre automatisiert mit dem vom DTA entwickelten Tool CAB zu realisieren. Das Programm wurde für eine fehlertolerante, linguistische Analyse von historischen Texten entwickelt. Dabei setzt CAB „verschiedene regelbasierte und stochastische Verfahren ein, um historische Schreibvarianten auf äquivalente ‚kanonische' moderne Wortformen abzubilden." (Software im Deutschen Textarchiv. In: Deutsches Textarchiv. Grundlage für ein Referenzkorpus der neuhochdeutschen Sprache. Hrsg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 2024, https://www.deutschestextarchiv.de/doku/software; 22.03.2024).

765 Vgl. https://exmaralda.org/de (22.03.2024).

766 Vgl. Prutscher, Daniela / Seidel, Henry: Mehrebenenannotation frühneuzeitlicher Fürstinnenkorrespondenzen – ein Arbeitsbericht. In: Brandt, Gisela (Hrsg.): Bausteine zu einer Ge-

Nach umfassender Erprobung wurden die beiden letztgenannten Verfahren, insbesondere die Arbeit mit *EXMARaLDA*, zwar als praktikabel und vielversprechend befunden, waren jedoch aufgrund des großen Arbeits- und Zeitaufwandes nicht umsetzbar. Zudem weisen die Vulpius-Briefe in ihrem graphischen Befund zahlreiche Zweifelsfälle auf, die zwei oder gar mehrere Lesungen zulassen, sodass die Auswertung einigen Einschränkungen unterliegt. Diese Argumente sprachen in letzter Konsequenz durch ihr ungünstiges Verhältnis von Aufwand und Nutzen gegen ein solches Verfahren. Somit liegt kein XML-basiertes, annotiertes Korpus vor. Für die quantitativen Analysen wurde deshalb auf das Konkordanztool *AntConc*[767] zurückgegriffen. Für einige Analyseschritte war ein Zwischenschritt über die normalisierten Texte notwendig, um Belege erfassen zu können. Hierfür wurde eine Synopse der normalisierten mit den transkribierten Texten erstellt, worüber die Quellenbelege in den Transkriptionen aufgefunden werden konnten.

4.1.2 Chirographische und graphetische Charakteristika und daraus folgende Implikationen für die Textkonstitution

Die Transkription der Brieftexte wurden buchstaben- und zeichengetreu angefertigt, soweit dies unter Berücksichtigung chirographischer Eigenheiten bzw. der individuellen Realisierungsformen von Graphen möglich ist.[768] Das heißt, es wurde soweit wie möglich auf jede Art der Vereinheitlichung verzichtet; es wurden keine Eingriffe in Lautstand, Orthographie und Interpunktion vorgenommen. Fehlende Wörter, Buchstaben oder Satzzeichen wurden nicht ergänzt und keine Emendationen vorgenommen. Die handschriftlichen Charakteristika von Christiana Vulpius begünstigen allerdings einen recht breiten Interpretationsspielraum für die Umschrift. Der Umgang damit wird nachfolgend für die wichtigsten

schichte des weiblichen Sprachgebrauchs X. Texte – Zeugnisse des produktiven Sprachhandelns von Frauen in privaten, halböffentlichen und öffentlichen Diskursen vom Mittelalter bis in die Gegenwart. Internationale Fachtagung Paderborn 04.–07.09.2011 (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik, 457). Stuttgart 2012, S. 109–124.

767 https://www.laurenceanthony.net/software/antconc (22.03.2024).

768 Die nachfolgenden Ausführungen basieren teilweise auf Ausführungen in der Examensarbeit der Verfasserin (vgl. Stehfest: Bildung und Sprache der Christiane Vulpius, S. 95–108). Hier liegt allerdings ein weitaus umfangreicheres Quellenkorpus zugrunde, die Analysekriterien wurden deutlich erweitert und kontextualisiert.

Fälle dargelegt. Die Verzeichnung der Graphie, von undeutlichen Schreibweisen, von Korrekturen und Tilgungen etc. bildet eine unverzichtbare Voraussetzung für die darauf aufbauende sprachliche Analyse.

Es erfolgte grundsätzlich eine Einzelfallentscheidung nach bestem Wissen und Gewissen basierend auf der Kenntnis der individuellen Handschrift, in dem Bewusstsein, dass auch andere Lesungen möglich wären. Diese Schwankungsbreite muss bei der Analyse berücksichtigt werden.

Die Beurteilungen der Handschrift von Christiana Vulpius fallen recht unterschiedlich aus: Während Sigrid Damm urteilt: „Ihre späteren Schriftzüge, ebenmäßig und schön, wenngleich nicht gestochen, lassen auf Schönschriftübungen schließen.“,[769] entgegnet Ingo Reiffenstein: „[S]ehr erfolgreich können die m. E. nicht gewesen sein.“[770] In der Tat erscheinen „Schönschriftübungen“ weder nach dem Handschriftenbefund noch nach allem, was man zur (Schreib-)Ausbildung von Christiana Vulpius annehmen kann, wahrscheinlich.

Ebenso wenig kann dem Urteil Bernhard Suphans beigepflichtet werden, der Christiana Vulpius’ Schrift als „hastig“ und „unordentlich“[771] charakterisiert. Dies trifft nämlich nur auf einen Teilbestand der überlieferten Briefe zu, insbesondere auf jene, die sie – wie sie in diesen Fällen selbst vermerkt – in Eile zu Papier gebracht hatte oder die sie aus Lauchstädt schrieb, wenn sie oftmals nach durchtanzten Nächten noch zur Feder griff. Manche dieser Briefe sind im Detail schwer zu entziffern. Im Großen und Ganzen erscheint Christiana Vulpius’ Handschrift aber flüssig[772] und zumeist sicher, obgleich die Schriftzüge hin und wieder einen etwas unruhigen Charakter aufweisen.

Wenig verwunderlich sind gewisse Ermüdungserscheinungen, die offenbar im Laufe des Schreibprozesses auftraten. Diese äußern sich in einer zunehmend flüchtiger werdenden Schrift, vor allem mit weiter auseinanderliegenden Buchstaben oder größeren Zeilenabständen. Dieser Effekt ist nicht ungewöhnlich und tritt auch bei anderen Schreiberinnen und Schreibern in längeren Briefen auf.[773] Insbesondere bei Christiana Vulpius, die in der Regel nicht täglich oder mehrfach wöchentlich längere Schreiben verfasste, sind diese Ermüdungserscheinungen zu erwarten,

769 Damm: Christiane und Goethe, S. 44.

770 Reiffenstein: Frauenbriefe, hier Anm. 19, S. 295.

771 Suphan, Bernhard: Anmerkungen der Herausgeber. In: Goethe-Jahrbuch 1889, S. 70–89, hier S. 71.

772 Vgl. hierzu auch: Reiffenstein: Frauenbriefe, Anm. 19, S. 295.

773 Vgl. auch Schiegg: Flexible Schreiber, S. 268 und 491.

da auf Phasen häufiger, teilweise täglicher Schreibtätigkeit während Goethes oder ihrer eigenen Abwesenheit immer wieder längere Schreibpausen folgten.

Nachfolgend werden Besonderheiten der Handschrift bzw. Graphie Christiana von Goethes aufgeführt und beschrieben, woraus sich Konsequenzen für die Textkonstitution ergeben. Der Schwerpunkt liegt hierbei auf der paläographischen und graphetischen Ebene,[774] d. h. es wird versucht, Transkriptionsentscheidungen anhand graphisch distinktiver Merkmale offenzulegen. Dabei ist zu differenzieren: Nicht alle Unsicherheiten, die sich für die Transkription ergeben, sind auf die Eigenheiten der Handschrift unserer Schreiberin zurückzuführen; einige haben ihren Ursprung in der Kurrentschrift des 18. Jahrhunderts. So ist beispielsweise die Unterscheidung von Groß- und Kleinschreibung bestimmter Graphe wie *d/D*, *g/G*, *v/V*, *w/W* zum überwiegenden Teil aufgrund der Ähnlichkeit von Minuskel und Majuskel in der Kurrentschrift generell schwierig, da vor allem die Buchstabengröße als distinktives Merkmal fungiert. In den Individualhandschriften der Zeit ist dieser Unterschied häufig kaum zu erkennen. Bei einer weniger routinierten Schreiberin wie Christiana Vulpius kann zudem nicht a priori davon ausgegangen werden, dass sie sich an die damaligen Konventionen der Groß- und Kleinschreibung hielt, die nur von einem kleinen, sehr schreibgeübten Personenkreis beherrscht wurden. Nach eingehender Beschäftigung mit den chirographischen Besonderheiten hat sich der Eindruck verfestigt, dass die Schreiberin mehrheitlich zur Kleinschreibung von Substantiven neigte. Dies wird dementsprechend in der Transkription berücksichtigt, d. h. es werden nur dann Majuskeln gesetzt, wenn diese eindeutig als solche zu erkennen sind. Im Zweifel werden Minuskeln gewählt.

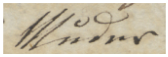
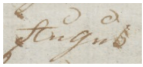
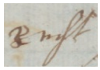
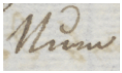
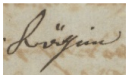
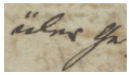
774 Im Bereich der Graphetik und Graphematik ist eine uneinheitliche und teilweise widersprüchliche Verwendung der Terminologie zu beklagen, die Missverständnisse zur Folge haben kann. Einen gelungenen Überblick über die verschiedenen Disziplinen und deren Gegenstände legte jüngst Michael Elmentaler vor, an dem sich das in der vorliegenden Arbeit zugrundeliegende Begriffsverständnis orientiert (vgl. ders.: Historische Graphematik des Deutschen. Eine Einführung (Narr Studienbücher). Tübingen 2018, S. 23–32). Für einen Überblick über Grundbegriffe der Graphematik und auch Graphetik vgl. ebd., S. 212–229. Allerdings wird in der nachfolgenden Darstellung der Begriff des *Graphs* etwas weiter gefasst und bereits als die konkrete Realisationsform des Buchstabens gesehen; es wird demzufolge nicht durchgehend von Graphvarianten oder Realisierungsformen von Graphen gesprochen. Der Begriff *Graphie* meint in Abgrenzung von Elmentalers Terminologie nicht feste Buchstabenverbindungen in Bezug zum Lautsystem, sondern die Schreibung im Allgemeinen. Eine Abstraktionsebene darüber ist das Graphem angesiedelt, welches „die Verbindung einer Graphie mit dem ihr zugeordneten historischen Bezugslaut“ meint (vgl. ebd., S. 221).

Nachfolgend werden die wichtigsten Eigenheiten der Schreiberhand von Christiana Vulpius an konkreten Fallbeispielen dargelegt und der Umgang damit erläutert.

4.1.2.1 Schreibung von Majuskeln

Der Schreiberin waren Majuskeln grundsätzlich vertraut, jedoch verwendete sie diese verhältnismäßig selten, gelegentlich zudem in einer ungewöhnlichen äußeren Form; die Schreibung der Majuskeln weicht in manchen Fällen von jener der typischen deutschen Kurrentschriftzeichen ab und erinnert oftmals an die lateinischen Graphe, was am auffälligsten bei den Graphen *M* und *N* sowie gelegentlich auch bei *A*, *R* und *K* ist (vgl. Tab. 7). Unsicherheiten in der Federführung weisen die Majuskeln *K* sowie teilweise *P* auf (vgl. Tab. 7); ihr Erscheinungsbild kommt dem der Kurrentgraphe dennoch recht nahe. Für die Großbuchstaben *R* und teilweise *G* sowie *A* erscheinen bei ihr wiederholt Schreibvarianten, die bei der Transkription Schwierigkeiten bereiten bzw. in ihrer abweichenden Schreibung nicht wiedergegeben werden können, weil sie i. e. S. keinem Äquivalent in einem gängigen Buchstabeninventar entsprechen, weder in deutscher noch in lateinischer Kurrentschrift. Als Beispiel sei auf ein Wort verwiesen, welches in Christiana Vulpius' Briefen sehr häufig vorkommt: die Partikel *recht*. Der Anfangsbuchstabe dieses Wortes erinnert in seiner Ausführung am ehesten an eine hybride Erscheinung aus der Majuskel *R* und der Minuskel *r* (vgl. Tab. 7). Genauer meint dies, dass der Großbuchstabe *R*, der wiederum eher dem lateinisch gedruckten *R* als dem der deutschen Schrift gleicht, von seiner Größe her als Kleinbuchstabe realisiert wird. Ähnliches gilt für die Schreibung der Minuskel *g*, die häufig in ihrer Größe an die Majuskel heranreicht oder zwischen Minuskel und Majuskel liegt (vgl. Tab. 7). Die Schreibung des *A* variiert zwischen der lateinischen Variante und einer Form, die stärker dem deutschen Kurrentgraph gleicht. Auch das Graph für das *H* erscheint oftmals ungewöhnlich, ist aber vermutlich eine vereinfachte Form des Kurrentgraphs.

Tab. 7: Schriftproben von Majuskeln aus dem Korpus.

M:		*A*:		*R*/*r*:	
N:		*K*:		*G*/*g*:	

Die Schriftzüge der Großbuchstaben deuten in der Regel auf Unsicherheiten in der Federführung hin, zum Teil wirken sie etwas ungelenk. Darüber hinaus sind nicht selten Korrekturen zu erkennen, d. h. eine Minuskel wurde nachträglich von der Schreiberin zu einer Majuskel verbessert. Diesen Befunden zufolge liegt die Vermutung nahe, dass Christiana von Goethe die Schreibung und Verwendung von Majuskeln wahrscheinlich nicht in umfassender Form erlernt hatte. Ihr ist die Differenzierung zwischen Groß- und Kleinschreibung selbstverständlich bekannt (nicht zuletzt aus der Buchlektüre), aber eine systematische Anwendung der Großschreibung nach den Konventionen im ausgehenden 18. Jahrhundert erfolgte nicht. Das ist kaum verwunderlich für eine weniger geübte Schreiberin, da die Groß- und Kleinschreibung in dieser Zeit noch nicht vollständig normiert war.[775]

Es wäre denkbar, dass sie sich bei der Schreibung von *M*, *N* und teilweise auch von *K*, *R*, *A* an der gedruckten Schrift, und zwar nicht an der gebrochenen Fraktur-, sondern an der runden Antiqua-Type, orientierte, die im 18. Jahrhundert beide in Drucktexten verwendet wurden.[776] Eine Mischung aus deutschen und lateinischen Buchstabenformen ist insbesondere bei wenig geübten Schreibern keine Seltenheit.[777] Da in dem untersuchten Korpus keine Wörter vorkommen, die vollständig in lateinischer Schrift geschrieben sind, ist davon auszugehen, dass Christiana von Goethe den für das Deutsche seit dem 16. Jahrhundert typischen

775 Vgl. Rädle, Karin: Groß- und Kleinschreibung des Deutschen im 19. Jahrhundert. Die Entwicklung des Regelsystems zwischen Reformierung und Normierung (Sprache, Literatur und Geschichte, 24). Heidelberg 2003, S. 14.

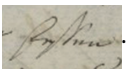
776 Im deutschsprachigen Raum wurden im 18. Jahrhundert zwei verschiedene Drucktypen verwendet: Die „lateinischen", aus dem römischen Schrifttum abgeleiteten Antiqua-Lettern und die verschnörkelten und tintenintensiven „deutschen" Frakturbuchstaben, die sich zu Beginn des 16. Jahrhunderts entwickelt hatten. In das 18. Jahrhundert fiel der sogenannte Typen- oder Antiqua-Fraktur-Streit. (vgl. hierzu in Kurzform: Böhmer, Sebastian: Schreiben. In: Ders. u. a. [Hrsg.]: Weimarer Klassik. Kultur des Sinnlichen. Katalog zur Ausstellung vom 16. März bis 10. Juni 2012. Berlin / Weimar 2012, S. 266–323, insb. S. 320–322; ausführlicher: Füssel, Stephan: Georg Joachim Göschen. Ein Verleger der Spätaufklärung und der deutschen Klassik. Bd. 1: Studien zur Verlagsgeschichte und Verlegertypologie in der Goethe-Zeit. Berlin / New York 1999; Killius, Christina: Die Antiqua-Fraktur-Debatte und ihre historische Herleitung (Mainzer Studien zur Buchwissenschaft, 7). Wiesbaden 1999; Unseld, Siegfried: Goethe und seine Verleger. Frankfurt a. M. / Leipzig 1991.) – Dass diese Debatte breit geführt wurde, zeigen beispielsweise die Briefe von Goethes Mutter, die am 15. Juni 1794 anlässlich des Drucks von *Wilhelm Meisters Lehrjahre* schrieb: „Auch verdient Herr Unger Lob und Preiß wegen des herrlichen Papiers und der unübertrefbahren Lettern – froh bin ich über allen Ausdruck, daß deine Schrieften alte und neue nicht mit den mir so fatalen Lateinischen Lettern das Licht der Welt erblickt haben – beym Römischen Carneval da mags noch hingehen – aber sonst im übrigen bitte ich dich bleibe deusch auch in den Buchstaben –" (Die Briefe der Frau Rath Goethe, Bd. 1, S. 261 f.).

777 Vgl. Süß, Harald: Deutsche Schreibschrift. Lesen und Schreiben lernen. München 2002, S. 19.

Schriftwechsel zwischen deutschen und lateinischen Kursiven bei Fremdwörtern[778] nicht beherrschte.

Schwierig ist oftmals, wie bereits oben beschrieben, die Unterscheidung zwischen den Majuskeln und ihren kleingeschriebenen Pendants der recht frequenten Graphe *d/D*, *g/G*, *w/W* und teilweise auch *t/T* aufgrund der generellen Ähnlichkeit in der deutschen Kurrentschrift. Hinzu kommt eine nicht selten wenig distinktive Graphie der Schreiberin selbst. Zu den ebenfalls in Groß- und Kleinschreibung deutliche Ähnlichkeiten aufweisenden Graphen *Q*, *U*, *V*, *Y* und *Z* können aufgrund des seltenen Vorkommens keine Aussagen getroffen werden.

Eine besondere Schwierigkeit scheint für die Schreiberin gelegentlich bei der Schreibung der Majuskel *E* und dem nachfolgenden Anschluss zu bestehen. So gleicht der nachfolgende Buchstabe einem weiteren *e* in Minuskelform, was rein mechanisch gelesen zur Kombination *Ee* führen würde:



Die Deutung dieses Charakteristikums und damit die Transkriptionsentscheidung sind in diesem Fall besonders schwierig. Es wurde so verfahren, dass *Ee* ausschließlich in den Fällen transkribiert wurde, in welchen eine eindeutige Minuskel *e* zu erkennen ist. In allen anderen Fällen wird von Anschlussschwierigkeiten in der Federführung nach Majuskeln ausgegangen, da diese verhältnismäßig selten vorkommen. Das heißt, dann wird kein *e* eingefügt.

Die Problematik der Majuskelschreibung betrifft keineswegs nur wenig routinierte Schreiberinnen und Schreiber. Selbst bei geübten Schreibern traten gewisse Unsicherheiten in der Graphie auf, wie beispielsweise Korrekturen in den Briefen des jungen Goethe zeigen. Allerdings sind editorische Entscheidungen bei diesem Personenkreis leichter zu treffen, da bei geübteren Schreibern meist davon ausgegangen wird, dass sie nach den gängigen Schreibkonventionen (wie Großschreibung von Nomina) verfuhren; d. h. die Unterscheidung der allographischen Varianten von Minuskel und Majuskel wird in der Regel mit Blick auf die

778 Interessant erscheint in diesem Zusammenhang eine Abbildung aus einem Schulheft von drei Kindern aus dem Zeitraum von ca. 1764–1779, anhand derer der Schriftwechsel von deutscher zu lateinischer Schrift von Böhm / Gessinger untersucht wurde (vgl. Böhm, Manuela / Gessinger, Joachim: Schriftwechsel. In: Baumann, Monika / Ossner, Jakob [Hrsg.]: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie. Schreibfähigkeiten [OBST, 67]. Oldenburg 2004, S. 11–48, hier S. 23). Es zeigen sich in dem abgedruckten Ausschnitt deutliche Unsicherheiten bei lateinischen Schreibweisen. Hier wirkt die Federführung sehr viel unsicherer als bei den Zeilen in deutscher Schrift (vgl. Böhm/Gessinger: Schriftwechsel, S. 11 f.).

normative funktionale Markierung der Majuskel getroffen.[779] Diese Annahme, die oftmals noch über die Groß- und Kleinschreibung hinausgeht und auf die Orthographie generell ausgedehnt wird, fungiert im editorischen Bereich wesentlich als Entscheidungshilfe in Zweifelsfällen. Solcherlei Vorannahmen sind jedoch bei weniger routinierten Schreiberinnen und Schreibern wie Christiana Vulpius unzulässig und stellen somit eine größere Herausforderung hinsichtlich der Textkonstitution und der Rechtfertigung der jeweiligen Entscheidung dar. Bei Frauenbriefen scheinen solcherlei Vorannahmen generell seltener eine Rolle zu spielen, weil die Erwartungshaltung eine andere ist: Man vermutet bei Schreiberinnen von vornherein wegen einer meist schlechteren Ausbildung der Töchter stärkere orthographische Abweichungen als bei den Söhnen bzw. Männern.[780]

4.1.2.2 Kontamination am Beispiel der Graphe <e>, <n> und <m>

Unsichere Lesungen, die vor allem Wortendungen betreffen, resultieren aus einem Zusammenspiel von grundsätzlichen Ähnlichkeiten der Kurrent-Graphe sowie chirographischen Eigenheiten der Schreiberhand. Das betrifft zunächst die Graphe *e* und *n*, deren zunehmende Angleichung im Erscheinungsbild Heribert Sturm für das 17. und 18. Jahrhundert folgendermaßen beschreibt:

> Die Buchstaben im einzelnen verändern sich kaum, nur das e erfährt eine späte Abänderung in der Weise, daß die schräg parallel gelegten Mittellinienstriche (oder Strichansätze), die in der vorhergegangenen Zeitspanne bereits miteinander verbunden worden sind, im Schwung des Schreibens weiter auseinanderrücken und sich allmählich in Angleichung an das n im Mittellinienraum aufstellen. Der Buchstabe sieht dann einem n zum Verwechseln ähnlich, unterscheidet sich aber von diesem alsbald durch engeres Aneinanderrücken der Schäfte in der dem Buchstaben unserer Kurrentschrift gegebenen Form.[781]

---

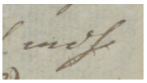
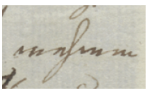
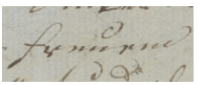
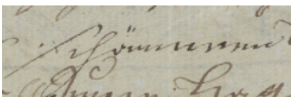
779 Zur begrifflichen Bestimmung von Minuskel und Majuskel vgl. auch Gallmann, Peter: Graphische Elemente der geschriebenen Sprache. Grundlagen für eine Reform der Orthographie (Reihe Germanistische Linguistik, 60). Tübingen 1985, S. 11 f.

780 Für die Editionswissenschaft wären mögliche Abweichungen in den Editionsprinzipien oder zumindest Vorannahmen, die eine geschlechtsspezifische Komponente haben könnten, ein interessanter Untersuchungsgegenstand; oder anders gefragt: Werden Frauen- und Männerbriefe (oder auch andere Textgattungen, die auf einer Manuskriptfassung basieren) nach denselben Maßstäben ediert? Eine solche Reflexion der Editionsprinzipien ist besonders für Quellen von weniger schreibgeübten Personen interessant. Das Beispiel der Vulpius-Briefe ist hierfür aussagekräftig. In den letzten Jahren ergaben sich mehrere Gelegenheiten, über Transkriptionen dieser Briefe mit erfahrenen Editorinnen und Editoren zu sprechen und einzelne Briefe von ihnen transkribieren zu lassen. Es zeigte sich, dass dabei teilweise erhebliche Abweichungen zustande kamen, was vor allem an den oftmals sehr individuellen Buchstabenformen liegt.

781 Sturm, Heribert: Unsere Schrift. Eine Einführung in die Schriftkunde (Grundwissen Genealogie, 1). Neustadt an der Aisch 2015, S. 104 und 106.

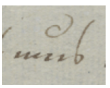
In den eigenhändigen Briefen von Christiana Vulpius ist das beschriebene „Aneinanderrücken der Schäfte“ des <e> oftmals wenig ausgeprägt oder gar nicht ausgeführt, was eine Abgrenzung zum Nasal erschwert. Zudem scheint die Schreiberin die Anzahl der vertikalen Grundstriche („Bögen“) teilweise willkürlich zu setzen, sodass eine Unterscheidung von *e*, (Doppel-)*n* oder *m* oftmals kaum möglich ist, insbesondere wenn man zusätzlich dialektale Besonderheiten in die Überlegungen einbezieht.[782] Häufig setzt die Schreiberin drei Bögen, die nicht ausschließlich für das Graph <m> stehen, sondern je nach Kontext auch *n*, *en* oder *nn* bedeuten können, wie die folgenden Beispiele illustrieren (vgl. Tab. 8). Oftmals scheint die Schreiberin einen zusätzlichen Auf- oder Abschwungbogen zu verwenden, was nicht nur für die Nasale gilt, sondern teilweise auch für das *u*.

Tab. 8: Schriftproben aus dem Korpus und ihre Lesungen I.

Beispiel	**Lesungen**
n am Wortanfang 	ohne Berücksichtigung der chirographischen Besonderheiten: [moh] mit Berücksichtigung der chirographischen Besonderheiten: ***noch***
	[mehmm] ***nehmm***
en am Wortende 	[freuem] ***freuen***
„Bögen“ im Wortinneren 	präferierte Lesung: ***schönennen***, andere Varianten möglich

782 Interessanterweise berichtet auch der Herausgeber der Briefe von Christian August Vulpius von Unregelmäßigkeiten beim Nasalbalken, sodass sich auch bei Christianas Bruder Doppel-*n* und Doppel-*m* häufig nicht unterscheiden lassen. Der Editor vereinheitlicht in diesem Fall und betont, dass es sich dabei nicht um eine „Normalisierung im Sinne einer Quasi-Modernisierung“ handelt (vgl. Christian August Vulpius, Bd. 2, S. 7).

Tab. 8 (fortgesetzt)

Beispiel	Lesungen
zusätzlicher Aufschwung beim *u*	
	[ums] ***uns***
en oder *nn*	
	[schöem] ***schöen***, ***schönn***

Es ist fraglich, ob die Schreiberin damit in jedem Fall ein konkretes Graph realisierte oder ob dieses Zeichen nicht vielmehr in allgemeiner Bedeutung für eine Wortendung oder auch einen Nasal stehen könnte. Diese Überlegung hat nicht zuletzt deshalb ihre Berechtigung, weil die offenbar eher willkürlich gesetzten Bögen teilweise auch am Wortanfang oder innerhalb eines Wortes stehen, ohne dass sie an dieser Stelle auf irgendeine Art und Weise motiviert zu sein scheinen. Aufgrund der Amalgamierung von Zeichen könnte man analog zur Terminologie in der Morphologie von „Kontamination“ bzw. „Portmanteau-Zeichen“ oder „-buchstaben“ sprechen.[783] In seinem Ursprungsbereich bezeichnet dieser Begriff die Verschmelzung zweier Lexeme zu einem neuen Wort.[784] Hermann Paul, der den Begriff der Kontamination geprägt hat,[785] definiert diesen Vorgang so, „dass zwei *synonyme* oder *irgendwie verwandte Ausdrucksformen* sich neben einander ins Bewusstsein drängen, so dass keine von beiden rein zur Geltung kommt, sondern eine neue Form entsteht, in der sich Elemente der einen mit Elementen der andern mischen.“[786] Paul beschreibt diesen Prozess zunächst als individuell und momentan. Eine Kontamination geht demzufolge, wie auch in anderen Bereichen üblich, erst durch Wiederholung sowie das „Zusammentreffen verschiedener Individuen“[787] von der individuellen, spontanen auf die usuelle Ebene über. Übertragen auf die be-

783 Für den Hinweis auf eine Analogie zu Portmanteau-Wörtern danke ich PD Dr. Johannes Barth.

784 Vgl. Art. „Kontamination“, in: Metzler Lexikon Sprache. Hrsg. von Helmut Glück und Michael Rödel. Stuttgart: 5., aktual. und überarb. Aufl. 2016, S. 362.

785 Vgl. zur Terminologie auch Friedrich, Cornelia: Kontamination – Zur Form und Funktion eines Wortbildungstyps im Deutschen 2008 (Diss. masch.), S. 21–23, https://d-nb.info/991329481/34 (03.04.2024).

786 Paul, Hermann: Prinzipien der Sprachgeschichte (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft, 6). Tübingen [10]1995, S. 160 (Hervorhebung im Original).

787 Ebd.

schriebenen chirographischen Besonderheiten von Christiana Vulpius kann man Graphe als Portmanteau-Buchstaben bezeichnen, die in ihrer äußeren Gestalt Ähnlichkeiten aufweisen und sich so miteinander vermischen, dass eine neue Form entsteht oder dass sich die einzelnen Elemente nicht hinreichend voneinander unterscheiden lassen.

Für die Textkonstitution bedeutet das, dass beispielsweise Endungen nicht eindeutig lesbar sind; es gibt also oftmals keine unstrittige Lesung, sondern zuweilen mindestens zwei Varianten. In diesen Fällen wurde die standardnahe oder -nähere Umschrift gewählt. Das gilt insbesondere für die Fälle, in denen es keine stärkeren Indizien für eine abweichende Schreibung als für die standardnähere gibt. Die recht zahlreichen unsicheren Lesungen (womit nicht intendiert ist, dass es eine „richtige", eindeutige Lesung gibt) führen dazu, dass bestimmte Bereiche von der Analyse ausgeschlossen werden müssen. Das betrifft besonders grammatikalische Bestimmungen wie die Frage nach der Verwendung von Dativ oder Akkusativ.

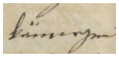
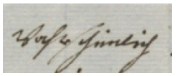
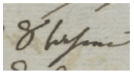
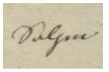
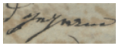
4.1.2.3 Abgrenzungsprobleme bei *g*, *ch* und *j* durch reduzierte Schreibweisen

Ähnliche Abgrenzungsprobleme wie die bereits beschriebenen bestehen zwischen den Graphen *g*, *ch* und *j*, obwohl diese in der deutschen Kurrentschrift eindeutige, distinktive Merkmale aufweisen. Sie zählen deshalb auch nicht zu den beschriebenen Portmanteau-Buchstaben, denn dieses Phänomen beruht ausschließlich auf den Eigenheiten der Handschrift von Christiana Vulpius. Oft ist ein Buchstabe so stark reduziert geschrieben, dass nicht eindeutig entschieden werden kann, ob es sich um *g* handelt (welchem die Wölbung des Bogens fehlt) oder um ein *ch* (bei dem das *c* nicht realisiert wurde und die Unterlänge des h geringer ausgeprägt ist)[788] oder um ein *j* (bei dem der Punkt fehlt) (vgl. Tab. 9). Hinzu kommt, dass die Gefahr eines Zirkelschlusses besteht, der auf Rückschlüssen zu einer regionalsprachlichen Prägung basiert. Eine solche darf jedoch nicht vorausgesetzt werden und ist auch nicht in systematischer Weise zu erwarten.

Ein durchgehendes System, nach dem sich relativ sicher Fälle der einen oder anderen Verwendung bestimmen lassen, ist nicht erkennbar. In diesen Fällen erweist sich wie oben bereits erwähnt die dialektale Prägung der Schreibsprache von Christiana Vulpius als Herausforderung. Diese kann für die Transkription

788 Der Ausfall des *c* in *ch*-Verbindungen ist keine Seltenheit: In Briefen, die in deutscher Kurrentschrift geschrieben sind, wird das c in der Kombination *ch* häufig nicht ausgeführt oder nur angedeutet respektive undeutlich verschriftet. Dies ist unabhängig von der Schreibroutine und wird u. a. von Markus Schiegg für Briefe von psychisch erkrankten Personen konstatiert (vgl. Schiegg: Flexible Schreiber, S. 294), tritt aber genauso auch in Johann Wolfgang von Goethes eigenhändig geschriebenen Briefen auf.

Tab. 9: Schriftproben aus dem Korpus und ihre Lesungen II.

Beispiel	Lesungen
	*g* (sichere Lesung): *gehe*
	*g* (sichere Lesung): *kämergen* (<Kämmerchen>)
	*g* (unsichere Lesung): *da[g]en* (<Tagen>) Alternative: *ch*
	*g* (unsichere Lesung): *heude[g]e* (<heutige>) Alternative: *J*
	*ch* (sichere Lesung): *wahrscheinlich*
	*ch* (unsichere Lesung): *8 tachen* (<Tagen>)
	*ch* (unsichere Lesung): *hinder Stüb[ch]en* Alternative: *g*
	*j* (sichere Lesung): *Jar* (<Jahr>)
	*j* (sichere Lesung): *jene*
	unsichere Lesung *g/j: Sol[g/j]en* (<solchen>)
	unsichere Lesung *g/j:* ge[g/J]ean (<gegangen>)

nicht vorausgesetzt werden, um anschließend anhand des konstituierten Textes die dialektalen Elemente zu untersuchen.

4.1.2.4 Universale Verwendung des Graphs *v* für die Grapheme <v> und <w>

Grundsätzlich differenziert Christiana Vulpius in ihren Briefen zwischen dem Graph *v* und *w*; sie kennt und verwendet also beide Graphe. Allerdings erfolgt die Unterscheidung nicht konsequent und es tritt überwiegend die Graphie *v* auf, und zwar nicht nur für das Graphem <v>, sondern auch für <w>. Gelegentlich kommen Graphe vor, die wie hybride Erscheinungen aus beiden Graphen wirken. Generell wird die Graphie *v* häufiger verwendet als *w*, was sicher nicht zuletzt auf eine gewisse Schreibökonomie zurückzuführen ist, da das Kurrent-*w* in seiner Schreibung deutlich aufwendiger ist als das *v*. Außerdem entsteht das Graph *w* im Schreibprozess durch eine Verdopplung des Graphs *v*. In seltenen Fällen be-

nutzt die Schreiberin das Graph *w* anstelle des *v*. Sie scheint beide Graphien parallel oder nahezu synonym zu gebrauchen. Anders formuliert könnte man sagen, dass im Schriftsystem von Christiana Vulpius für die Grapheme <w> und <v> die Graphe *v* () und *w* () jeweils als Allographe auftreten, wobei die Schreiberin für beide Grapheme das Graph *v* häufiger verwendet.

In der Transkription werden beide Graphe unterschieden. In der Analyse wird diese Differenzierung jedoch nicht berücksichtigt, um einer Diagnose beispielsweise als phonologische Interferenzen oder dialektale Übertragungen in die Schriftsprache vorzubeugen. Wahrscheinlich handelt es sich um ein schreibökonomisches Verhalten oder ein individuelles Graphemverständnis der Schreiberin. Die These, dass die *v*-*w*-Graphie eher ein chirographisches Charakteristikum darstellt und diese weniger auf sprechsprachliche Einflüsse zurückzuführen ist, wird durch die Graphie hochfrequenter Wörter wie *weil* gestützt. *Weil* wird in den eigenhändigen Vulpius-Briefen sowohl mit *w* als auch mit *v* realisiert.

4.1.2.5 Langes *s*, rundes *s* und *ß*

In der deutschen Kurrentschrift existieren zwei typographische Varianten des Graphems <s>, das sogenannte ‚lange s' (auch ‚Schaft-s') sowie das ‚Schluss-*s*' (auch ‚rundes *s*'). Sie sind allographische Varianten des Graphems <s>, deren Auftreten von der Stellung des Buchstabens innerhalb des Wortes abhängt. Wie der Name bereits andeutet, steht das runde *s* oder Schluss-*s* grundsätzlich am Silben- oder Wortende. Das lange *s* tritt hingegen im Anlaut auf und im Wortinnern auch am Silbenschluss, wenn die folgende Silbe mit <s> oder <p> beginnt und keine Wortfuge vorliegt. Ein Doppel-<s> wird stets mit zwei aneinandergefügten langen *s* und nicht mit einem runden *s* geschrieben.

Während *ß* als solches transkribiert wurde, fand die Unterscheidung von langem und rundem *s* in der Umschrift keine Berücksichtigung, da diese Differenzierung für die Forschungsfragen der vorliegenden Arbeit von nachrangigem Interesse ist. Aufgrund der fehlenden Differenzierung der ersten beiden *s*-Allographe sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass Christiana Vulpius beide *s*-Graphien kannte, sie aber nicht einheitlich verwendete. Das runde *s* wird auch an den Stellen, an denen es der Konvention zufolge stehen müsste, deutlich seltener verwendet als das lange *s*. Umgekehrt begegnet das runde *s* in den eigenhändigen Briefen Christiana von Goethes hin und wieder auch am Wortanfang sowie in Ligaturen.

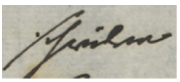
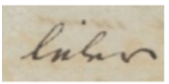
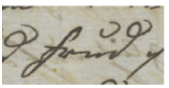
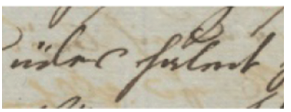
4.1.2.6 Ligaturen und reduzierte Schreibweisen

Christiana Vulpius kennt und verwendet in ihren Briefen Ligaturen für häufige Buchstabenkombinationen,[789] wenngleich diese in ihrer Schreibung häufig von der Standardform abweichen, so zum Beispiel die Ligatur für Doppel-*s* oder jene für *fft*.

Letztere bleibt in den untersuchten Handschriften häufig unvollständig: Der Querstrich, der alle drei Buchstaben durchziehen müsste, fehlt. Zudem wird dieselbe Ligatur teilweise für *ff* benutzt.

Der Geminationsstrich, der die Verdopplung von Nasalen anzeigt, findet gelegentlich Verwendung und wird als solcher transkribiert und nicht aufgelöst. Er tritt im Korpus nur in Form von *m̄* auf, nicht aber von *n̄*. Die Schreiberin benutzt dieses Kürzungszeichen selten und vor allem für bestimmte Wörter: *m̄* tritt besonders häufig auf bei den flektierten Formen des Verbes *kommen* sowie davon abgeleiteten Verben (darunter in drei Fällen auch im Präteritum *kam̄* für die 1. Pers. Sg., 3. Pers. Sg. sowie 3. Pers. Pl.), in unterschiedlichen Schreibungen von *Komödie* und *(Hof-)Kammerrat.*

Tab. 10: Schriftproben mit Breve.

Beispiel	Lesungen
	*ė* aufgelöst als *ei (schreiben)*
	*ė* aufgelöst als *ie* (*lieber*)
	*ĕ* aufgelöst als *eu* (*Freud*)
	*ă* aufgelöst als *au* (*über haubet*)

789 Eine Ligatur oder Verbundbuchstabe bezeichnet die Zusammenfassung zweier (oder selten dreier) Buchstaben zu einem Zeichen. Technische Ligaturen entstehen in der Schreibschrift zur Vereinfachung des Schreibflusses, wobei durch die „Verschmelzung der alten Formen ein neues Buchstabenbild entstehen kann“ (vgl. Süß: Deutsche Schreibschrift, S. 18).

Des Weiteren ist die Handschrift von Christiana Vulpius durch zahlreiche Verschleifungen und Reduktionen gekennzeichnet, bei denen es sich nicht in jedem Fall um gängige Ligaturen handelt (vgl. Tab. 10). Dies gilt beispielsweise für Diphthonge: <ei> wird oftmals als *ė* (*e* mit einem Überpunkt) realisiert, seltener kommt auch *ė* für <ie> vor, <eu> als *ĕ* (*e* mit Breve) sowie *ă* als <au> (*a* mit Breve) realisiert.[790] Diese verkürzten Schreibungen wurden in der Transkription entsprechend als Diphthongschreibweise aufgelöst, um den Text lesbar zu halten, zumal *ė* und *ē* mit diesen Diakritika nicht zum deutschen Buchstabeninventar zählen.

Häufig kommen auch verkürzte Schreibungen der Grapheme <ch>, <ck> sowie <sch> vor, bei denen das *c* nur angedeutet wird, aber auch gänzlich entfallen kann. Dies ist kein spezielles Charakteristikum der Vulpius-Briefe, sondern bei vielen Schreiberinnen und Schreibern zu beobachten. Christiana Vulpius lässt das *c* oftmals ohne jegliche Andeutung weg, woraus nicht selten Schwierigkeiten für die Transkription folgen, weil kein systematisches Vorgehen zu erkennen ist. Ein frequentes Wort mit mehreren Schreibvariationen ist die 3. Pers. Sg. des Verbes *sagen*: Es lässt sich oftmals nicht eindeutig entscheiden, ob dieses in der Umschrift mit *sagt* (für das Graph *g* fehlt der Bogen), *sacht* (für *ch* fehlt das *c*) oder *saht* (für *h* sind häufig Ober- und/oder Unterlänge nicht hinreichend ausgeprägt) wiedergegeben werden soll. Es gibt einige wenige Beispiele, wie in der folgenden Abb. 6 dargestellt, die sich eindeutig als *sacht* bestimmen lassen, jedoch nicht auf alle Fälle übertragen werden können.

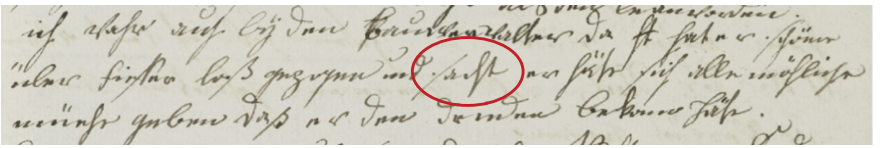


Abb. 6: Auszug aus dem Brief von Christiana Vulpius an Goethe vom 24. März 1798 (GSA, Sign.: 28/20 Bl. 122r, Foto: Klassik Stiftung Weimar; Hervorhebung durch die Verf.).

Ein anderes Beispiel betrifft die Partikel bzw. das Adverb <recht>, das zu den am häufigsten gebrauchen Wörtern in den Briefen zählt. Die Schreibung variiert zwischen *recht*, *rcht* und *reht*. In manchen Fällen ist kaum zu entscheiden, ob das *e* oder das *c* ausgelassen wurde. Gelegentlich kommt die stark verkürzte Form *rht* für <recht> vor, welche auch als solche transkribiert wird: In nachfolgendem Fall wurde *rht* aufgenommen, wenngleich auch *rcht* nicht ausgeschlossen ist:  .

790 In seltenen Fällen steht das *ė* (e mit einem Überpunkt) auch für das Graphem <ie>.

Bei hochfrequenten Wörtern, zu denen <nicht>, <mich> (auch *mih* oder *nih*) sowie <und> (auch *ŭd* oder *ud*) zählen, werden in der Umschrift meist die Vollformen verwendet (das heißt, das *c* bzw. das *n* werden transkribiert, weil diese auch häufig graphisch angedeutet sind).

4.1.2.7 Implikationen für die Textkonstitution und die auswertende Analyse

Die eben skizzierten chirographischen Eigenheiten und individuellen Buchstabenausformungen von Christiana Vulpius dürften in einer Zeit, in der die Alphabetisierungsrate anstieg, nicht selten vorkommen. Selbst in Briefen adeliger Frauen (ob man hier immer von geübten Schreiberinnen ausgehen kann, sei dahingestellt) sind ähnliche Eigenheiten zu finden. Von Schwierigkeiten im Umgang mit strittigen Lesungen berichtet u. a. Detlev W. Schumann hinsichtlich der Schrift der Gräfin Augusta Louise zu Stolberg-Stolberg, einer versierten Briefschreiberin:[791]

> So kann z. B. *mich* in einer Form erscheinen, die man rein mechanisch als *nih* lesen müßte, oder *kommen können* in einer Gestalt, die am ehesten wie *konn könn* aussieht; hinter *unam* verbirgt sich *umarme*. Bei Flexionsendungen wird das Problem der exakten Entzifferung dadurch noch weiter kompliziert, daß die Schreiberin grammatisch weder firm noch konsequent ist, zumal in bezug auf *-em* und *-en*. Eine klare Erkenntnis ihrer Schreibintention ist oft einfach unmöglich. [...] So bleibt denn nichts anderes übrig, als nach bestem Ermessen von Fall zu Fall eine Entscheidung zu treffen – durchaus ohne Gewißheit, daß man stets Sprachgebrauch und jeweilige Intention der Schreiberin getroffen hat; *in dubio* verdient natürlich die grammatisch richtige Form den Vorzug.[792]

Ähnliches ist für das Vorgehen bei der Transkription der Briefe Christiana von Goethes festzuhalten, zumal die Handschrift unserer Schreiberin für die Umschrift zusätzliche Herausforderungen birgt, die schon Hans Gerhard Gräf und Bernhard Suphan erläutert haben.[793] Die Schreiberin nimmt meist keine Buchstabenverschleifungen vor, wie wir sie von „Vielschreibern“ kennen. Vielmehr ist es bei ihrer Handschrift beispielsweise möglich, die einzelnen Bögen von Kurrent-*n*, *-m* oder *-e* zu zählen und so zu der vermeintlich korrekten Umschrift zu gelangen. Dieser Zugang zu ihrer Handschrift ist jedoch trügerisch, weil er Eigenheiten missachtet und stark von der Norm abweichende Graphien hervorbringt, die mit genauerer Kenntnis der Handschrift kaum zu rechtfertigen sind. So müssen Ein-

791 Vgl. dazu auch Kahl, Paul: „Ich bin im Punkte der Freundschaft ein Fels im Meer“. Elf unveröffentlichte Briefe aus der Sammlung Stolberg (II). – Boie, Auguste Stolberg, Gerstenberg. In: Lichtenberg-Jahrbuch (2004), S. 152–174, hier S. 157.

792 Schumann, Detlev W.: Briefe aus Auguste Stolbergs Jugend. In: Goethe. Neue Folge des Jahrbuchs der Goethe-Gesellschaft 19 (1957), S. 240–297, hier S. 254.

793 Vgl. Gräf: Einführung. In: GC I (1989), S. 26, Anm. 1.

zelfallentscheidungen getroffen werden, die sich jedoch im Zweifelsfall an der standardnäheren Wortform orientieren.

In der auf den Transkriptionen basierenden Analyse muss mit diesen Befunden und den daraus resultierenden Unsicherheiten umgegangen werden. Diesen wird begegnet, indem quantitative Analysen nur sparsam zum Einsatz kommen. Somit ist zu betonen, dass es sich bei den Ergebnissen der Analyse um Tendenzen hinsichtlich der schriftsprachlichen Phänomene handelt.[794]

4.2 Theoretischer Rahmen: Zwischen Norm und Varianz

4.2.1 (Konzeptionelle) Mündlichkeit/Schriftlichkeit: Sprache der Nähe und Sprache der Distanz

Das Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit wurde viel diskutiert und die Auffassungen darüber waren und sind Wandlungen unterworfen. Dabei ging es stets um die Frage, ob und inwieweit die schriftliche Sprachform von der mündlichen abhängig ist, und mithin um die Frage, mit welchen Instrumentarien diese Sprachformen zu untersuchen sind. Die wichtigsten Positionen, die die Relation zwischen der geschriebenen und der gesprochenen Sprache beschreiben, sind die *Dependenz-* und die *Autonomiehypothese*. An dieser Stelle soll eine knappe Darstellung beider Positionen genügen.[795]

Anhänger der Dependenz- oder Abhängigkeitshypothese sehen eine Abhängigkeit der geschriebenen von der gesprochenen Sprache und die Schrift damit primär als eine schriftliche Visualisierung der gesprochenen Sprache. In der älteren Forschung wurde die Untersuchung der geschriebenen Sprachform als eine eigene Disziplin abgelehnt. Als Begründung für diese Hypothese wurde ins Feld geführt, dass Sprache ohne Schrift, Schrift umgekehrt aber nicht ohne Sprache existieren könne und dass die Schrift entwicklungsgeschichtlich später entstan-

794 Belastbare Quantifizierungen, die mit statistischen Mitteln (wie dem Chi-Quadrat-Test) zu prüfen wären, sind nicht zuletzt aufgrund der in den meisten Fällen zu geringen Tokenanzahl nicht sinnvoll möglich. Dennoch vermittelt die quantitative Analyse einen Eindruck von statistisch repräsentativen Phänomen.

795 Eine Gegenüberstellung beider Modelle mit kritischer Einordnung erweitert um ein Modell, welches psycholinguistische Hintergründe berücksichtigt, liefert Augst, Gerhard: Linguistische und psycholinguistische Modellierungen einer orthographischen Kompetenz. In: Werner, Otmar (Hrsg.): Probleme der Graphie (ScriptOralia, 57). Tübingen 1994, S. 25–49.

den sei als die mündliche Sprache.[796] Die in der Schriftlinguistik verbreitete Position sieht die geschriebene Sprache nicht als „sekundäre Ausdrucksform der [...] gesprochenen Sprachform", sondern als einen eigenen Forschungsgegenstand.[797] Zu den zentralen Argumenten der Vertreter der Autonomiehypothese zählt, dass die Schrift aus diskreten, segmentalen Einheiten aufgebaut sei, während die gesprochene Sprache als kontinuierlich angesehen wird. Außerdem seien Lesen und Schreiben nicht an die gesprochene Sprache gekoppelt, sondern funktionierten unabhängig von dieser.[798] Helmut Glück benennt noch eine dritte, vermittelnde Position, die er als *Interdependenzhypothese* bezeichnet. Dabei handelt es sich um eine abgeschwächte Form der Autonomiehypothese, die aber davon ausgeht, „dass die gesprochene Sprachform stets das Modell für [...] Verschriftungen darstellt". Dennoch wird der geschriebenen Sprache ein eigener Forschungsbereich zuerkannt.[799]

Dürscheid konstatiert in ihrer *Einführung in die Schriftlinguistik*, dass die Argumente für die jeweilige Position nicht in Widerspruch zueinander stehen, und betont, dass je nach Fokus beide Positionen berechtigt sind:

> Wer die historische Dimension berücksichtigt, kann nicht bestreiten, dass das Schreiben dem Sprechen nachgeordnet ist. Wer hingegen nur die systematischen Aspekte in Betracht zieht, braucht diesem Argument keine Bedeutung beizumessen. Es hängt also jeweils von der Perspektive und vom Untersuchungsziel ab, welche Position man als Sprachwissenschaftler in der Diskussion um das Verhältnis von gesprochener und geschriebener Sprache einnimmt.[800]

Stephan Elspaß gibt mit Blick auf ein „Neben- und Miteinander von spontansprechsprachlichen und konventionell-schriftsprachlichen Elementen in einem Text" zu bedenken, dass „eine strikte Trennung von geschriebener und gesprochener Sprache, etwa im Sinne von zwei verschiedenen Sprachen oder Varietäten einer Sprache, theoretisch und praktisch nicht aufrechtzuerhalten ist."[801] Insbesondere Privatbriefe sind zumeist als hybride Gebilde mit sprechsprachlichen und schriftsprachlichen Elementen anzusehen, die von einer vielfältigen Wechselbezie-

796 Vgl. zusammenfassend etwa Dürscheid, Christa: Einführung in die Schriftlinguistik. Mit einem Kapitel zur Typographie von Jürgen Spitzmüller (UTB, 3740). Göttingen: 5., aktual. und korr. Aufl. 2016, S. 36 f. sowie Art. „Abhängigkeitshypothese", in: Metzler Lexikon Sprache, S. 2.
797 Art. „Autonomiehypothese", in: Ebd., S. 80.
798 Vgl. zusammenfassend Dürscheid: Schriftlinguistik, S. 38–41 sowie Art. „Autonomiehypothese", S. 80.
799 Vgl. Art. „Interdependenzhypothese", in Metzler Lexikon Sprache, S. 301 f. (das Zitat auf S. 301).
800 Dürscheid: Schriftlinguistik, S. 41.
801 Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 25 (im Original mit Hervorhebungen); vgl. auch Art. „Geschriebene Sprache". In: Lexikon der germanistischen Linguistik. Hrsg. von Hans Peter Althaus, Helmut Henne und Herbert Ernst Wiegand. Tübingen: 2., vollständig neu bearb. und erw. Aufl. 1980, S. 323–328.

hung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit geprägt sind.[802] Relativ ungeübten Schreibern, zu denen auch Christiana von Goethe zählt, kann eine besonders große Nähe zur Sprechsprachlichkeit unterstellt werden. Gleichwohl geben diese Texte nie reine Sprechsprache wieder, da ebenso Elemente schriftsprachlicher Muster enthalten sind.[803] Eine Operationalisierung des Unterschieds zwischen gesprochener und geschriebener Sprache ist allerdings nicht unproblematisch, da es kaum Merkmale gibt, die beispielsweise ausschließlich in der Schriftsprache vorkommen und damit nur im Medium der Schriftlichkeit existieren. Weder in der Lexik noch in der Syntax gibt es strikte Oppositionen zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit.[804]

Für die Lösung dieser methodischen Probleme bietet sich ein Modell an, das die Relation von gesprochener und geschriebener Sprache ohne strikte Separierung beider Bereiche beschreibt und das in der Linguistik und darüber hinaus nicht nur breit rezipiert, sondern in den letzten Jahren auch weiterentwickelt und für unterschiedliche Fachdisziplinen fruchtbar gemacht worden ist:[805] das Nähe-Distanz-Modell der beiden Romanisten Peter Koch und Wulf Oesterreicher. Die Grundannahmen werden im Folgen kurz vorgestellt. Es sei vorausgeschickt, dass es sich um ein Modell handelt, das sich durch eine terminologische Offenheit als sehr anschlussfähig erwiesen hat. Dieser Vorteil ist nahezu zwangsläufig auch ein Nachteil, weil die verwendeten Kategorien und Einflussfaktoren entsprechend vage sind und für viele Anwendungsbereiche spezifiziert bzw. näher definiert werden müssen.[806] Um eine grobe Verortung des vorliegenden Quellenmaterials vornehmen zu können, reichen die vorgeschlagenen Kategorien aber zunächst aus.

Das Modell unterscheidet zwischen Medium und Konzeption sprachlicher Äußerungen. Das Medium, d. h. die beiden Realisierungsformen sprachlicher Äußerungen, werden nach Ludwig Söll als *phonisch* und *graphisch* bezeichnet. Die Konzeption sprachlicher Äußerungen wird im Gegensatz zum Medium nicht als Dichotomie auf-

802 Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 25.

803 Vgl. ebd., S. 24 sowie Reiffenstein: Sprachvariation II, S. 204.

804 Vgl. Augst/Müller: Schriftliche Sprache, S. 1501 f.

805 Zur Rezeption des Modells vgl. den Sammelband: Feilke, Helmuth / Hennig, Mathilde (Hrsg.): Zur Karriere von ‚Nähe und Distanz'. Rezeption und Diskussion des Koch-Oesterreicher-Modells (Reihe Germanistische Linguistik, 306). Berlin / Boston 2016.

806 Häufige Kritikpunkte zielen auf eine mediale Unterspezifikation, die einer weiteren Ausdifferenzierung bedürfe; vgl. zusammenfassend zu Rezeption und Kritik Feilke, Helmuth / Hennig, Mathilde: Perspektiven auf ‚Nähe und Distanz' – Zur Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): Zur Karriere von ‚Nähe und Distanz', S. 1–10. Eine kurze Einordnung nimmt auch Markus Schiegg vor (vgl. Ders.: Flexible Schreiber, insb. S. 29–32), der sich bei seinem eigenen Ansatz und den damit verbundenen methodologischen Reflexionen auf das bereits stärker operationalisierte Modell von Ágel/Hennig stützt und dieses insbesondere im Distanzbereich weiterentwickelt (vgl. ebd., S. 189–198).

gefasst, sondern als Kontinuum definiert, welches durch die beiden Pole *gesprochen* und *geschrieben* begrenzt wird. Dazwischen gibt es verschiedene Abstufungen, die im Raum zwischen diesen Grenzpunkten anzusiedeln sind. Häufig treten die Kombinationen *gesprochen* und *phonisch* auf (z. B. vertrautes Gespräch) bzw. *geschrieben* und *graphisch* (z. B. eine Verwaltungsvorschrift oder ein Gesetzestext). Aber auch die beiden anderen Oppositionen treten auf: So ist ein Vortrag ein Bespiel für *geschrieben* und *phonisch* oder ein gedrucktes Interview für *gesprochen* und *graphisch*.[807]

Die mediale Differenzierung betrachten Koch/Oesterreicher als eine der konzeptionellen Dimension nachgeordnete Komponente. Mit Blick auf die Kommunikationsbedingungen sowie die Versprachlichungsstrategien ordnen die Autoren der gesprochen konzipierten Äußerung die ‚Sprache der Nähe' zu, während dem Pol der geschrieben konzipierten Äußerung die ‚Sprache der Distanz' zugewiesen wird.[808] Diese Bezeichnungen werden jenen der *konzeptionellen Schriftlichkeit* bzw. *konzeptionellen Mündlichkeit* vorgezogen, weil sie sich auch auf schriftlose Kulturen übertragen lassen.[809] In der vorliegenden Arbeit wird ebenfalls weitestgehend die Koch-Oesterreichische Terminologie gebraucht; gelegentlich wird das Begriffspaar *Konzeptionelle Schriftlichkeit* bzw. *Mündlichkeit* synonym verwendet.[810]

807 Vgl. Koch, Peter / Oesterreicher, Wulf: Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch 36 (1985), S. 15–43 sowie Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 25–27.

808 Koch/Oesterreicher: Sprache der Nähe – Sprache der Distanz, S. 21.

809 Vgl. Koch, Peter / Oesterreicher, Wulf: Schriftlichkeit und kommunikative Distanz. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 35, Heft 3 (2007), S. 346–375, hier S. 357.

810 Eine kritische Auseinandersetzung mit dem Modell von Koch/Oesterreicher, die sich auch mit der Problematik der Gleichsetzung von Nähesprache und konzeptioneller Mündlichkeit bzw. Distanzsprache und konzeptioneller Schriftlichkeit beschäftigt, liefert neben Ágel, Vilmos / Hennig, Mathilde: Überlegungen zur Theorie und Praxis des Nähe- und Distanzsprechens. In: Ágel, Vilmos / Hennig, Mathilde (Hrsg.): Zugänge zur Grammatik der gesprochenen Sprache (Reihe Germanistische Linguistik, 269). Tübingen 2007, S. 179–214 auch Zeman, Sonja: Nähe, Distanz und (historische) Pragmatik. Oder: Wie „nah" ist ‚Nähesprache'? In: Feilke/Hennig (Hrsg.): Zur Karriere von ‚Nähe und Distanz', S. 259–298. Die Autorin zeigt auf, dass „die intuitive Plausibilität und Eleganz der vierteiligen Matrix den Blick auf die Komplexität der Fragen um die ‚konzeptionelle Mündlichkeit' verstellt." Zugleich bezeichnet Zeman die „Nivellierung der notwendigen Subdifferenzierungen unter dem metaphorischen Gebrauch der Termini ‚Nähe' vs. ‚Distanz'" als wesentlichen Baustein für die Erfolgsgeschichte des Modells (vgl. ebd., S. 261 f.). Dieser Problematik ist sich die Verfasserin der vorliegenden Arbeit bewusst. Dennoch wird das Modell in seiner ursprünglichen Form aufgrund seiner Offenheit und Anschlussfähigkeit an eine Vielzahl (sozio-) linguistischer und pragmatischer Fragestellungen einbezogen.

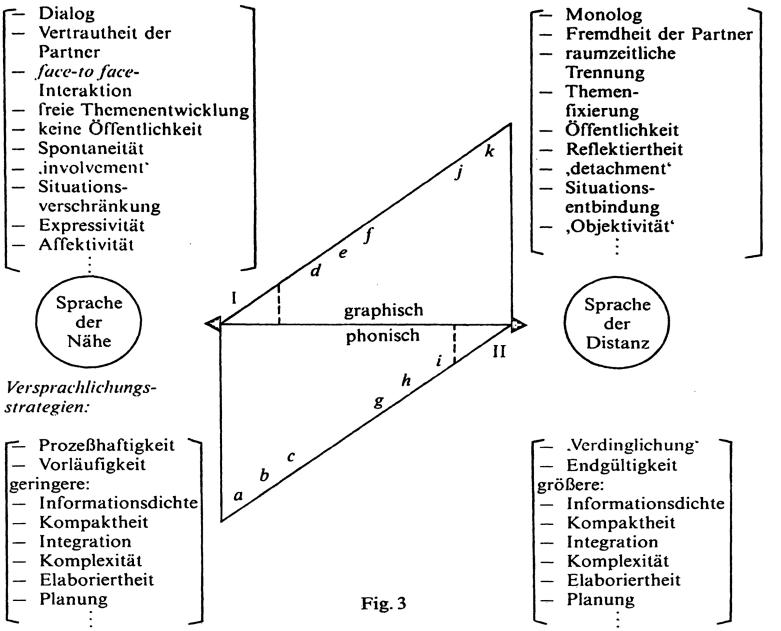


Abb. 7: Sprache der Nähe – Sprache der Distanz: Affinität der Konzeption zum Medium (Modell von 1985; Koch/Oesterreicher: Sprache der Nähe – Sprache der Distanz, S. 23).[811]

Der Vergleich der beiden Modelle in den Grafiken zeigt (Abb. 7 und 8) neben den terminologischen Adaptionen und Schärfungen auch eine veränderte Verortung des Privatbriefes auf der Skala zwischen Nähe- und Distanzsprache. Im Modell von 1985 ordnen Koch/Oesterreicher den Privatbrief ohne näher spezifizierten Adressatenkreis etwa in der Mitte des Nähe-Distanz-Kontinuums an (f im obigen Schema). Im neueren Modell charakterisieren die beiden Autoren diese Textsorte näher als Privatbrief unter Freunden (III) und dieser rückt nun auf der Skala deutlich näher an die Nähesprache heran. Diese Differenzierung ist sinnvoll, da die Konzeption entscheidend vom Adressaten abhängt; ein Schreiben an eine Behörde (oder, um im historischen Bereich zu bleiben: eine Bittschrift) wird anders formuliert und damit anders einzuordnen sein als ein Brief an eine vertraute Person. In der Tat zählen in der Sprachgeschichte Privatbriefe (und besonders solche, die unter Verwandten und Freunden ausgetauscht wurden) wie beispielsweise auch Tagebucheintragungen zu

811 Erläuterung zu a–k: *a* vertrautes Gespräch, *b* Telefonat mit einem Freund, *c* Interview, *d* abgedrucktes Interview, *e* Tagebucheintrag, *f* Privatbrief, *g* Vorstellungsgespräch, *h* Predigt, *i* Vortrag, *j* FAZ-Artikel, *k* Verwaltungsvorschrift.

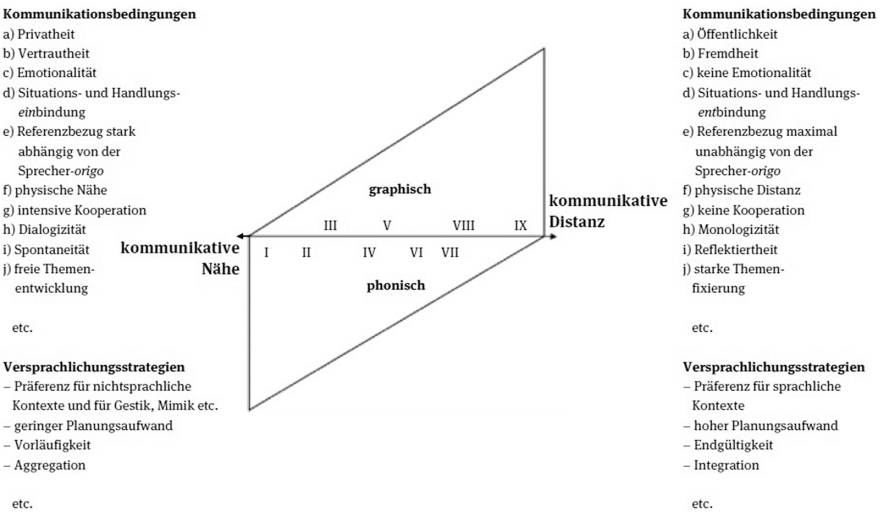


Abb. 8: Das Nähe-Distanz-Kontinuum: Kommunikationsbedingungen und Versprachlichungsstrategien, Kommunikationsformen und konzeptionell-mediale Affinitäten (Modell von 2016; Koch/Oesterreicher: 30 Jahre ‚Sprache der Nähe – Sprache der Distanz', S. 26).[812]

den alltagssprachlichen Textsorten, die die *Nähesprache* am ehesten repräsentieren, was nicht heißt, dass keine distanzsprachlichen Elemente enthalten wären.[813] Koch/Oesterreicher bezeichnen den Privatbrief an Freunde als ein typisches Beispiel für „ein Schreiben ‚im Duktus der Mündlichkeit'".[814] Umgekehrt gibt es auch „ein Sprechen im ‚Duktus der Schriftlichkeit'".[815] Wie weit sich die jeweilige sprachliche Äußerung bzw. Textsorte den jeweiligen Extrempunkten annähert, hängt von sozialen, situativen und kontextuellen Parametern ab, aber auch von der Beziehung der Kommunikationspartner untereinander und ihrem kommunikativen Handeln. Die

812 Erläuterung zu den römischen Ziffern: (I) spontanes Gespräch unter Freunden, (II) familiäres, spontanes Telefongespräch, (III) Privatbrief unter Freunden, (IV) Vorstellungsgespräch, (V) Presse-Interview, (VI) Predigt, (VII) wissenschaftlicher Vortrag, (VIII) Leitartikel, (IX) Gesetzestext (vgl. Koch, Peter / Oesterreicher, Wulf: 30 Jahre ‚Sprache der Nähe – Sprache der Distanz'. Zu Anfängen und Entwicklung von Konzepten im Feld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. In: Feilke/Hennig [Hrsg.]: Zur Karriere von ‚Nähe und Distanz', S. 11–72, hier S. 20).

813 Zu den distanzsprachlichen Merkmalen im Privatbrief vgl. Neumann: Soldatenbriefe, S. 48 sowie Schiegg: Flexible Schreiber, insb. S. 189 ff.

814 Koch/Oesterreicher: Schriftlichkeit und kommunikative Distanz, S. 347 sowie Schlieben-Lange, Brigitte: Traditionen des Sprechens. Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung. Stuttgart u. a. 1983, S. 81.

815 Vgl. ebd.

beiden Autoren definieren hierfür kommunikative Einflussfaktoren, die im obigen Schema unter den „Kommunikationsbedingungen“ aufgelistet sind.[816] Mithilfe dieser Parameter ist keine exakte Verortung oder gar Quantifizierung möglich. In der Literatur wurden darüber hinaus weitere Nachteile diskutiert, u. a. die Heterogenität der verwendeten Parameter, die gewählte Reliefdarstellung oder grundlegende Probleme, die sich aus der Offenheit des Konzepts und der Terminologie ergeben.[817] Dennoch lässt sich mit diesem Modell ein gewisser Richtwert im Kontinuum zwischen Nähe- und Distanzsprache bestimmen. Analysiert man mithilfe dieser Parameter den Grad der kommunikativen Nähe respektive Distanz für den Goethe'schen Ehebriefwechsel, zeigt sich eine ausgeprägte kommunikative Nähe der beiden Korrespondenzpartner (vgl. Abb. 9).[818] Der Ehebriefwechsel wäre von den zugrundeliegenden Kommunikationsbedingungen her folgerichtig noch etwas

816 Zu den genannten Parametern vgl. Koch/Oesterreicher: Schriftlichkeit und kommunikative Distanz, S. 351, sowie Koch/Oesterreicher: 30 Jahre ‚Sprache der Nähe – Sprache der Distanz‘, S. 24: Diese Faktoren unterscheiden sich teilweise von den ursprünglichen Parametern in Koch/Oesterreicher: Sprache der Nähe – Sprache der Distanz, S. 23. Für die nachfolgenden Ausführungen wird das neuere Modell von 2016 zugrundegelegt.

817 Vgl. bes. Ágel, Vilmos / Hennig, Mathilde: Theorie des Nähe- und Distanzsprechens. In: Dies.: Grammatik aus Nähe und Distanz. Theorie und Praxis am Beispiel von Nähetexten. 1650–2000. Tübingen 2006, S. 3–31 sowie Albert, Georg: Innovative Schriftlichkeit in digitalen Texten. Syntaktische Variation und stilistische Differenzierung in Chat und Forum. Berlin 2013; zur Diskussion der Parameter und deren unterschiedlichen Dimensionen sowie des Bezugs zwischen Nähesprache und Mündlichkeit vgl. Zeman: Nähe, Distanz und (historische) Pragmatik. – Zeman weist den Kommunikationsbedingungen von Koch/Oesterreicher fünf Dimensionen der Nähe zu, nämlich räumlich, zeitlich, sozial, emotional und sachlich-thematisch. Sie zeigt die Heterogenität der Komponenten auf und weist des Weiteren darauf hin, dass es sich nach ihrem Verständnis bei ‚Nähesprache‘ nicht um eine Dimension von Mündlichkeit handelt, sondern um eine pragmatische Kategorie, die Merkmale von Nähe-Kommunikation und Mündlichkeit enthält (vgl. ebd., insb. S. 267–272).

818 Koch/Oesterreicher gehen von prototypischen Parameterwerten für den Privatbrief aus (vgl. Koch/Oesterreicher: 30 Jahre ‚Sprache der Nähe – Sprache der Distanz‘, S. 30 f.). Ebenso wird in der vorliegenden Arbeit verfahren, d. h. es wird ein prototypischer Privatbrief Christiana von Goethes angenommen; konkret meint dies einen Brief, der in der raum-zeitlichen Trennungssituation Weimar-Jena entstanden ist, wie es für einen Großteil des Briefwechsels mit Johann Wolfgang von Goethe gilt. Doch selbst bei dieser Eingrenzung ist zu bedenken, dass nicht alle Parameterwerte für jeden Brief gleich sind. Je nach Konzeption, nach Anlass und Entstehungskontext können beispielsweise die emotionale Einbindung des Absenders oder die Spontaneität der Äußerungen variieren. Dürscheid erklärt diesbezüglich Folgendes: „Doch selbst für einen Privatbrief gilt, dass die darin verwendeten sprachlichen Mittel nicht generell auf eine Zuordnung in der Nähe des Mündlichkeitspols schließen lassen, sondern die Konzeption je nach Absender, Empfänger und Anlass des Schreibens variiert.“ Daraus folgt im Bezug auf die geschriebene Sprache: „Im Prinzip lassen sich nur Texte, nicht Textsorten einordnen.“ (Dürscheid, Christa: Äußerungsformen im Kontinuum von Mündlichkeit und Schriftlichkeit – Sprachwissenschaftliche und sprachdidaktische Aspekte. In: Neuland, Eva [Hrsg.]: Variation im heutigen Deutsch. Perspektiven

weiter in Richtung Nähesprache zu rücken, als dies in Abb. 9 der Fall ist. Dies ergibt sich aus der verglichen mit Freunden größeren Vertrautheit der Ehepartner, was zwar um 1800 aufgrund der mehrheitlich arrangierten Ehen keineswegs allen Ehepaaren zwangsläufig unterstellt werden konnte, aber im vorliegenden Fall zutrifft. Einzig die physische Nähe und raum-zeitliche Trennung weist in Richtung des distanzsprachlichen Pols, zumindest wenn man diese beiden Faktoren als dichotom im Sinne von physisch nah (anwesend) oder physisch fern (abwesend) der beteiligten Kommunikationspartner begreift. Legt man die Entfernung während der räumlichen Trennung als Strecke zugrunde, so waren sich Christiana und Johann Wolfgang von Goethe häufig mit einer Entfernung von unter 30 Kilometern und einem damals gut funktionierenden, täglichen Botenverkehr zwischen Jena und Weimar recht nahe. Die kurze Distanz wirkte sich in jedem Fall auf die Frequenz der Korrespondenz aus, da sie sich rege austauschen konnten.

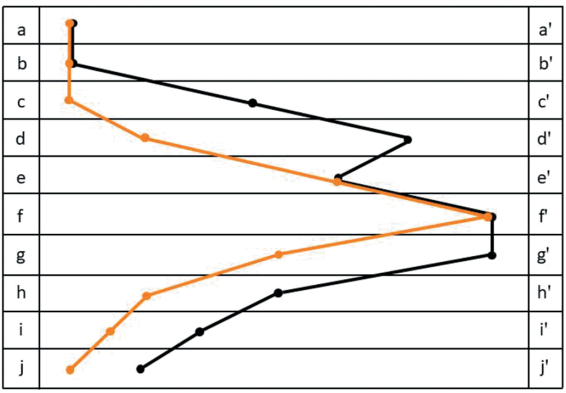


Abb. 9: Konzeptionelles Profil des Privatbriefes (schwarz) sowie eines Privatbriefes Christiana von Goethes (orange) (nach: Koch/Oesterreicher: 30 Jahre ‚Sprache der Nähe – Sprache der Distanz', S. 30; Hinzufügung durch die Verf.).[819]

Im Unterschied zum Gespräch müssen in der schriftlichen Kommunikation Sachverhalte umfänglicher und ausführlicher verbalisiert werden, um den Adressaten an den eigenen Gedankengängen teilhaben zu lassen[820] und um fehlende nonver-

für den Sprachunterricht [Sprache – Kommunikation – Kultur. Soziolinguistische Beiträge, 4]. Frankfurt a. M. u. a. 2020, S. 375–388, hier S. 381 und 380).

819 Für die Bestimmung der Parameter a–j vgl. Abb. 8.

820 Vgl. hierzu u. a. Kilian, Jörg: Historische Dialogforschung. Eine Einführung (Germanistische Arbeitshefte, 41). Tübingen 2005, S. 4. – Grundlegend zu den beiden Erscheinungsformen des Dialogs vgl. Kilian: Dialogforschung, insb. S. 3–7.

bale Signale zu ersetzen. In der brieflichen Korrespondenz zwischen Christiana und Johann Wolfgang von Goethe ist dies seitens der Briefschreiberin nicht immer der Fall. Dies hat mehrere Gründe: Zum einen erfolgte der schriftliche Austausch oft über eine kurze Distanz (Weimar–Jena) in rasch aufeinanderfolgenden Intervallen, nicht selten täglich. Zudem waren die Trennungsphasen oftmals nur von kurzer Dauer oder es ergab sich zwischenzeitlich die Gelegenheit zu einem persönlichen Austausch, sodass zuvor besprochene Themen entsprechend kurz und knapp in den Briefen behandelt wurden. Aufgrund der hohen Frequenz der Briefkorrespondenz, der engen Vertrautheit der Briefpartner und der Thematisierung vieler alltäglicher bzw. wiederkehrender Ereignisse und Handlungen waren umfassende Ausführungen häufig nicht vonnöten. Damit ist von vornherein eine stärkere Situations- und Handlungseinbindung des Briefempfängers gegeben. Dies verstärkt den Charakter einer „gesprochen-mündlichen" Konzeption, die der Privatbrief trotz seiner graphischen Realisierungsform aufweist.[821]

Die Briefe Christiana von Goethes sind in ihrem Duktus deutlich nähesprachlicher als Goethes Briefe. Dies hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass die schriftliche Korrespondenz, der geschriebene Dialog, für Christiana von Goethe wie für die meisten (weniger routinierten) Schreiberinnen und Schreiber eine deutlich nachgeordnete Kommunikationsform war, die spezifische Herausforderungen mit sich brachte.[822] Weniger geübte Schreiberinnen und Schreiber hatten dabei nicht nur die Hürde der durch den Medienwechsel bedingten graphischen Kodierung zu überwinden, sondern auch die damit verbundenen veränderten kommunikativen Strategien zu bedenken.[823] Die Schwierigkeiten, die dabei auftreten können, fasst Angela Schrott wie folgt zusammen:

> Dabei schlagen sich Defizite in der Schreibkompetenz zum einen darin nieder, dass ein Schreiber Nähesprache und Distanzsprache nicht sicher genug differenzieren kann und nähesprachliche Elemente ungewollt in den schriftlichen Text übergehen. Ungeübte Schreiber sind gezwungen, auf nähesprachliche Traditionen zu rekurrieren, die in den Text einfließen, ohne als Stilelemente intendiert zu sein (Oesterreicher 1996: 324–325). Zum anderen

821 Vgl. hierzu auch Koch/Oesterreicher: Schriftlichkeit und kommunikative Distanz, S. 349.

822 Für den Bezug des Nähe-Distanz-Modells zur Varietätenlinguistik und damit zu Fragen nach der Einordnung von Diatopik, Diastratik und Diaphasik vgl. Koch/Oesterreicher: Schriftlichkeit und kommunikative Distanz, S. 354–356. Die Verfasser argumentieren, dass sich „[k]omplexe Varietätenräume [...] erst durch die Wahl und Entwicklung einer Distanzvarietät (‚präskriptive Norm', ‚Schriftstandard' usw.)" konstituieren (ebd., S. 354). Für das 18. Jahrhundert ist damit aus variationslinguistischer Sicht interpretatorische Vorsicht geboten, da die Entwicklung der Distanzvarietät, insbesondere der orthographischen Norm, zwar schon weit vorangeschritten, deren Kodifizierung und Durchsetzung in weiteren Bevölkerungsschichten jedoch noch nicht gegeben war.

823 Vgl. Schrott: Präsente Schreiber(innen), S. 486.

> findet sich jedoch auch das Phänomen, dass Sprecher sich der Gefahr eines zu nähesprachlichen Schreibens bewusst sind und gegensteuern, indem sie gezielt distanzsprachliche Verfahren einsetzen, die allerdings nicht immer rundum souverän beherrscht werden.[824]

Ob und inwieweit Christiana von Goethe distanzsprachliche Register beherrschte bzw. ob sich im umgekehrten Fall Anzeichen in den Briefen finden, die dem widersprechen, kann die nachfolgende Untersuchung nur in begrenztem Maß klären. Denn die von Christiana von Goethe überlieferten Briefe sind ausschließlich an Adressaten aus dem familiär-freundschaftlichen Umfeld gerichtet, sodass Vergleichsquellen an weniger vertraute Personen fehlen.

Ein Indiz, das nach Koch/Oesterreicher für mangelnde distanzsprachliche Schreibkompetenz spricht, ist das Auftreten sogenannter Hyperformen. So gehen die Autoren davon aus, dass eine ungenügende distanzsprachliche Kompetenz nicht nur zu einer Unterschreitung diskurstraditioneller Anforderungen führt, sondern auch zu Hyperkorrekturen in Richtung Distanzsprache und höherer Register, wie sie beispielsweise in Briefen ‚Halbgebildeter'[825] und weniger routinierter Schreiber auftreten können. Es handelt sich hierbei um „den Vorgang und das Ergebnis einer fehlerhaften sprachlichen Annäherung eines Sprechers an die von ihm angestrebte Prestigevarietät", welches zumeist die Standardsprache ist.[826] Hyperkorrekturen können einen Eindruck der Schreiberintention und des Schreiberbewusstseins vermitteln, was bei historischen Texten grundsätzlich schwierig ist, da metasprachliche Äußerungen selten sind.[827] Vor diesem Hintergrund ist es wichtig, Hyperformen in den Briefen Christiana von Goethes zu identifizieren und einzuordnen. Ein besonders lohnender Untersuchungsgegenstand sind in diesem Zusammenhang Anredepronomina, welche zusätzlich in einen beziehungssprachlichen Kontext eingebettet werden.

---

824 Schrott: Präsente Schreiber(innen), S. 486.

825 Vgl. Koch/Oesterreicher: Schriftlichkeit und kommunikative Distanz, S. 360.

826 Lenz, Alexandra N.: Hyperdialektalismen und Hyperkorrektionen – Indizien für Varietätengrenzen. In: Dies. / Mattheier, Klaus J. (Hrsg.): Varietäten – Theorie und Empirie (VarioLingua. Nonstandard – Standard – Substandard, 23). Frankfurt a. M. u. a. 2005, S. 75–95, hier 88. – Dieses Verständnis von Hyperkorrekturen oder Hyperformen geht auf Labov zurück, der darunter Varianten von Sprechern aus einer bestimmten sozialen Schicht versteht, bei denen sich die Sprecher situationsspezifisch stark an Prestige-Varianten orientieren (vgl. Labov, William: Hypercorrection by the Lower Middle Class as a Factor in Linguistic Change. In Bright, William (Hrsg.): Sociolinguistics. Proceedings of the UCLA Sociolinguistic Conference (Janua Linguarum, Series Minor, 20). The Hague / Paris 1966, S. 84–113.; vgl. auch Lenz: Hyperdialektalismen und Hyperkorrektionen, S. 76).

827 Vgl. Schiegg: Flexible Schreiber, S. 214.

Für die Analyse nähe- bzw. distanzsprachlicher Merkmale[828] bietet sich besonders der Bereich der Lexik an. Hier wäre der Fremdwortgebrauch dem Distanz- und der Gebrauch von Dialektwörtern dem Nähepol zuzuordnen. Weiteren Aufschluss hierüber können syntaktische Strukturen geben, die allerdings nicht nur auf die Verwendung von Para- und Hypotaxe fokussieren dürfen. Aggregative und integrative Strukturen geben für sich genommen noch keine hinreichenden Indizien für eine nähe- oder distanzsprachliches Orientierung. Eine Herausforderdung, die bei der empirischen Untersuchung des Briefkorpus zu berücksichtigen ist, stellt nicht nur die terminologische Unterscheidung zwischen Mündlichkeit/Schriftlichkeit, kozeptioneller Mündlichkeit/Schriftlichkeit und Nähe- bzw. Distanzsprache dar, sondern auf analytischer Ebene auch die Differenzierung zwischen dialektalen, regionalsprachlichen und überregionalen Merkmalen.[829]

Für eine Operationalisierung der grammatischen Merkmale von sprachlichen Äußerungen entwickelten Vilmos Ágel und Mathilde Hennig ein Instrumentarium, welches eine Textanalyse auf Mikro- und Makroebene erlaubt.[830] Hierfür wurden die von Koch/Oesterreicher genannten grammatisch-strukturellen Merkmale erweitert und inhaltlich genauer definiert. Eine weitreichende Ergänzung und Schärfung des Modells von Ágel/Hennig sowie eine Anwendung auf ein um-

828 Für eine intensive methodologische Reflexion des Nähe-Distanz-Raumes und daraus abgeleiteter Implikationen für die Analyse vgl. das entsprechende Kapitel in Schiegg: Flexible Schreiber, insb. S. 199–203. – Für weitere Merkmale zur Einordnung in das Nähe-Distanz-Kontinuum vgl. auch vgl. Koch/Oesterreicher: 30 Jahre ‚Sprache der Nähe – Sprache der Distanz', S. 27 f. Die Autoren nennen auf mikrostruktureller Ebene im textpragmatischen Bereich z. B. Gesprächswörter wie Gliederungs-, *turn-taking*- und Kontaktsignale und als makrostrukturelle universale Merkmale im textpragmatischen Bereich beispielsweise unterschiedliche Formen der Textkohärenz, der Narration und der Redewiedergabe.

829 Vgl. Lötscher, Andreas: Auf der Suche nach syntaktischen „Nähe-Distanz"-Signalen in frühneuhochdeutschen Texten. In: Ágel, Vilmos / Hennig, Mathilde [Hrsg.]: Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung. Berlin / New York 2010, S. 111–134, hier S. 112. – Die Problematik einer mangelnden sprachlichen Differenzierung zwischen Nähesprache und konzeptioneller Mündlichkeit bzw. Distanzsprache und konzeptionelle Schriftlichkeit liegt in der geringen begrifflichen Trennschäfte. Sie werden in der Forschungsliteratur häufig synonym gebraucht. Herausfordernd ist zudem die Differenzierung zwischen nähesprachlichen und regionalsprachlichen oder dialektalen Merkmalen (vgl. ebd.).

830 Vgl. Ágel / Hennig (Hrsg.): Grammatik aus Nähe und Distanz. – Der Schwerpunkt des genannten Modells mit seinem Analyseinstrumentarium liegt auf syntaktischen Merkmalen, die aufgrund chirographischer Besonderheiten und unsicherer Lesungen für die Briefe Christiana von Goethes nur in begrenztem Maße berücksichtigt werden können. Um zu verlässlichen Aussagen zu gelangen, müssten zusätzlich Vergleichsbriefe (bspw. Goethe an Schiller oder andere Frauenbriefe) mit demselben Verfahren untersucht werden, was im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht zu leisten ist. Somit fließen die Erkenntnisse von Ágel/Hennig nur punktuell in die Untersuchung des vorliegenden Briefkorpus ein.

fangreiches Korpus von Patientenbriefen aus der Zeit von 1850 bis 1936 legte kürzlich Markus Schiegg vor.[831]

Der auch für die vorliegende Untersuchung relevanten Frage nach einem Zusammenhang zwischen Nähe- bzw. Distanzsprache und Regionalität wurde bislang, besonders mit Blick auf historische Texte, nur punktuell empirisch nachgegangen. Wichtige Studien zu Auswandererbriefen wurden von Elspaß[832] und Elspaß/Denkler[833] vorgelegt; auch Schiegg beschäftigt sich im Rahmen der Patientenbrief-Analyse mit dem Faktor Regionalität.[834]

4.2.2 Orthographie und Graphematik: Sprachnormierung und Sprachpraxis um 1800

An dieser Stelle soll eine kurze Einordnung der diachronen Gegebenheiten hinsichtlich der Schreibung um 1800 gegeben werden. Dieser Gegenstand wird von zwei Seiten betrachtet: den normativen Vorstellungen der Zeit einerseits und der Schreibpraxis andererseits. Da hinsichtlich der Begriffe Orthographie und Graphematik unterschiedliche Sichtweisen existieren oder die beiden Termini gelegentlich gar synonym gebraucht werden, ist eine kurze Begriffsbestimmung angebracht. Hierfür wird auf die Ausführungen von Mirjam Weder zurückgegriffen, die den Forschungsstand in ihrer Dissertation referiert:

> Die Graphematik als Wissenschaft der Graphie beschäftigt sich mit der Erfassung und Beschreibung des Schriftsystems einer Sprache [...]. Mit der Orthographie hingegen werden auf der Grundlage der graphematischen Analyse Normen festgelegt und beschrieben. Mit anderen Worten geht es bei der Graphematik darum, innerhalb eines Schriftsystems mögliche Schreibungen mittels Analyse des betreffenden Schriftsystems zu isolieren – dies soll in Anlehnung an Neef (2005:2) einen „graphematischen Lösungsraum definieren" genannt werden. Im Gegensatz dazu geht es bei der Orthographie darum, unter den möglichen

831 Die Erweiterungen von Schiegg betreffen die lexikalisch-semantische, flexionsmorphologische, lautliche und graphematische Ebene (vgl. ders.: Flexible Schreiber, S. 204–208).

832 Vgl. Elspaß, Stephan: Briefe rheinischer Auswanderer als Quellen einer Regionalsprachgeschichte. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 72 (2008), S. 147–165 sowie Elspaß, Stephan: Zum Verhältnis von ‚Nähegrammatik' und Regionalsprachlichkeit in historischen Texten. In: Ágel / Hennig (Hrsg.): Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung, S. 66–83.

833 Denkler, Markus / Elspaß, Stephan: Nähesprachlichkeit und Regionalsprachlichkeit in historischer Perspektive. In: Niederdeutsches Jahrbuch 130 (2007), S. 79–108. – Ferner reflektieren und diskutieren Kehrein/Fischer diese Ansätze (vgl. Kehrein, Roland / Fischer, Hanna: Nähe, Distanz und Regionalsprache. In: Feilke / Hennig [Hrsg.]: Zur Karriere von ‚Nähe und Distanz', S. 213–257).

834 Vgl. Schiegg: Flexible Schreiber, S. 211–213.

> Schreibungen die richtige auszuwählen und als Norm festzusetzen, d. h. um die Selektion innerhalb des graphematischen Lösungsraums und die Setzung einer Norm (Neef 2005: 10, Dürscheid 2006).[835]

Um die Unterschiede zu illustrieren, greift Weder auf ein modifiziertes Beispiel von Neef zurück, und zwar auf die Schreibung der Lautkette [val], welche innerhalb des deutschen Schriftsystems realisiert werden kann als <Val> (‚dem Äquivalentgewicht entsprechende Grammmenge eines Stoffs'), <Vaal> (Fluss in Südafrika), <Vahl> (Familienname), <Wal> (‚großes Meeressäugetier'), <Waal> (Mündungsarm des Rheins) und <Wahl> (‚Entscheidungsmöglichkeit'). Nicht möglich sind hingegen Schreibungen wie <Ual> (analog zu <Qual>), <Wul>, <War>, <Fal>, <Schal>, <Ual>, <Xngs> etc. Dass das Meeressäugetier letztlich korrekt <Wal> und die Entscheidungsmöglichkeit <Wahl> geschrieben wird, ist eine orthographische Festlegung.[836]

Streng genommen kann von einer Orthographie im Sinne eines normativen, kodifizierten Regelwerkes erst nach der 2. Orthographischen Konferenz in Berlin im Jahr 1901 gesprochen werden, nachdem die 1. Konferenz 1876 keine Einigung hervorgebracht hatte.[837] Die Tradition der Rechtschreiblehren reicht allerdings bis ins 16. Jahrhundert. Claudine Moulin weist darauf hin, dass es mit dem Aufkommen von sprachtheoretischen Schriften zum Deutschen aus methodischer Sicht notwendig gewesen sei, zwischen Schriften zu unterscheiden, die auf den Sprachgebrauch zielen, und jenen, die die Kodifikation betreffen.[838] Diese metasprachlichen Beschreibungen ermöglichen die Rekonstruktion von „zeitgebundenen Vorstellungen über schreibsprachliche Korrektheit und die mit bestimmten Graphien verknüpften Symbolwerte". Elmentaler grenzt davon die historische Graphematik ab, die auf der Ebene der Pragmatik angesiedelt ist und sich „mit

835 Weder, Mirjam: Orthographische Varianten in der literalen Praxis. Empirische Untersuchung des Usus, der individuellen Repräsentationen und der Wirkung auf den Schreibprozess (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur, 95). Tübingen 2016, S. 12.

836 Vgl. Weder: Orthographische Varianten, S. 12 sowie Neef, Martin: Die Graphematik des Deutschen (Linguistische Arbeiten, 500). Tübingen 2005, S. 10. – Bei orthographischen Regelungen handelt es sich nicht, wie bei Nanna Fuhrhop zu lesen, um eine „willkürliche Normierung" (vgl. Fuhrhop, Nanna: Orthografie [Kurze Einführungen in die germanistische Linguistik, 1]. Heidelberg: 5., aktual. Aufl. 2020, S. 1). Vielmehr wird aus der Menge „graphematisch lizensierte[r] Schreibung[en]" für die jeweilige Lautung die orthographisch richtige Schreibung ausgewählt (vgl. Neef: Graphematik, S. 2 f. sowie Weder: Orthographische Varianten, S. 12 f.).

837 Vgl. zu den Bestrebungen einer einheitlichen deutschen Orthographie u. a.: Deutsche Orthographie. Unter der Leitung von Dieter Nerius bearb. von Renate Baudusch u. a., Hildesheim: 4., neu bearb. Aufl. 2007, S. 342–350 und Dürscheid: Schriftlinguistik, S. 171–173.

838 Vgl. Moulin, Claudine: Der Entwicklungsprozess der deutschen Orthographie vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. In: Deutsche Orthographie. Unter der Leitung von Dieter Nerius bearb. von Renate Baudusch u. a., Hildesheim: 4., neu bearb. Aufl. 2007, S. 301–331, hier S. 301.

dem faktischen Graphiengebrauch und der Herausbildung, dem Funktionieren und dem Wandel von Schreibsystemen in der Praxis“ befasst.[839]

Dass das Verhältnis zwischen orthographischen und damit normativen Vorstellungen und der Schreibpraxis nicht zwangsläufig kongruent ist, haben mehrere neuere Studien gezeigt; ebenso, dass der Einfluss von Grammatik- sowie Orthographietheoretikern auf die Schreibentwicklung deutlich schwächer ausgeprägt war, als man lange Zeit annahm.[840] Gleichwohl sind die Bemühungen von Pädagogen, Schriftstellern und Grammatikern, die Vereinheitlichung der deutschen Schriftsprache voranzutreiben, unbestritten.[841] Dabei verfolgten die Grammatiker zwei Richtungen der orthographischen Regelung: Zum einen gab es jene, die besonders auf die Kodifizierung von bereits vorherrschenden dominanten Schreibungen und damit des Schreibusus abzielten und mithin vor allem auf eine orthographische Vereinheitlichung hinwirkten. Die einflussreichsten Vertreter waren in chronologischer Reihenfolge Hieronymus Freyer (*Anweisung zur Teut-*

839 Vgl. Elmentaler: Historische Graphematik, S. 26 (dort auch die Zitate). – Die vorgestellte begriffliche Abgrenzung zwischen Graphematik und Orthographie beruht auf dem Verständnis Michael Elmentalers und repräsentiert innerhalb unterschiedlicher begrifflicher Vorstellungen und Verwendungen eine Forschungsmeinung, auf die in der vorliegenden Arbeit aufgrund ihrer Schlüssigkeit maßgeblich zurückgegriffen wird. – Elmentaler arbeitet die Forschungsliteratur in einem kurzen Überblick auf und konstatiert, dass die historische Perspektive in den maßgeblichen Monographien und Studienbüchern der letzten Jahre weitestgehend unberücksichtigt blieb. Eine Ausnahme bildet lediglich der von Nerius verantwortete Band (vgl. Deutsche Orthographie, S. 287–350).

840 Vgl. Elmentaler: Historische Graphematik, S. 26 f. – Nüblings Feststellung bezüglich des Einflusses der Grammatiker bei der Durchsetzung des morphologischen Verschriftungsprinzips lässt sich grosso modo auch auf andere Bereiche übertragen: Dieser Prozess verlief „weitgehend unabhängig von den Forderungen der Grammatiker und Orthographen [...]. Insgesamt re-agierten und kommentierten die Grammatiker, sie agierten jedoch nicht, hatte sich doch schon der Usus etabliert, als die betreffende Erscheinung beschrieben und eventuell kodifiziert wurde.“ (Nübling, Damaris u. a.: Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels (Narr Studienbücher). Tübingen: 5., aktual. Aufl. 2017, S. 257); zusammenfassend hierzu vgl. auch Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 9–11.

841 Elmentaler sieht die Relevanz der „kontinuierliche[n] Begleitung des Usus durch den metasprachlichen Diskurs von Grammatikern und Sprachkritikern“ vor allem in Folgendem: „Denn erst durch die Formulierung expliziter Regeln für das richtige Schreiben in den grammatischen Handbüchern konnte sich allmählich das Ideal einer überregional homogenen und variantenfreien Orthographie herausbilden, die wir heute kennen.“ (Elmentaler: Historische Graphematik, S. 201). Die Formulierung „variantenfrei[e] Orthographie“ bedarf meines Erachtens einer Präzisierung, um nicht missverstanden zu werden, denn gerade nach der Rechtschreibreform 2006 wird vielfach Variation in der Schreibung zugelassen (z. B. Orthographie/Orthografie). Allerdings sind diese Varianten im Duden kodifiziert und somit handelt es sich um eine zugelassene, akzeptierte Varianz und nicht um idioskriptale Eigenheiten.

schen Orthographie, 1722), Johann Christoph Gottsched (*Grundlegung einer deutschen Sprachkunst*, 1748) und Johann Christoph Adelung (u. a. *Deutsche Sprachlehre*, 1781; *Vollständige Anweisung zur Deutschen Orthographie*, 1788).[842] Eine zweite Gruppe strebte zum anderen mit ihren Regelwerken die „Verbesserung der Orthographie“[843] an, d. h. sie beschritten neue Wege, die im Detail aber von unterschiedlichen Vorstellungen geprägt waren. Claudine Moulin bezeichnet diese Strömung mit der gebotenen Vorsicht (wegen einer i. e. S. noch nicht existenten standardisierten, einheitlichen Rechtschreibung) als „Reformregelwerke“ bzw. „Reformorthographien“.[844] Allerdings stießen die Vertreter der phonetisch-phonemischen Richtung wie Friedrich Gottlieb Klopstock und Jakob Hemmer sowie die etymologisch orientierten Grammatiker wie Friedrich Carl Fulda und Abraham Gotthelf Mäzke im Gegensatz zu den am Schreibusus orientierten Grammatikern mit ihren Werken auf weniger Resonanz.[845]

Moulin konstatiert weiter – und hier ist in den letzten Jahren keine große Veränderung eingetreten –, dass bislang nur wenige punktuelle Erhebungen zum Schreibgebrauch im 18. Jahrhundert vorliegen, weshalb sich ein Überblick „für diesen Zeitraum auf eine Beschreibung der Kodifizierungsbemühungen zu konzentrieren“ habe.[846] Hinzu kommt ein Faktor, den auch Stephan Elspaß für das 19. Jahrhundert beschreibt: „Die Gegenstände der älteren Forschung wurden

842 Vgl. Moulin: Entwicklungsprozess der deutschen Orthographie, S. 322. – Zu den Schwerpunkten dieser Orthographien sowie den Reformorthographien vgl. ebd., S. 322–330. – In der vorliegenden Arbeit wird als Referenzwerk insbesondere auf Adelungs *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart* (publiziert 1793–1801) zurückgegriffen. Dieses war in einer ersten Auflage bereits 1774 bis 1786 unter dem Titel *Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der Hochdeutschen Mundart* erschienen, wovon sich nachweislich ein Exemplar in Goethes Besitz befand (vgl. Ruppert: Goethes Bibliothek, Nr. 638; vgl. auch Goethe Bibliothek Online unter https://lhwei.gbv.de/DB=2.5/ [22.03.2024]). Goethe besaß des Weiteren folgende Werke und Aufsätze Adelungs: *Deutsche Sprachlehre* (1781; Ruppert Nr. 703), *Über den Ursprung der Sprache und den Bau der Wörter, besonders der Deutschen. Ein Versuch* (1781; Ruppert Nr. 702); *Über die Geschichte der Deutschen Sprache, über Deutsche Mundarten und Deutsche Sprachlehre* (1781, Ruppert Nr. 702). – Allein der Umstand, dass diese Werke in Goethes Bibliothek verfügbar waren, heißt nicht, dass auch Christiana von Goethe diese ebenfalls konsultierte; dies ist eher unwahrscheinlich.

843 Moulin: Entwicklungsprozess der deutschen Orthographie, S. 322.

844 Vgl. ebd.

845 Vgl. ebd., S. 321 f. sowie 327–329; Konopka, Marek: Strittige Erscheinungen der deutschen Syntax im 18. Jahrhundert (Reihe Germanistische Linguistik, 173). Tübingen 1996, S. 232.

846 Moulin: Entwicklungsprozess der deutschen Orthographie, S. 320.

überwiegend an der‚hohen' Sprache. der belletristischen Literatur gemessen."[847] Die damit einhergehende Einschränkung der Perspektive auf die Literatursprache sowie die intensivierten Kodifizierungsversuche[848] führten zu der naheliegenden Annahme, dass der „moderne Standard" in der Schriftsprache bereits im ausgehenden 18. Jahrhundert als erreicht galt und bis heute die Werke der „Weimarer Klassik als Höhe- und Endpunkt der deutschen Literatursprache" angesehen werden.[849] Ähnliche Formulierungen gehören zu den Grundfesten gängigen Handbuchwissens.[850] Die stark vorangeschrittene Entwicklung wird schon von Gottsched in seiner *Sprachkunst* erwähnt, worauf Konopka in seiner Studie zu *Strittigen Erscheinungen der deutschen Syntax im 18. Jahrhundert* hinweist. Aus dieser Studie sei eine kurze Zusammenfassung wiedergegeben:

> Johann Christoph Gottsched wünschte sich in seiner „Sprachkunst",
>
> > daß unsere Sprache bey der itzigen Art, sie zu reden und zu schreiben, erhalten werden könnte: weil sie, allem Ansehen nach, denjenigen Grad der Vollkommenheit erreichet zu haben scheint, worinnen sie zu allen Vorfällen und Absichten einer ausgearbeiteten und artigen Sprache geschickt und bequem ist. (1762:19f.)
>
> Der populärste Sprachlehrer der Mitte des 18. Jahrhunderts schätzt das zeitgenössische Deutsch sehr hoch ein. Es sei ein voll entfaltetes Medium der schriftlichen und mündlichen Gedankenäußerung, dessen Funktionalität und ästhetische Reife sich in allen Anwendungsbereichen bewähre. Wenn man diese Meinung in eine Reihe mit modernen sprachgeschichtlichen Theorien stellt, scheint Gottscheds Einschätzung damaliger Sprachzustände überraschend treffend zu sein.
>
> Heutzutage ist man sich in der Auffassung weitgehend einig, daß im 18. Jahrhundert die Herausbildung einer neuen Qualität des Neuhochdeutschen zu einem relativen Abschluß gekommen sei. [...] Diese neue Varietät wird dabei in der Forschung unterschiedlich benannt. Es treten dabei Bezeichnungen auf wie *(nationale) Literatursprache, Schriftsprache, Standardsprache* u. ä. (vgl. z. B. Schildt 1984: 163 ff., Erben 1984: 7, Piirainen 1980: 602, Wolff 1990: 137).[851]

847 Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 4 (dort auch das Zitat).

848 Vgl. Moulin: Entwicklungsprozess der deutschen Orthographie, S. 320–330.

849 Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 4 (dort auch das Zitat).

850 Vgl. Elspaß, Stephan: Standard German in the 19th century? (Counter-) Evidence from the Private Correspondence of ‚Ordinary People'. In: Linn, Andrew Robert / McLelland, Nicola (Hrsg.): Standardization. Studies from the Germanic languages (Current Issues in Linguistic Theory, 235). Amsterdam / Philadelphia / PA 2002, S. 43–65, hier S. 44.

851 Konopka: Deutsche Syntax, S. 15. – Den von Konopka genannten Bezeichnungen der *Literatursprache* stellt Otto Ludwig die Termini *Schrift- oder Buchsprache* gegenüber. Schließlich sei die *Literatursprache* nicht die Sprache des Volkes gewesen; sie wurde im 19. Jahrhundert nur an Gymnasien gelehrt, während in der Volksschule die *Buchsprache* vermittelt worden sei (vgl. Ludwig: Alphabetisierung und Volksschulunterricht, S. 161). Elspaß erweitert diese Kategorisierung um die *ungedruckte Schriftsprache* der nicht-literarischen Handschriften, bei der wiederum die

Bezieht man diese Erkenntnis auf gedruckte und vor allem literarische Werke, ist dem nicht grundsätzlich zu widersprechen. Legt man diese Materialbasis zugrunde, bedeutet das auch, dass es im Verlauf des 18. Jahrhunderts sukzessive zu einer Angleichung und Vereinheitlichung des Schreibgebrauchs gekommen sein dürfte, wenngleich auch danach noch regionale und textsortenspezifische Unterschiede zu erwarten seien. Demnach sei „nur noch mit einem relativ begrenzten Bereich von Schwankungsfällen zu rechnen", wie es im Band von Nerius heißt. Dort wird allerdings auch betont – und das ist eine zentrale Feststellung –, dass man sich nur in wenigen wichtigen orthographischen Teilbereichen auf konkrete Befunde stützen könne und dass für eine umfassende Verifizierung die empirische Basis fehle.[852] Noch augenfälliger wird diese Einschränkung, wenn man den Radius der Betrachtung auf handschriftliche Quellen ausdehnt. In diesem Bereich gelten ähnlich breit angelegte Untersuchungen, wie sie vor allem Stephan Elspaß für Privatbriefe des 19. Jahrhunderts vorgelegt hat,[853] für das 18. Jahrhundert und die Zeit um 1800 nach wie vor als Desiderat, um das Verhältnis von Normierung und Schreibpraxis eingehender beschreiben zu können. Nur mittels solcher Studien lässt sich ein detailliertes Bild über das Verhältnis von Norm und Varianz und damit die tatsächliche Schwankungsbreite hinsichtlich der Graphien herausarbeiten. Dies ist gerade vor dem Hintergrund der bestehenden Diglossie[854] – dem gesprochenen Dialekt einer- und der in vielen Bereichen bereits normierten Schriftsprache andererseits – ein wichtiges Forschungsfeld.

Grundsätzlich ist anzunehmen, dass Elspaß' Ergebnisse für das 19. Jahrhundert in noch ausgeprägterer Form auch für das ausgehende 18. Jahrhundert gelten können. Er bemängelt, dass der eben beschriebene Blick „von oben" mit einem Schwerpunkt auf für ‚untersuchungswürdig' gehaltenen Quellen und Personen sowie ein (nicht nur) lange Zeit in der Sprachgeschichte vorherrschender teleologischer Fortschrittsgedanke (im Sinne einer Höherentwicklung mit voranschreitender Systematisierung und Leistungsfähigkeit von Sprache) den Blick auf weite Teile der Sprachwirklichkeit verstellt habe.[855] Erst in den letzten

öffentliche und die *private Schriftsprache* zu unterscheiden seien (vgl. Elspaß: Standardisierung des Deutschen, S. 70).

852 Vgl. Moulin: Entwicklungsprozess der deutschen Orthographie, S. 330 (dort auch das Zitat).

853 Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten.

854 Vgl. u. a. Gessinger: Kommunikative Verdichtung, S. 281 und Besch, Werner / Wolf, Norbert Richard: Geschichte der deutschen Sprache. Längsschnitte – Zeitstufen – linguistische Studien (Grundlagen der Germanistik, 47). Berlin 2009, S. 238.

855 Nahezu idealtypisch wird diese Fortentwicklung in Werner Beschs Phasenmodell zur Ausformung der deutschen Schriftsprache vom Beginn der Neuzeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts beschrieben: 1. Phase der Grundlegung einer überregionalen Schriftsprache (16. Jh.); 2. Phase des Ausbaus (Mitte des 16. bis Mitte des 18. Jhs.); 3. Phase der Bereinigung (zweite Hälfte

Jahrzehnten weitete sich der Gegenstandsbereich aus und so nahm das Interesse an der Untersuchung alltagssprachlicher Texte breiter Bevölkerungsschichten zu.[856] Diese Erweiterung macht Sprache und Sprachpraxis in ihrer Heterogenität und Diversität sichtbar. Die Studien, die es bislang in diesem Bereich gibt, zeigen, dass das gängige Bild von einer weitestgehenden Standardisierung des Deutschen um 1800 mindestens zu hinterfragen und teilweise zu revidieren ist.[857]

---

des 18. Jhs) (vgl. Besch, Werner: Standardisierungsprozesse im deutschen Sprachraum. In: Sociolinguistica 2 (1988), S. 186–208, S. 186–208, hier insb. S. 203). – Gerade der Fort- und Höherentwicklungsgedanke steht in einem engen Zusammenhang mit einer Tradition, die noch bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts in der Sprachgeschichtsschreibung reichte, und „die die Konstruktion einer Standardsprache und die Verklärung der Klassikersprache in den Dienst der kulturellen Identitätsfindung der deutschen Nation stellte." (Elspaß: Standardisierung des Deutschen, S. 71) – Vgl. grundlegend dazu Reichmann, Oskar: Nationale und europäische Sprachgeschichtsschreibung. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 48 (2001), S. 530–537 sowie ders. unter Mitwirkung von Burgi, Christiane / Kaufhold, Martin / Schäfer, Claudia: Zur Vertikalisierung des Varietätenspektrums in der jüngeren Sprachgeschichte des Deutschen. In: Schmitt, Ludwig Erich / Munske, Horst Haider (Hrsg.): Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien: Ludwig Erich Schmitt zum 80. Geburtstag von seinen Marburger Schülern. Berlin / New York 1988, S. 151–180.

856 Vgl. ausführlich hierzu Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 1–11. – Zum Begriff der Alltagssprache sei angemerkt, dass es sich um einen Funktionalstil handelt, der grundsätzlich im gesamten Varietätenspektrum des Deutschen vorkommen kann und nicht nur auf Texte aus dem Alltagskontext weniger geübter Schreiber beschränkt ist. Hauptsächliches Merkmal ist eine thematische und den beteiligten Personenkreis betreffende Offenheit bzw. „Ungerichtetheit" der Kommunikation. Dementsprechend groß und vielfältig ist der Gegenstandsbereich der Alltagssprache (vgl. hierzu zusammenfassend Neumann: Soldatenbriefe, S. 43–45 sowie Löffler, Heinrich: Germanistische Soziolinguistik (Grundlagen der Germanistik, 28). Berlin: 5., neu bearb. Aufl. 2016, S. 95–97; ausführlicher Elspaß, Stephan: Alltagsdeutsch. In: Krumm, Hans-Jürgen u. a. [Hrsg.]: Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch. 1. Teilbd. [HSK, 35.1]. Berlin / New York 2010, S. 418–424).

857 Vgl. insbesondere die Studien mit einem Untersuchungsschwerpunkt im 19. Jahrhundert: Elspaß: Sprachgeschichte von unten; Grosse u. a.: Der Alltag kleiner Leute in Bittschriften, Briefen und Berichten; Klenk: Sprache im Kontext sozialer Lebenswelt; Mihm, Arend: Arbeitersprache und gesprochene Sprache im 19. Jahrhundert. In: Cherubim / Grosse / Mattheier (Hrsg.): Sprache und bürgerliche Nation, S. 282–316; Neumann: Soldatenbriefe; Schiegg: Flexible Schreiber; Schikorsky, Isa: Zum sprachlichen Alltag „kleiner Leute". Privattexte als Gegenstand der Sprachgeschichte. In: Cherubim, Dieter / Mattheier, Klaus (Hrsg.): Voraussetzungen und Grundlagen der Gegenwartssprache. Sprach- und sozialgeschichtliche Untersuchungen zum 19. Jahrhundert. Berlin / New York 1989, S. 229–244. – Betrachtet man die Standardsprache des Gegenwartsdeutschen, ist auch hier mit Varianz zu rechnen, die für den Bereich der Grammatik jüngst dokumentiert und ausgewertet wurde (vgl. dazu die Publikationen aus dem Projekt Variantengrammatik des Standarddeutschen unter http://www.variantengrammatik.net/publikationen.html; 22.03.2023). Beim ‚Standarddeutschen' handelt es sich demnach „nicht nur aus gegenwärtiger Sicht, sondern auch historisch betrachtet um einen vielschichtigen und mehrdeutigen Begriff […], der mit Sorgfalt zu verwenden ist […]." (Dürscheid, Christa / Schneider, Jan Georg: Standardsprache und Va-

Elspaß wirft in diesem Zusammenhang die Frage auf, was überhaupt unter dem Terminus der Standardisierung zu verstehen sei und weist auf Unterschiede zwischen einem „deutschen" Verständnis, wie es etwa im *Lexikon der Sprachwissenschaft* von Bußmann zu lesen ist, und einem „internationaleren" Verständnis hin.[858] Hierbei stellen sich beispielweise Fragen wie: Legt man nur die Schreibnorm oder eine Normierung in gesprochener und geschriebener Sprache zugrunde? Spielen schichtspezifische Einschränkungen und damit wertende Kriterien eine Rolle?[859] Worauf fußt ein Urteil über den Stand der Normierung bzw. Standardisierung: auf deskriptiven oder präskriptiven Regelwerken oder auf einer möglichst breiten Akzeptanz solcher Normen bzw. einem Usus in der schreibkundigen Bevölkerung? Je nachdem, wie diese Fragen beantwortet werden, wird eine Einschätzung unterschiedlich ausfallen.

Insgesamt hat Elspaß in seiner *Sprachgeschichte von unten* überzeugend dargelegt, dass an dem tradierten Bild einer weitgehend akzeptierten Standardsprache selbst noch für das 19. Jahrhundert berechtigte Zweifel anzumelden sind. Dies gilt umso mehr für das 18. Jahrhundert, in dem noch weniger Menschen, letztlich also ein sehr geringer Teil der Bevölkerung, „Zugang zu den kodifizierten Normen vom Schlage der Schulgrammatiken"[860] hatten. Die Grammatiken hingegen, die sehr hohe Maßstäbe in ihren Normierungen anlegten, waren Unterrichtsgegenstand der höheren Schulbildung (von der Mädchen ausgeschlossen waren) und damit nur einem kleinen Kreis der bildungsbürgerlichen Schicht zugänglich.[861] Die Schreibsozialisation und somit auch die Schreibpraxis der Bevölkerungsmehrheit waren geprägt von diversen, teilweise auch „regional begrenzten Gebrauchsnormen". Elspaß konstatiert dementsprechend ein Vermittlungsprob-

riation. Tübingen 2019, S. 25). Die deutsche Standardsprache ist also – selbst wenn ausschließlich die Schriftsprache zugrunde gelegt wird – weder homogen noch statisch und einem stetigen Wandel unterworfen.

858 Vgl. Elspaß: Standardisierung des Deutschen, S. 64 f.

859 Vgl. ebd., S. 64.

860 Ebd., S. 89.

861 Grundsätzlich sind Normen präskriptive Größen, „Abbilder, Verallgemeinerungen, Metagrößen über einen bestimmten Gegenstandsbereich" (Nerius, Dieter: Normiertheit und Veränderung in der deutschen Orthographie. In: Eisenberg, Peter / Günther, Hartmut [Hrsg.]: Schriftsystem und Orthographie [Reihe Germanistische Linguistik, 97]. Tübingen 1989, S. 267–281, hier S. 268). Nerius definiert sie weiter als „Auswahlgrößen aus der Gesamtheit der Möglichkeiten, die die Sprache in einem bestimmten Zeitraum in einer Gemeinschaft für die Bildung und Verwendung sprachlicher Äußerungen besitzt. Diese Auswahl geht schließlich einher mit einem höheren Grad an Anerkennung und Verbindlichkeit der ausgewählten sprachlichen Mittel gegenüber anderen, vorkommenden oder bildbaren Varianten, die in der entsprechenden Gemeinschaft nicht (nicht mehr oder noch nicht) als normgemäß angesehen werden." (Ebd.)

lem an den erst im 19. Jahrhundert verstärkt aufkommenden Volksschulen: „Viele der Normen sind zu einem Großteil der alphabetisierten Bevölkerung kaum durchgedrungen und wurden [...] in der Schreibpraxis regelrecht unterlaufen.“[862] Er unterscheidet deshalb zwischen den impliziten, durch Konvention im täglichen Gebrauch entstandenen Normen der Alltagssprache und expliziten, d. h. in Grammatiken, Orthographiewörterbüchern u. Ä. festgehaltenen Normen der Hochsprache.[863] Die Standardisierung, die Koch/Oesterreicher als „Aus- und Abwahl der einzelsprachlichen Mittel im Distanzbereich“[864] definieren, spielte also für einen Großteil der Bevölkerung bis ins 20. Jahrhundert hinein kaum eine Rolle.

Neben dem Aspekt der begrenzten Zugänglichkeit zu den Normen der Schriftsprache oder zu den Regelwerken (die unterschiedliche Ansätze vertraten) ist danach zu fragen, welche Ebenen der Schriftsprache – von der mündlichen Sprache bzw. Aussprache soll hier nicht gehandelt werden – bereits weitestgehend normiert und welche noch weiter von einer Standardisierung entfernt waren. Grundsätzlich war die Normierung in den Bereichen Morphologie und Syntax weiter fortgeschritten als in der Orthographie, welche erst nach der Reichsgründung 1871 in Rechtschreibwörterbüchern wie der *Preußischen Schulorthographie* von 1880 weitreichender geregelt wurde.[865] Somit ist gerade im Bereich der Orthographie eine größere Varianz zu erwarten. Innerhalb der Orthographie gab es wiederum Felder, die früher normiert wurden als andere.[866]

Auf der Vermittlungsebene bzw. der Ebene der Graphie bestand im Schriftspracherwerb noch bis ins 20. Jahrhundert eine weitere, nicht zu unterschätzende Schwierigkeit durch die Vielzahl der zu erlernenden graphischen Inventare. Böhm/Gessinger weisen in diesem Zusammenhang darauf hin, dass im elementaren Lese- und Schreibunterricht mindestens acht graphische Inventare gelehrt und gelernt werden mussten: Deutsche Kurrentschrift als Schreibschrift, Fraktur als Druckschrift, lateinische Kursive als Schreibschrift und Antiqua als Druckschrift – und zusätzlich das entsprechende Majuskel- und Minuskelinventar. Heutzutage erlernt ein Grundschulkind in Deutschland nur etwa die Hälfte des graphischen Inventars im Vergleich zum 18./19. Jahrhundert. Hinzu kam (zumindest in der höheren Schulbildung) die Kalligraphie als das ‚Schönschreiben‘ sowie das Erlernen von Ligaturen, Abkürzungen, diakritischen Zeichen und den Regeln zur Anwendung der deutschen

862 Vgl. Elspaß: Standardisierung des Deutschen, S. 89–91 (die beiden vorhergehenden Zitate auf S. 90 und 91).

863 Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 133 f.

864 Koch/Oesterreicher: Schriftlichkeit und kommunikative Distanz, S. 364.

865 Vgl. Elspaß: Standard German, S. 44.

866 Vgl. u. a. Nerius: Deutsche Orthographie, S. 330 f. – Die dort besprochenen Befunde basieren der Forschungslage vor über zehn Jahren entsprechend allesamt auf gedruckten Texten.

respektive (bei Fremdwörtern) der lateinischen Schrift.[867] Das ist kein geringer Anspruch in Anbetracht eines damals wenig leistungsfähigen und noch schwach ausgebildeten Schulsystems.

Hinzu kommt, dass die Schreibung des Deutschen aus graphematischer Sicht einen hohen Schwierigkeitsgrad aufweist. Das betrifft insbesondere die Beziehung zwischen Lauten und Buchstaben, die Phonem-Graphem-Korrespondenz oder vice versa.[868] Entgegen der landläufigen Meinung, dass die meisten Wörter im Deutschen geschrieben werden, wie man sie spricht, entpuppt sich die deutsche Orthographie als relativ komplex und primär leser- und weniger schreiberfreundlich.[869] Von einer Lautverschriftung oder Phonographie flacher Schriftsysteme, die wie das Finnische primär phonographisch angelegt sind, ist das Deutsche, das auch semantische Prinzipien berücksichtigt, weit entfernt.[870] Eineindeutige Relationen in Form einer umkehrbaren 1:1-Entsprechung zwischen Phonem und Graphem haben sich im Laufe der schriftsprachlichen Entwicklung nicht durchgesetzt. Vielmehr ist die Beziehung zwischen Phonemen und Buchstaben von einer Polyrelationalität geprägt, d. h. einem Phonem können häufig zwei oder mehr graphische Elemente zugeordnet werden. Abb. 10 zeigt diese sogenannten relationalen Asymmetrien am Beispiel der Verschriftungsmöglichkeiten des Lautes [k].

Ein Laut wird auf der Ebene der Graphie nicht immer nur durch einen Buchstaben repräsentiert, sondern teilweise auch durch Buchstabenverbindungen, die wiederum ein (komplexes) Graphem bilden. So entstehen Digraphe (wie <ch> für die Allophone [ç] und [χ]),[871] Trigraphe (wie <ieh> für [i:] wie in <sieh>) oder

867 Vgl. Böhm/Gessinger: Schriftwechsel, S. 12.

868 Vgl. hierzu ausführlicher u. a. Deutsche Orthographie, S. 108–128; einen kurzen Überblick gibt das Studienbuch von Nübling u. a.: Historische Sprachwissenschaft, S. 241–263. Den nachfolgenden Ausführungen liegt die eben genannte Sekundärliteratur nebst Elmentaler: Historische Graphematik, passim, zugrunde.

869 Vgl. Nübling u. a.: Historische Sprachwissenschaft, S. 244. – Fuhrhop hebt in ihrer Einführung zur Orthographie hervor, dass es sich bei der Schreibung des Deutschen zum großen Teil um ein ‚natürliches' System handele und die Rechtschreibung wiederum als ‚Normierung' gesehen werden könne, die idealerweise so funktioniere, dass die bereits vorherrschenden Prinzipien zu expliziten Regeln gemacht würden. Die Schreibung sollte dabei intuitiv beherrschbar sein und dies sei sie auch weitestgehend; eine ausschließlich auf expliziten Regeln basierende Rechtschreibung würde hingegen nicht funktionieren (vgl. Fuhrhop: Orthografie, S. 3). Allerdings muss man fragen, wie ‚intuitiv' die Schreibung oder Rechtschreibung tatsächlich ist, wenn in der Grundbildungsstudie LEO noch im Jahr 2018 rund 6,2 Millionen und damit 12,1 Prozent der deutschsprechenden Erwachsenen als gering literalisiert gelten (vgl. Grotlüschen, Anke u. a.: LEO 2018. Leben mit geringer Literalität. Hamburg 2019, S. 5, Online-Version: https://leo.blogs.uni-hamburg.de [22.03.2024]).

870 Vgl. Nübling u. a.: Historische Sprachwissenschaft, S. 243 f.

871 So wird beispielsweise **[ʔɪç]** auf der phonologischen zu <ich> auf der graphischen Ebene und [ba**χ**] wird zu <Bach>.

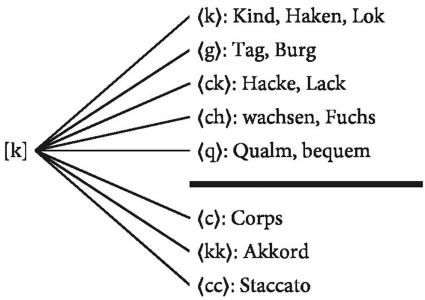


Abb. 10: Der Laut [k] und seine graphischen Entsprechungen (aus: Nübling u. a.: Historische Sprachwissenschaft des Deutschen, S. 242).

Tetragraphe (wie <dsch> in <Dschungel>).[872] In der deutschen Kurrentschrift kommt beispielsweise bei den *s*-Lauten noch die besondere Schwierigkeit hinzu, dass diese auf der graphischen Ebene je nach Position im Wort durch drei unterschiedliche Graphe (oder Graphien in Elmentalers Terminologie) repräsentiert werden. Zu den Allographen des Graphems <s> gehört das lange *s* (Schaft-*s*) sowie das runde *s* (Schluss-*s*). Das lange *s* steht grundsätzlich im Wortinneren, während das runde *s* am Wort- oder Silbenende steht. Hinzu kommt noch das Eszet, bei dem es sich dem Namen nach um eine Ligatur aus Lang-s und <z> handelt.[873]

Die Polyrelationalität führt auch dazu, dass es auf der graphischen Ebene Oppositionen gibt, die keine Entsprechung auf der phonematischen Ebene aufweisen wie <fiel> und <viel> oder das Verb <ahnen> und das Nomen <Ahnen>. Es gibt noch weitere durch die Polyrelationalität bedingte Sonderfälle, deren Vorkommen sich durch verschiedene Prinzipien und anhand der diachronen Entwicklung erklären lassen. Eine vollständige Übersicht über die Phonem-Graphem-Beziehungen des Deutschen liefert der Band von Dieter Nerius.[874] Weitere Herausforderungen, vor denen Schreiber des Deutschen stehen, sind die Substantivgroßschreibung, die Getrennt- und Zusammenschreibung (um 1800 oft noch mit Binnenmajuskel) sowie die Interpunktion. Diese Bereiche waren im Grad ihrer Normiertheit um 1800 unterschiedlich weit vorangeschritten.

872 Vgl. auch die Auflistung von Mehrfachgraphien im Frühneuhochdeutschen in Elmentaler: Historische Graphematik, S. 71, der terminologisch von Digraphien, Trigraphien usw. spricht. Ob es sich bei dem prototypischen Beispiel eines Trigraphen <sch> tatsächlich um *ein* komplexes Graphem oder um zwei Grapheme <s> und <ch> handelt, wird in der Linguistik diskutiert. Fuhrhop/Peters zeigen anhand der Minimalpaaranalyse, dass diese für die Annahme zweier Grapheme spricht (vgl. dies.: Einführung in die Graphematik, S. 205).

873 Zur Entstehung des Eszet gibt es mindestens drei weitere Hypothesen, vgl. Fuhrhop, Nanna / Peters, Jörg: Einführung in die Phonologie und Graphematik. Stuttgart / Weimar 2013, S. 199 f. sowie Bollwage, Max: Buchstabengeschichte(n). Wie das Alphabet entstand und warum unsere Buchstaben so aussehen. Graz 2010, S. 119–121.

874 Vgl. Deutsche Orthographie, S. 122–125.

Bedenkt man die oben angedeutete Komplexität, die der modernen Orthographie zugrunde liegt – der Schreibung von Fremd- und Lehnwörtern wurde dabei noch keine Beachtung geschenkt, obwohl diese die Komplexität noch deutlich steigert –, erscheint es weniger überraschend, dass die Schriftstücke einer nicht sonderlich routinierten Schreiberin ohne systematische Schulausbildung wie Christiana von Goethe um 1800 eine Variantenvielfalt in der Schreibung aufweisen.

Hinzu kommt, dass Christiana von Goethe dem Teil der Bevölkerung angehörte, der kaum über umfassenderes Regelwissen im konzeptionell schriftlichen Deutsch bzw. der Distanzsprache verfügte. Bis heute kann ein nicht unerheblicher Teil der deutschsprachigen Bevölkerung nicht auf profunde Kenntnisse im distanzsprachlichen Bereich zurückgreifen; Stephan Elspaß konstatiert, dass diese Gruppe nur „über geringe, oft nur passive Kompetenzen in einer so verstandenen ‚Hochsprache' des Deutschen"[875] verfügt. Weiter heißt es bei Elspaß dazu:

> Vielmehr ‚verharren' sie mehr oder minder in Alltagssprachlichkeit und damit in sowohl mündlichen als auch schriftlichen Sprachformen, die im Wesentlichen durch konzeptionelle Mündlichkeit geprägt sind. Diese Grundformen [...] der alltagssprachlichen Kommunikationsbereiche [...] waren und sind relativ unbeeinflusst von den sprachsystemischen Veränderungen und Einflüssen der konzeptionellen schriftlichen Leitvarietät.[876]

Hinzu kommt eine im Laufe der Zeit voranschreitende „sprachliche Diskrepanz zwischen Nähe- und Distanzbereich",[877] die die Kluft vor allem im diaphasischen, diastratischen, aber auch diatopischen Bereich merklich vergrößerte. Das heißt jedoch nicht, dass sich innerhalb dieser Alltagssprachlichkeit keine Normen herausgebildet hätten. Die Alltagssprache war um 1800 stark durch den jeweils gesprochenen Dialekt geprägt, im Fall von Christiana von Goethe also durch das Ilmthüringische bzw. den Weimarer Dialekt. Anja Lobenstein-Reichmann, die sich im Zusammenhang mit der Frage nach verbaler Gewalt mit der Normiertheit von Sprache auseinandergesetzt hat, argumentiert, dass der Dialekt (der im Verschriftungsprozess bei Christiana Vulpius eine wichtige Rolle spielte) mit seiner „fundamentale[n] Mündlichkeit" und der damit verbundenen „dialogischen Sprachstruktur eine andere Form von

875 Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 133. – Es wurde bereits insbesondere aus soziolinguistischen Kreisen verschiedentlich darauf hingewiesen, dass der Terminus ‚Hochsprache' mit Vorsicht zu gebrauchen ist, da die Vertikalisierung der Varietäten nicht notwendigerweise mit der Sozialstruktur der damaligen Gesellschaft korrespondiert (vgl. u. a. Elspaß: Standard German, S. 45). So führt Peter von Polenz eindrückliche Beispiele von Regenten wie August dem Starken oder Friedrich dem Großen an, denen keineswegs die Kenntnis der konventionellen Orthographie der Zeit zu bescheinigen ist (vgl. von Polenz: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 221–225).
876 Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 133.
877 Koch/Oesterreicher: Schriftlichkeit und kommunikative Distanz, S. 365.

Normiertheit impliziert als in den schriftorientierten Varietäten“.[878] Sie bezieht sich dabei auf das Normverständnis von Eugenio Coseriu, der eine Norm nicht ausschließlich für eine wie auch immer definierte Standardsprache annimmt, sondern letztlich für jede Varietät. Dabei sind qualitative Unterschiede und Abstufungen zu bedenken, ebenso wie verschiedene normsetzende Instanzen sowie normative Interessen.[879] Lobenstein-Reichmann definiert ‚Norm‘ in diesem Zusammenhang in Anlehnung an Mirra M. Guchmann als „alle von einer Sprechergemeinschaft anerkannten und als vorbildlich bzw. richtig und angemessen angesehenen Normen einer Sprache“. Bezogen auf den Dialektgebrauch meint dies „alles, was man innerhalb einer Dialektgemeinschaft ohne aufzufallen sagen kann“; dabei sind thematische und inhaltliche Setzungen eingeschlossen.[880] Während die durch Grammatikalisierung geprägten Normen der ‚Hochsprache‘ in Grammatiken, Orthographielehrbüchern o. Ä. kodifiziert sind, gilt diese „Philologisierung / Linguistisierung / Pädagogisierung“ kaum oder gar nicht für Dialekte.[881] Für alle Varietäten außer der ‚Hochsprache‘ (und damit für Dialekte, Alltagssprache etc.) muss vielmehr von „Gebrauchs-Normen der Sprachbevölkerung“ ausgegangen werden, die eben nicht wie die Normen der ‚Hochsprache‘ über metasprachliche Abhandlungen erfasst werden können, sondern anhand des vorhandenen Quellenmaterials empirisch untersucht werden müssen.[882]

4.2.3 Das Diskriminierungspotential von Sprache

Die Entwicklung einer einheitlichen Orthographie steht aus historischer Sicht im Zusammenhang mit der nationalstaatlichen oder auch der übernationalen Einheit. So zielten die Bestrebungen zur Kodifizierung einer einheitlichen Orthographie um 1900 auf Regelungen, die für alle deutschsprachigen Länder gelten sollten. Es verwundert deshalb nicht, dass die Beherrschung der Orthographie bis heute stark ideologisch aufgeladen ist.[883] Sie gilt in unserer modernen Ge-

878 Lobenstein-Reichmann, Anja: Verbale Gewalt – ein Forschungsgegenstand der Sprachgeschichtsschreibung. In: Ernst, Peter (Hrsg.): Historische Pragmatik (Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte, 3). Berlin / Boston 2012, S. 215–238, hier S. 229.

879 Vgl. Lobenstein-Reichmann: Verbale Gewalt, S. 229; vgl. auch Coseriu, Eugenio: Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens. Bearb. und hrsg. von Heinrich Weber (Tübinger Beiträge zur Linguistik, 508). Tübingen ^{2}2007.

880 Lobenstein-Reichmann: Verbale Gewalt, S. 230 (dort auch die Zitate).

881 Ebd.

882 Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 133 (dort auch das Zitat).

883 Vgl. Augst, Gerhard: Orthografie / Orthography. In: Ammon, Ulrich u. a. (Hrsg.): Sociolinguistics / Soziolinguistik. An International Handbook of the Science of Language and Society / Ein

sellschaft als „sichtbare[r] Ausdruck der Literalität. In ihr verdinglichen sich symbolhaft und nachprüfbar die Fähigkeit zur schriftlichen Kommunikation, die Beherrschung der geschriebenen Sprache, der Nachweis schulischer Bildung und die Teilhabe an Kultur.“[884] Gerhard Augst deutet hier bereits die sozio-kulturelle Dimension der Orthographie an, die durch die Wahlmöglichkeit aus unterschiedlichen Schreibvarianten begründet wird.[885] Jede sprachliche oder kommunikative Entscheidung für genau eine Variante ist damit von sozialer und kultureller Bedeutung.[886] Durch Sprachnormierung werden Varianten reduziert, obwohl „nichtnormative Varianten die inhaltliche Verständigung keineswegs behindern“,[887] insbesondere wenn es sich um lizensierte Schreibvarianten handelt. Peter von Polenz betont, dass diese Varianten, obwohl sie keine semantischen Unterschiede aufweisen, „wohl aber mit Nebenbeiinformationen (Konnotationen) wie ‚richtig‘/‚falsch‘, ‚gebildet‘/‚ungebildet‘, ‚konformistisch‘/‚eigenwillig‘, ‚modern‘/‚veraltet‘ usw.“ verbunden seien; somit werden auf Basis der jeweils gewählten Sprachform auch „soziale Einschätzungen“ durch die Rezipienten vorgenommen.[888]

Obwohl die deutsche Orthographie um 1800 noch nicht in kodifizierter Form vorlag, kann man davon ausgehen, dass ein ‚Normbewusstsein‘ in der Sprachgemeinschaft vorhanden war, wenngleich diastratische Unterschiede in der Wahrnehmung und Bewertung anzunehmen sind. Bei schreibversierten Personen wird dieses – wie auch heutzutage – ausgeprägter gewesen sein als bei Personen mit geringer Schreibpraxis, funktionalen Analphabeten oder illiteraten Menschen. Die von Peter von Polenz angesprochenen Konnotationen insbesondere hinsichtlich des Bildungsgrads und der sozialen Herkunft existierten auch um 1800.[889]

---

internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. 1. Teilbd. (HSK, 3.1). Berlin / New York: 2. vollständig neu bearb. u. erw. Aufl. 2004, S. 646–652, hier S. 648.

884 Augst: Orthografie, S. 646.

885 Ausführlicher geht Mark Sebba auf die soziale Dimension der Orthographie in der Gegenwartssprache ein, deren Voraussetzungen die Variation und damit zusammenhängende Entscheidungen für eine Schreibung sind (vgl. ders.: Spelling and Society. The Culture and Politics of Orthography around the World. Cambridge 2007, S. 26–57).

886 Vgl. Weder: Orthographische Varianten, S. 27.

887 von Polenz, Peter: Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 3. 19. und 20. Jahrhundert. Berlin / New York 1999, S. 231.

888 Ebd., S. 231.

889 Metasprachliche Äußerungen aus dem Weimarer Kontext belegen zumindest, dass regionale Unterschiede oder aber auch Eigenheiten in der Schriftsprache registriert wurden. Bezogen auf die Briefe Christiana von Goethes ist die Bemerkung Bettina Brentanos in einem Brief an Goethe vom 5. März 1808 interessant: „Gelt ich machs grad wie Dein Liebgen schreib, krizel, mach Tintenkleckse und Orthografiefehler, und denk immer es schadet nichts. hab ihn ja lieb.“ (Bettinas Briefwechsel mit Goethe, S. 47; vgl. dazu Kapitel 3.3). Ebenso wahrgenommen wurden Charakteristika von Schillers schwäbischer Mundart. So bezeichnete Johann Jakob Graff, Schauspieler am

Dieser Hintergrund ist für die Frage des Verhältnisses unterschiedlicher Varietäten zu bedenken, denn diese entfernten sich im Laufe der Zeit immer weiter voneinander, d. h. die Kluft zwischen einer „distanzsprachlichen skriptizistischen Leitvarietät und den sprechsprachlichen Varietäten aller Art (z .B. den Dialekten) mit ihrem medial und konzeptionell mündlichen Charakter“[890] wurde im Laufe der Zeit immer größer. Dies ist schon im 17. und 18. Jahrhundert zu beobachten, als mit ansteigender Alphabetisierung und zunehmenden Sprachkultivierungsbestrebungen die Alltagssprache der Bevölkerungsmehrheit, meist der jeweilige Dialekt, abgewertet wurde. Trotz der Dominanz des Dialektgebrauchs in der mündlichen Sprachdomäne wurde dieser im Gegensatz zum ‚Hochdeutsch‘ als ‚Provinzsprache‘, ‚Landsprache‘ oder ‚Pöbelsprache‘ stigmatisiert und mit Attributen versehen wie ‚niedrig‘, ‚grob‘ oder ‚vulgär‘.[891] Das Diskriminierungspotential, welches nicht erst mit der Kodifizierung der Normen der vor allem schriftsprachlichen ‚Standardsprache‘ zu beobachten ist,[892] kommt eindrücklich in Johann Gottfried Herders Schulrede aus dem Jahre 1796 zum Ausdruck, in der es heißt:

Weimarer Hoftheater, Schillers dialektale Intonation als „näselnden Ton“ (vgl. Schillers Werke. Nationalausgabe. Hrsg. im Auftrag der Stiftung Weimarer Klassik und des Schiller-Nationalmuseums in Marbach von Norbert Oellers, Bd. 42: Schillers Gespräche. Unter Mitwirkung von Liselotte Blumenthal hrsg. von Dietrich Germann und Eberhard Haufe. Weimar 1967, S. 362 f.).

890 Lobenstein-Reichmann: Verbale Gewalt, S. 229. – Die Autorin charakterisiert die standardsprachliche Norm etwas zugespitzt als „philologisierte bildungsbürgerliche Moral, gepflegte und sozial unterscheidende Stilistik, bis zur Unverständlichkeit elaborierte Syntax und Wortbildung, auf Wohlbestimmtheit getrimmter Wortgebrauch“, während sie die dialektale Norm als dasjenige definiert, „was sich aus der sprechsprachlichen Nähesituation im pragmatischen Normfindungsprozess des dialektgesellschaftlichen Miteinanders ergibt.“ (Ebd. S. 230).

891 Vgl. von Polenz: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 241.

892 Ideologiekritische Ansätze aufgrund des hohen Diskriminierungspotentials insbesondere hinsichtlich des ‚gesprochenen Standarddeutsch‘ vertreten vor allem Stephan Elspaß und Péter Maitz, die mehrere Aufsätze zu dieser Thematik publiziert haben, vgl. u. a. Elspaß, Stephan / Maitz, Péter: Zur Ideologie des ‚Gesprochenen Standarddeutsch‘. In: Hagemann, Jörg / Klein, Wolf Peter / Staffeldt, Sven (Hrsg.): Pragmatischer Standard (Stauffenburg Linguistik, 73). Tübingen 2013, S. 35–48 sowie Elspaß, Stephan / Maitz, Péter: Zur sozialen und sprachpolitischen Verantwortung der Variationslinguistik. In: Glaser, Elvira / Schmidt, Jürgen Erich / Frey, Natascha (Hrsg.): Dynamik des Dialekts – Wandel und Variation. Akten des 3. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD) (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik – Beihefte, 144). Stuttgart 2011, S. 221–240; eine kurze Zusammenfassung findet sich auch in Dürscheid/Schneider: Standardsprache und Variation, S. 29–32.

> Unser Thüringen hat viel Gutes, aber keinen angenehmen Laut der Sprache, welches man dann am meisten inne wird, wenn man, wie oft der Fall ist, zwar Töne, ineinandergezogne Töne höret, aber den Sinn der Rede nicht verstehet. – Jünglinge, die diesen unangenehmen Dialekt bloßer Thierlaute an sich haben, sie mögen aus Städten oder vom Lande her seyn, müssen sich alle Mühe geben, im Gymnasium eine Menschliche, natürliche, Charakter- und Seelenvolle Sprache zu bekommen und von ihrer bäurischen oder schreienden Gassenmundart sich zu entwöhnen. Sie müssen das Bellen und Belfern, das Gackeln und Krächzen, das Verschlucken und Ineinander Schleppen der Worte und Sylben abdanken und statt der Thierischen die Menschensprache reden.[893]

In Anbetracht dieser rigorosen Abwertung des Dialektes, den Herder mit tierischen, nicht aber mit menschlichen Lauten vergleicht, überrascht es kaum, dass schon am Ende des 18. Jahrhunderts zuweilen eine gewisse Sprachscham bei Dialektsprechern durch Dialektforscher dokumentiert wurde; und das, obwohl „gehobenes, überregionales Sprechen noch bis ins 19. Jh. nur von einer dünnen gebildeten Oberschicht, und auch nur in bestimmten ständisch, professionell und öffentlich relevanten Kommunikationssituationen beherrscht wurde.“[894] Insbesondere aus literarischen Quellen geht hervor, dass den verschiedenen Varietäten ein unterschiedliches Ansehen zukam und dass diese Varietäten, insbesondere der Dialektgebrauch, zur Charakterisierung von Personen eingesetzt wurden: Im 17./18. Jahrhundert gewann mit zunehmenden Sprachnormierungs- und Kodifizierungsbestrebungen auch die sozialdistanzierende Abwertung des Dialektes als Sprache des untersten Standes, der Bauern und der ländlichen Bevölkerung an Bedeutung.[895]

Um 1800 gab es weitere wirkmächtige Möglichkeiten der sprachlichen Ausgrenzung, die zugleich eine soziale Ausgrenzung bedeuten konnten, und dies betrifft die Verwendung der Prestigesprache Französisch, die in Kreisen des Adels und des gehobenen Bürgertums nach wie vor eine wichtige Rolle spielte. Die Beherrschung von Fremdsprachen konnte und wurde somit zur sozialen Distinktion eingesetzt. Während mit dem Dienstpersonal Deutsch gesprochen wurde, kommunizierten die Angehörigen der höheren Schichten nicht selten auf Französisch.[896] Bereits die gehäufte Verwendung fremdsprachlicher Ausdrücke konnte (und kann auch heutzutage) in entsprechenden Kommunikationssituationen einen sozialdistanzierenden oder ausgrenzenden Effekt hervorrufen, der bewusst zum Ausschluss

893 Herders Sämmtliche Werke, Bd. 30. Hrsg. von Bernhard Suphan. Berlin 1889, S. 217.

894 Vgl. von Polenz: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 242 (dort auch das Zitat).

895 Vgl. ebd., S. 241 f. sowie Knoop, Ulrich: Zur Begrifflichkeit der Sprachgeschichtsschreibung. Der ‚Dialekt‘ als Sprache des ‚gemeinen mannes‘ und die Kodifikation der Sprache im 18. Jahrhundert. In: Munske, Horst Haider u.a. (Hrsg.): Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien: Ludwig Erich Schmitt zum 80. Geburtstag von seinen Marburger Schülern. Berlin / New York 1988, S. 336–350, hier S. 342–345.

896 Vgl. von Polenz: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 80.

aus einer Kommunikationssituation oder zur Demütigung eines Kommunikationspartners eingesetzt werden konnte. Da sich Christiana von Goethe in unterschiedlichen, damals stark voneinander separierten sozialen Kontexten bewegte, wurde sie vermutlich häufiger mit potentiell ausgrenzenden Aussagen oder Kommunikationsformen konfrontiert, wie ein Brief von 1798 nahelegt. In diesem schildert sie den Besuch eines Herrn Richter, bei dem auch die mit ihr befreundete Schauspielerin Maria Anna (auch Franziska Maximiliane) Matiegzeck[897] zugegen war:

> Gestern Abend war ich bei der Matiegzek, und wir saßen ganz ruhig und nähten. Auf einmal kam Herr Richter, und er hat uns bis 10 Uhr recht artig unterhalten. Aber, unter uns gesagt, er ist ein Narr; und ich kann mir nun denken, wie er bei den Damen Glück gemacht. Ich denke, ich und die Matiegzek, mir wollen noch oft unsern Spaß haben. Wenn Du wiederkommst, sollst von Wort zu Wort unsere Unterhaltung erfahren. **Die Matiegzek sagt, er spräche zu gelehrt, aber ich versteh beinahe alle Worte**.[898]

Hinter dem erwähnten Herrn Richter verbirgt sich der Schriftsteller Johann Paul Friedrich Richter, besser bekannt als Jean Paul. Dass es offensichtlich Differenzen im Sprachgebrauch bzw. in den verwendeten Sprachregistern gab, offenbart sich im letzten Satz des Zitats. Christiana Vulpius begegnete dieser Situation jedoch recht selbstbewusst und zeigt sich in ihrem Brief wenig beeindruckt von dem gelehrt-bürgerlichen Sprachgebrauch des Dichters, obwohl sie eingesteht, dass sie nicht alles von dem verstand, was Jean Paul sagte oder meinte. Sie scheint sogar gewisse (sprachliche) Strategien des Dichters zu durchschauen, die er bei anderen Personen erfolgreich eingesetzt hatte.

Es ist anzunehmen, dass Christiana von Goethe, insbesondere nach ihrer Einführung in die Weimarer Gesellschaft 1806, nicht selten mit sprachlichen Herausforderungen dieser Art, vor allem mit beabsichtigten verbalen Zurücksetzungen, die ganz subtil formuliert sein konnten, konfrontiert wurde. Da die meisten Adeligen und Bürgerlichen, die in den höheren Gesellschaftskreisen verkehrten, Christiana von Goethe als eine Frau von ‚niederem' Stand und geringerer Bildung an der Seite Goethes missbilligten, wäre es den meisten wohl nicht schwergefallen, sie sprachlich auszugrenzen, insbesondere mit der Verwendung einer elaborierten Lexik und von Fremdwörtern oder gar einer Konversation auf Französisch. Belegt ist ein solches Vorgehen in den überlieferten Briefen nicht, aber es ist

897 Vgl. Art. „ID 39463 - Matiegzeck, Maximiliana Maria Eva verh. Werndt", in: Forschungsdatenbank so:fie, https://ores.klassik-stiftung.de/ords/f?p=900:2:::::P2_ID:39463 (03.02.2024); vgl. auch die biographischen Informationen aus der Carl-Maria-von-Weber-Gesamtausgabe unter https://weber-gesamtausgabe.de/de/A001F96.html (03.02.2024).

898 GC I, Nr. 211 (Hervorhebung durch die Verf.).

davon auszugehen, dass sich Christiana von Goethe dieses Diskriminierungspotentials durchaus bewusst war (und sich den damit verbundenen Herausforderungen dennoch immer wieder stellte oder stellen musste).[899]

Die in den beschriebenen sozialen Konstellationen wirkenden Mechanismen und die sich darin manifestierenden Machtverhältnisse beschreibt Pierre Bourdieu, der Sprache als eine wichtige Form des ‚symbolischen Kapitals' sieht. Er weist auf den entscheidenden Faktor der sozialen Akzeptanz von Sprache bzw. der jeweiligen Art und Weise des Sprechens hin, der nicht allein auf Grammatikalität basiert: „[...] das Gewicht der jeweiligen Akteure hängt von ihrem symbolischen Kapital ab, das heißt von der – institutionalisierten oder nicht-institutionalisierten – *Anerkennung* durch eine soziale Gruppe".[900] Das bedeutet auch, dass „Sprecher ohne legitime Sprachkompetenz [...] in Wirklichkeit von sozialen Welten, in denen diese Kompetenz vorausgesetzt wird, ausgeschlossen oder zum Schweigen verurteilt" sind.[901] Die damit verbundenen Bewertungsmechanismen finden nicht nur im mündlichen Austausch statt, sondern bei jedem sprachlichen Austausch und damit auch in der schriftlichen Korrespondenz.[902]

In der Schriftsprache zeigt sich auch die bereits angesprochene Kluft zwischen der Standardsprache und den anderen Varietäten des Deutschen, aber auch zwischen unterschiedlichen Sprachregistern besonders deutlich. Oskar Reichmann weist darauf hin, dass die seit dem 16. Jahrhundert einsetzende und besonders seit dem 18. Jahrhundert ausgeprägte Vertikalisierung des zuvor „horizontal plurizentrisch organisierten" Varietätenspektrums zu neuen „Wahlmöglichkeiten des Sprechers/Schreibers" führte.

> So lange keine Leitvariante vorhanden ist, bilden die vor allem raumgebundenen Varianten das selbstverständliche Verständigungsmittel jedes Sprachteilhabers, und zwar in gesprochener wie in geschriebener Sprache [...]. Sobald sich eine Leitvariante [...] bildet, wechseln die Notwendigkeiten: Schreibhandlungen müssen nach dem Regelsystem konzeptioneller Schriftlichkeit vollzogen werden; [...] insgesamt aber bestimmt die konzeptionelle Schriftlichkeit für die Jahrhunderte der Sprachkultivierung (17. bis 19. Jahrhundert) das Leitbild (erst im 20. Jahrhundert scheint sich dies zu ändern).[903]

899 Vgl. zu den Herausforderungen bei der Aneignung bürgerlichen Sprachverhaltens Kapitel 3.3 sowie Schikorsky: Vom Dienstmädchen zur Professorengattin.

900 Bourdieu, Pierre: Was heißt sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches. Wien: ^{2}2015, S. 79 (Hervorhebung im Original).

901 Ebd., S. 60.

902 Vgl. ebd., S. 63.

903 Reichmann, Oskar: Die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache: Wo bleiben die Regionen? In: Berthele, Raphael u. a. (Hrsg.): Die deutsche Schriftsprache und die Regionen. Entstehungsgeschichtliche Fragen in neuer Sicht (Studia Linguistica Germanica, 65). Berlin 2010, S. 29–56, hier S. 48–49 (dort auch die Zitate).

Mithin transportiert jeder Sprecher oder jeder Schreiber aufgrund der gewählten sprachlichen Mittel und der gewählten Varietät Informationen über sich, über regionale und bildungsbezogene Zugehörigkeiten. Durch die Heraushebung einer Leitvarietät, sprich einer an der konzeptionellen Schriftlichkeit orientierten ‚Hochsprache', werden Abgrenzungen nach unten möglich und so wird Sprache zu einem sozialen Distinktionsmittel.[904]

Vor diesem Hintergrund erklärt sich die schwierige Position Christiana von Goethes, da diese Abgrenzungsmechanismen bei der Beurteilung ihrer (schrift-) sprachlichen Fähigkeiten eine wichtige Rolle spielen. Aufgrund ihrer Verbindung zu Goethe, der die deutsche Literatursprache wie kaum ein anderer beeinflusste, fielen ihre in den Kreisen der Gebildeten als mangelhaft empfundenen schriftsprachlichen und ebenso ihre fehlenden fremdsprachlichen Kompetenzen besonders auf; sie wurden von dieser schreibgeübten Gruppe mit einem häufig elaborierten Sprachgebrauch nicht akzeptiert und damit als normabweichend empfunden. Aus ihrer dialektal-mündlich geprägten Briefsprache wurden nicht selten mangelnde intellektuelle Fähigkeiten abgeleitet.[905] Dabei wurde allzu oft übersehen, dass nicht Christiana von Goethe mit ihrer schriftsprachlichen Kompetenz die Ausnahme war, sondern ihr Ehemann Johann Wolfgang von Goethe und dessen literarisch gebildetes Umfeld. Nur ein Bruchteil der schreibkundigen Bevölkerung war um 1800 mit den damaligen Schreibkonventionen bzw. dem Akrolekt vertraut, zumal die Kodifizierung in diesem Bereich ohnehin noch nicht abgeschlossen war.

4.3 Ausgewählte Charakteristika der Briefe

Die Briefe Christiana von Goethes zeugen von einer beträchtlichen Varianz, wie anhand der Schreibung des Adjektivs <gut> und des Verbs <bitten> exemplarisch verdeutlicht werden soll (vgl. Abb. 11).[906]

Hintergrund dieser Varianz ist zunächst, dass Lautfolgen nicht immer eindeutig verschriftet werden können oder, wie Gerhard Augst es pointiert formulierte: „Es gibt keine direkte Verbindung zwischen der konkreten Lautung und

904 Vgl. ebd., S. 49–51.

905 Vgl. u. a. Mann, Thomas: Phantasie über Goethe, S. 311.

906 Die nachfolgenden Ausführungen unter 4.3 basieren auf Kapitel 6.5 meiner Examensarbeit (vgl. Stehfest: Bildung und Sprache der Christiane Vulpius, S. 108–165). Die dortigen Ausführungen stellen eine Vorstudie dar, d. h. der vorliegenden Arbeit liegt nicht nur eine deutlich breitere Quellenbasis zugrunde, auch die Schwerpunktsetzung und das Analyseinstrumentarium wurden erheblich erweitert und ausgebaut.

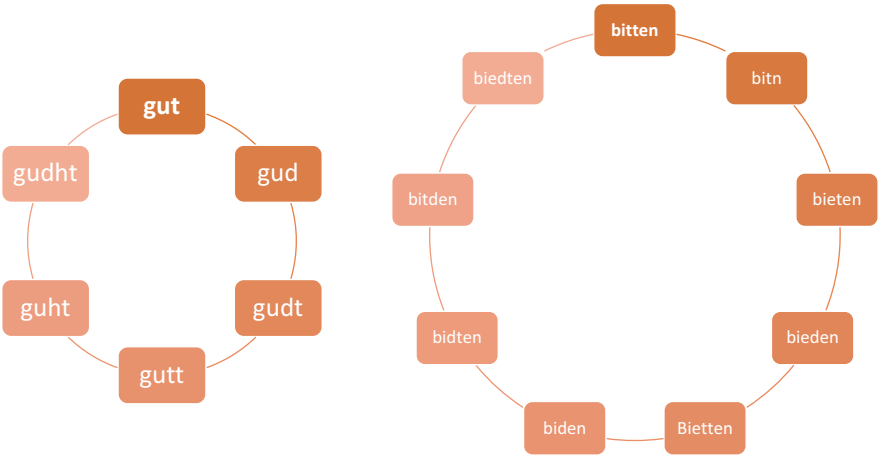


Abb. 11: Schreibvariation in den Briefen Christiana von Goethes anhand der Beispiele <gut> und <bitten>.[907]

der konkreten Schreibung. Man kann im strengen Sinne des Wortes nicht schreiben, wie man spricht."[908] Vielmehr existieren Lautfolgen, die grundsätzlich „nicht über eine eindeutige Entsprechung auf schriftlicher Ebene verfügen. Diesen Lautsegmenten kommen also unterschiedliche Realisierungsvarianten zu."[909] Beispielsweise kann das Phonem [a] nicht nur als <a>, sondern auch als <ah> oder <aa> realisiert werden.[910] Hierbei handelt es sich um Fragen der Phonem-Graphem-Zuordnung. Vor dem Hintergrund der orthographischen Normierung, die freilich um 1800 noch nicht in dieser Form existierte, beschreibt Belestra dieses Phänomen anschaulich wie folgt:

> Ausgehend von der Lautfolge /kal/ (haarlos) ist zwar ebenfalls festzustellen, dass die Schreibungen <kal>, <kahl> und <kaal> gleichermaßen erlauben, eine Beziehung zu derselben phonologischen Repräsentation herzustellen, jedoch bliebe hier außerdem auch Folgendes zu bemerken: Die schriftliche Umsetzung ist in zwei von drei Fällen nicht geglückt, da von Amtes wegen die Option <kahl> ausgewählt und als richtige für die Verschriftung des zur Diskussion stehenden Wortes deklariert wurde. Damit gilt zugleich, dass es sich bei <kal> und <kaal> um orthographisch inkorrekte Formen handelt.

907 Nicht berücksichtigt wurden mögliche Großschreibungen.
908 Augst: Modellierungen einer orthographischen Kompetenz, S. 25.
909 Balestra, Miriam Bianca: Vokalschreibungen im Deutschen. Eine graphotaktische Analyse einsilbiger Nomen. Frankfurt a. M. u. a. 2017, S. 31.
910 Vgl. ebd., S. 31.

> Die Tatsache, dass der Schreiber während des Verschriftlichungsprozesses zwischen drei Entsprechungen für das Vokalphonem wählen kann bzw. muss, ist im Hinblick auf eine orthographisch richtige Schreibung als potentielle Fehlerquelle einzustufen. Angesichts der Existenz von zugelassenen Schreibungen wie <mal> und <Saal> wird deutlich, dass der bei /kal/ angezeigte Gebrauch der Variante <ah> als Repräsentant für den Vokal gar nicht offensichtlich zu erschließen ist.[911]

Es setzt also einige Kompetenz des Schreibenden voraus, um zu einer orthographisch ‚richtigen' Schreibung zu gelangen. Mögliche Fehlerquellen sind dabei vielfältig: So stellen nicht nur die Phonem-Graphem-Korrespondenz sowie die Kontextabhängigkeit der Beziehung von Lautung und Schreibung eine Hürde dar;[912] auch sprechsprachlich-dialektale Lautmerkmale können in die Schriftsprache transferiert werden, wie die Beispiele *bitn* mit Schwa-Ausfall und *biden* mit Lenisierung des Plosivs aus den Briefen Christiana von Goethes zeigen. Zudem lassen sich „unter den falschen Schreibungen doch unterschiedliche Grade der Abweichung ausmachen."[913] Dabei hat Neef die Differenzierung zwischen „gänzlich unmöglich[en] oder absurd [en] Schreibungen" auf der einen und orthographisch inkorrekten Schreibungen, die aber grundsätzlich basierend auf der Lautform des Wortes denkbar wären, auf der anderen Seite im Blick. Letztere bezeichnet er als „graphematisch lizensierte Schreibungen".[914] So sind, bezogen auf die Beispiele aus dem vorliegenden Briefkorpus, Schreibungen wie *gud, gudt* oder auch *gutt* vor dem Hintergrund der lautlichen Struktur nachvollziehbar, während die Graphie *gudht* deutlich davon abweicht.[915]

Nachfolgend werden individuelle Schreibungen in den Briefen Christiana von Goethes analysiert. Um ein möglichst umfassendes Bild der Variation im Briefkorpus zu erhalten, werden paradigmatische Phänomene ausgewählt, die möglichst viele Bereiche des Sprachsystems abdecken, die graphemische, die phonetische, die morphologische, die syntaktische und die lexikalische Ebene.

Es ist zu erwarten, dass weniger geübte Schreiberinnen und Schreiber, zu denen Christiana von Goethe zählt, die größten Schwierigkeiten im Bereich der Orthographie (im heutigen Verständnis einer kodifizierten Rechtschreibung) hatten, während es ihnen höchstwahrscheinlich leichter fiel, sich im Bereich Syntax und Morphologie am literarisch gesetzten Standard zu orientieren.[916] Bei der

911 Ebd., S. 32.

912 Die Komplexität der kontextuell va riierenden Beziehung zwischen Lautung und Schreibung deutet Neef am Beispiel des Wortes *Wal* an (vgl. Neef: Graphematik, S. 11, insb. der Fall 2c).

913 Neef: Graphematik, S. 10.

914 Ebd., S. 10.

915 Vgl. analog die orthographisch korrekten und inkorrekten, aber mehr oder minder denkbaren Schreibungen des Relativpronomens *deren* bei Neef: Graphematik, S. 13.

916 Vgl. Voeste: A mensa et thoro, S. 252.

nachfolgenden Untersuchung kommen sowohl quantitative als auch qualitative Verfahren zum Einsatz. Die quantitative Auswertung vermag aufgrund der chirographischen Beschaffenheit der Materialbasis (die Schwankungsfälle enthält, die sich editorisch nicht eindeutig auflösen lassen) vor allem Tendenzen aufzuzeigen.[917]

4.3.1 Graphemische Schreibvariation

4.3.1.1 *-ieren/-iren*

Die Endung von Lehn- und Fremdwörtern auf *-ieren/-iren* war bis ins 19. Jahrhundert hinein starken Schwankungen unterworfen. Schikorsky[918] und Elspaß[919] zeigen, dass es zunächst keine lineare Entwicklung von der fremdsprachigen Endung *-iren* hin zu *-ieren* gab. Im Gegenteil, Elspaß' Befunde basierend auf den Briefen weniger routinierter Schreiberinnen und Schreiber zeigen, dass die *-iren*-Formen im Laufe des 19. Jahrhunderts wider Erwarten nicht ab, sondern zunahmen. Auch Adelung votierte für die Beibehaltung der fremdsprachlichen Endungen ohne *e* mit einigen Ausnahmen, die beispielsweise „regieren, spatzieren, balbieren, und einige andere" betrafen.[920] Entgegen dem Usus setzte sich mit der I. und II. Orthographischen Konferenz und der daraus folgenden Duden-Kodifizierung die weniger gebräuchliche Variante auf *-ieren* durch, wie Fuhrhop/Buchmann zeigten.[921]

Im vorliegenden Briefkorpus kommen Verben auf *-ieren/-iren* einschließlich der konjugierten Formen 61-mal vor (vgl. Tab. 11).[922]

Bei den Fremd- und Lehnwörtern auf *-iren* bzw. *-ieren* ist keine eindeutige Systematik zu erkennen. Eine leichte Präferenz liegt mit 59 Prozent bei der fremdsprachigen Endung, die die Schreiberin auch mehrheitlich für <spazieren> nutzt, während sie <logieren> in sechs von sieben Fällen auf *-ieren* enden lässt. Bei den

917 Vgl. Kapitel 4.1.2.

918 Vgl. Schikorsky: Private Schriftlichkeit, S. 246–248.

919 Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 429–431.

920 Adelung, Johann Christoph: Deutsche Sprachlehre. Zum Gebrauche der Schulen in den Königl. Preuß. Landen. Berlin 1781, S. 598.

921 Vgl. Fuhrhop, Nanna / Buchmann, Franziska: -ier(en) vs. -ir(en). Die Verbendung und ihre Schreibung in Geschichte und Erwerb. In: Klein, Wolf Peter / Staffeldt, Sven (Hrsg.): Die Kodifizierung der Sprache. Strukturen, Funktionen, Konsequenzen. Würzburg 2016, S. 212–236, https://opus.bibliothek.uni-wuerzburg.de/opus4-wuerzburg/frontdoor/deliver/index/docId/13808/file/WespA17_Kodex_Klein_Staffeldt.pdf (03.04.2023).

922 Die angegebene Belegzahl bezieht sich auf die eindeutig lesbaren Wortformen, da insbesondere *i* vs. *ie* nicht in jedem Fall deutlich abzugrenzen sind. Das heißt, insgesamt wurden mehr Verben auf *-iren/-ieren* identifiziert, nämlich 66.

Tab. 11: Verbformen auf *-ieren* versus *-iren*.

Verb im Infinitiv (normalisiert)	Vorkommen insg.	Endung *-iren*	Endung *-ieren*
<spazieren> (einmal herumspazieren)	8	6	2
<applaudieren>	7	6	1
<logieren>	7	1	6
<kurieren>	3	3	–
<adressieren>	2	2	–
<illuminieren>	2	1	1
<interessieren>	2	1	1
<probieren/anprobieren>	2	2	–
<produzieren>	2	1	1
<profitieren>	2	1	1
<transportieren>	2	–	2
<amassieren>	1	1	–
<arrangieren>	1	1	–
<attestieren>	1	–	1
<diktieren>	1	1	–
<echauffieren>	1	–	1
<ennuyieren>	1	–	1
<entreprenieren>	1	1	–
<exerzieren>	1	–	1
<genieren>	1	–	1
<gratulieren>	1	–	1
<komponieren>	1	1	–
<konfirmieren>	1	1	–
<passieren>	1	–	1
<präsentieren>	1	1	–
<publizieren>	1	1	–
<regalieren>	1	1	–
<traktieren>	1	–	1
<verauktionierten>	1	–	1
gesamt	**57**	**33**	**24**

Wörtern mit deutschem Präfix wie <einstudieren>, <verauktionieren> oder <umquartieren> lässt sich ebenfalls kein klares Bild ablesen. Christiana von Goethe bevorzugt damit nicht, wie für das 18. Jahrhundert zu erwarten, die fremdspra-

chige und zugleich schreibökonomische Variante ohne <e>. Dieses differenzierte Bild könnte dem Umstand geschuldet sein, dass die Verschriftung von Fremdwörtern für Christiana von Goethe größere Schwierigkeiten mit sich brachte; meist realisierte sie diese primär phonographisch mit dialektalen Prägungen.

4.3.1.2 *ey/ei*

Zunächst ist zu bemerken, dass Christiana von Goethe fast ausschließlich die y-Schreibung mit Trema *ÿ* verwendet, die im 18. Jahrhundert üblich war.

Hinsichtlich der Diphthonggrapheme <ey> bzw. <ei> konstatiert Gebhard aus Sicht der Grammatiker des 18. Jahrhunderts, dass <ey> vor allem im Wortauslaut sowie in Homonymen erhalten blieb,[923] ansonsten <y> aber – wie auch in der langfristigen Entwicklung – mehrheitlich zugunsten des <i> abgebaut wurde.[924] Die Analysen von Schikorsky und Elspaß zeigen, dass der Anteil der *y*-Schreibungen bzw. *ey*-Schreibungen im 19. Jahrhundert rasch zugunsten der *i*-Schreibungen zurückging und diese sich als neue Schreibweisen etablierten.[925] So sank die <ey>-Schreibung bei den Geburtsjahrgängen nach 1825 auf weniger als fünf Prozent in Elspaß' Korpus.[926] Elspaß stellt fest, dass sich die Diphthongschreibung *ey* am längsten in der Verbform *sey* hielt, was er auf das häufige Vorkommen in der Routineformel *Gott sey Dank* zurückführt.[927]

Die Wurzeln der <y>-Schreibung liegen Adelung zufolge einerseits in Wörtern mit griechischem oder lateinischem Ursprung. Andererseits sei diese bei ursprünglich deutschen Wörtern „ein Überbleibsel einer ältern rauhen Aussprache, welche dem i am Ende einer Sylbe noch ein j nachschleichen ließ: allerley wie allerle-ij".[928] Adelung hält aufgrund der etablierten Konvention an der *y*-Schreibung fest, führt aber auch Beispiele auf, die schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit einem <i> gebräuchlicher waren, wie *meinen*, *Meier*, *Heide* u. a.[929]

Für das 18. Jahrhundert ist von der damaligen Konvention ausgehend zu erwarten, dass vor allem bei der Diphthongschreibung wie im hochfrequenten Verb <seyn> die *y*-Schreibung vorherrschend ist. Da die Varianz im Korpus jedoch – wie mithilfe der obigen Beispiele bereits skizziert worden ist – beträchtlich ist, lohnt sich die Analyse, um zu sehen, ob die Schreiberin der Konvention folgte.

---

923 Gebhard, Jürgen: Untersuchungen zur graphischen Norm des Neuhochdeutschen und ihrer Beschreibung im 18. Jahrhundert. Bonn 1983, S. 204.

924 Vgl. auch von Polenz: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 266.

925 Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 427 sowie Schikorsky: Private Schriftlichkeit, S. 243.

926 Vgl. ebd., S. 427 f.

927 Vgl. ebd., S. 427.

928 Adelung: Deutsche Sprachlehre, S. 34.

929 Vgl. ebd., S. 604 f.

Die quantitative Erfassung der in den Briefen Christiana von Goethes vorkommenden Wortformen umfasst das bereits mehrfach erwähnte hochfrequente Verb <seyn> einschließlich der konjugierten Verbformen im Präsens und das Homonym <sein> als Possessivpronomen sowie die Präposition <bey>.

Die Auswertung der Schreibweisen von <bey> bzw. <bei> ergibt ein sehr klares Bild: Die Schreiberin verwendet ausnahmslos die *y*-Schreibung.[930] Das gilt auch für Wortverbindungen mit <bey> wie *beyde, beynah(e)* und *vorbey.*[931] Ähnlich deutlich fallen die Befunde für <sein>/ <seyn>[932] aus (Tab. 12).

Tab. 12: *-ei-* vs. *-ey-*.

	Verb <sein>[933]		**Possessivpronomen <sein>**	
Vorkommen gesamt	122		71	
Graphien	<sey>	<sei>	<sein>	<seyn>
Vorkommen gesamt	112	10	69	2
Vorkommen gesamt in %	92 %	8 %	97 %	3 %

Christiana von Goethe verwendet bei den Homonymen nhd. *sein,* wie zeitgemäß zu erwarten, mehrheitlich die *y*-Schreibungen für das Verb und die *i*-Schreibungen für das Possessivpronomen. Sie unterscheidet folglich die beiden Homonyme auf graphematischer Ebene.

In seltenen Fällen treten *y*-Schreibungen statt *i*-Schreibungen auf, wie im Fall des Nomens *arbeyd* (<Arbeit>, JWG142) bzw. im Plural *arbeyden* (<Arbeiten>, JWG106, JWG117, JWG170) oder der Verbform *arbeyte* (<arbeitet>, JWG157).

4.3.1.3 *th/t* bzw. *dh/d*

Hinsichtlich der *th/t*-Schreibung ist vor dem Hintergrund phonetisch-dialektaler Interferenzen bei einer Sprecherin des Ilmthüringischen die mitteldeutsche Konsonantenschwächung zu beachten. Aufgrund dessen sind zusätzlich *dh-/d*-Schreibungen zu prüfen.

930 Es sind im Korpus 68 Formen von ⟨bey⟩ belegt sowie zusätzliche 17 Formen, bei denen der Vokal nicht eindeutig lesbar ist.

931 Häufig kommt auch die reduzierte Schreibweise *by* statt *bey* vor. Gelegentlich wird das *e* nur angedeutet.

932 Zu den beiden Wortformen *sein*/*seyn* bemerkt von Polenz, dass es zwar einerseits schon den in der Goethezeit wirksamen Abbau der *y*-Schreibung gab, der in diesem Fall aber im Widerspruch zu dem zunehmend angewandten Prinzip der Wortstammschreibung sowie der Homonymendifferenzierung (*sein* als Possessivpronomen vs. *seyn* als Verb) stand (vgl. ders.: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 266).

933 Das Verb *seyn* kommt öfter auch in hyperkorrekter Schreibung *seyen* vor.

Adelung sprach sich für die Beibehaltung bereits bestehender *th*-Schreibungen vor Langvokalen im An-, In- und Auslaut sowie in Fremd- und Lehnwörtern aus, um die „leichte und allgemeine Verständlichkeit, das erste Grundgesetz der Sprache und Schrift," nicht zu gefährden.[934] Eine Ausweitung der *th*-Schreibung lehnte er jedoch mit der Begründung ab, dass diese keinen weiteren Nutzen hätte. Es sollten also lediglich althergebrachte Fälle Berücksichtigung finden, während Adelung in Schwankungs- und Zweifelsfällen die bloße *t*-Schreibung empfahl.[935] Elspaß fasst Adelungs Haltung wie folgt zusammen: „Das Gebrauchsprinzip wie auch die allgemeine Verständlichkeit standen also bei Adelung über dem phonetisch-phonologischen Prinzip und einer Bestrebung zur Vereinheitlichung."[936]

Wie die Ergebnisse von Elspaß nahelegen, gingen die Briefschreiberinnen und Briefschreiber noch im gesamten 19. Jahrhundert recht konsequent vor und verwendeten in allen Positionen mehrheitlich die *th*-Schreibung.[937] Die Briefe Christiana von Goethes zeichnen ein anderes Bild: In ihnen sind *th*-Schreibungen im An-, In- und Auslaut die Ausnahme und nicht die Regel. Das einzige häufiger vorkommende Wort, welches mehrheitlich mit *th* im Anlaut geschrieben wird, ist <(Laub-)Thaler>, darunter fällt auch die häufig gewählte Abkürzung *Thl(e)r* und *thl(e)r*. Die Wortformen, darunter auch Abkürzungen und verkürzte Schreibweisen, kommen 27-mal vor, davon 16 mit *th*-Schreibung (Tab. 13).

Tab. 13: *th* vs. *t* respektive *dh* vs. *d*.

th-Schreibung	t-Schreibung	dh-Schreibungen	d-Schreibung
thl (2x)	*laub tahler*	*Dhl*	*dahlr*
Thlr/thlr (4x)	*tlr*		*Dahler/dahler* (5x)
thrlr	*tahler* (2x)		
laubthlr (2x)			
thhl[e]r			
laubthler			
Thalr			
thler (2x)			
thlr			
th			
16	**4**	**1**	**6**

934 Adelung: Deutsche Sprachlehre, S. 615.

935 Vgl. ebd., S. 616.

936 Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 431. – Zur Tradierung und Beharrung auf der *th*-Schreibung trotz fehlender distinktiver Funktion für die Aussprache vgl. Schikorsky: Private Schriftlichkeit, S. 245 f.

937 Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 431 f. sowie Schikorsky: Private Schriftlichkeit, S. 245 f.

Auffällig an den Graphien von <Thaler> ist, dass etwa ein Viertel der Schreibungen mit dem stimmhaften Äquivalent *d* geschrieben werden, wobei *dh* im Anlaut nur einmal in einer abgekürzten Schreibung zu finden ist (NM1). Das *h* wird in diesen Fällen vielmehr an das Silbenende gesetzt.

Betrachtet man hingegen das Verb <tun> und seine konjugierten Formen im Korpus, so kommt *th* im Anlaut nur einmal in Form von *thuhen* (NM21) vor. Viel häufiger sind hyperkorrekte Formen mit *-h* im Anlaut der zweiten Silbe; im Anlaut der ersten Silbe weisen sie entweder ein stimmloses *t* oder ein stimmhaftes *d* auf, wie die nachfolgende Auslistung (Tab. 14) zeigt:

Tab. 14: *th* vs. *t* respektive *dh* vs. *d* am Beispiel von <tun>.

tuh-	**Anzahl**	***duh-***	**Anzahl**
-en	11	*-en*	11
-n	5	*-n*	1
-e	3	*-e*	6
-t	3	*-t*	2
tue	1	*du*	1
thuhen	1		

Weitere Wörter, die im Briefkorpus mit *th*-Schreibung im In- und Auslaut auftreten, sind u. a. *Cathar* (zweimal in JWG42) und Wortverbindungen mit *Muth* wie *Gudes [mu]ths* (JWG62) und *zu Muth* (JWG68).[938] Das Suffix *-rath* in Amtsbezeichnungen wie „Geheimer Rat“, „Hofkammerrat“, „Bergrat“ oder auch „Frau Rath“ als Bezeichnung für Goethes Mutter schreibt Christiana von Goethe meist mit Spatium segmentiert und fast ausschließlich als *Raht* oder *raht*; *th* im Auslaut ist hingegen nur zweimal belegt, und zwar einmal als *Berg Rath* (JWG89) und einmal als Adressvermerk: *Herren Geheimer Rath von Göethe* (JWG152).[939]

4.3.1.4 *tz/z*

Bereits im 18. Jahrhundert setzten regionale Bemühungen um einen Abbau der *tz*-Schreibung zu einem einfachen *z* ein. Diese Tendenz ist besonders bei Schrei-

938 Im Korpus sind auch folgende Wortformen belegt: *zu mude* (JWG36) / *Zu mude* (JWG45) / *zu mute* (JWG39), *frohen Muht* (JWG166), *rechten guden Muh~~h~~t* (JWG170), *schlächt zu Mude* (NM1), *frohen Muht* (NM1), *zu Mutte* (NM11) und *zu Mude* (NM15).

939 Von insgesamt über 78 Belegen ist einmal *Hofftracht* (JWG185) sowie einmal Geheimer *Rat* (NM2) belegt, d. h. 74-mal kommt *Raht/raht* vor, was jedoch teilweise auch als *Racht/racht* gelesen werden könnte.

benden aus Schwaben zu beobachten, und zwar nicht nur bei Grammatikern wie Karl Fulda und Johann Nast und Schriftstellern wie Wieland und Schiller, sondern auch bei weniger routinierten Schreiberinnen und Schreibern.[940] Dies stand im deutlichen Widerspruch zu Adelung, der in seiner Orientierung am Meißnischen deutlich für eine *tz*-Schreibung plädierte.[941]

Zur *tz*-/*z*-Schreibung in den Briefen Christiana von Goethes ist zu konstatieren, dass sie fast ausschließlich die *z*-Schreibung verwendet. So kommen die Wörter <Herz(en)>, <herzlich>, <Herzlichkeit> ausschließlich mit *z*-Graphie vor, auch <ganz> tritt überwiegend mit *z*-Schreibung auf, gelegentlich auch mit *s*-Schreibung (wie in JWG2, 10 und 34). Bei <spazieren> herrscht die Konsonantenkombination *zs* (JWG3, 155, 194, zweimal in JWG195) vor, daneben tritt auch *ßs* (JWG140 und 147) auf. Die *tz*-Schreibung kommt insgesamt nur sehr selten vor, da das <tz> auch in Wörten wie *jzo* (<itzo>) oder Formen des Verbs <sitzen> mit dem Monograph *z* geschrieben werden. Problematisch ist die Einschätzung hinsichtlich des häufig vorkommenden Kosewortes <Schatz>, da oft nicht eindeutig zu entscheiden ist, ob die Schreiberin ein *ß* oder *tz* verwendet. Dreimal ersetzt Christiana ein <tz> mit *zz*, so in *hezzer* (<Hetzer>, JWG9), *hiezzige fie[b]er* (<hitzige Fieber>, JWG187) und *le^{z}zden* (<letzten>, mit Ergänzung über der Zeile, JWG195).

4.3.1.5 Phonem-Graphem-Relation

Im Folgenden soll die im Briefkorpus vorkommende Variation innerhalb der Konsonantenschreibungen dargestellt werden, die höchst wahrscheinlich nicht primär auf Interferenzen aus dem sprechsprachlichen Bereich zurückzuführen ist, sondern vor allem auf Schwierigkeiten bei der Laut-Buchstaben-Zuordnung basiert. Die Zuordnung fällt besonders schwer, wenn ein Laut mithilfe mehrerer Buchstaben, also einem Mehrgraphen, realisiert wird oder im umgekehrten Fall, wenn ein Graph eine Affrikata oder eine ähnliche Konsonantenverbindung abbildet wie bei <x> und <z>. Diese Fälle erlauben keine Rückschlüsse auf die historische Mündlichkeit.

„Die meisten Grapheme des Deutschen sind Einzelbuchstaben des lateinischen Alphabets, die eindeutig auf ein kleinstes Lautsegment (Phonem) bezogen werden können.“[942] Allerdings kann ein Sprachlaut auch von mehreren Buchstaben repräsentiert werden, wie sich am Beispiel [k] zeigen lässt, welches eine beträchtliche

940 Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 433.

941 Vgl. Adelung: Deutsche Sprachlehre, S. 617.

942 Eisenberg, Peter: Das deutsche Schriftsystem. In: Günther, Hartmut / Ludwig, Otto (Hrsg.): Schrift und Schriftlichkeit / Writing and Its Use. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung / An Interdisciplinary Handbook of International Research. 2. Halbbd. (HSK, 10.2). Berlin / New York 1996, S. 1451–1455, hier S. 1452.

Bandbreite an Entsprechungen in der Schriftsprache aufweist: <k> (<kühl>), <ck> (<backen)>, <kk> (<Mokka>), <g> (<mag>), <gg> (<eggt>), <x> (<Nixe>) und <ch> (<Christ>).[943]

Im Briefkorpus weisen u. a. folgende Mehrgraphe mit unterschiedlichen phonographischen Bezügen eine Varianz auf: <qu>, <ng> und <sch>, aber auch der Monograph <x>.

<qu>

<qu> entspricht der Lautfolge [kv] und kommt nur im Anlaut vor. Dass Christiana von Goethe diese feststehende Graphemkombination – die häufig, aber nicht ausschließlich in Fremd- und Lehnwörtern vorkommt – nicht geläufig war, zeigen die folgenden Beispiele: *Bekewenlichkeit* (JWG2) und *beckw^{n}äligkeid* (<Bequemlichkeit>, JWG72), *Qasten* (<Quasten>, JWG65), *Qelle* (<Quelle>, JWG171), *qälen* (<quälen>, JWG42) sowie *kället* (<quälet>, JWG181). Aus dem Fremdwortbereich kommen folgende Wörter und Komposita vor: <Quartier> als *qardir* (JWG138, JWG193) und *qardier* (JWG182), *Qartir gelt* oder *QardirGellt* (<Quartiergeld>; beides in JWG34), *um qartir* (<umquartiert>, JWG34), *Ei[n]qardirug* (<Einquartierung>, JWG225); <Quittung> als *quidug* (JWG83), *quitug* (zweimal JWG143), *quid[un]g* (JWG216), *qittu[ng]* (JWG117), *qiett[ung]* (JWG173) und *qüttug* (JWG149) sowie *gatdril [g]e* (<Quadrille>, JWG188) und *Qardet* (<Quartett>, JWG194).

Die Aufzählung zeigt, dass ausschließlich das Wort <Quittung> im Briefkorpus viermal mit dem Digraph <qu> realisiert wird. In allen anderen Fällen wird ein einfaches <q>, zweimal sogar ein <k> oder <g>, welches dem Lautwert [kv] recht nahesteht, realisiert.

<ng>

Das Phonem [ŋ] ist im Nhd. durch Assimilation des [g] an den Nasal [n] entstanden.[944] Schriftsprachlich bildet die Buchstabenverbindung <ng> innerhalb eines Morphems den velaren Nasal [ŋ] ab. Wenn <n> und <g> hingegen zu zwei ver-

943 Vgl. Rues, Beate u. a.: Phonetische Transkription des Deutschen. Ein Arbeitsbuch (Narr Studienbücher). Tübingen: 3., durchges. Aufl. 2014, S. 13.

944 Fleischer, Wolfgang: Strukturelle Untersuchungen zur Geschichte des Neuhochdeutschen. (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse, 112, Heft 6). Berlin 1966, S. 92.

schiedenen, aufeinanderfolgenden Morphemen gehören, wird standardsprachlich [ng] gesprochen.[945] Im Silbenanlaut kommt <ng> nicht vor.[946]

Die schriftsprachliche Umsetzung dieses Lautes tritt im Briefkorpus mit einer gewissen Variationsbreite auf, wobei hier die Fälle mit Konsonantenhäufung nicht berücksichtigt werden.[947] Untersucht werden die frequenten Formen des Adjektivs <lang>, der Präteritumsform <ging> bzw. das Partizip <gegangen> und das Nomen <Ordnung> (Tab. 15).

Tab. 15: Schreibung von <-ng>.

	mit *-ng*	**andere Varianten**	**Belege gesamt (100 %)**
<lang°>[948]	39	10	49
	80 %	20 %	
<jung°>[949]	6	17	23
	26 %	74 %	
<ging>/ <gingen>[950]	13	22	35
	37 %	63 %	
<Ordnung>[951]	0	39	39
	0 %	100 %	

Die Ergebnisse der Analyse sind ausgesprochen disparat, sodass kein einheitliches Bild zu gewinnen ist. Sie zeigen aber, dass die *ng*-Schreibung in der schriftlichen Realisation für Christiana von Goethe mit einigen Schwierigkeiten verbunden

945 Vgl. Rues: Phonetische Transkription, S. 40. Bei der folgenden Auflistung wird nur die Schreibung innerhalb eines Morphems betrachtet.

946 Für die Entwicklung in der thüringischen Mundart vgl. Spangenberg, Karl: Laut- und Formeninventar thüringischer Dialekte. Beiband zum Thüringischen Wörterbuch. Berlin 1993, S. 227 f.

947 Zur Schreibung von Konsonantenclustern wie in <Angst> und <ängstlich> vgl. Kapitel 4.3.2.5.

948 Belege für andere Varianten: *lage* (JWG32, 08) / *lagen* (JWG108); *lanh* (JWG20, 57) / *lanhe* (JWG43, 68, 182); *[l]ann* (JWG57); *lan* (JWG162).

949 Belege für andere Varianten: *Jugen* (JWG6, 83, 86, 140, 193, 195, 214, NM18) / *Juge* (JWG32, 75, 119, 142, 215, 216, NM7); *June* (JWG1); *Juchn* (JWG63).

950 Belege für andere Varianten: *gin* (JWG38, 52, 57, 62, 106, 152, 171, 182, 184, 187, 193, zweimal in 194, zweimal in 195, 219); *ginh* (JWG3, 86, 142) / *ginhe* (JWG41); *gin[n]* (JWG194, 195).

951 Belege für andere Varianten: *ordnug* (JWG4, 21, 27, zweimal in 38, 42, 78, 79) / *ord[nug]* (JWG63) / *Ordnug* (JWG108, 111); *Ortnug* (JWG117, 154) / *ortnug* (JWG160); *ornug* (JWG30, zweimal in 72, 86, zweimal in 95, 101, 105, 216) / *Ornug* (JWG68, 107, 134); *ordtnug* (JWG3); *Ornun* (JWG4) / *Ordnun* (JWG9) / *ordnun* (JWG11, 17) / *Ortnu[n]* (JWG22); *Ordnu* (JWG8); *ordnuch* (JWG11); *Ordug* (JWG109) / *ordug* (JWG169); *orgun* (JWG151); *Ort[nun]g* (JWG154); *Oruug* (JWG219).

war und eine entsprechend große Varianz aufweist. Während die Schreibungen des Adjektivs <lang> noch zu 80 Prozent *ng*-Graphie aufweisen, kommt diese bei <Ordnung> gar nicht vor.

In den bevorzugten anderen Varianten ohne vollständige *ng*-Realisation ist ebenfalls keine Systematik sichtbar. Während beispielsweise bei <lang°> Varianten dominieren, bei denen das *g* durch ein *h* ersetzt wird, ist im Fall des Adjektivs <jung°> der Ausfall des *n* am häufigsten zu finden; das *g* wird nur einmal eliminiert. Bei der Schreibung der Präteritumsformen des Verbs <gehen> präferiert die Schreiberin deutlich den Ausfall des finalen <g>.

Besonders variantenreich ist das Suffix <-ung> in <Ordnung>. Mit 27 Belegen kommt der *n*-Ausfall besonders häufig vor, während das finale *g* nur viermal entfällt. Eine starke Tendenz zum Wegfall des *n* bestätigen auch andere Beispiele im Briefkorpus, wie <Hoffnung>, welches in 13 von 15 Fällen mit der Endung *-ug* nachweisbar ist,[952] ähnlich <Haushaltung> in 4 von 5 Fällen oder <Rechnung> in 6 von 8 Fällen mit *-ug*-Suffix. Ein fehlendes *-g* kommt dagegen seltener vor, beispielsweise in *widerun* (<Witterung>, JWG6), *Erinerun* (<Erinnerung>, JWG45) oder *vervahrun* (<Verwahrung>, JWG22).

<sch>

Das Trigraph <sch> bildet schriftsprachlich den stimmlosen, postalveolaren Spiranten [ʃ] ab. Dieses Phonem ist unmarkiert bezogen auf [ʃ] wie in <Schal> oder <Asche> und markiert wie in <Stuhl> oder <Spiel>.[953] Unproblematisch erscheinen im Korpus die festen Buchstabenverbindungen <sp> und <st>,[954] die auch als solche umgesetzt werden; <sch> wird hingegen häufig nicht als vollständiges Trigraph realisiert. Allerdings ist darauf hinzuweisen, dass eine nicht unbeträchtliche Fehlerquelle bereits in der Transkription besteht, da in der Ligatur des Trigraphs <sch> häufig das <c> entfällt. Es kann oft nicht eindeutig entschieden werden, ob der <c>-Ausfall beabsichtigt als verkürzte Ligatur auftritt oder ob das <c> vergessen wurde. Aufgrund dieses Unsicherheitsfaktors wird auf eine quantitative Analyse verzichtet und eine Beschränkung auf prototypische sowie problematische Fälle vorgenommen.

Tritt <sch> im Anlaut auf, wird es graphisch meist korrekt realisiert, wie die frequenten Wörter <Schatz> (z. B. in JWG103, jedoch meist als *Schaß* wie in JWG21, 27 u. a., einmal auch *Saß* in JWG39), <schreiben> oder <schön> zeigen.

---

952 Belege für andere Varianten: *Hoffug* (JWG11) und *honung* (AG6).

953 Vgl. Eisenberg: Schriftsystem, S. 1452.

954 Die Korrespondenz von <st> variiert im graphischen Wort positionsbedingt: Am Wortbeginn ist nur die Korrespondenz zu [ʃt] möglich, am Wortende nur mit [st]. Im Wortinneren kommen beide Korrespondenzen vor (vgl. Neef: Graphematik, S. 47).

Eine abweichende Schreibung weisen in aller Regel das Verb <schicken> und davon abgeleitete Formen auf, welche zumeist als *süken* (JWG2, 100 u. v. m.) oder *sücken* (JWG52) auftreten, selten auch als *siken* (u. a. in JWG151, NM4) oder *sicken* (u. a. in JWG127, 166).[955] Ähnliche Probleme bereitet die Schreibung von <Wäsche> und <waschen>. Das Nomen tritt nicht nur in der Schreibung *Wäsche* (JWG95, 131, 30 in Kleinschreibung) auf, sondern ebenso in den Varianten: *wehsse* (JWG7), *wähs[c]he* (JWG7), *Wässche* (JWG29, 110), *vächse* (JWG72), *wäcHse* (JWG75) und *wässe* (JWG108). Die Verbformen, einschließlich Partizip II, treten ausschließlich mit *ch*-Ausfall auf: *wassen* (JWG7), *gewassen* (JWG38, 75, 166) und *gevassn* (JWG50).

Größere Schwierigkeiten bereitete Christiana von Goethe die Schreibung des Trigraphs, wenn dieses Bestandteil eines größeren Konsonantenclusters ist, wie in der Konsonantenhäufung mit nachfolgendem <w>. So wird das Adjektiv <schwarz°> nicht nur als s*chwarze* (JWG63 in Großschreibung, 65) realisiert, sondern auch als *swarzen* (JWG50, 168) oder *Swazen* (JWG65); in JWG193 kommt ebenso ein Herr *Swarz* vor. <Schwester> tritt neben der korrekten Schreibung *Schwester* (JWG64) mit *ch*-Ausfall auf als *swester* (NM2), aber auch als *Schvester* (NM16) und mit einer Buchstabenvertauschung als *swechster* (JWG2) auf.

Das Verb <schwimmen> kommt nur einmal im Korpus als *swiem* (JWG187) vor.[956] Das Adjektiv <schwach> ist hingegen zweimal mit vollständigem Konsonantencluster zu lesen (JWG225, NM15).

Kaum Abweichungen gibt es bei den Clustern mit nachfolgendem Nasal <schm> wie in <schmecken> (u. a. in JWG68; *schmeken* in JWG75, *schmöken* in JWG10), <Schmuck> (*Schmuk*, JWG57) oder <Schmerz> (JWG187, NM15) bzw. <schn> wie in <schneien> (*schneit*, JWG30), *Schneider* (JWG41) oder *Schnur/goltschnuren* (JWG65).

Ein Blick auf Konsonantencluster mit einem dem Trigraph vorausgehenden Konsonanten wie bei <Wunsch> und <wünschen> zeigt eine recht große Variationsbreite. Das Nomen weist neben vielen korrekten Graphien, *wunsch(e)* in JWG225, NM5, NM15, NM16, CEG1 und AG3 (die letzten beiden in Großschreibung), auch die Schreibung *wunß oder vunß* (NM19, JWG86), *wunßh* (NM18) oder mit Ausfall des <n> *Wusch* (NM21) auf. Die Schreibung der Verbformen ist deutlich variantenreicher; hier treten zusätzlich zu der orthographisch korrekten Graphie *wünsche/-t* (JWG9, 53, 142 u. a.) folgende weitere Varianten auf:

- *s*-Ausfall: *wünche* (JWG1)
- *ch*-Ausfall: *winssen* (JWG1); *wünste* (JWG19, 24 u. a.; auch entrundet *vinste* in JWG53)
- *n*-Ausfall: *v-/wüsche* (JWG65, 103 u. a.) und *vüssche* (JWG185)

955 Die Groß- und Kleinschreibung des Verbs variiert teilweise im Satzinneren.

956 Kaum abweichende Graphien treten hingegen, wie oben bereits aufgeführt, bei <schreiben> auf.

– Wegfall des *ch* und *n*: *wüsse* (JWG15, 28, 53) und *wüssen* (JWG42)
– *s*-Hinzufügung: *wünssche* (JWG6)

Im Fall von *wüssehe* (JWG50) wurde nicht nur ein *s* hinzugefügt, vielmehr scheint zusätzlich eine Buchstabenpermutation vorzuliegen. Der Konjunktiv <wünschte> tritt auch als *vüste* (JWG187) auf. Am häufigsten scheint das <ch> wegzufallen.

Der Wegfall des <ch> tritt noch häufiger auf, u. a. in <Kutsche> (*Kusse* in JWG60, 62, 101, JWG38 in Kleinschreibung) oder <Kutscher> (*Kusser*, JWG47, zweimal in JWG62, 127, 138, 142, 161, zweimal in JWG185). Letzterer kommt auch mit vollständigem Trigraph (aber Ausfall des *t*) vor als *Kusscher* (JWG152) und *Kuscher* (JWG161). Ein weiteres Beispiel ist <Flasche>, zumeist als *Flasse* (JWG31, 63; *flassen* in JWG119, *Flasen* in JWG162 und *Flaßen*, JWG29; einmal mit Buchstabenpermutation *falcseh* in JWG2) realisiert.

<x>

Das Graphem <x>, das die schriftsprachliche Umsetzung des Phonems [ks] ist, kommt im gesamten Briefkorpus nur dreimal vor, und zwar in *Exemplar* (JWG36), *Exsembelar* (JWG112) und *Exserziert* (JWG62).

Es gibt weitere Fremd- und Lehnwörter, in denen standardsprachlich das Graphem <x> geschrieben wird und das unsere Schreiberin anderweitig umsetzt, so in *facksal* (JWG2) oder *faksal* (JWG3) für <Vauxhall>, das adverbial gebrauchte *Ecks Prse* für <express> (JWG4 am Zeilenende ohne Trennzeichen) oder einen *Ecks bressen* für <Expressen> (JWG47, gemeint ist ein ‚Expressbote'), *Eck Sembelar* (JWG17) / *Exemplar* (JWG36) / *Exsembelar* (JWG234), *Eckssembel* für <Exempel> (JWG52), *konneckssieonn* für <Konnexion> (JWG62), *decks* für <Text> (JWG100) und *Salnükse* für <Saalnixe> (JWG193, Titel eines Theaterstücks). Die Varianten zeigen mit der Verwendung von *cks* und *ks* eine starke Orientierung am Lautwert [ks].

4.3.2 Phonetisch und morphologisch begründete Schreibvariation

4.3.2.1 Dialektale Interferenzen: Vokalschreibungen

4.3.2.1.1 Entrundung und Rundung: *ö*/*e* und *ü*/*i*

Im Bereich der phonetisch begründeten Schreibvariation stellen Verschiebungen im Vokalsystem eine relevante Größe dar. Sie treten verstärkt bei Vokalen auf, die im Vokaldreieck nahe beieinander liegen, insbesondere bei den vorderen gerundeten Vokalen, d. h. den Umlauten *ö*/*ü*, und den vorderen ungerundeten Vokalen *e*/*i* (vgl. Abb. 12).

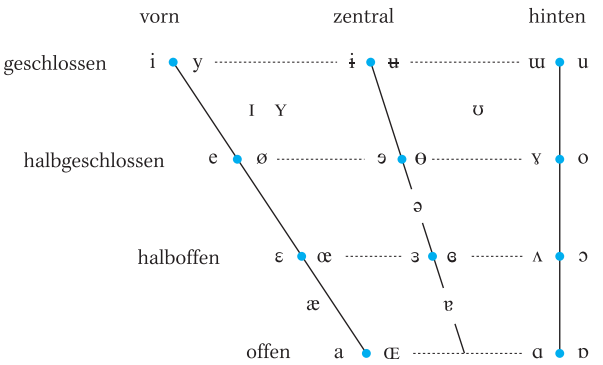


Abb. 12: Vokaltrapez (aus: Duden-Grammatik, S. 28).

Entrundungen entwickelten sich im Laufe der Zeit bis auf wenige Ausnahmen in den meisten germanischen Sprachen und Dialekten. So traten die entrundeten Varianten bereits im Spätmittelalter in den meisten hochdeutschen Dialekten auf; *Glück* wird zu *Glick*, *böse* zu *bese*. Doch trotz der klaren mundartlichen Tendenzen kamen die Entrundungen in der nhd. Schriftsprache nicht in höherem Maß zum Tragen.[957] Erika Timm begründet diese Entwicklung nicht mit der mündlichen Sprache einer städtischen Oberschicht, vielmehr liege der Grund in der Schriftlichkeit selbst:

> Dort ist die Ursache leicht zu finden: solange z. B. in *dörfer* ein (o) (mit oder ohne *e* suprascriptum) erscheint, ist die Zugehörigkeit zu *dorf* visuell klarer zu erkennen als bei der Schreibung *derfer*. Die Erhaltung der Rundvokalgrapheme ist also zunächst von grammatischen und derivativischen Erwägungen geleitet (wie gleichzeitig die Neuverteilung von (ä) und (e)).[958]

Timm verweist an anderer Stelle darauf, dass

> in den Gebieten mundartlicher Entrundung die schriftsprachliche Bewahrung noch lange im wesentlichen nur eine graphische [war]. Denn unter anderem praktizierten der Schlesier Opitz, der Lausitzer Lessing, der Schwabe Schiller in ihrer mündlichen Sprache die Entrundung, ebenso lange Zeit der Frankfurter Goethe, der sie später allerdings zumindest für das Theater ablehnte.[959]

957 Vgl. Timm, Erika: Das Jiddische als Kontrastsprache bei der Erforschung des Frühneuhochdeutschen. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 14 (1986), S. 1–22, hier S. 16.

958 Ebd., S. 17.

959 Ebd. – Isa Schikorsky weist in ihrem Korpus ebenfalls eine nennenswerte Anzahl an Entrundungen auch bei Schreibenden nach, für die man diese aufgrund ihrer regionalen Herkunft nicht erwarten würde. Sie vermutet darin teilweise eine bewusste Orientierung an den „als vorbildhaft geltenden Aussprachekonventionen des obersächsischen Hochdeutschs“ (Schikorsky: Private Schriftlichkeit, S. 285–287, Zitat auf S. 286). Ob die von Schikorsky als „kleine Leute“ be-

Für eine Sprecherin des Ilmthüringischen wie Christiana von Goethe liegt die Vermutung nahe, dass sich die regionalsprachlichen Entrundungen auch in der Schriftsprache niederschlagen. Eine zu untersuchende erste Gruppe betrifft die Lautverschiebung von [ø] zu [e], die sich schriftsprachlich in der Ersetzung des <ö> durch ein <e> ausdrückt. Dabei ist für das zugrundeliegende Briefkorpus zu bedenken, dass die *ö*-Schreibung nicht immer eindeutig von einer möglichen *ä*-Schreibung abzugrenzen ist. Es wäre denkbar, dass sich eine Entrundung des Umlautes <ö> nicht als <e>, sondern als <ä> äußert. Von Interesse sind in dieser Hinsicht vor allem die beiden häufig vorkommenden Wörter <schön> und <können>, die im gesamten Korpus nicht mit *e*-Schreibung nachzuweisen sind.[960]

Beschränkt man die Frage auf die Entrundung von <ö> zu <e>, fällt auf, dass diese nur vereinzelt in selten gebrauchten Wörtern vorkommt, während öfter genutzte Wörter ganz überwiegend mit dem gerundeten <ö> geschrieben werden. So kommt das Adjektiv <böse>, dialektal als *bese* realisiert, im Korpus ausschließlich mit <ö> vor (nur einmal als *böse*, 18-mal als *bösse* und *Bösse*). Das Verb <trösten> sowie dessen Partizipialformen und das Adjektiv <untröstlich> treten zehn- von elfmal gerundet mit <ö> auf und nur einmal entrundet als *trißlich* (*tröstlich*, NM15). Die konjugierten Formen von <hören> werden nur dreimal von insgesamt 34 Belegen entrundet realisiert als *Heren* (JWG30), *herren* (JWG1) und *an zu heren* (JWG169).

Zu den selten gebrauchten Wortformen mit Entrundung gehören zunächst die verschiedenen Schreibungen der Fremd- oder Lehnwörter <Komödie>, welches ausschließlich entrundet und meist als *Comedie* oder *Commedie* realisiert wird,[961] sowie *Mebelirt* (<möbeliert>, JWG8) und *Malisiehes* (<maliziöse>, JWG101). Zu den weiteren Belegen zählen *fleden* (<Flöten>, JWG193; aber auch *zauber flöde* (<Zauberflöte>, JWG101), *zauberflöte*, JWG109); *lessen* (<lösen>, JWG79) und die beiden Ortsnamen *Ked[en]dorf* / *ked[en]dörfer* (<Köttendorf(er)>, JWG70) und *kedschau* oder *Kedschau* (<Kötschau>, JWG101, 102) / *Ketschau* (JWG105), aber auch *käuschau* (JWG38). Höchstwahrscheinlich waren Christiana von Goethe diese Wörter in

zeichneten Briefschreiberinnen und Briefschreiber sich tatsächlich dieser Vorbildhaftigkeit bewusst waren und darüber hinaus eine ausdrückliche Orientierung an der obersächsischen Mundart im Medium des Briefes anstrebten, ist zumindest infrage zu stellen.

960 Gelegentlich ist insbesondere bei diesen beiden Wörtern nur eine unsichere Lesung mit *ö* zu konstatieren, welches auch als *ä* gelesen werden könnte. Dem *ö* ist nicht selten eine Art Abschwung angefügt, der analog auch bei dem Graph *o* zu verzeichnen ist. Dass es sich dabei um einen Abschwung oder ein Anschlussphänomen zum nachfolgenden Buchstaben handelt, wird aus dem Umstand geschlossen, dass in den Zweifelfällen *o* vs. *a* häufig eine Lesung mit *a* jeglicher Grundlage zu entbehren scheint. Trotz der Gefahr der Zirkelschlüssigkeit besteht die Notwendigkeit, eine Entscheidung zu fällen, die aus den genannten Gründen (von Einzelfällen abgesehen) meist für die Lesung mit Abschwung spricht und somit für *o* oder *ö*.

961 Für die verschiedenen Schreibweisen vgl. Tab. 28 in Kapitel 4.3.4.1.

ihrem Schriftbild nicht geläufig, was sich an einer stärker phonographischen, also an der Lautung orientierten Schreibweise zeigt.

Ebenso ist der umgekehrte Fall, also die Verwendung des gerundeten <ö> statt <e> in der Schriftsprache zu verzeichnen, wie die folgenden Beispiele belegen: *beschvören* (JWG152); *vorderöfeliche* (<vortreffliche>, JWG63); *Stöen* (<stehen>, JWG168); *Bröcken* (<Bricken>, JWG207); *Schnö/Schnöe* (<Schnee>, JWG161, zweimal in JWG166, JWG210); *dösto* (<desto>, NM3) sowie *döstomer* (<desto mehr>, JWG7, aber auch *desto* in JWG100, *Destobesser* in JWG31); *schmöken* (<schmecken>, JWG10; aber auch fünfmal mit <e>) und *Ersckröke* (<erschrecke>, JWG129) oder *erschröcklich* (JWG142). Diese gerundeten Varianten, wie sie auch bei der Verwendung des Diphthongs *eu* statt <ei> auftreten, haben vermutlich keine Entsprechungen auf der sprechsprachlich-dialektalen Ebene, da im thüringischen Sprachraum typischerweise Entrundungen auftreten. Sie sind vielmehr als hyperkorrekte Schreibweisen einzustufen.[962]

Eine zweite Vokalverschiebung wäre aufgrund der mundartlichen Prägung in der Senkung von [y] oder [ʏ] zu [ē] oder der offeneren Form [ę] oder der Kürzung des Langvokals [i:] zu erwarten, welche sich schriftlich eben nicht als *ü*-Schreibung, sondern als *e*- oder *i*-Schreibung manifestieren könnte. Tatsächlich sind nur wenige Fälle zu verzeichnen, die eine solche dialektale Interferenz aufweisen (vgl. Tab. 16).

Tab. 16: Vokalentrundung: *ü*- vs. *i*-Schreibung.

Verbformen von	*ü*-Schreibung	*i*-Schreibung
<wünschen>	53	3 *winssen* (JWG1), *vinste* (<wünschte>, JWG53),[963] *vinsches* (<wünschtest>, JWG153)
<grüßen>	37	1 *grissen* (JWG9)
<würden> (Konjunktiv-II-Formen von <werden>)	5	22

962 Vgl. hierzu die Ausführungen zur *ü*/*i*-Schreibung weiter unten sowie Voeste: A mensa et thoro, S. 255.

963 Zu beachten ist hier die Korrektur zu *i*.

Tab. 16 (fortgesetzt)

Verbformen von	*ü*-Schreibung	*i*-Schreibung
<führen>	17	6 *fiert* (JWG64) / *firrn* (JWG141) / *fierte* (NM2); *auf gefirt* (JWG22) oder *auf gefird* (NM4) und *obzufieren* (<abzuführen>, JWG129).
<vergnügt>	61	4 *vergniecht* (JWG41), *vergnicht* (JWG193), *verignicht* (JWG195), *ver[g]nicht* (JWG207)

Sehr viel häufiger als die Entrundung tritt das umgekehrte Phänomen in den Briefen auf, das sich in einer häufigen Verwendung von <ü> statt <i> niederschlägt. Dies würde in der gesprochenen Sprache einer Rundung des Vokals entsprechen, welche im Ilmthüringischen nicht vorkommt. Die nachfolgenden Beispiele müssen sich in Anbetracht der Vielzahl von Einzelbelegen auf eine Auswahl beschränken; häufiger vorkommende Wortformen sind in Tab. 17 aufgeführt.

Tab. 17: Vokalrundung: *ü*- statt *i*-Schreibung.

	i-Schreibung	*ü*-Schreibung
<still/-e>, <im Stillen>	8	2 *Stüle* (JWG1); *Stülle* (JWG2)
<schicken>	23	106
<verdrießlich>	0	17

Weitere Fälle mit gerundetem Vokal sind u. a. die folgenden: *Erblükden* (<erblickten>, JWG1); *schrühe* (<schrie>, JWG1); *nürgens* (<nirgends>, JWG2); *sprügne* (<springe>, JWG2); *düke* (<dicke>, JWG3, 65, 178); *auchen blük(e)* (<Augenblick(e)>, JWG4, 70) oder *augenblück* (NM4)*; genüssen* (<genießen>, JWG11); *über lüfern* (<überliefern>, JWG22); *stüch* (<stieg>, JWG26); *wür[k]lich* (<wirklich>, JWG25) oder *wüklich* (JWG47), aber auch *wirklich* (JWG169); *müßbrauchen* (<missbrauchen>, JWG120), *erschrükt* (<erschrickt>, JWG120); *Müst bede* (<Mistbeete>, JWG172); *krüchgest* (<kriegest>, JWG176); *Schüler* (<Schiller>, JWG194).

Obwohl die Auflistungen durch Stichproben ermittelt wurden und damit keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, ist zweierlei im Bereich der *ü*/*i*-Schreibung zu konstatieren: Hinsichtlich einer regionalsprachlich begründeten

Entrundung des Vokals *ü* sind nur wenige Belege im Briefkorpus nachzuweisen; eine mundartliche Prägung der Schriftsprache ist hier also kaum belegt.

Umgekehrt treten in den Briefen nicht selten Schreibungen mit *i* statt *ü* auf, die nicht auf regionalsprachliche Interferenzen zurückzuführen sind. Diese Tendenz scheint sich im Laufe der Jahre abzuschwächen, da in den ersten Jahren der Überlieferung gehäuft *ü*-Schreibungen auftreten, die später seltener werden. Es scheint sich hierbei grundsätzlich um hyperkorrekte Schreibungen zu handeln. Diese kann auch Elspaß noch in seinem Korpus der Auswandererbriefe im 19. Jahrhundert nachweisen; auch in diesen treten Unsicherheiten „zwischen gesprochensprachlich entrundeten und (nur) schriftsprachlich gerundeten Formen“[964] auf, die einerseits zu Schreibungen nach der Aussprache, andererseits zu hyperkorrekten Schreibungen führten. Elspaß geht davon aus, dass die gerundeten Formen im 19. Jahrhundert prestigeträchtiger waren. Ein starkes Indiz hierfür sieht er in der Verwendung von Formen wie *schröcklich*, *würklich* und *Hülfe* bei führenden Schriftstellern wie Goethe, Schiller, Wieland, Hölderlin und Novalis teilweise entgegen ihrer Mundart.[965]

Bertha Merkel führt in ihrer Untersuchung zur Schriftsprache Catharina Elisabeth Goethes ebenfalls eine Reihe von *ü*-Graphien an wie *würklich*, *Hülfe*, *Sprüchwort* und *genüßen*. Von der Autorin werden einige dieser Varianten als ältere Sprachformen bestimmt, die sich auch bis ins 18. Jahrhundert hinein als Schwankungsfälle hielten. Merkel führt manche Schreibungen wie *Kopfnücken*, *wüßt* oder *Büßquittger/Büsquittger* aber auch auf die für die Frankfurter Mundart typische Entrundung labialer Vokale und die daraus resultierende „orthographische[...] Unsicherheit“ zurück.[966]

964 Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 452.

965 Vgl. ebd., S. 453. – Reiffenstein, der ähnliche Beispiele in den zeitlich deutlich früher anzusiedelnden Briefen der Eltern von Wolfgang Amadeus Mozart aufzeigt, sieht in diesen ältere Schreibkonventionen zur Unterscheidung von geschlossenem [e] (<ö>) und offenem [ɛ] (<e>) (Reiffenstein, Ingo: Sprachvariation im 18. Jahrhundert. Die Briefe der Familie Mozart Teil II. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 37 (2009), Heft 2, S. 203–220, hier S. 205. – Schikorsky weist in ihrem Korpus für das 19. Jahrhundert zwei Tendenzen nach: Erstens einen Rückgang entrundeter Formen vor allem nach den 1830er Jahren, der bei den niederdeutschen Schreibern zügiger vonstattenging als bei Personen, die aus dem mitteldeutschen Sprachraum oder dem Übergangsgebiet zwischen Nieder- und Mitteldeutsch stammten. Zweitens erfolgten am Ende des Untersuchungszeitraumes um 1900 vermehrt hyperkorrekte Rundungen. In diesen sieht Schikorsky Anzeichen für eine Abkehr vom obersächsisch geprägten Hochdeutsch und für eine zunehmende Hinwendung zum norddeutsch geprägten Hochdeutsch (vgl. Schikorsky: Private Schriftlichkeit, S. 288).

966 Merkel, Bertha: Die Sprache der Mutter Goethes. Ein Beitrag zur Geschichte der rheinischen Schriftsprache im 18. Jahrhundert (Deutsche Forschungen, 33). Frankfurt a. M. 1938, S. 22 f. (Zitat auf S. 23).

4.3.2.1.2 Diphthonge: <ei>, <au>

Im Deutschen gibt es drei Diphthonge, bei denen es sich um Zusammensetzungen aus zentralisierten Vokalen handelt, die als „eigenständige Funktionseinheiten der lautlichen Ebene“ in nativen Wörtern angesehen werden: [aʊ], [aɪ] und [ɔɪ].[967] Schriftsprachlich können diese wie folgt umgesetzt werden [aʊ] als <au>, [aɪ] als <ai>, <ei> oder <eih> und [ɔɪ] als <äu> und <eu>.[968] Die Schreibung <äu> basiert auf einer morphologischen Grundlage, während <ai> und <au> als phonographisch anzusehen sind; <ei>, <eu> und <eih> sind hingegen nicht phonographisch. Gleichwohl gelten die letzten beiden graphischen Formen der Diphthonge nicht als unsystematisch. In der Duden-Grammatik heißt es hierzu, dass sich die Schreibung der deutschen Diphthonge daraus ergibt, dass zwei Grapheme (<a>, <e>) fest die erste Position und zwei (<i>, <u>) die zweite Position besetzen. Nutzt man alle Kombinationsmöglichkeiten, ergeben sich die vier Schreibungen inklusive <ei> und <eu>; nur <äu> ist hiervon aufgrund der morphologischen Basis ausgenommen.[969] Die nachfolgenden Ausführungen beschränken sich aufgrund des häufigen Vorkommens und der signifikanten Unterschiede zwischen Standardschreibung und regionaler Lautung auf die Betrachtung von <ei> und <au>.

Die lautlichen Realisierungsformen des Diphthongs <ei> sind in der thüringischen Mundart vielfältiger Natur und können stellungsbedingt variieren. Aufgrund der hohen Komplexität der Thematik stehen die Entwicklungskonturen und Abweichungen speziell für das von Christiana von Goethe gesprochene Ilmthüringische im Zentrum. Einen Überblick über die gesamtthüringische Entwicklung liefern Abb. 13 und 14.

In der Aussprache des nhd. Diphthongs <ei>, welcher aus mhd. <ei> hervorging, steht im Thüringischen allgemein ein westlicher Block mit erhaltenen Diphthongen den im östlichen und südlichen Sprachgebiet dominanten Monophthongierungen gegenüber (Abb. 13 und 14). Im Osten Thüringens, und somit auch im Ilmthüringischen, ist die langvokalische Aussprache [ē] vorherrschend; der Diphthong wird zu einem Monophthong. Ferner tritt im südlichen Teil des ilmthüringischen Sprachraumes eine Variante [ę] auf, die zwischen dem nördlichen [ē] und dem südlichen [ā] liegt.[970] Da für unseren Zusammenhang vor allem die in der Mundart übliche Monophthongierung relevant ist, soll diese stellungsbedingte Variation hier nicht näher betrachtet werden. Insgesamt ist

967 Vgl. Balestra: Vokalschreibungen im Deutschen, S. 106 (dort auch das Zitat).

968 Vgl. ebd.

969 Vgl. Duden. Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch (Duden, 4). Hrsg. von Angelika Wöllstein und der Dudenredaktion. Mannheim u. a.: 9. vollständig überarb. und aktual. Aufl. 2016, S. 72.

970 Vgl. für diesen Absatz Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 136–139.

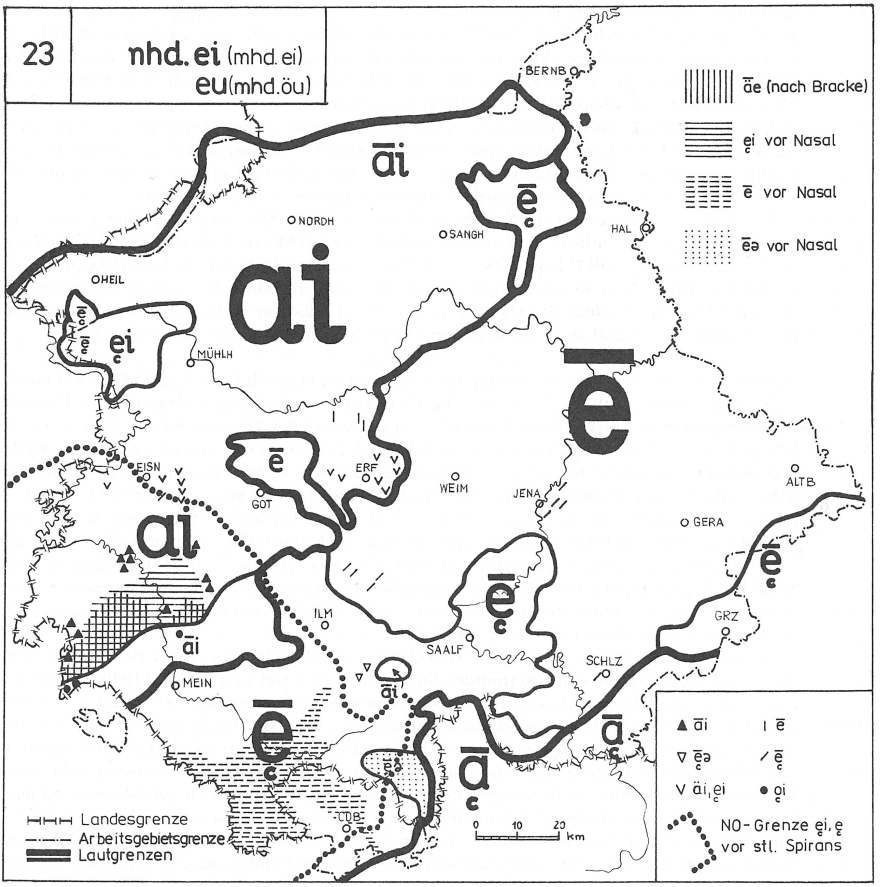


Abb. 13: Aussprache von nhd. ei (mhd. ei) / nhd. eu (mhd. öu) in der thüringischen Mundart (aus: Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 137).

zu beachten, dass in der ilmthüringischen Mundart nicht alle <ei>-Diphthonge als [ē] realisiert werden.

Man kann davon ausgehen, dass Christiana von Goethe in ihrer Alltagssprache die Monophthongierung verwendete und somit häufig gebrauchte Wörter (einschließlich der relevanten deklinierten und konjugierten Formen) wie <ein>, <klein>, <mein>, <weißt>, <heißt> nicht mit dem Diphthong [ai] realisierte, sondern den Monophthong [ē] benutzte.[971] In ihren Briefen schlägt sich diese regio-

971 Karl Spangenberg führt für die Verwendung von <ei> vor Dental und <-er/-r> eine Sonderentwicklung an, jedoch als Verengung und Kürzung des Lautes. Ähnliche Kürzungen finden im

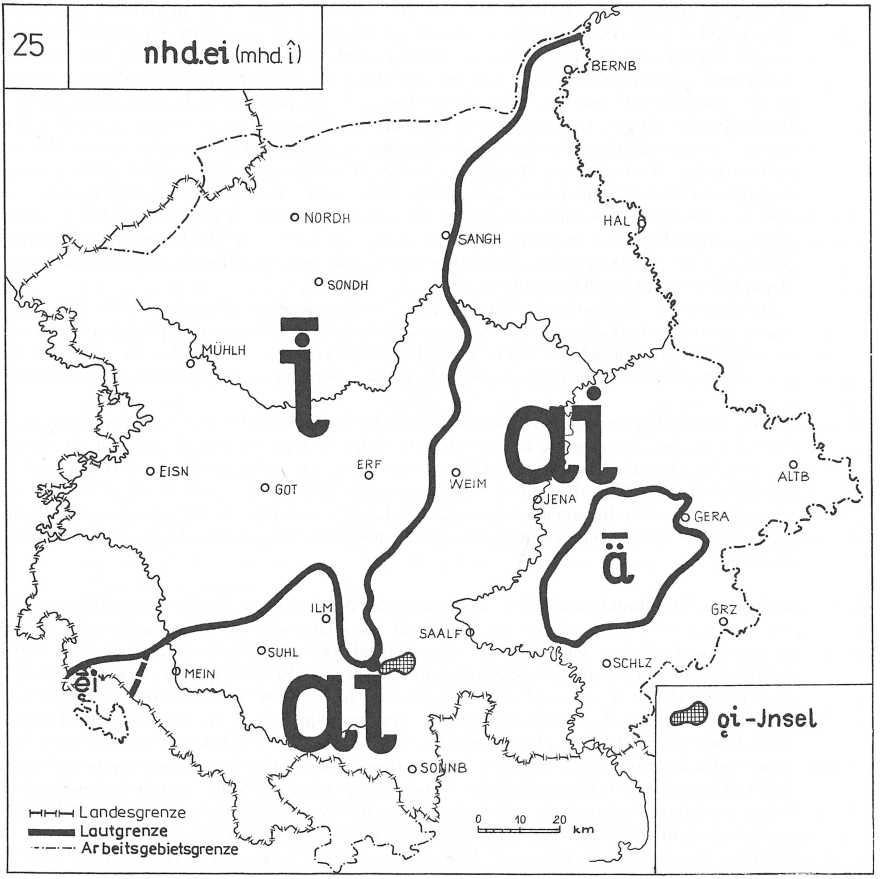


Abb. 14: Aussprache von nhd. ei (mhd. î) in der thüringischen Mundart (aus: Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 153).

nal übliche Lautung jedoch nicht nieder. Gerade die genannten hochfrequenten Wörter werden ausschließlich mit Diphthong realisiert, wenngleich die Diphthongschreibung gelegentlich graphisch verkürzt als *e* mit einem i-Punkt darüber auftritt. Die einzige Form, die im Korpus auf eine sprechsprachliche Monophthongierung hindeuten könnte, ist *veeist* (JWG65) für <weißt>. Eine andere Schreibung, die zunächst den Anschein einer Monophthongierung erweckt, aber nur

thüringischen Dialekt bei Unbetontheit und Kontraktionen statt. So ist beispielsweise der unbetonte, unbestimmte Artikel <ein> von einer Reduktion betroffen, ebenso <kein>, <klein>, <Bein>, <Stein> und dergleichen mehr (vgl. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 140 f.).

ein einziges Mal in dieser Form im Korpus vorkommt, ist: *wemar* (JWG23) für <Weimar>. Mit hoher Wahrscheinlichkeit handelt es sich bei dem fehlenden Graph <i> jedoch um einen Flüchtigkeitsfehler. Der Ortname tritt ansonsten immer mit Diphthong auf.[972]

Christiana von Goethe benutzt verschiedene Graphemkombinationen für den oben beschriebenen Diphthong, so vorrangig die Digraphe <ei> und <ey> (meist *y* mit Trema: *ÿ*).[973] In ihren Briefen kommen ferner insbesondere bei Wortverbindungen mit <bey>[974] (auch <allerley>) reduzierte Varianten mit einem Wegfall des <e> vor <y> (ebenso in *Frydag* [JWG111, 115] / *Frydages* [JWG32])[975] vor. Ähnliches gilt für die Reduktion zu einem einfachen <i> in Wörtern wie <schreibe> zu *schribe*[976] und gelegentlich <weil> zu *will*.[977] Im Fall der letztgenannten Reduktion zu <i> ist eine Übernahme aus der gesprochenen Sprache weniger wahrscheinlich; vielmehr scheint es sich um eine Kürzung, ähnlich einer Ligatur, bei

972 Der Ortsname Weimar ist 975 erstmals als *Wimares* belegt. In mittelalterlichen Quellen findet sich häufig die Namenform *Wymar;* bei Dobenecker sind u. a. folgende Namenformen belegt: *Weimaric, Wimar, Wimare, Wimaria, Winmare, Wymar*; vgl. Dobenecker, Otto: Regesta diplomatica necnon epistolaria historiae Thuringiae. Jena 1900, Bd. 2, S. 549 sowie Bd. 3, S. 664. Die typische *y*-Schreibung steht dabei nicht für den diphthongierten Langvokal (vgl. Lex, Beate: Ortsnamen der ‚Thüringischen Landeschronik' [Codex Gothanus Chart. B 180]. Jena: Magisterarbeit 2001, S. 66). Damit gehört der Ortsname *Weimar* zu jenen Formen, die aus mhd. <î> hervorgegangen sind und zum nhd. <ei> wurden, wofür in der ilmthüringischen Mundart nicht [ē], sondern [ai] verwendet wird.

973 Zur *y*-Schreibung vgl. Kapitel 4.3.1.2; auf die Wiedergabe des Tremas wird nachfolgend verzichtet.

974 Neben der vorherrschenden Form *bey* gibt es die Form *by*, so auch u. a. in *bÿ nahe* (achtmal), *bÿsam* (JWG115) oder *by Samen* (JWG155), *bÿde* (siebenmal) und *daby* (zweimal) / *da by* (fünfmal). Hinsichtlich des Wortes <allerley> sind beide Schreibweisen *-ey* (neunmal) und *-y* (siebenmal) fast gleich verteilt.

975 Für das Ilmthüringische ist verstreut die Form [fridiχ, fridš] belegt, allerdings eher für das südliche Dialektgebiet, wozu Weimar nicht zählt (vgl. Art. „Freitag", in: ThWb II, Sp. 346). Es ist aber zumindest nicht ausgeschlossen, dass die monophthongierte Form auf der Aussprache basiert. Zur häufigsten Form mit <*eu*> vgl. weiter unten.

976 Neben der häufig vorkommenden Schreibvariante mit dem Digraph <*ei*> sind die konjugierten Verbformen auch mindestens 60-mal mit einfachem *i* realisiert worden. Bei 14 Schreibweisen erfolgte eine unsichere Lesung mit dem Diphthong *ei*. Die Aussprache von <schreiben> ist im Thüringischen teilweise mit Monophthong belegt, jedoch nicht für das Ilmthüringische (vgl. Art. „schreiben", in: ThWb V, Sp. 959–961).

977 Neben der dominierenden Form mit Digraph wie in *weil/veil/weill/veill* kommt ebenso *will/vill* (z. B. in JWG10, 42, 53, 79, 142, 152, 166, NM16) mit Monophthong vor. Für das Ilmthüringische ist im ThWb eine monophthongierte Form belegt, jedoch als *wal* und nicht *will* (vgl. Art. „weil", in: ThWb VI, Sp. 872).

häufig benutzten Wörtern zu handeln.[978] Alle zuvor genannten Beispiele gehören im Ilmthüringischen zum Verbreitungsgebiet des [ai], sie werden also in der gesprochenen Sprache als Diphthong und nicht als Monophthong [ē] realisiert, was eine Interferenzerscheinung aus der Regionalsprache unwahrscheinlich macht.

Über das bereits Genannte hinaus sind weitere Ausnahmen zu verzeichnen, für die im dialektalen Bereich keine Erklärung zu finden ist. So wird das Digraph <ei> in einigen Fällen durch das gerundete <eu> ersetzt:

- Dies geschieht einerseits bei Formen, die im Ilmthüringischen nicht monophthongiert werden, wie unter anderem bei *zeugen* (<zeigen>, JWG149), *heuder* (<heiter>, JWG25, 63, 64, 153, 173, 193, NM11, 18), *gescheuder* (<gescheiter>, NM11), *beuden* (<beiden>, JWG2), *beneute* (<beneide> JWG36, 162),
- bei verwandten Wörtern von *Feuern* (<feiern>, JWG39): *Feuer* (<Feier>, JWG149),[979] *feuerdage* (NM10) / *feu[r]da[g]e* (JWG53, JWG216) / *Feuerdache* (<Feiertage>, JWG216), *Feu[e]rlich keiden* (<Feierlichkeiten>, JWG225), *Toden feuer* (<Totenfeier>, NM19)
- sowie bei Formen, die im Thüringischen verstreut monophthongiert werden wie *Freudag* (23-mal)[980] / *Freudach* (JWG149),[981] *freulich* (siebenmal) / *freulie* (JWG28) / *freulie* (JWG28), einmal auch *fräulich* (JWG50) vs. *frei(e)lich* (fünfmal),[982] *ein leuchdes* (<ein Leichtes>, JWG149) und im Fall von <heilig> als *Heuliche Genofeva* (<Heilige Genoveva>,[983] JWG145) / *heuliege Christ* (JWG149), aber im selben Brief auch zweimal *heiliche(n) Christ*.[984]

978 Schreibökonomische Kürzungen dieser Art kommen in Christiana von Goethes Briefen beispielsweise auch bei der hochfrequenten Konjunktion <und> vor, die die häufige Schreibweise *ud* aufweist. In der Transkription wurde *ud* zu *und* aufgelöst, da teilweise noch ein Anschluss zwischen *u* und *d* zu sehen ist oder eine noch stärker verkürzte Schreibweise mit einem nur angedeuteten *u* vorliegt. Solche verkürzten Schreibweisen kommen bei hochfrequenten Wörten wie <und> auch in Briefen sehr schreibgeübter Personen wie Johann Wolfgang von Goethe oder seinem langjährigen Sekretär Friedrich Wilhelm Riemer vor und werden in der editorischen Praxis aufgelöst, zumal sich an das *u* meist noch eine Virgel anschließt.

979 In JWG 194 auch *fei[e]r*.

980 Von den 23 im Korpus belegten Formen entfallen fünf auf unsichere Lesungen des Diphthongs.

981 Für alle vorhergehenden Wortformen ist eine Variante mit <eu> im ThWb nicht belegt.

982 Im Thüringischen Wörterbuch ist eine gewisse Variationsbreite belegt. So gibt es den Verweis auf eine gerundete Form, die jedoch eine Ausnahme darstellt und nicht für den ilmthüringischen Raum gilt (vgl. Art. „freilich“, in: ThWb II, Sp. 344).

983 Hierbei handelt es sich um das 1800 erschienene Trauerspiel *Leben und Tod der heiligen Genoveva* von Ludwig Tieck.

984 In Art. „heilig“, ThWb II, Sp. 973 f. ist keine gerundete Form belegt.

Letzteres Beispiel führt Spangenberg in der Mundart mit einer Monophthongierung und Kürzung an – <heiliger Christ> wird zu [helχər krisd] –, welche auch im Schriftbild zu erwarten wären.[985] Christiana von Goethe verwendet hingegen keinen Monophthong, sondern in zwei von drei Fällen den Diphthong beziehungsweise das Digraph <eu>. Offenbar lässt sich dies nicht mit dem thüringischen Dialekt erklären.

Ähnliche Formen wie die eben genannten finden sich auch in den von Reiffenstein und Elspaß untersuchten Korpora sowie in den Briefen Catharina Elisabeth Goethes, auch wenn diese einen zeitlichen Abstand – die einen früher, die anderen später – zu den Briefen Christiana von Goethes aufweisen. In der Untersuchung der Briefe der Familie Mozart erwähnt Ingo Reiffenstein ähnliche Formen in den Briefen Maria Anna Mozarts, zum Beispiel *heurathen* (<heiraten>), bei Mozarts Vater Leopold die Formen *geschneuet* (<geschneit>) und *geheuratet* (<geheiratet>). *Heurath* oder *heuraten* verwendet auch Catharina Elisabeth Goethe, die Merkel als vor allem im 17. und 18. Jahrhundert übliche Nebenformen zu den Graphien mit *ei* charakterisiert.[986] Reiffenstein sieht hierin „hyperkorrekte Fehlleistungen".[987] Elspaß bemerkt zudem, dass einige dieser hyperkorrekten Schreibweisen auf den Einfluss von Grammatikern und anderen „Sprachbeflissenen" zurückzuführen seien, die durch falsche Ableitungen beispielsweise „gebildet" klingende Formen wie *gescheut* an Stelle von <gescheit> einführten.[988]

Trotz der genannten Ausnahmen ist in Christianas Briefen eine relativ konsequente Umsetzung des Diphthongs <ei> als Digraph festzustellen. Die für das Ilmthüringische unter bestimmten Bedingungen typische Monophthongierung lässt sich folglich nicht signifikant nachweisen. Dies zeigt sich unter anderem an dem häufig vorkommenden Beispiel der flektierten Adjektivform <kleiner>, der in den untersuchten Briefen in der Substantivierung <Kleiner> als Kosename für den Sohn August gebraucht wird. <Kleiner> erscheint, abgesehen von einigen Ausnahmen, im Thüringischen mit Kürzung am häufigsten als [glenər] oder [glęnər].[989] Die Monophthongierung schlägt sich jedoch nicht im Briefkorpus nieder.

Nach der Behandlung des Diphthongs <ei> und seiner graphischen Entsprechungen in Christiana von Goethes Briefen soll der Vollständigkeit halber der Umgang mit dem Diphthong <au> nicht unerwähnt bleiben: In diesem Bereich fallen Parallelen zu den Verhältnissen bei <ei> auf; auch hier gibt es nur geringe Abweichungen von der Standardschreibung.

985 Vgl. ebd., S. 141.
986 Merkel: Sprache der Mutter Goethes, S. 27.
987 Vgl. Reiffenstein: Sprachvariation II, S. 205.
988 Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 454.
989 Vgl. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 141.

Zur Verbreitung der Lautentsprechungen des nhd. <au> geben Abb. 15 und 16 Auskunft.

Abb. 15 zeigt deutlich, dass in Weimar analog zum lautlichen Substrat von <ei>, nämlich [ē], bezüglich <au> gleichfalls eine Monophthongierung vorherrscht, sofern die Lautung aus mhd. <ou> hervorgegangen ist: <au> wird in der ilmthüringischen Mundart in diesem Fall zu [ō]. Beide Laute ([ē] und [ō]) verbindet ein gemeinsamer Entwicklungsweg.[990]

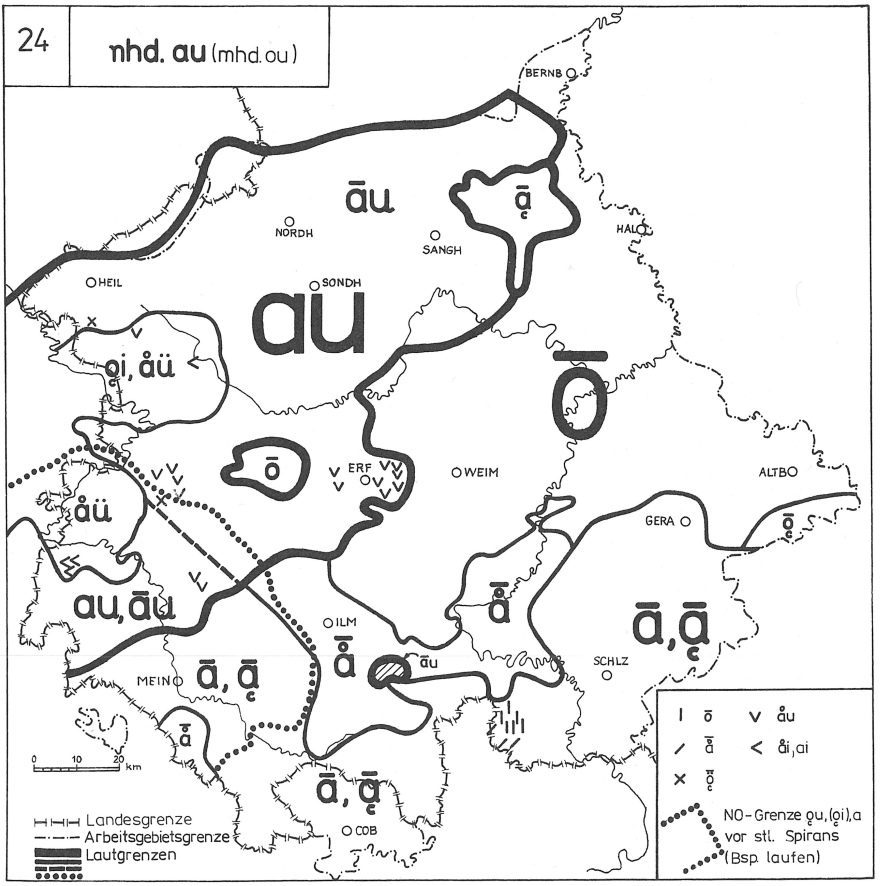


Abb. 15: Aussprache von nhd. au (mhd. ou) in der thüringischen Mundart (aus: Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 143).

990 Vgl. ebd., S. 144.

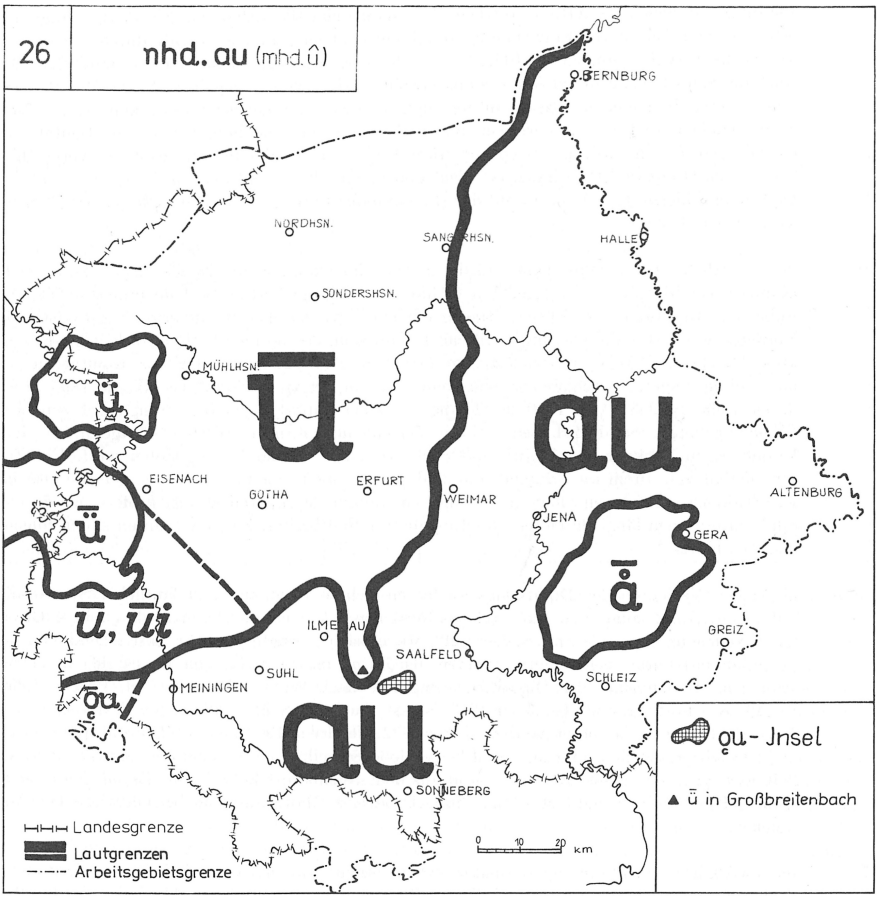


Abb. 16: Aussprache von nhd. au (mhd. û) in der thüringischen Mundart (aus: Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 165).

Christiana von Goethe folgt auch hier in ihren Graphien nicht der Mundart, denn sie verwendet durchgehend das Digraph <au> in Wörtern, die im Ilmthüringischen mit dem Monophthong [ō] gesprochen werden, beispielsweise für das hochfrequente *auch,* ebenso für <Augen>: *augen* (JWG100), *auchen* (JWG152), *Auchen* (JWG167, 170); oder <Augenblick(e)>: *auchen blüke* (JWG7), *auchen blük* (JWG11), *auchen blück* (JWG70, NM16), *auchnblick* (JWG101). Gleiches gilt für die konjugierten Verbformen von <glauben>, die in Standardschreibung realisiert werden, außer bei *glub* (JWG170), wobei bei dieser isolierten Form ein Flüchtigkeitsfehler

vorliegen dürfte.[991] Weitere Beispiele mit Diphthongschreibung sind: <Baum> (auch in Komposita; JWG86, 119, 155, 176),[992] *traum* (<Traum>, zweimal in JWG101) sowie das Verb <kaufen> und Ableitungen davon.

Diese Beobachtung trifft weitestgehend auch auf Wörter mit <au> zu, die auf mhd. <û> basieren (vgl. Abb. 16). In diesen Fällen ist die Aussprache im Ilmthüringischen mit der standardsprachlichen Schreibung kongruent.[993] Dies gilt beispielsweise für <Haus> / <im Hause> / <zu Hause>, wobei alle Schreibungen bis auf drei Ausnahmen mit Diphthong realisiert wurden.[994] Ähnliches gilt für die konjugierten Formen von <brauchen> sowie Wortverbindungen mit <aus>, für die alle die Diphthongschreibung gewählt wurde. Abweichungen gibt es hingegen im Fall von *auf*, da neben dem Substrat *darauf* (zweimal in JWG8 und 216) / *Da rauf* (JWG63) mehrheitlich die monophthongierte Form *da ruf* (JWG25, 41) respektive *daruf* (JWG25, 29, 68, 152, 161, NM4), aber auch *Daruef* (JWG31), *dareuf* (JWG156) und wahrscheinlich mit Buchstabenvertauschung *Daruaf* (JWG145) vorkommt. So verfährt die Schreiberin auch mit dem Dialektwort *nuß* (JWG127) für <naus>,[995] im Sinne von ‚raus' ‚hinaus' und *hubt man[n]* (<Hauptmann>, JWG151), die beide mit Monophthong vorkommen. Dialektale Interferenzen liegen wohl nur bei den Monophthongierungen von <auf> zu *uf* vor, da für die Region um Weimar die Verkürzung zu [uf] belegt ist.[996]

Im Korpus ist insgesamt im Bereich der Diphthongschreibung nur eine geringe Zahl an Abweichungen, genauer Monophthongierungen festzustellen. Das bedeutet im Umkehrschluss in diesem Bereich eine deutliche Orientierung Christiana von Goethes an der schriftsprachlichen Norm. Übernahmen aus dem thüringischen Dialekt sind also selten, und zwar obwohl die dialektale Lautung in diesem Bereich deutlich von der Standardaussprache abweicht. Die Gründ hierfür sind im Einzelnen nicht ersichtlich. Zu berücksichtigen sind aber zwei Bereiche: Zunächst las Christiana von Goethe nicht nur Briefe im Zuge ihrer persönlichen Korrespondenz, sondern auch Bücher. Dementsprechend waren ihr die schrift-

991 Weitere Abweichungen, die allerdings für die vorliegende Frage nicht relevant sind, lauten: *glaubs* (JWG7, 65) und *glaub* (JWG167, 168) mit Dentalausfall, *gla[um]* (JWG195), *geklaubt* (JWG20) / *geklaub* (JWG47, 178).

992 Bei <Baum> treten mehrere unsichere Lesungen auf, bei denen der *u*-Strich über das *m* gesetzt wurde, ohne ein *u* zu realisieren (vgl. JWG 119, 155 und 176). Eine monophthongierte Form ist aber nicht zu erkennen.

993 Vgl. ebd., S. 167.

994 Diese sind *hasse* (JWG7, 30) und *Huß* (JWG39); ansonsten in den allermeisten Fällen *hauss(e)* oder gelegentlich *Hauß*.

995 Ob sich das fehlende <a> auf dialektale Einflüsse zurückführen lässt oder ob dieses aus einer fehlerhaften Elision resultiert, also einfach vergessen wurde, ist nicht zu entscheiden.

996 Vgl. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 172.

sprachlichen Konventionen nicht unbekannt. Zum anderen gab es in Weimar vielfältige Möglichkeiten, um mit anderen Varietäten in Kontakt zu kommen. Goethe beispielsweise war Frankfurter und wird dementsprechend eine gewisse dialektale Prägung aus dem westmitteldeutschen Sprachgebiet mitgebracht haben.[997] Christiana von Goethe besuchte überdies regelmäßig Theateraufführungen, in denen sie mit anderen Varietäten (wenngleich wohl noch nicht mit einer überregionalen Lautung) in Berührung kam.[998]

4.3.2.1.3 Vokaldehnung und -kürzung

Michel Lefevre, der die Briefe Liselottes von der Pfalz sprachlich analysierte, ging davon aus, dass es sich bei den „Unregelmäßigkeiten in der Rechtschreibung" einerseits um Vokalverschiebungen aufgrund regionalsprachlicher Interferenzen handle und dass diese andererseits Rückschlüsse auf die Länge und Intensität der (gesprochenen) Vokale zuließen.[999] Er konstatierte hinsichtlich der Vokaldehnung:

> In den meisten Fällen scheint die Länge und Intensität der Vokale in Liselottes Lautsystem dem heutigen Gebrauch zu entsprechen. Liselotte verwendet auch die konventionellen graphischen Zeichen, um die Länge des Vokals anzudeuten: Sie verdoppelt den Vokal, verwendet das Dehnungs-h sowie das Dehnungs-e.[1000]

Auf die zeitlich einige Jahrzehnte späteren Briefe Christiana von Goethes lässt sich dieser Befund nur in begrenztem Maße übertragen. Zwar entspricht die Schreibung hinsichtlich der Vokallänge häufig der heutigen Standardschreibung und wird dementsprechend oft mit den gängigen, im Zitat genannten Mitteln umgesetzt. Allerdings erfolgt die Anwendung nicht konsequent; in den abweichenden Schreibungen zeigt sich vielmehr eine große Variationsbreite, für die

997 Goethes dialektale Prägung zeigt sich in einigen (an der Standard(aus)sprache gemessen) unreinen Reimen, die mit dem Frankfurter Hessisch erklärt werden können. Dies ist beispielsweise der Fall bei: „Ach, neige, / Du Schmerzenreiche" aus Faust I (WA I, 14, S. 182). Zum Verhältnis von Goethes Sprache zur Mundart siehe u. a. Henzen, Walter: Schriftsprache und Mundart. Ein Überblick über ihr Verhältnis und ihre Zwischenstufen im Deutschen (Bibliotheca Germanica, 5). Bern: 2., neu bearb. Aufl. 1954, S. 142–148 sowie Naumann, Bernd: Die Differenzierung gesprochener und geschriebener Sprachformen des Deutschen in sprachwissenschaftlichen Arbeiten vor und nach 1800. In: Cherubim / Mattheier (Hrsg.): Voraussetzungen und Grundlagen der Gegenwartssprache, S. 73–91, hier S. 74–77.

998 Die *Deutsche Bühnenaussprache* von Theodor Siebs erschien erst 1898.

999 Vgl. Lefèvre, Michel: Die Sprache der Lieselotte von der Pfalz. Eine sprachliche Untersuchung der deutschen Briefe (1676–1714) der Herzogin von Orleans an ihre Tante, die Kurfürstin Sophie von Hannover (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik, 321). Stuttgart 1996, S. 117.

1000 Lefèvre: Lieselotte von der Pfalz, S. 118.

augenscheinlich keine Systematik zu erkennen ist, sodass auch nur begrenzt Rückschlüsse auf die gesprochene Sprache der Schreiberin gezogen werden können oder vice versa phonetische Interferenzen zu erkennen wären.[1001] Ein ähnliches Urteil ist bei Ludwig Geiger über Catharina Elisabeth Goethe zu lesen. Bei ihm heißt es, „daß sie [C. E. Goethe, Anm. d. Verf.] Doppelkonsonanten an unrechte Stellen setzt, einfache Konsonanten braucht, wenn man Verdopplung erwartet, daß sie Dehnungs-*h* und -*e* ganz nach Belieben einsetzt und ausläßt [...].“.[1002] Diese Abweichungen gelten in unterschiedlichem Grad als charakteristisch für Frauenbriefe.

Außerdem ist zu bedenken, dass bestimmte Schreibungen wie beispielsweise *giebt* und *gieng* um 1800 durchaus noch gängig waren.[1003] Das Dehnungs-*h* bezeichnet von Polenz als

> so starke Schreibtendenz, dass im 17. und frühen 18. Jh. vielfach stärker als heute davon Gebrauch gemacht wurde: *uhralt*, *gerahten*, *gebohren, einmahl*, usw. [...]. Komplementär dazu kam der Abbau redundanter Mehrfachkonsonanten noch stärker als im Frühneuhochdt. der Kürzebezeichnung von Vokalen zugute (*Nase*/*nasse*, *wir*/*wirr*), was konsequent erst seit Gottsched gelehrt wurde (Heinle 1982, 345).[1004]

Die Verdopplung eines Vokals zu dessen Dehnung tritt in den untersuchten Briefen kaum auf. So schreibt Christiana von Goethe anstelle von Doppel-*a* in <paar> fast ausschließlich *bar*,[1005] für <Saale> *Sale* (zweimal in JWG1) und für den <Saal> dreimal mit Dehnungs-*h* *Sahl* (JWG4, NM2, NM9), ansonsten *Sall* (JWG7, 8, 214). Der Fisch <Aal> wird einmal mit Doppelvokal und nachfolgendem Doppelkonsonanten realisiert *Spick Alle* (JWG42), *ahl* (JWG63) oder *ahll* (JWG68).

Der Doppelvokal <ee> ist hin und wieder zu finden, was jedoch in den meisten Fällen mit Schreibschwierigkeiten bei der Anbindung eines Folgebuchstabens an die Majuskel <E> zusammenhängen dürfte. Darüber hinaus kommt er entgegen der Schreibkonvention z. B. in folgenden Wörtern vor: *geweessen* (JWG32, 57, 129, 134) und *geveesen* (JWG105) für <gewesen>, welches ansonsten meist nur mit Doppel-*s* geschrieben wird. Des Weiteren kommen u. a. vor: *Steeht* (JWG42,

1001 Rückschlüsse dieser Art sind grundsätzlich nur bis zu einem gewissen Grad auf der Grundlage eines geschriebenen Textes möglich, denn die geschriebenen Buchstaben repräsentieren nicht unmittelbar einen Laut. Ein Buchstabe kann mehrere Phoneme repräsentieren und umgekehrt kann ein Phonem durch mehrere Buchstaben ausgedrückt werden (vgl. dazu die Beispiele in Kapitel 4.2.2).

1002 Geiger, Ludwig: Einleitung des Herausgebers. In: Frau Rat Goethe. Gesammelte Briefe. Anhang: Goethes Briefe an seine Mutter. Hrsg. von Ludwig Geiger. Leipzig: Neudruck 1922, S. V–XXXV, hier S. XIV.

1003 Vgl. von Polenz: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 243.

1004 Ebd. (Hervorhebung im Original).

1005 Belege: 34-mal *bar*, zweimal *bahr* (JWG50, 57), einmal *barh* (JWG65), einmal *Par* (NM11).

JWG65), *übeel* (JWG30) oder *übeell* (JWG161), *geeschäten* (<Geschäften>, JWG166), *geegen* (JWG194), *geesamd* (<gesamt>, CEG1) und nach <ie> in *wieeder komst* (JWG214), *anschlieesen* (NM15) und vor dem Diphthong <ei> in *zeeit* (<Zeit>, JWG43, 53), *veeist* (<weißt>, JWG65), *seeyen* (<sein>, JWG145). Bei letzteren Beispielen sind dialektale Interferenzen – aus dem Diphthong [ei] wird der Langvokal [e:] – nicht auszuschließen. In den Lexemen, in denen standardsprachlich ein Doppelkonsonant steht, tritt dieser im Briefkorpus nicht auf. So wird beispielsweise <leer> in aller Regel mit Dehnungs-*h* als *lehr* realisiert und nur einmal als *leer* (JWG225) und ein weiteres Mal als *leren* (JWG162). In Wörtern wie <See>, <Allee>, <Kaffee>, <Erdbeeren>, <Kleeblatt>, <Meerweibchen> und <Kanapee> treten keine Vokalverdopplungen im Briefkorpus auf.

Bezüglich der Verwendung des Dehnungs-*e* finden wir einige Wörter, die Christiana sowohl mit als auch ohne dieses schreibt. Beispiele frequenter Wörter hierfür sind: *brief* vs. *brif*, *wieder* vs. *wider*,[1006] *viel/-e/-en* vs. *vill/-e/-en* oder *viell/-e/-en*, *hier* vs. *hir*, *lieb/-e/-er/-ende* vs. *lib/-e/-er*.[1007]

In den Briefen tritt auch der umgekehrte Fall auf, das heißt ein in der Standardaussprache kurzvokalisches <i> wird als Langvokal mit Dehnungs-*e* geschrieben. So gelegentlich bei *iest* anstelle von *ist*, *biest* statt *bist, gieb(t) statt gib(t)* und *vergies* (JWG57, sonst *vergis*) usw.

Für Vokaldehnung mit *h* ist eine ähnlich unsystematische Verwendung zu konstatieren, wie dies auch für die zuvor genannten Fälle gezeigt wurde; diese ist aber im Hinblick auf das Sprachbewusstsein unserer Schreiberin aufschlussreich. Als paradigmatischer Fall werden die Varianten des Adverbs <sehr> betrachtet, welche zu 75 Prozent ohne Dehnungs-*h* als *ser* (295-mal) realisiert werden, seltener *sehr* (95-mal) sowie dreimal *serh* (JWG2, 65, NM9) und jeweils einmal *serhr* (JWG195) – beides wohl mit Buchstabenpermutation – und *shr* (JWG57). Bei der Verbform <geht> überwiegen hingegen mit 76 Prozent die Varianten mit Dehnungs-*h*: *geht* (64-mal), auch *get* (20-mal) und einmal *ged*.[1008] Noch konsequenter erfolgt die Schreibung der Modalpartikel <wohl>, die fast ausschließlich als *wohl* (296-mal) realisiert wird; zweimal als *woll* (JWG8, 15).

Des Weiteren lassen sich Beispiele für die Verwendung eines Dehnungs-*h* in Wörtern mit Langvokal finden, in denen standardsprachlich kein Dehnungs-*h* steht. Exemplarisch sei auf die folgenden verwiesen: *tuht* (<tut>, JWG36, 187, 225,

1006 Eingeschlossen sind bei der Zählung ebenso die Varianten mit <v> am Wortanfang; in vier Fällen kann nicht mit Sicherheit gesagt werden, ob es sich um ein <ie> handelt.

1007 Auf eine quantitative Auszählung wurde aufgrund unsicherer Lesungen in diesem Bereich verzichtet.

1008 Weitere Formen sind *gehte* (JWG27; wahrscheinlich eine Buchstabenpermutation zu <gehet>), *gehet* (NM1) und *geth* (AG3, Buchstabenpermutation).

NM18) und *duht* (JWG23, 42), *tuhen* (achtmal) und *tuhe* (dreimal), *währ/-e/-st/-t/-en* (103-mal)[1009] sowie *guht* (<gut>, sechsmal) und *Muht* (JWG166, NM12). Bei letzteren Varianten liegt die Deutung als Hyperkorrekturen nahe. Bereits Voeste argumentiert, dass die Hinzufügung eines stummen <h> in solchen Fällen von einem Sprachbewusstsein zeugt: Die Schreiberin besitzt Kenntnis von einem orthographischen Standard, ohne diesen selbst durchgängig anwenden zu können.[1010]

Analog zur Vokaldehnung ist die Vokalkürzung zu beschreiben, die im Briefkorpus einer ähnlich unsystematischen Anwendung unterliegt wie die zuvor beschriebene Vokaldehnung. Die Betrachtungen beschränken sich an dieser Stelle auf Abweichungen von einer standardsprachlichen Schreibung. Insbesondere die Verwendung von Geminationen folgt keinen erkennbaren Regeln. Neben vielen korrekten Verwendungen gibt es zahlreiche Besonderheiten. Bezüglich der nachfolgenden Beispiele ist anzumerken, dass es einen Zusammenhang zwischen der Gemination und der Verwendung von Ligaturen geben könnte, insbesondere hinsichtlich <ff>, <fft> und <ss>. Besonders bei Christiana von Goethes Schreibung der Ligatur für Doppel-*s* gewinnt man den Eindruck, als verwende sie diese im Wortinneren (nicht am Wortanfang und -ende) häufiger als das lange *s* (oder Schluss-*s*). Möglicherweise spielen hier Schreibkonventionen, die sich im Laufe der Jahre bei der Schreiberin entwickelten, eine gewisse Rolle.

Gelegentlich folgt auf einen Langvokal ein Doppelkonsonant wie in Komposita mit dem Determinans <Hof> wie in *HoffRacht* (<Hofrat>, JWG1), *Hoffrahts* (JWG108), *Hoffg* (<Hofg[ärtner]>, zweimal in JWG6) oder dem häufiger vorkommenden Kompositum <Hofkammerrat>, welches in fast Dreiviertel der Belege mit *ff* geschrieben wird (11 von 15 Belege). Die konjugierten Verbformen <kam> oder <kamen> (einschließlich Verbformen mit Verbpräfix und Partikelpräfix) treten in zehn Prozent der vorkommenden und sicher lesbaren Fälle mit Doppelkonsonanten oder mit Geminationsstrich *m̄* auf (sieben von 71 Belegen). Weitere Beispiele sind <diese/-en/-es>, das in fast Dreiviertel aller Fälle mit Dehnungs-*e* und anschließendem Doppelkonsonanten als *diesse/-en/-es* geschrieben wird (77 von 104 Belegen)[1011] und <böse/-n>, das 18-mal mit Doppelkonsonanten als *bösse* und nur einmal als *böse* vertreten ist. Besonders variantenreich ist <viel/-e/-es>, das neben der Standardschreibung *viel/-e/-es* (44-mal, 31 %) auch als *vill/-e/es* (54-mal, 38 %) und mit Doppelkonsonant als *viell/-e/-es* (35-mal, 25 %) vorkommt.[1012] Zu guter Letzt seien noch die zwei Graphien mit standardsprachlichem Dehnungs-*h* und

1009 Dagegen nur neunmal *wär/-e-/-st/-t/-en*.

1010 Vgl. Voeste: A mensa et thoro, S. 255.

1011 Weitere Schreibungen sind: *diese/-en/-s* (16-mal) und mit Kurzvokal: *disse/-en/-s* (viermal); *diese/-en/-s* (fünfmal) und *dißen* (zweimal).

1012 Weitere Varianten sind *vil* (viermal), *fiel* (viermal) und *fiehl* (einmal).

nachfolgendem Doppelkonsonanten erwähnt wie in *nehmm* (<nehmen>, JWG1) und *sehnne* (<sehne>, JWG11) sowie *erzählllen* (JWG63).

Hin und wieder gibt es Beispiele für Konsonantenverdopplung nach Kurzvokalen, bei denen standardsprachlich kein Doppelkonsonant folgt. Dieses Phänomen ist eher selten in den untersuchten Briefen zu finden, so beispielsweise in *offt* (24-mal vs. *oft* dreimal),[1013] *schrifftli* (<schriftlich>, JWG50) oder *schrifftlich* (JWG57, 70), *dennks* (<denkst>, JWG2), *mitt* (JWG7) und *hallten* (JWG1, 62, 68) oder *erhallten* (JWG57) und bei <als>, das immerhin in knapp 44 Prozent der Fälle als *alls* realisiert wird.[1014] Insbesondere die Verdopplung von <f> ist um 1800 keine Seltenheit und gehört im Bereich der Konsonanten zur gern kultivierten „Letterhäufelung", wie Harsdörffer dies bezeichnet.[1015] Umgekehrt fehlt im Korpus des Öfteren die Gemination nach einem Kurzvokal wie fast ausschließlich bei *den* statt <denn>, sehr häufig bei *wen* statt <wenn>, *häte* (66-mal)[1016] statt *hätte* (viermal), *zu sam/zusam* (<zusammen> 30-mal, mit Doppel-*m* nur viermal), *beser* (45-mal) statt *besser* (19-mal) und *mat* (<matt>, JWG23).

Abschließend lässt sich bezüglich der Vokaldehnung und -kürzung in den Briefen Christiana von Goethes resümieren, dass anhand der Schreibweisen nur in sehr begrenztem Maße Rückschlüsse auf Vokallänge und -kürze gezogen werden können. Die Verwendung von heute gängigen Kürzungs- oder Dehnungszeichen erfolgt insgesamt in wenig systematischer Weise. Ein Zusammenhang zwischen gesprochener Vokalquantität und graphemischer Umsetzung scheint im Großen und Ganzen nicht gegeben zu sein.

4.3.2.2 Dialektale Interferenzen: Konsonantenschreibungen

4.3.2.2.1 Die Plosive

Plosive gelten hinsichtlich ihrer Schreibweise gegenwartssprachlich als wenig problematisch, da die Schreibung zumeist die Opposition zwischen Gespanntheit und Ungespanntheit, Fortis und Lenis, abbildet. Dies bedeutet, dass [p, t, k] und <p, t, k> sowie [b, d, g] und <b, d, g> auf Phonem-Graphem-Ebene miteinander korrespondieren. Als Besonderheit ist dabei die Auslautverhärtung, also der Stimmtonverlust im Morphemauslaut, zu beachten. Nach dieser wird <b, d, g> in

1013 Die Gemination ist höchstwahrscheinlich auf die Anwendung der Ligatur *fft* oder deren ungenaue Abgrenzung zu *ff* zurückzuführen.
1014 Belegt sind *alls* (58-mal) und *als* (74-mal); als eine weitere Form tritt *alß* (NM15) auf.
1015 Vgl. von Polenz: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 266 (dort auch das Zitat).
1016 Zusätzlich kommt zweimal *häde* (JWG20, 100) vor.

der Silbenkoda als [p, t, k] realisiert.[1017] Das gilt zwar für die Standardaussprache, nicht jedoch für die thüringische Umgangssprache oder den ilmthüringischen Dialekt, da im Großteil des Thüringer Sprachraumes eine Konsonantenschwächung zu verzeichnen ist.[1018] Dementsprechend erfolgt dort eine Lenisierung der Fortes [p, t, k], das heißt, dass diese nahezu wie ihre stimmhaften Lenis-Opponenten [b, d, g] ausgesprochen werden. In den Briefen Christiana von Goethes schlägt sich dies häufig in der Schreibung als *b*, *d*, *g* nieder. Eine Besonderheit betrifft das Ableitungssuffix <-ig>, da dieses standardsprachlich nicht der Auslautverhärtung unterliegt, sondern frikativiert oder spirantisiert wird. Diese Eigenheit wird im Zuge der Behandlung der <g>-Schreibung thematisiert.

Schikorsky stellt in ihrer Untersuchung fest, dass es sich bei der schriftsprachlichen Unterscheidung zwischen starken und schwachen Verschlusslauten allgemein um graphematische Problembereiche im 18. und 19. Jahrhundert ohne regionalen Schwerpunkt handelt. Bei weniger routinierten Schreibenden treten Schwierigkeiten in diesem Feld breit gestreut auf.[1019]

Das Verhältnis von <p> und <b>

Für das nhd. [p] ist die Normalvertretung im gesamtthüringischen Sprachraum in jeder Position [b].[1020] Erwartungsgemäß wird die dialektale Konsonantenschwächung von Christiana von Goethe auch in die Schriftsprache transferiert. Es handelt sich um eine häufig vorkommende Interferenz aus dem sprechsprachlichen Bereich, die überwiegend, jedoch nicht gänzlich, konsequent umgesetzt wird, wie Tab. 18 zeigt.

Tab. 18: Variation in der Plosivschreibung <p> vs <b>.

	Vorkommen ges.	**Schreibungen mit *p***	**Schreibungen mit *b***
<paar> (Indefinitpronomen) / <Paar> (Nomen)	34 / 5 = 39	1 / 0	33 / 5[1021]
<Post>	8	1	7

1017 Vgl. Rues u. a.: Phonetische Transkription, S. 16.

1018 Vgl. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 181. – Selbst für das Vorkommen im Auslaut verzeichnet Spangenberg den Fortis- oder Halbfortislaut zumeist nur „in emphatischer Redeweise“ (ebd.).

1019 Vgl. Schikorsky: Private Schriftlichkeit, S. 289.

1020 Vgl. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 180.

1021 Hinzu kommen fünf Schreibungen des Nomens <Paar> mit b (JWG32, 47, 105, zweimal in JWG149).

Tab. 18 (fortgesetzt)

	Vorkommen ges.	Schreibungen mit *p*	Schreibungen mit *b*
<Paket>	18	11	7
<überhaupt>	15	–	15
<April>	3	–	3
<Oper>	3	1	2
gesamt	**86**	**14**	**72**

In knapp 84 Prozent der oben aufgeführten Fälle schlägt sich die Konsonantenschwächung in der Schriftsprache nieder. Besonders hervorzuheben ist die Schreibung des Fremdwortes <Paket>, welches zu 61 Prozent mit <p> geschrieben wird. Dies ist insofern überraschend, da Fremdwörter häufiger dialektale Aussprachemerkmale aufweisen und phonographische Verschriftungsmechanismen erkennen lassen.[1022] Die Auswertung lässt keine signifikanten Unterschiede in der Verteilung von Fortis- und Lenisschreibungen in initialer und medialer Stellung erkennen, da nur die bereits erwähnte Schreibung des Fremdwortes <Paket> vermehrt p-Schreibungen aufweist, was für die anderen Beispiele mit initialem Plosiv nicht nachgewiesen werden kann.

Ferner ist die Verwendung der Spiranten [ʃt] und [ʃp] im Morphemanlaut zu thematisieren, die standardsprachlich durch die Grapheme <st> beziehungsweise <sp> repräsentiert werden. Im Briefkorpus werden beide Spiranten bis auf eine Ausnahme[1023] auch als <st> oder <sp> graphisch umgesetzt, entgegen der mundartlichen Präferenz für [b] statt [p].[1024]

Ein weiterer Sonderfall liegt mit der Affrikata [pf] vor, deren Aussprache im Thüringischen je nach Stellung innerhalb des Wortes variiert (vgl. Abb. 17). Im Ilmthüringischen dominiert anlautend [f] und in- und auslautend [b]. Besonderheiten gibt es hinsichtlich der Konsonantenverbindung [mpf] zu beachten, in der „der Verschlußlaut zumeist nur schwach artikuliert und häufig auch gänzlich eliminiert“[1025] wird.

Tab. 19 enthält u. a. die Wörter <Pferd> und <Pflanze> für das anlautende Vorkommen, <Kopf> für das auslautende und für das Konsonantencluster <mpf> die flektierten Formen des Verbes <empfehlen> sowie das Substantiv <Strümpfe>.

1022 Vgl. hierzu Kapitel 4.3.4.1.
1023 In JWG39 wurde *gespahrt* getilgt und durch *gesbart* (<gespart>) ersetzt.
1024 Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 180 f.
1025 Ebd., S. 205.

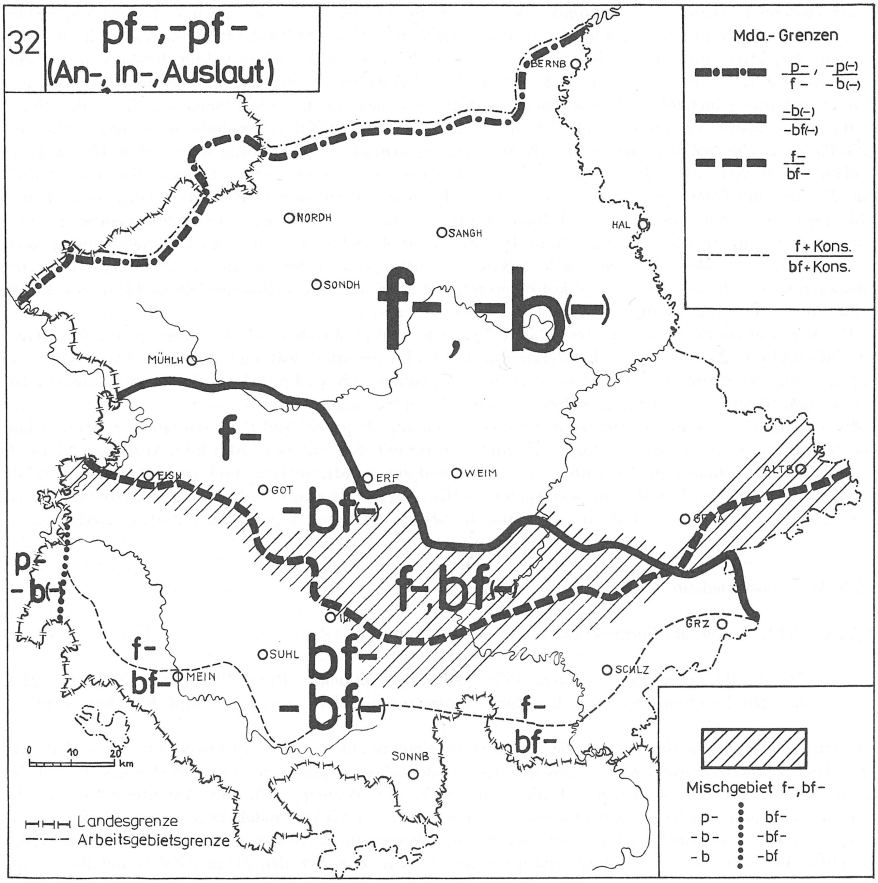


Abb. 17: Aussprache von pf-/-pf- im An-, In- und Auslaut in der thüringischen Mundart (aus: Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 204).

Tab. 19: Variation der Schreibung von <pf>.

	Vorkommen gesamt	**Schreibungen mit *pf***	**Schreibungen mit *bf***	**Schreibungen mit *f***	**Schreibungen mit *p***
<Pferd°>	44	33	–	1	10
<Pflanze>, <be-/gepflanzt>	7	3	–	4	–
Pfingsten	2	2	–	–	–
Anlaut gesamt	**53**	**38**	**–**	**5**	**10**

Tab. 19 (fortgesetzt)

	Vorkommen gesamt	**Schreibungen mit *pf***	**Schreibungen mit *bf***	**Schreibungen mit *f***	**Schreibungen mit *p***
<Kopf[…]>	7	2	1	4	–
<Dampf>	1	–	–	1	–
<Magenkrampf>	1	–	–	1	–
Auslaut (einschließl. <-mpf>) gesamt	**9**	**2**	**1**	**4**	**–**
<empfehlen/empfiehlt /empfahl>	15	8	–	6	1
<Strümpfe/ Strumpf-hosen>	4	–	–	4	–
Konsonantencluster <mpf> gesamt	**19**	**8**	**–**	**10**	**1**

Anhand der obigen Tabelle lassen sich aufgrund der geringen Belegzahl nur vorsichtige Tendenzen aufzeigen, die insbesondere für die auslautende Affrikata in- und außerhalb des Konsonantenclusters <mpf> nur eine geringe Aussagekraft besitzen. Am deutlichsten ist die Tendenz bei der Schreibung von <pf> im Anlaut; in knapp 72 Prozent der Fälle realisierte die Schreiberin entgegen der dialektalen Aussprache die Affrikata vollständig; Schreibungen mit *f* machen hingegen nur 9 Prozent aus. Allerdings ist zu beachten, dass die Belege zu <Pferd> mit 83 Prozent den überwiegenden Anteil ausmachen. Die (nicht sehr zahlreichen) Belege zu <Pflanze> einschließlich der davon abgeleiteten Verbformen weisen hingegen in über der Hälfte das anlautende *F/f* auf (davon entfallen wiederum drei Belege auf die Verbformen).[1026] Darüber hinaus schlägt bei den Varianten von <Pferd> die

1026 Bei der diachronen Entwicklung des Plosivs *p* zur Affrikata *pf* ist ein Blick auf die zweite Lautverschiebung aufschlussreich: Im gesamten hochdeutschen Sprachraum tritt zwar die Verschiebung von *p, t, k* zu den Frikativen *f-(f), z-(z), h-(h)* auf, nicht jedoch die Verschiebung von *p, t, k* in nicht-postvokalischer Stellung zu den Affrikaten *pf, ts, kχ*. Letzere ist nicht für alle Mundarten belegt. So wird im östlichen Mitteldeutschen (im Gegensatz zum westlichen Teil des Sprachgebietes) anlautendes *p* zu *f*, während *p* nach einem Konsonanten und in der Gemination wie im Westmitteldeutschen bestehen bleiben (vgl. Meineke, Eckhard [unter Mitarbeit von Judith Schwerdt]: Einführung in das Althochdeutsche [UTB für Wissenschaft, 2167]. Paderborn 2001, S. 212 und 214).

p-Schreibung mit knapp einem Viertel zu Buche; diese ist ansonsten nur im Konsonantencluster <mpf> noch einmal nachzuweisen.

Die größten Unsicherheiten sind, wie zu erwarten, mit der Schreibung des Konsonantenclusters <mpf> verbunden. Insbesondere bei den Verbformen zu <empfehlen> ist die Variationsbreite groß. Dem Konsonantencluster gehen nicht nur Elisionen voraus, wie in *efehlen* (JWG42) oder *Epfihlt* (JWG101) zu sehen, sondern auch Einfügungen eines vorangehenden Dentals, z. B. in *Entpehelen* (JWG22), *Emtpfahl* (JWG170) oder *Endpfehelen* (JWG170).

Für die Konsonantenopposition *p/b* sind zudem hyperkorrekte Schreibungen nachzuweisen, die im Zusammenhang mit der binnendeutschen Konsonantenschwächung stehen (wie auch nachfolgend [t]/[d] bzw. <t>/<d>). Da diese Schreibungen der Mundart entgegenlaufen, handelt es sich hier um ein distanzsprachliches Merkmal. Beispiele hierfür sind: *pefihlt* (<befiehlt>, JWG100), *auf Sauprste* (<aufs Sauberste>, JWG7), *Pauverwallter* (<Bauverwalter>, JWG82) / *Paueverwalter* (JWG111), *Pau inspekder* (<Bauinspektor>, JWG170) / *Pauinspeckder* (JWG184), *Pargend* (<Barchent>, JWG6); *Pfückse* (<Füchse>, JWG184) und das häufig vorkommende <Bübchen>, das zu 72,5 Prozent initial mit hyperkorrektem *p* statt *b* geschrieben wurde (29-mal mit *p*; elfmal mit *b*). Mehrheitlich mit *p* statt *b* wird das Fremdwort <Bouteille/-n> geschrieben (16 von 18 Belegen).[1027] Diese zeigen zugleich ein Normbewusstsein der Schreiberin.[1028] Darauf deuten auch Sofortkorrekturen hin, wie im Brief vom 21./22. Februar 1797 (JWG38), in dem *Puch* getilgt und zu *bu[c]h* korrigiert worden ist.

Spangenberg verweist aufgrund des mundartlichen Zusammenfalls von [p] und [b] im intervokalischen Bereich auf die mundartliche Entwicklung vor allem im Bereich der Lehn- und Fremdwörter von [b] zu [w] hin.[1029] In Christiana von Goethes Briefen finden wir dies nur einmal im Fall von *an brovirn* (<anprobieren>, JWG162), wobei es sich hier um ein Lehnwort aus dem Lateinischen handelt.

Das Verhältnis von <t> und <d>

Analog zur Lenisierung von [p] zu [b] beziehungsweise <p> zu <b> erfolgt in der thüringischen Mundart häufig der Ersatz von [t] durch [d]. Der Zusammenfall beider Plosive kommt in allen Wortstellungen vor und ist als obligatorisches Merk-

1027 Für die verschiedenen Varianten vgl. Kap. 4.3.4.1.
1028 Vgl. auch Voeste: A mensa et thoro, S. 240 und 255.
1029 Vgl. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 180.

mal der thüringischen Umgangssprache anzusehen. Die Realisierung des [d] erfolgt dabei nicht stimmhaft, sondern meist stimmlos.[1030]

Tab. 20: Das Verhältnis von <t> und <d> in allen Positionen.

	Vorkommen gesamt	**Schreibungen mit *t/tt***	**Schreibungen mit *d***	**weitere Varianten**
Anlaut				
<Tag/-en>	127	24/–	103	–
<tun/tue/tut>[1031]	46	21/–	25	–
<Tisch/-e>[1032]	24	5/–	19	–
<Theater>	22	20/–	2	–
Anlaut gesamt	**219** **100 %**	**70** **32 %**	**149** **68 %**	**–**
Inlaut				
<Bitte>/ <bitte/-n/-t>	46	12/7	18	*dt:* 7; *td:* 1, *dd:* 1
<hätte/-st/-n>	77	72[1033]/3	2	–
<artig/Artiges/Artigkeit>	25	2/–	23	–
<Vater> <Väterchen/Vätergen>	22 18	5/9 2/1	8 15	–
Inlaut gesamt	**188** **100 %**	**93/20 = 113** **60 %**	**66** **35 %**	**9** **5 %**

1030 Vgl. ebd., S. 181.

1031 Die flektierten Verbformen weisen gewisse Unterschiede auf, die wie folgt aussehen: <tun> mit t: 16, mit d: 13; <tue> mit t: 2, mit d: 8; <tut> mit t: 3, mit d: 2.

1032 Das Nomen <Tisch> tritt überwiegend in der formelhaften Wendung „nach Tische“ im Sinne von ‚nach dem Mittagessen‘ auf und wird ausnahmslos mit Dativ-e geschrieben. Zum zunehmenden Wegfall des unbetonten e nach Dativ im 19. Jahrhundert vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 348–354. – Gelegentlich zieht die Schreiberin beide Wörter zusammen und schreibt vor allem in den Briefen aus Lauchstädt nachtiessse (JWG171), nachdiesehe (JWG193), Nachdiesse (JWG193), Nachdiessche (JWG194), nachdiesse (JWG194), nachDiesse (JWG195) und [n]achtdische (JWG195).

1033 Einmal tritt die Verbform mit Buchstabenpermutation als Hästet (JWG25) auf.

Tab. 20 (fortgesetzt)

	Vorkommen gesamt	Schreibungen mit *t/tt*	Schreibungen mit *d*	weitere Varianten
Auslaut				
<nicht>	543	543/–	–	–
<recht>	403	402/–	1	–
<gut>	174	69/2	102	*tt:* 2; *dht:*1
Auslaut gesamt	**1120** **100 %**	**1014** **91 %**	**103** **9 %**	**3** **0 %**
Auslautverhärtung				
<und>	1643	–/–	1643	–
<bald>	128	126/–	2	–
<wird>	152	8/–	144	–
<Freund>	18	–/–	18	–
Auslautverhärtung gesamt	**1941** **100 %**	**134** **7 %**	**1807** **93 %**	**–**

Bei der Untersuchung des Verhältnisses von *t*- und *d*-Schreibungen mit standardsprachlich <t> zeigt sich ein differenziertes Bild (vgl. Tab. 20). Die Lenisierung, die mundartlich in allen Stellungen erfolgt, tritt in den zugrundeliegenden Briefen nur im Anlaut mit 68 Prozent mehrheitlich auf. Hier ist auf die Ausnahme des Fremdwortes <Theater> hinzuweisen, welches anlautend bis auf zwei Ausnahmen mit *T*/*t* realisiert wird. Im Wortinneren ist das Verhältnis genau umgekehrt; dort überwiegen mit etwa 60 Prozent die *t*-Schreibungen.

Im Auslaut dominiert mit über 90 Prozent die *t*-Schreibung, was in Opposition zur mundartlichen Aussprache steht, in der auch im Auslaut die Lenis [b] vorherrscht. Nur gelegentlich erscheint auslautend [t] „als behauchte oder unbehauchte Halbfortis bzw. als Fortislaut, doch ist eine solche Artikulation zumeist auf emphatische Redeweise beschränkt“.[1034] Allerdings scheint sich hier ein Unterschied zwischen hochfrequenten Wörtern wie <nicht> und <recht> und selten vorkommenden Wörtern mit auslautender Lenisierung wie *krichd* (<kriegt>, JWG50), *word* (<Wort>, JWG7), *andvord* (<Antwort>, JWG64), *gebaud* (<gebaut>, NM11) oder *zeid* (<Zeit>, NM16) abzuzeichnen.

1034 Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 181.

Die stellungsbedingten Unterschiede in der *t*- bzw. *d*-Schreibung, die festgestellt wurden, lassen sich auch im Vergleich zwischen <gut> und den deklinierten Formen <gute/-s/-r> nachweisen: Das Adjektiv oder Adverb wurde mehrheitlich lenisiert mit *d* in die Schriftsprache übertragen, weist jedoch in ca. 40 Prozent auch eine *t*- bzw. *tt*-Schreibung auf. Bei den deklinierten Formen hingegen tritt nur eine Fortisumsetzung mit *t* auf. Demgegenüber stehen 85 Schreibungen mit *d* (und einmal ein *dt*). Bei der Lenisierung in den deklinierten Wortformen könnte es sich um eine sprechsprachliche Übertragung handeln.

Die standardsprachliche Auslautverhärtung, die aber nicht zu den Charakteristika der thüringischen Mundart gehört, wurde für Wörter, die auf <d> enden, ebenfalls untersucht. Hier ist allerdings kein eindeutiges Bild zu gewinnen. Während die hochfrequente Konjunktion <und> sowie die Wörter <wird> und <Freund> nahezu ausschließlich auf *d* enden, wählt die Schreiberin für das häufiger vorkommende <bald> hingegen bis auf zwei Ausnahmen die Endung auf *t*. Worauf sich diese Präferenz für die *t*-Schreibung zurückführen lässt, bleibt ungewiss; die standardsprachliche Auslautverhärtung dürfte jedenfalls für eine Dialektsprecherin zu einer Zeit, in der der Dialekt die vorherrschende mündliche Ausdrucksweise war, keinen signifikanten Einfluss gehabt haben.

Es könnte sich um eine hyperkorrekte Schreibweise handeln, die bemerkenswert konsequent umgesetzt wurde. Im Korpus sind weitere hyperkorrekte Varianten mit *t* statt *d* zu verzeichnen wie in den Wörtern *Schublate* (JWG28), *enschultigen* (JWG62) / *entschulti[g]e* (JWG63) / *enschulti[ch]en* (JWG149) / *zu Enschultich* (NM21), *schatet* (<schadet>, JWG86), *Je[m]ant* (JWG50) / *jmant* (JWG109) / *jemat* (NM4), *auss[er]ten* (<außerdem>, JWG95), *torf[dt]e* (<dürfte>, JWG166), *trüfergen* (<Dörfchen>, JWG1), *Retet* (<redet>, JWG4) / *ab geretet* (JWG83) / *beretet* (JWG153, 166) / *g[e]retet* (JWG170) sowie *Pfe~~h~~rte* (zweimal in JWG111), *Pferte* (JWG112), *bilt* (<Bild>, AG3).

Selten benutzte Christiana von Goethe auch die Graphemkombination <dt> in Wörtern, in denen diese standardsprachlich nicht vorkommt, wie in *bedte* (<Bette>, JWG7), *ordtnug* (JWG3), *bidte* (<bitte>, JWG65) / *biedte* (JWG65) / *biedte* (<Bitte>, JWG119), *s[in]dt* (<sind>, JWG142), *lebendtich* (<lebendig>, JWG149), *Freudt* (<freut>, JWG154), *Miedtleit* (<Mitleid>, NM2). Etwas häufiger verwendet die Schreiberin *td* anstelle von <t/tt> wie in *bi[td]e* (<bitte>, JWG3), *vernü[n]fftdich* (<vernünftig>, JWG9), *Mitda* (<Mittag>, JWG10), *nachtmitda[ch]* (JWG22), *künfftdige* (<künftige>, JWG30, 36) / *Küfftdiche* (JWG47), *bey lichtden* (<beiligenden>, JWG52), *liedratdur* (<Literatur>, JWG53), *Rähtdin* (<Rätin>, JWG63), *hatdes* (<hattest>, JWG63), *Nötdichen* (<nötigen>, JWG149), *Danz lustdichen* (<tanzlustigen>, JWG152) usw. Auch in Fremdwörtern kommen die Varianten *dt* und *td* vor, wie in *Madtam* (<Madam>, JWG25), *ablautdirrt* (<applaudiert>, JWG52), *liedratdur* (<Literatur>, JWG53) und *atdige* (<Adieu>, JWG134).

Das Verhältnis von <k> und <g>

Die Verwendung des stimmlosen Plosivs [k] gestaltet sich im thüringischen Sprachraum deutlich komplexer, als dies für die beiden zuvor behandelten Oppositionen [p/d] und [t/d] beschrieben wurde. [k] ist die einzige Verschlussfortis, die in der thüringischen Mundart größtenteils prävokalisch Behauchung aufweist. Problematisch ist jedoch die Abgrenzung der einzelnen Gebiete, die ein behauchtes [k], ein unbehauchtes [k] oder den Lenislaut [g] aufweisen, der vor allem in den östlichen Teilen des Sprachraumes vorkommt. Das Ilmthüringische gehört zu diesen Unsicherheitszonen. Insbesondere in den häufig vorkommenden Anlautverbindungen [kl-, kn-, kr-, kw-] ist der Unterschied durch den Wegfall der Behauchung zur stimmlosen Lenis [g] nur gering.[1035]

Vor diesem Hintergrund wären von einer weniger routinierten Schreiberin aus dem ilmthüringischen Dialektgebiet Probleme bei der schriftlichen Umsetzung der Fortis <k> zu erwarten. Dies betrifft insbesondere die Anlautverbindungen <kl-> und <kn->, die der dialektalen Lenisierung gemäß als <gl> und <gn> realisiert werden könnten. Für diese Fälle sind im Briefkorpus nur wenige Belege zu finden. Zu den Lenisierungen im Anlaut mit <gl->, <gn-> und <gr-> gehören *glaren* (<klaren>, JWG2), *ungluch* (<unklug>, JWG15) und *Glein nes* (<kleines>, JWG38), *Grie[ch]en* (<kriegen>, JWG127) / *grichtes* (<kriegte es>, JWG52; ansonsten jedoch mit *k*) und *graud* (<Kraut>, JWG119) oder *graudlande* (JWG157). Weitere Belege für die Umsetzung der Lenisierung in der Schriftsprache über die genannten Verbindungen hinaus sind *Christen Gra[m]* (<Christkram>, JWG36); im Auslaut bei *Mußsi[g]* (<Musik>, JWG2) und *Mußsig kus* (<Musikus>, JWG28).

Aus diesen wenigen Beispielen lässt sich kein Paradigma ableiten; es bleibt die Feststellung, dass in seltenen Fällen <k> durch <g> ersetzt wird, was auf die sprechsprachliche Lenisierung zurückgehen könnte. Da diese Opposition mundartlich (und auch regionalsprachlich) weniger stark ausgeprägt ist als die beiden zuvor behandelten, lassen sich hier keine eindeutigen Schlüsse ziehen. Dies betrifft auch den umgekehrten Fall – <k> statt <g> –, der aus demselben Grund nicht ohne Einwände als Hyperkorrektur bezeichnet werden kann. Zu den wenigen Beispielen aus dem Briefkorpus gehören *bekrif* (<Begriff>, JWG100), *Cllobus* (<Globus>, JWG63) / *klobuß* (JWG68), *zu krude richten* (<zugrunde richten>, JWG166), *geklaubt* (<geglaubt>, JWG20) / *geklaub* (JWG47, 178) und *kläser* (<Gläser>, JWG142).[1036]

1035 Vgl. ebd., S. 183 f.

1036 Zudem korrigierte Christiana Vulpius einmal die Schreibung des Wortes *Kleid* durch Tilgung der zunächst fehlerhaften Schreibweise *glt* (JWG38).

Es ist zu konstatieren, dass hinsichtlich der *k*-/*g*-Schreibung mehrheitlich die schriftsprachlich „korrekten“ Schreibweisen zu finden sind. Diese dominieren stärker als in anderen Bereichen der Konsonantenschreibung mit deutlich dialektalen Merkmalen. So kommt der Kosename für den Sohn August bezüglich des Anlautes (nicht aber der Endsilbe) immer in *k*-Schreibung vor; es ist ausschließlich von dem <Kleinen> die Rede. Eine Erklärung hierfür wurde bereits angesprochen und betrifft die im Vergleich zu den Fortis-Lenis-Oppositionen [p, b] und [t, d] lockerere Opposition von [k, g]. So ist u. a. im thüringischen Dialektgebiet auch die umgekehrte Ersetzung von [k] durch [g] oder durch spirantisiertes [χ] möglich. Es können auch hyperkorrekte Formen vorkommen, so z. B. bei unsicheren Mundartsprechern oder in Gebieten mit einem Übergang von [g] zu [j] oder [χ]. Folglich können [k] und [g] insbesondere in Anlautverbindungen alternierend vorkommen wie beispielsweise bei der Aussprache von <groß> als [kro:s].[1037] Im Thüringischen Wörterbuch ist dies unter anderem auch für <Markt> belegt, was gleichfalls als [mårgd] oder [mårχd] ausgesprochen wird. In bestimmten Fällen kann [k] auch gänzlich eliminiert werden.[1038] Spangenberg gibt für das Nordilmthüringische, wozu auch Weimar zählt, im Anlaut eine Präferenz für die Lenisierung zum stimmlosen [g] an (vgl. Abb. 18).

In den Briefen Christiana von Goethes gibt es Hinweise darauf, dass ihr Dialekt hinsichtlich der [k]-[g]-Aussprache stärker in Richtung des sich nordöstlich anschließenden Gebietes mit einer Präferenz für [g-/j-/χ-] tendiert.[1039] So sind unter anderem die folgenden Formen in den untersuchten Briefen zu finden: *Jar* (JWG21, JWG36, JWG41 usw.) für <gar>, *Jechen* (JWG50) anstatt <gegen>, *Mor[j]en* (<morgen>, JWG28, 45) und *KöJin* (<Köchin>, JWG28, 47).[1040] Eine rein dialektale Begründung für die in den meisten Fällen standardsprachliche Verwendung der Verschlussfortis <k> ist folglich nur bedingt tragfähig. Vielmehr zeigen sich auch in diesem Bereich ein gewisses Sprachbewusstsein und die Reflexion unterschiedlicher Varianten.

1037 Vgl. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 197; dort als [krōs].

1038 Vgl. ebd., S. 186.

1039 Teilweise findet sich im Anlaut die Schreibung *j* statt *g*, z. B. *Jar* (<gar>, z. B. in JWG21, 36, 41, 64, 155, AG3).

1040 Bei den aufgeführten Beispielen ist zu beachten, dass durch die häufig unleserliche Schreibung beziehungsweise die oftmals nicht eindeutige Unterscheidung der Graphen *g, j, ch* in der Handschrift Christiana von Goethes ein Unsicherheitsfaktor bestehen bleibt (vgl. hierzu Kapitel 4.1.2).

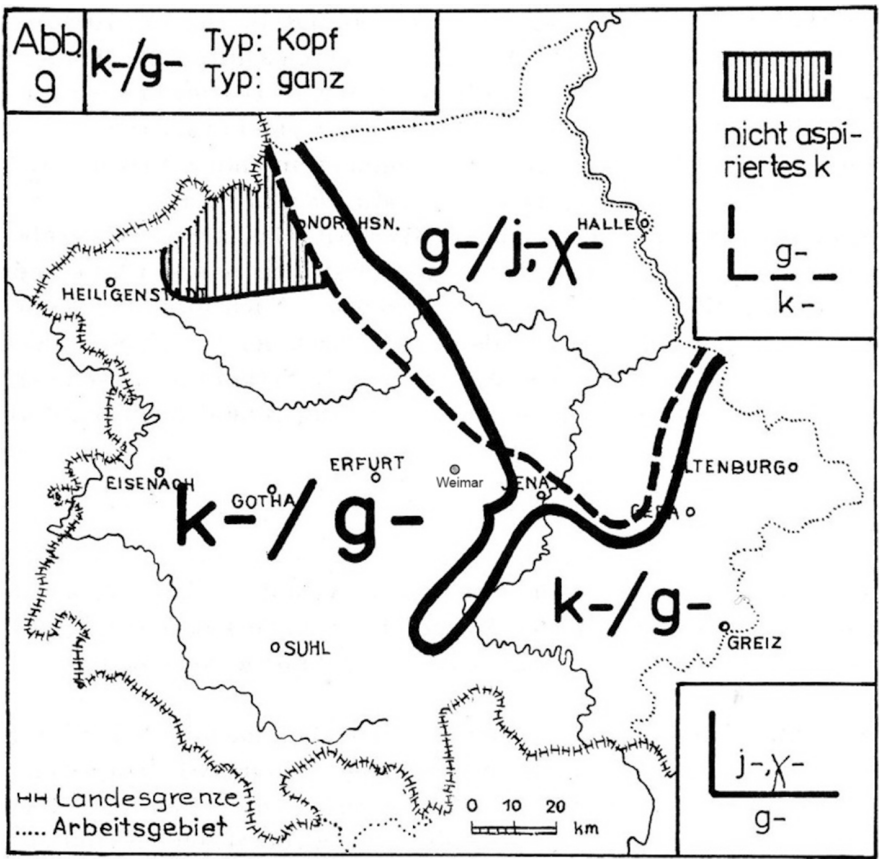


Abb. 18: Aussprache von k-/g- (z. B. in „Kopf/ganz“) in der thüringischen Mundart (aus: Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 184).

4.3.2.2.2 Spirantisierung von [g]: <g> vs. <ch>

Nachfolgend soll anknüpfend an die *g*-/*k*-Schreibung nun die Spirantisierung von [g] bzw. <g> in den Blick genommen werden, die zunächst anhand der Suffixschreibung von Adjektiven im Briefkorpus untersucht wird. Die standarddeutsche Aussprache folgt der Regel, dass <-ig> im absoluten Auslaut oder vor einem Konsonanten als [-iç] realisiert wird. Folgt dem Suffix ein weiterer Vokal, wird [-ig] gesprochen.[1041]

1041 Vgl. Duden. Die Grammatik, S. 58.

In den Briefen wird das <ig>-Suffix in den meisten Fällen der dialektalen Aussprache folgend, die in diesem Fall mit der standardsprachlichen Lautung übereinstimmt, als <-ich> geschrieben.

Die quantitative Auswertung von Adjektiven, die standardsprachlich auf <-ig> enden, hat ergeben, dass 122 von 153 Suffixen auf die Endung *-ich* entfallen. Das heißt, knapp 80 Prozent der im Korpus vorkommenden Adjektive treten mit der Endung *-ich* und etwa 20 Prozent mit der Endung *-ig* auf.[1042] Exemplarisch wird in Tab. 21 das quantitative Verhältnis der Suffixschreibungen von fünf Adjektiven aufgeführt.[1043]

Tab. 21: Suffixschreibung <-ig>.

	Vorkommen ges.	**Schreibungen mit *g***	**Schreibungen mit *ch***
<artig>	19 (21)	4 (+2)	15
<lustig>	17	7	10
<fertig>	28 (33)	1 (+5)	27
<wenig>	10	–	10
<fleißig>	23 (25)	1 (+1)	22 (+1)
gesamt	**97 (107)**	**13 (21)**	**84 (85)**

Tab. 21, die bereits einen Großteil der Adjektivformen auf <-ig> enthält, verdeutlicht, dass in den meisten Fällen sowohl Suffixvarianten mit *g*- als auch mit *ch*-Graphie auftreten, wobei die Präferenz eindeutig auf der spirantisierten Form liegt.

Bei Adjektiven, in denen auf das Suffix <-ig> noch ein Vokal folgt, lautet die standardsprachliche Aussprache [-ig-]; im Thüringer Raum hingegen treten häufig Kontraktionen auf oder, wenn dies nicht der Fall ist, wird intervokalisch spirantisiert zu [χ] oder [x].[1044] In den untersuchten Briefen existieren sowohl Schreibweisen mit <-ig-> als auch mit <-ich->, mit einer leichten Präferenz auf der Umsetzung der spirantisierten Form. Ähnliches gilt grundsätzlich für die Schreibung von <g> in intervokalischer Stellung, die häufig als *ch*-Schreibung umgesetzt wird. So kommt *Eigendlich/-e* (JWG159, NM5), aber auch *Eichent liche* (JWG29) vor,

1042 Nicht berücksichtigt wurden unsichere Lesungen, die häufiger eine vorsichtige Präferenz für *-ig* und nicht *-ich* aufweisen. Obwohl die eindeutige Tendenz der Schreiberin zu *-ich*-Graphien davon unberührt bleibt, weil es sich nur um wenige Fälle handelt, würde sich das Gewicht geringfügig in Richtung *-ig*-Schreibung verschieben.

1043 Die Zahlen in Klammern enthalten die Belege unsicherer Lesungen.

1044 Vgl. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 200–202.

der <Wagen> wird nur zweimal mit *g* und und 22-mal mit *ch* geschrieben, umgekehrt wird die <(An-)Frage> bzw. <(an-)fragen> achtmal mit *g* und nur zweimal mit *ch* geschrieben.

Problematisch hinsichtlich einer eindeutigen Bestimmung ist das Verb <sagen> im Briefkorpus. Es tritt sowohl in Schreibungen mit *g* als auch mit *ch* sowie mit *h* auf. Insbesondere die Varianten mit *ch* oder *h* sind oftmals nicht sicher einzuordnen, da *ch*-Verbindungen nicht selten eine Elision des *c* aufweisen. Man gewinnt den Eindruck, dass die Schreiberin zwischen diesen drei Formen schwankte.[1045]

Kontraktionen als dialektale Übertragungen kommen in seltenen Fällen vor; so bei *brächtier* (<prächtiger>, JWG52), *mein Einsier* (<mein Einziger>, JWG11), *Jzir* (<jetziger> oder <itziger>, JWG47). Ferner existieren hyperkorrekte Formen, die vor dem Hintergrund der spirantisierten Aussprache von schriftsprachlich <g> im Thüringischen, nicht nur im Auslaut, sondern auch intervokalisch naheliegend sind, wie *Kirge* (<Kirche>, zweimal in JWG105, 194), *zeigen* (<Zeichen>, JWG142), *Kögin* (<Köchin>, JWG27, 29, 47), *verdrüßlig* (<verdrießlich>, JWG216), *glüklig* (<glücklich>, JWG132) / *glücklig* (JWG89, 193), *onmöchlig* (<unmöglich>, JWG132), *leidlig* (<leidlich>, JWG246).

Zusammenfassend lässt sich bezüglich der Konsonantenschreibung in den Briefen Christiana von Goethes im Allgemeinen und bei der *g*-Schreibung im Besonderen eine regionalsprachliche Prägung beobachten, die sich in Lenisierungen oder im Fall des <g> in einer Spirantisierung äußern. Eine Ausnahme zeigt sich innerhalb der untersuchten Bereiche lediglich bei der Schwächung von <k> zu <g>, die nur sehr selten vorkommt. Ähnliches konstatiert auch Ingo Reiffenstein für die Briefe der Familie Mozart (mit einer gewissen Einschränkung für die Briefe von Wolfgang Amadeus Mozart).[1046]

4.3.2.3 Apokope: (Nicht-)Realisierung finaler Dentale und Liquide in <nicht>, <ist> und <mal>

Elisionen kommen im Briefkorpus gelegentlich vor und treten vorzugsweise in den Endsilben als Apokopen auf. Ausgehend von den ilmthüringischen Dialektformen und der Regionalsprache wäre im Briefkorpus ein Dentalschwund bei den hochfrequenten Kurzwörtern <nicht> und <ist> als *nich* und *is* zu erwarten. Beide

1045 Zur Verwendung im thüringischen Dialekt vgl. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 201.

1046 Vgl. Reiffenstein: Sprachvariation II, S. 205 f. – Isa Schikorsky identifiziert die Konsonanten *g*, *k*, *j* und *ch* ebenfalls als graphematische Problembereiche, die auch im 19. Jahrhundert noch auf regionalen Ausspracheunterschieden basieren, die sie aber auch im Spannungsfeld „zwischen Standardaussprache bzw. -schreibung und regionalen Besonderheiten“ verortet (vgl. Schikorsky: Private Schriftlichkeit, S. 291).

Wörter werden im gesamten thüringischen Sprachraum stets ohne Dentalverschluss gesprochen.[1047] Elspaß verweist darauf, dass die Varianten ohne finalen Dental auch in den heutigen regionalen Umgangssprachen geläufig sind. In den Briefen des 19. Jahrhunderts weist Elspaß einen mit 21,7 Prozent besonders hohen Anteil des Dentalschwundes bei *jetzt* oder *jetz* nach; die Wortform ohne finales *-t* ist dabei historisch gesehen die ältere.[1048] In den Briefen Christiana von Goethes kann diese Wortform nicht untersucht werden, da sie nur in der Nebenform <jetzo> oder <itzo>, welche meist als *jzo* in den Briefen realisiert wird, auftritt.

Ein Dentalschwund bei <nicht> ist in den Briefen eine seltene Ausnahme; er kommt nur in 1,72 Prozent der Belege vor.[1049] Ein ähnlicher Befund liegt für <ist> vor, welches gar nicht mit Dentalschwund nachzuweisen ist.[1050] Ähnliches gilt für die Realisation des Liquids in <mal>, einschließlich der Wortformen <manchmal>, <einmal>, <diesmal>, <allemal>, <zumal>, <vielmal>. Obwohl der *l*-Abfall im thüringischen Sprachraum weit verbreitet ist,[1051] ist er im Briefkorpus nicht belegt.

Diese Ergebnisse sind insofern sehr aufschlussreich, als sie die sprechsprachlich-dialektalen Einflüsse relativieren, die gerade im Bereich des Ausfalls der finalen Dentale, aber auch des Liquids in <mal> zu erwarten gewesen wären. Drei sehr frequente Wörter, die in den thüringischen Dialekten immer ohne Dentalrealisation auftreten, kommen in Christiana von Goethes Briefen fast gar nicht in dieser zu erwartenden Form vor; der Dentalschwund ist bei diesen Beispielen kaum nachweisbar. Dies ist ein Indiz dafür, dass Christiana von Goethe keineswegs so schrieb, wie sie sprach. In diesem Fall scheint sie die schriftsprachliche Konvention zu kennen und setzt diese unabhängig von ihren eigenen dialektalen Prägungen um. Gleichwohl lassen sich in den Briefen auch Belege für einen Dentalausfall am Wortende finden; so z. B. in *verEnnder* (<verändert>, JWG1) / *verEnder* (JWG2) / *vere[n]der* (NM9, 18), *glaub* (<glaubt>, JWG2), *Erhälts* (<erhältst>, JWG2) / *Erhälds* (JWG194), *betrüb* (<betrübt>, JWG2, 3, 20, 34 usw.), *fehls* (<fehlst>, JWG2), *käms* (<kämst>, JWG2, 103) / *kämes* (JWG11, 123, 157) und *dennks* (<denkst>, JWG2, 22). Diese Belege sind jedoch im Zusammenhang mit der Komplexität von

1047 Vgl. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 182.

1048 Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 440; vgl. auch Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 183.

1049 Wortformen ohne Dental: 9; Wortformen mit Dental: 513. – Bei den Wortformen mit Dental kommen teilweise verkürzte Schreibungen wie *nht* oder der Ausfall des *c* vor.

1050 Im Korpus enden nur vier Fälle nicht auf *-t*. Das betrifft die Befunde *iste* (JWG7), die stark reduzierte Form *i* (JWG108 und NM15) sowie einmal die versehentliche Schreibung *ich* (JWG123). Gelegentlich kommt die Schreibung mit Langvokal *ie* vor.

1051 Vgl. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 231.

Konsonantenclustern und der sich daraus ergebenden Reduktion bei weniger routinierten Schreibern zu sehen.[1052]

Neben diesem Befund für die hochfrequenten Wörter gibt es im Briefkorpus einige Beispiele für Apokopen, insbesondere bei Verbformen, bei denen die Endung <-en> oder <-e> elidiert wurde. Im Briefkorpus trifft dies vor allem auf die Verben <kommen> und <freuen> zu: z. B. *kom* (<komme>, zweimal in JWG2, 111, 115, 126, 225; <kommen> in JWG4, 32, 53, zweimal in JWG68, 195, zweimal in 207, NM9, AG6) / *mitkom* (<mitkommen>, JWG171) / *zurückkomme* (NM2) / *gekom* (dreimal in JWG2, 68, 110, 142 usw.) / *bekom* (<bekommen> in JWG6, 8, 50, 193, zweimal in NM4; <bekomme> in JWG53). Weitere Beispiele sind *freu* (<freuen> in JWG2, 7, 8, 83 usw.; <freue> in JWG3, 4, 7, 17, 24 usw.; <freut> in JWG39), *hat* (<hatte>, JWG7, 156), *Hät* (JWG47) / *hät* (<hätte>, JWG110), *bitt* (<bitte>, JWG42), *[mac]h* (<mache>, JWG169), *glaubt* (<glaubte>, JWG149, 156), *du* (<tue>, JWG156, AG4) / *d[u]h* (AG4), *klein* (<kleinen>, JWG2), *klein* (<den Kleinen>, JWG2, 4) / *kleinn* (z. B. in JWG11, 32, zweimal in JWG39), *zu sam* (<zusammen>, JWG2, 4, 8, 27 usw.), *Ein* / *ein* (<einen>, JWG3, 4, zweimal in JWG6, 7 usw.) und bei Pronomen wie *kein* (<keinen>, JWG7, 53, 68, 70 usw.), *mein* (<meinen>, JWG9, 24, 29 usw.) und *sein* (<seinen>, JWG28, 63, 106 usw.) / *Seinn* (JWG50).

Die obige Auflistung ist keinesfalls erschöpfend; es ist aber auch festzuhalten, dass Apokopen nicht die Regel sind, sondern verhältnismäßig selten auftreten; vollständig realisierte Endungen (unter Beachtung der chirographischen Eigenheiten), insbesondere bei der unbetonten Silbe <-en>, überwiegen also. Die reduzierten Endungen erscheinen vorzugsweise bei häufig benutzten Wörtern wie bei dem unbestimmten Artikel <einen>, dem Pronomen <keinen>, den Possessivpronomen <meinen, seinen> oder bei Verben, die die Schreiberin häufig verwendete.

4.3.2.4 Synkope und Assimilation

In der mündlichen Sprache hört man selten vollständig realisierte Endsilben, da Schwa-Laute elidiert werden, das heißt, es kommt zu einer Endsilbenreduktion. So entfällt das [ə] nach Frikativen in allen Endungen, außer beispielsweise beim Diminutivsuffix *-chen*. Nach Plosiven sind sowohl Formen mit [ə] als auch ohne dieses möglich. Im Fall einer Elision gleicht sich das nachfolgende [n] stets der Artikulationsstelle des vorangegangenen Plosivs an (Assimilation), zum Beispiel bei <haben> als [ha:bən], [ha:bm̩][1053] oder in der Umgangssprache oder dialektal

1052 Vgl. Kapitel 4.3.2.5.

1053 Vgl. Rues u. a.: Phonetische Transkription, S. 47.

verkürzt zu [ham].[1054] Formen, die eine totale Assimilation aufweisen und für den thüringischen Dialekt charakteristisch sind,[1055] treten in Christiana von Goethes Briefen nur sehr selten auf, so in *bleim* (JWG30, 34, 62, 98, 131, 156) und *gebliem* (JWG152) / *geblim* (JWG6) anstelle von <bleiben, geblieben> oder *seim* (zweimal in JWG41, 166, 195) anstelle von <seinem>. Stark reduziert bzw. assimiliert ist die Variante *kram* für <Graben> (JWG171). Die Elision des Schwa-Lautes in Endungen kommt vor, tritt jedoch nicht sehr häufig auf. Eine systematische Untersuchung kann an dieser Stelle nicht vollzogen werden, weil gerade die Transkription der Wortendungen auf <-en> häufig nicht zweifelsfrei erfolgen kann.[1056]

Anstelle der Vollform <unseren> (zweimal im Korpus) kommt mehrheitlich die gängige Synkope *unsern* (neunmal im Korpus) vor. Ähnliches gilt auch für <unserem> vs. <unsserm>. Beide synkopierte Varianten sind nicht als Abweichungen zu werten; sie werden u. a. auch schon bei Adelung aufgeführt.[1057] Darüber hinaus tritt auch stärker synkopiert *unser* (z. B. in JWG57, 60, 63) / *unsserr* (JWG79) für <unserer/unsrer> auf, ebenso *unser* (JWG62, zweimal in JWG63 usw.) / *unsser* (JWG83) für <unsere/unsre>.

4.3.2.5 Vereinfachung von Konsonantenclustern

Elspaß konstatiert in seiner Studie eine „Tendenz zur Vereinfachung von Konsonantenclustern“,[1058] die Hartmut Schmidt auch für die Gegenwartssprache beschreibt. Schmidt bezieht sich vor allem auf die Konsonantenhäufung *-nds, -ndst-* und *-gtst-*, welche primär in Superlativen des Partizip I und II vorkommen. Beispiele hierfür wären <abends> realisiert als *abens*, <umfassendst> als *umfassenst* und <geachtetst> als *geachtest*. Meist geht die Komplexitätsreduktion mit dem Wegfall des dentalen Plosivs einher.

Belege für die Konsonantencluster *-ndst-* und *-gtst-* sind im vorliegenden Briefkorpus nicht zu finden, dafür aber die Häufungen *-nds*, *-ntl* und *-ltst* sowie *-ngst* (vgl. Tab. 22).

1054 In den untersuchten Briefen ist beispielsweise zweimal die typisch dialektale Form *gehat* (JWG6, 63, 68, 188, 207) für <gehabt> oder *an gehat* (<angehabt>, JWG3) zu finden.

1055 Vgl. u. a. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 102 und 222 f.

1056 Zu dieser Problematik, die einerseits vor dem Hintergrund einer generellen Ähnlichkeit der Graphe *e* und *n* in der deutschen Kurrentschrift zu sehen ist, andererseits aber auch chirographische Eigenheiten als Ursache hat, vgl. Kapitel 4.1.2.2.

1057 Vgl. Art. „2. Unser“, in: AWb, https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=U01029 (22.03.2024).

1058 Schmidt, Hartmut: Frühneuhochdeutsche Zustände im Spätneuhochdeutschen? In: Ágel, Vilmos u. a. (Hrsg.): Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension. Festschrift für Oskar Reichmann zum 65. Geburtstag. Berlin 2002, S. 321–342, hier S. 339.

Tab. 22: Konsonantencluster.

	vollständiges Konsonantencluster		reduziertes Konsonantencluster			Sonstige Schreibungen	Belege ges.[1059]
<abends>	*-nds* 3	*-nts*[1060] 1		*-ns* 16		*des abendes* *Abenst* 2	22
<°hältst>[1061]		*-tst* 0	*-ts* 2	*-ds* 1	*-st* 4	– 0	7
<(außer-)ordentlich>		*-ntl-* 0		*-nl-* 21		– 0	21
<Angst>		*-ngst* 1		*-nst* 4		*angest* 3	8
<längst>		*-ngst* 0		*-nst* 4		*lä[n]gest* 1	5

Folglich werden die Wörter <abends>, <(außer-)ordentlich>, <hältst>, <Angst> und <längst> in die Untersuchung einbezogen.

Die vollständige Realisation von Konsonantenclustern kommt insgesamt in nur fünf von 63 Belegstellen vor, was rund acht Prozent entspricht. In den allermeisten Fällen werden Konsonantenhäufungen also vereinfacht. Der regelhafte Dentalausfall wurde bereits von Elspaß für das 19. Jahrhundert beschrieben[1062] und geht auf sprechsprachliche Einflüsse zurück, wie sie schon Hermann Paul beschrieben hatte: „Verstummt, aber in der Schreibung beibehalten ist *t* vor *st* in *du hältst*, *fichtst*, *flichtst*“.[1063] Zu bemerken ist jedoch, dass in den Briefen Christiana von Goethes im Fall von <hältst> nicht nur das stumme *t* vor dem *st* wegfallen kann, sondern fast genauso häufig der finale Dental. Zu beachten ist allerdings die geringe Vorkommenshäufigkeit mit insgesamt nur sieben Belegen.

Die Befunde hinsichtlich des Clusters *-ngst* lassen eine etwas anders gelagerte Deutung zu. Die Konsonantenhäufung mit finalem velarem Nasal wird nur einmal vollständig geschrieben (*angst*, JWG70); ansonsten tritt diese reduziert als

1059 Ein Prozentsatz wird aufgrund der geringen Beleganzahl nicht angegeben.

1060 *Abents* (JWG171).

1061 Darunter zählen auch Verbformen mit Präfix: <erhältst> (*Erhälts*, JWG2; *Erhälds*, JWG194), <behältst> (*behälts*, JWG6) und <aufhältst> (*auf hälst*, JWG134).

1062 Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 443 f.

1063 Paul, Hermann: Deutsche Grammatik. Bd. 1, Teil 1: Geschichtliche Einleitung, Teil 2: Lautlehre. Halle a. d. Saale 1916, S. 326; vgl. auch Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 443.

-nst mit Ausfall des *-g* auf. Zudem fügt die Schreiberin viermal zwischen dem *g* und dem *st* einen Vokal ein, was zur Splittung des Konsonantenclusters führt.

Es ist wichtig zu betonen, dass die Vereinfachung des *ngst*-Clusters im Gegensatz zu den anderen Beispielen nicht auf sprechsprachlich-dialektale Einflüsse zurückzuführen ist, sondern primär auf Schwierigkeiten der Phonem-Graphem-Zuordnung beruht, die sich wiederum aus dem hohen Komplexitätsgrad des Clusters ergeben, da der Digraph <ng> nur einen Laut abbildet. Dass dies im Fall des vorliegenden Briefkorpus zu einer Variantenvielfalt in der Schreibung führt, wurde bereits oben gezeigt.

Die Tendenz zur Komplexitätsreduktion in Konsonantenclustern tritt selbst in Zeitungstexten der Gegenwartssprache auf;[1064] es handelt sich also nicht ausschließlich um ein Phänomen in Zeugnissen weniger routinierter Schreibender oder gar eine ideoskriptale Variation. Es ist zu vermuten, dass dieses Phänomen bereits in Ego-Dokumenten der Zeit vor 1800 auftritt, was in weiteren Studien zu verifizieren wäre.[1065]

4.3.2.6 Buchstabenpermutationen, -auslassungen, -hinzufügungen

In den Briefen Christiana von Goethes fällt auf, dass die Schreiberin nicht selten Buchstaben auslässt. Ein eindeutiger Grund für diese Auslassungen ist nicht in jedem Fall ersichtlich oder wie Voeste es formuliert: „it is sometimes difficult to distinguish between phonologically motivated spellings and letter omissions occurring during the writing process“.[1066] Zu den Schreibungen, die weder mit sprechsprachlichen oder dialektalen Interferenzen noch mit anderen grammatischen oder orthographischen Varianten erklärt werden können und die auch nicht zu den von Christiana von Goethe etablierten verkürzten Schreibungen hochfrequenter Wörter gehören, zählen die folgenden Beispiele, bei denen Buchstaben oder Silben ausgelassen oder im Schreibprozess vergessen wurden:

– *angeschat* (<angeschafft>, JWG8), *güklich* (<glücklich>, JWG8), *Schusihler* (<Schauspieler>, JWG15), *Shästen* (<schönstens>, JWG23), *dular* (<Durchlaucht>, JWG23), *dr* (<der>, JWG23), *nunro* (<nunmehro>, JWG30), *freidg* (<freudig>, JWG30), *behaude* (<behaupte>, JWG57), *hoCamer Raht* (<Hofkammerrat>, JWG64), *schadel* (<Schachtel>, JWG142, 153), *geagen* (<gegangen>, JWG145), *Sielle* (<stille>, JWG186), *jeals* (<jemals>, JWG187), *jeand* (<jemand>, JWG187), *vehast* (<ver-

1064 Vgl. Schmidt: Frühneuhochdeutsche Zustände, S. 339.
1065 In den Briefen Catharina Elisabeth Goethes sind ebenfalls reduzierte Schreibweisen von Konsonantenclustern nachzuweisen (vgl. Merkel: Sprache der Mutter Goethes, S. 114).
1066 Voeste: A mensa et thoro, S. 254.

hasst>, NM1), *Stutden* (<Studenten>, NM2), *züggung* (<Züchtigung>, NM2), *krageit* (<Krankheit>, NM15) und *honung* (<Hoffnung>, AG6).[1067]

Auffällig in den Briefen Christiana von Goethes ist die Auslassung des Buchstabens *n*, und zwar vor allem, wenn dieser auf das in der deutschen Kurrentschrift ähnlich aussehende *u* oder *ü* folgt oder diesen vorausgeht.[1068] Besonders häufig tritt dies bei dem hochfrequenten Wort <und> auf, oftmals realisiert als *ud*,[1069] ebenso bei den Nomina, die auf <-ung> enden wie <Ordnung>, welches u. a. als *ordtnug* (JWG3), *ordnug* (JWG4), *ordnuch* (JWG11) oder *ornug* (JWG30) realisiert wird, *Ei[n]qardirug* (<Einquartierung>, JWG225), *haußhaltug* (JWG52) / *Haußhaltug* (JWG63) / *Hauß haltug* (JWG120, NM3), *hoffnug* (<Hoffnung>, JWG171, NM5, NM10) / *hofnug* (JWG188, 194, 195, NM9) / *Hoffug* (JWG83) / *hofftnug* (JWG181) oder *forläss ug* (<Vorlesung>, NM16; Segmentierung aufgrund von Zeilenumbruch). Weitere Beispiele sind Varianten von <künftige> wie *küfftdi[ge]* (JWG36), *küffd[ich]e* (JWG38) und *Küfftdiche* (JWG47), *gesud* (<gesund>, JWG225), *Juge/-n* (<junge/-n>, JWG6, 32 NM18), *vergüchden* (JWG6) / *vergüchten* (<vergnügten>, AG6) / *vergücht* (JWG29) und dergleichen mehr.

Anja Voeste weist darauf hin, dass Silben wegfallen können, wenn diese wiederholt werden,[1070] wobei das von ihr gewählte Beispiel *Dabezier* (JWG38, auch *Dabezir* in JWG3) unzutreffend ist. *Tapezier* war im 18. und 19. Jahrhundert neben *Tepezierer* eine geläufige Form, die u. a. auch in Goethes Briefen vorkommt.[1071] Beispiele für diese Form der Auslassung gibt es in den Briefen Christiana von Goethes durchaus, so bei *unser* (<unserer>, JWG57, 63, NM11), *beser* (<besserer>, JWG72), *Schein* (<scheinen>, JWG57) und *geschriben* (<geschriebenen>, NM19).

1067 Gelegentlich wurden im Laufe des Schreibprozesses ganze Wörter vergessen – ein Fauxpas, der auch geübten Schreibern unterläuft. Hinsichtlich des Schreibprozesses liegt hier ein Indiz dafür vor, dass Christiana von Goethe ihre Briefe nicht oder zumindest nicht immer einem Korrekturdurchgang unterzog. In anderen Briefen sind wiederum nachträgliche Einschübe über der Zeile zu finden, die ursprünglich ausgelassene Wörter beinhalten, was für einen Korrekturdurchgang spricht.

1068 Vgl. Voeste: A mensa et thoro, S. 254.

1069 Das Wort <und> wurde im Briefkorpus durchgehend normalisiert transkribiert. Diese Entscheidung wurde vor dem Hintergrund der hohen Frequenz und der oftmals schwer zu deutenden Bögenanzahl getroffen. Neben dem kompletten Wegfall von *n* kommt nicht selten nach dem *u* ein weiterer Bogen, der als Andeutung eines *n* gelesen werden kann, vor.

1070 Vgl. Voeste: A mensa et thoro, S. 254.

1071 Vgl. Art. „Tapezier, m.“, DWb, https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=T01097 (12.02.2024).

Des Weiteren treten Wörter mit Buchstabenpermutationen auf, wie unter anderem die folgenden:

– *falcseh* (<Falsche>, JWG2), *Ferun* (<freuen>, JWG3), *Romna* (<Roman>, JWG28), *ärgelrich* (<ärgerlich>, JWG50), *Frid[e]l Stein* (<Viertelstein>, JWG53), *anderfen* (<antreffen>, JWG100), *soger* (<sorge>, JWG101), *Nelenn* (<lehnen>, JWG42), *gnazen* (<ganzen>, JWG166), *mien* (<mein>, JWG20, 119, 129, 184, 193), *gränden* (<Gärten>, JWG6), *epfnid* (<empfindet>, JWG36), *vider zu sheen* (<wiederzusehen>, JWG123), *gedaehn* (<getan>, JWG134), *zelte* (<Zettel>, JWG140), *geslehaft* (<Gesellschaft, JWG170), *froderflich* (<vortrefflich>, JWG195), *Dorz den* (<trotzdem>, JWG207), *schrbein* (<schreiben>, JWG195), *Habubt sache* (<Hauptsache>, JWG247) usw.

Ferner fügte Christiana von Goethe in manchen Wörtern Buchstaben ohne erkennbare Zusammenhänge zu phonetischen oder morphologischen Varianten hinzu:

– *dens es* (<denn es>, JWG9),[1072] *wide* (<wird>, JWG21), *werder* (<werde>, JWG23),[1073] *werder* (<Wetter>, JWG78), *grar* (<gar>, zweimal in JWG30), *Starkt* (<stark>, JWG32), *feridich* (<fertig>, JWG41), *flogtet* (<folget>, JWG53), *Eis* (<es>, JWG57, 63,), *htat* (<hat>, JWG145), *berser* (<besser>, JWG162, 167), *Nöhdichestet* (<Nötigste>, JWG216).

Zudem fallen mehrfache *e*- oder *de*-Einschübe auf wie in:

– *bedete* (<Bette>, JWG9), *konndeten* (<konnten>, JWG30), *Dächete/dächete* (<dächte>, JWG32, 42), *wordenten* (<worden>, JWG32), *Gedelde* (<Gelde>, JWG50), *Erzehälen* (<erzählen>, JWG63, 170) / *erzehelen* / *Erzehelen* (JWG86, 165), *seheu [c]h* (<Seuche>, JWG142), *Mudeter* (<Mutter>, JWG149), *voe* (<wo>, NM2).

Abschließend seien noch einige Schreibweisen genannt, die verhältnismäßig stark von der Standardschreibung abweichen, die aber meist in anderen Briefen korrekt oder nur mit geringen Abweichungen vorkommen, so zum Beispiel:

– *trüfergen* (<Dörfchen>, JWG1),[1074] *gränden* (<Gärten>, JWG6), *falzen* (<Pflanzen>, JWG6), *mehlig* (<nämlich>, JWG39), *gerlt* (<Geld>, JWG50), *Juchn* (<jung>, JWG63) und *drücke* (<trinke>, JWG166).

1072 Möglicherweise ist das zusätzliche <s> auf eine Übertragung vom darauffolgenden Wort *es* zurückzuführen.

1073 In einem weiteren Fall wurde das *r* am Wortende wieder getilgt (vgl. JWG119).

1074 Eine mögliche Erklärung für diese Schreibweise könnte die Verwendung des Plurals, also <Dörfergen>, gepaart mit der Vertauschung der Buchstaben <ü> und <r> sowie der hyperkorrekten Verwendung des <t> am Wortanfang sein.

Der Herausgeber des Ehebriefwechsels Hans Gerhard Gräf konstatiert in Anbetracht solcher Schreibweisen, dass die Briefe Christiana von Goethes Wörter aufweisen, „bei denen man den Eindruck hat, als habe die Schreibende, ungeduldig, vorwärtszukommen, in ihrer Ratlosigkeit die Buchstaben auf gut Glück nur so hingeschüttet.“[1075] Vor dem Entstehungskontext der Gräf'schen Edition in einer Zeit mit intensiv betriebener Goethe-Philologie mag dieses Urteil verständlich sein. Dennoch kann Ratlosigkeit allein nicht der Grund für diese Schreibweisen gewesen sein. Denn andere Briefe sind recht akkurat und mit einer geringen Variationsbreite geschrieben worden.

Aus der historischen Distanz heraus sind Erklärungsansätze freilich nur mit Vorsicht zu formulieren, insbesondere da die Entstehungszusammenhänge in diese Überlegungen einzubeziehen sind. Abgesehen von der allgemeinen Problematik, dass Frauen im 18. Jahrhundert häufig weder die für das Briefschreiben nötige Zeit noch die erforderliche Ruhe fanden,[1076] könnte die Erklärung in anderen endogenen und exogenen Faktoren liegen, die sich nur selten detaillierter rekonstruieren lassen. So sind vor allem die Briefe aus Lauchstädt deutlich flüchtiger geschrieben und weisen verstärkt Abweichungen auf. Die Erklärung hierfür liegt auf der Hand: Oftmals griff Christiana von Goethe noch (spät) abends nach mit Geselligkeiten, Theaterveranstaltungen und Tanzbällen ausgefüllten Tagen und Abenden zur Feder.[1077] Dass sich Müdigkeit, möglicherweise überdies freudige Erregung und der Genuss alkoholischer Getränke in einer geringeren Aufmerksamkeit und Achtsamkeit für den Schreibprozess niedergeschlagen haben werden, darf angenommen werden.

Andere Schreibsituationen und Einflussfaktoren lassen sich hingegen nur ansatzweise oder gar nicht ermitteln. Hin und wieder notierte Christiana von Goethe den Schreibzeitpunkt in ihren Briefen mit Angabe der Uhrzeit,[1078] der dem heutigen Leser zumindest einen Anhaltspunkt für ihre Verfassung und die Schreibkontexte geben kann. So können wir, zumindest solange keine außergewöhnlichen Umstände in den Briefen geäußert werden, vermuten, dass die Konzentration beim morgendlichen Schreiben höher gewesen sein wird als beim abendlichen Schreiben, welches zu entsprechend später Stunde nur bei Kerzenschein stattgefunden haben kann. Diese Schreibumstände müssten für jeden Brief, der Anhaltspunkte bietet, gesondert aufgeschlüsselt und zur Verfasstheit des Briefes in Beziehung gesetzt werden, um zu einem genaueren Bild zu gelangen.

1075 Gräf: Einführung, S. XXVI.

1076 Vgl. Niemeyer: Brief als weibliches Bildungsmedium, S. 449 f.; vgl. ferner Kapitel 3.4.

1077 Vgl. z. B. Brief JWG75 mit dem Vermerk *Abenst* (<abends>); JWG149: *Abends 9 Ur*; JWG153: *Abens und halb 10 Ur;* JWG166: *Diens Tag des abens um 8 Ur*.

1078 Vgl. die vorhergehende Fußnote.

Aus heutiger Perspektive liegt noch eine andere Deutung nahe, obgleich bei deren Übertragung auf historische Quellen äußerste Vorsicht geboten ist. Die Auslassung und Vertauschung von Buchstaben und Silben gehören genau wie fehlerhafte Dehnung, Dopplung und Schärfung oder eine unleserliche Handschrift zu den typischen Anzeichen einer Rechtschreibstörung, die man auch als Legasthenie oder (Lese-)Rechtschreibschwäche bezeichnet.[1079] Bei den aufgeführten Merkmalen der Schriftsprache von Betroffenen wird ersichtlich, dass sich eine solche Diagnose nur schwer auf eine Zeit ohne kodifizierte Rechtschreibung übertragen lässt, erst recht vor dem Hintergrund, dass es sich bei Christiana von Goethe um eine Schreiberin handelt, die selbst keine umfassende (Recht-)Schreibausbildung erhalten hatte. Die bei ihr nicht selten auftretenden Buchstaben- oder Silbenvertauschungen, -ausfälle oder -hinzufügungen scheinen für weniger geübte Schreibende allerdings nicht in diesem Maß typisch zu sein.[1080]

1079 Häufig werden die Begriffe Legasthenie, Dyslexie, Lese-Rechtschreibstörung, Lese-Rechtschreib-Schwäche, Lese-Rechtschreib-Schwierigkeiten (oder abgekürzt LRS) synonym verwendet. Im Sinne einer medizinischen Diagnose, die auch im Katalog ICD 10 der WHO („International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems") aufgeführt ist, wird der Begriff Lese- und Rechtschreibstörung verwendet. Gleichbedeutend, wenn auch nicht im ICD 10 erwähnt, ist die Bezeichnung Legasthenie. Die Begriffe Lese-Rechtschreib-Schwäche und Lese-Rechtschreib-Schwierigkeiten sind hingegen pädagogische Bezeichnungen, die den Fokus nicht auf eine Krankheit legen, sondern verdeutlichen, dass Kinder mit den entsprechenden Anzeichen bei geeigneter Förderung auch in der Lage sind, das Lesen und Rechtschreiben zu erlernen. Die Ursachen für diese Störung(en) beim Erlernen der Schriftsprache lassen sich nicht auf eine unzureichende Beschulung, eine allgemeine Intelligenzminderung oder andere Milieufaktoren zurückführen. Vielmehr liegen Beeinträchtigungen in den Bereichen Motorik, Wahrnehmung und/oder der sensorischen Integration vor, d. h. es handelt sich um Entwicklungsstörungen in Teilbereichen des zentralen Nervensystems. (Vgl. Falk-Frühbrodt, Christine: Was ist Legasthenie? LRS-Legasthenie-Leserechtschreibschwäche, https://www.iflw.de/blog/lrs-legasthenie-leserechtschreibschwaeche/was-ist-legasthenie/ [14.04.2023]).

1080 In neueren Publikationen wird auf Eigenheiten in der Schreibung bei dem gemeinsamen Sohn von Christiana und Johann Wolfgang von Goethe, August, hingewiesen. Seine Briefe enthalten laut Stephan Oswald eine „Vielzahl orthographischer Unregelmäßigkeiten wie Buchstabenverdrehung […], Silbenausfall oder -vertauschung, Probleme bei Doppellauten etc. […]." (Oswald: August von Goethe, S. 323) Da August (im Gegensatz zu seiner Mutter) eine fundierte Ausbildung zunächst durch Hauslehrer, später auf dem Gymnasium und an der Universität durchlaufen hatte, werden diese Besonderheiten mit einer „angeborene[n] Schreibschwäche" in Zusammenhang gebracht. „Heute würde man August als Legastheniker bezeichnen, also als einen Menschen mit einer Lese- und Rechtschreibstörung." (Ebd., S. 322; vgl. auch den Kommentar zu Augusts Tagebuch und Briefen auf seiner Reise nach Preußen und Sachsen 1819 von Gabriele Radecke; August von Goethe. Wir waren sehr heiter. Reisetagebuch 1819. Hrsg. von Gabriele Radecke. Berlin 2007, S. 216). Oswald begründet seine Diagnose des Weiteren mit „dem charakteristischen Phänomen, dass dasselbe Wort nur wenige Zeilen später anders geschrieben wird, da die automatische Kopplung von Phonem und Schriftbild nicht funktioniert und die Worte jedes Mal

4.3.2.7 Wortgrenzen

Ungeübte Schreiber verschriftlichen Wörter nicht selten nach dem Vorbild der phonischen Silbe, was sich in segmentierten Schreibweisen äußern kann. Damit ermöglichen diese einen Einblick in das Morphemverständnis. Dies zeigen u. a. Böhm/Gessinger für einen Brief der Witwe Louise Morain aus Potsdam von 1790. Sie schrieb in französischer Sprache und benutzte dementsprechend keine deutschen Kurrent-, sondern die lateinischen Buchstaben, was aber bezüglich des Phänomens segmentierter Schreibweisen unerheblich ist. Morain trennt einzelne prosodische Einheiten durch Spatiums, so dass Formen wie *e Crire* (<écrire>), *je les pere* (<je l'espère>) oder *de men des* (<demander>) entstehen.[1081] Allerdings kann in schriftlichen Zeugnissen (insb. von weniger routinierten Schreibenden) nicht immer zweifelsfrei entschieden werden, ob ein Spatium und damit eine Worttrennung vorliegt oder nicht.[1082]

In den Briefen Christiana von Goethes sind gelegentlich Schwierigkeiten hinsichtlich der Wortgrenzen zu erkennen, so wird <zusammen> mehrheitlich getrennt geschrieben (22 von 25 Belegen, entspricht 88 %), zumeist als *zu sam,* ebenso <zuweilen> als *zu weillen* (JWG70) u. Ä. (zu 100 % in allen zehn Belegen); auch <zufrieden> ist mehrheitlich segmentiert zu finden (30 von 34 Belegen, entspricht 88 %), in der Regel als *zu frieden* oder *zu friden,* einmal auch vollständig segmentiert als *zu frie den* (JWG47). Bei all diesen segmentierten Schreibweisen handelt es sich um Wortformen mit <zu>, für die sich noch andere Beispiele im Briefkorpus finden ließen und die sich auch heutzutage hinsichtlich der Getrennt- und Zusammenschreibung als herausfordernd erweisen. Die Polyfunktionalität dieses Wörtchens, welches der Duden[1083] als Präposition, Konjunktion (darunter

---

neu gebildet werden müssen." (Oswald: August von Goethe, S. 323) Während die Argumente insgesamt heutzutage als Anzeichen für Legasthenie gelten können, scheint dies bei der isolierten Betrachtung der unterschiedlichen Schreibung desselben Wortes wenige Zeilen später keineswegs zwingend. Letzteres kommt in Privatbriefen des 18. und 19. Jahrhunderts – nicht zuletzt auch bei eigenhändigen Briefen Johann Wolfgang von Goethes aus den frühen Jahren – nicht selten vor und liegt in der Periode des Mittelneuhochdeutschen auch an der noch nicht vollständig normierten Orthographie.

1081 Vgl. Böhm/Gessinger: Schriftwechsel, S. 29 f.

1082 Dass diese Problematik nicht nur bei weniger versierten Schreiberinnen und Schreibern auftritt, zeigt u. a. die Auseinandersetzung damit in den Transkriptionsrichtlinien der Edition der Briefe Erdmuthe Benignas von Reuß-Ebersdorf (vgl. Prell, Martin: Transkriptions- und Auszeichnungsrichtlinien der „Digitalen Edition der Briefe Erdmuthe Benignas von Reuß-Ebersdorf [1670–1732]". Jena 2017, S. 2 f., https://www.db-thueringen.de/servlets/MCRFileNodeServlet/dbt_derivate_00038903/Transkriptions-_und_Auszeichnungsrichtlinien_DBT_Prell.pdf [22.03.2024]).

1083 Vgl. Duden. Die deutsche Rechtschreibung. Auf der Grundlage der aktuellen amtlichen Rechtschreibregeln (Duden, 1). Hrsg. von der Dudenredaktion. Berlin: 27., völlig neu bearb. und

fallen die Infinitivkonstruktionen mit <zu>), Adverb und als Präfix in Zusammensetzungen mit Verben klassifiziert, trägt maßgeblich zu einer Verunsicherung hinsichtlich der Getrennt- und Zusammenschreibung bei. Wir haben es hier folglich mit einem Fall zu tun, der von vornherein eine Variationsbreite mit sich bringt.

Weitere Fälle von mit Spatien segmentierten Schreibweisen liegen u. a. vor in den Formen *neu gierich* (JWG63), *vor schlag* (JWG70, aber auch *vorschlag* in JWG60, 152), *an deill* (<Anteil>, JWG70), *et was* (JWG193) / *et vas* (JWG97) / *et vaß* (JWG39), jedoch häufiger *etwas* / *etvas* (z. B. in JWG8 und 23), *vor gestern* (JWG79, 101, 165); aber gleichfalls *vorgestern* (JWG63, 29), *über zeugt* (NM15) / *über zeuch* (JWG101), *bedrüb nis* (JWG64) / *bedrüb nüß* (JWG50, 127), aber auch *Bedrübniß* (JWG147, *bedrünis* in JWG9), *un ver Hofft* (JWG149, aber auch *[un]ferHofft* in JWG99), *müß verstänis* (JWG145), *under halten* (JWG50, 100, 162) / *under Halten* (JWG75) / *under halden* (JWG145, aber auch *underhalten* in JWG83, NM19), *Franz vein* (<Franzwein>, NM1), *über sükde* (<Überschickte>, NM1).

Die Beispiele, die keineswegs erschöpfenden Charakter besitzen, deuten grundsätzlich darauf hin, dass Christiana von Goethe gelegentlich Wörter nach prosodischen Einheiten, also nach der phonischen Silbe, verschriftlichte. Die daraus entstandenen segmentierten Einheiten weisen zumeist die Absetzung eines Wortbestandteils auf, d. h. aus einem Wort werden zwei Wörter, in seltenen Fällen kommen Dreifachsegmentierungen vor. Auffällig ist, dass Morpheme abgetrennt werden, die außerhalb dieser Wörter oft als Präpositionen vorkommen. Voeste weist ferner darauf hin, dass von der Schreiberin auch Wortbildungsmorpheme segmentiert werden,[1084] bei denen es sich zugleich um Silben handelt. Dafür gibt es einige Belege im Briefkorpus, neben den oben bereits genannten auch *neuich keit* (JWG32), *Reinlich keit* (JWG38), *ardich keit* (<Artigkeit>, NM2), *kl[ei]ig keit* (<Kleinigkeit>, AG4), *zufriden heit* (<Zufriedenheit>, JWG182), *Gelich[en] heid* / *gelegen heit* (<Gelegenheit>, JWG216, NM19), *ge[e]sund heid* (NM10), *bereit schafft* (JWG53), *lieb schafft* (JWG102). Der überwiegende Teil der Derivate wird im Korpus allerdings zusammengeschrieben, darunter auch häufiger vorkommende Nomina wie <Gesundheit>, <Krankheit> oder <Gesellschaft>.

Nicht berücksichtigt wurden bislang Worttrennungen am Zeilenende ohne Trennstrich, da hier primär andere Beweggründe der Segmentierung anzunehmen sind; hier spielt die Materialität und damit der physisch begrenzte Schreibraum eine zentrale Rolle. Um 1800 wurde eine solche Trennung usuell noch mit

erw. Aufl. 2017, S. 1250. – Die Klassifikation des Dudens soll als Orientierung dienen, obgleich diese im Detail zu diskutieren und auszudifferenzieren wäre.

1084 Vgl. Voeste: A mensa et thoro, S. 256.

einem doppelten Trennstrich angezeigt. Dies war der Schreiberin bekannt und kam gelegentlich zur Anwendung. Häufiger wurden Worttrennungen jedoch ohne Trennstrich vollzogen. Bei den Worttrennungen mit Trennstrich verfuhr Christiana von Goethe teilweise, aber nicht durchgängig nach dem phonemischen Prinzip (Prinzip der Sprechsilbentrennung). Dieses hatte sich schon im 17. Jahrhundert gegenüber dem morphemischen bzw. morphematischen oder Stammwort-Prinzip durchgesetzt.[1085] Beispiele aus dem Korpus sind *manich-/mahl* (JWG3), *Spihl-/den* (JWG15), *ge-/pfla[n]zet* (JWG18), *Schri-/ben* (JWG23), *deu-/er* (JWG38), *drans-/Pordieren* (JWG42), *ge-/wies* (JWG62), *abblau-/diren* (JWG64), *Pauver-/vallter* (JWG82), *ge-/gesen* (JWG106), *gesvo-/ren* (JWG169), *and-/vord* (JWG182), *Stall-/meister* (JWG184), *ver-/langt* (NM10) und *fur-/mann* (NM19).

Es treten zudem Worttrennungen auf, die sich offensichtlich aus rein funktional-räumlichen Überlegungen oder Zwängen ergaben, d. h. aufgrund des noch verfügbaren Schreibraumes, wovon Abb. 19 einen Eindruck vermittelt. In der letzten Zeile ist die Trennung von *Sona-/bend* zu sehen.[1086]

Es gibt weitere Beispiele für diese rein funktionalen Worttrennungen, so neben dem in der Abbildung auftretenden *geh-/at* (JWG15) auch *abschä-/ulich* (JWG4), *vernü[n]-/fftdich* (JWG9), *Sona-/bend* (JWG15), *gek-/lacht* (JWG24), *Direkts-/Jo[n]* (JWG43), *sch-/mecken* (JWG103) oder *verdr-/aun* (NM4). Ferner können Worttrennungen in seltenen Fällen zu Konsonantenverdopplungen im weiteren Sinn führen, wie in *küfft-/Diche* (JWG57), *dopbelt-/den* (JWG119) und *kümfft-/diges* (JWG225), wobei hier jeweils auf den stimmlosen Plosiv der stimmhafte folgt. Aufgrund der geringen Beleganzahl können hieraus keine weiteren Schlüsse gezogen werden.

Eine weitere Auffälligkeit betrifft die Chronologie; so gibt es Indizien, dass die Schreiberin in den früheren Jahren bis 1799 häufiger den doppelten Trennstrich als Zeichen für die Worttrennung verwendete als in späteren Jahren. Ab 1800 kommen insgesamt nur noch 15 Trennungszeichen vor; in der Zeit bis einschließlich 1799 fin-

1085 Vgl. von Polenz: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 270 f. – Güthert setzt den Zeitpunkt eines weitestgehenden Schreibusus hinsichtlich der Worttrennung etwas früher an. In ihrer Studie zeigt sie anhand historischer Drucke aus dem Zeitraum von 1500 bis 1800, „dass bei einem Großteil der Fallgruppen bereits Mitte des 16. Jahrhunderts die Trennung feststeht." Nur in Einzelfällen (wie bei <pf>) sind noch Schwankungen festzustellen. (vgl. Güthert, Kerstin: Herausbildung von Norm und Usus Scribendi im Bereich der Worttrennung am Zeilenende [1500–1800] [Germanistische Bibliothek, 24]. Heidelberg 2005, S. 221). – Das phonemische Prinzip ist auch in der Gegenwartssprache das vorherrschende; ausgenommen davon sind offensichtliche Zusammensetzungen und Präfix-Wörter, bei denen nach dem morphemischen Prinzip verfahren wird (vgl. Duden. Die Grammatik, S. 75 und 78).

1086 Hier war Platzmangel ausschlaggebend für die Korrektur von *Sonab-/bend* zu *Sona~~b~~-/bend*; das *b* wurde dabei mit dem Trennzeichen überschrieben.

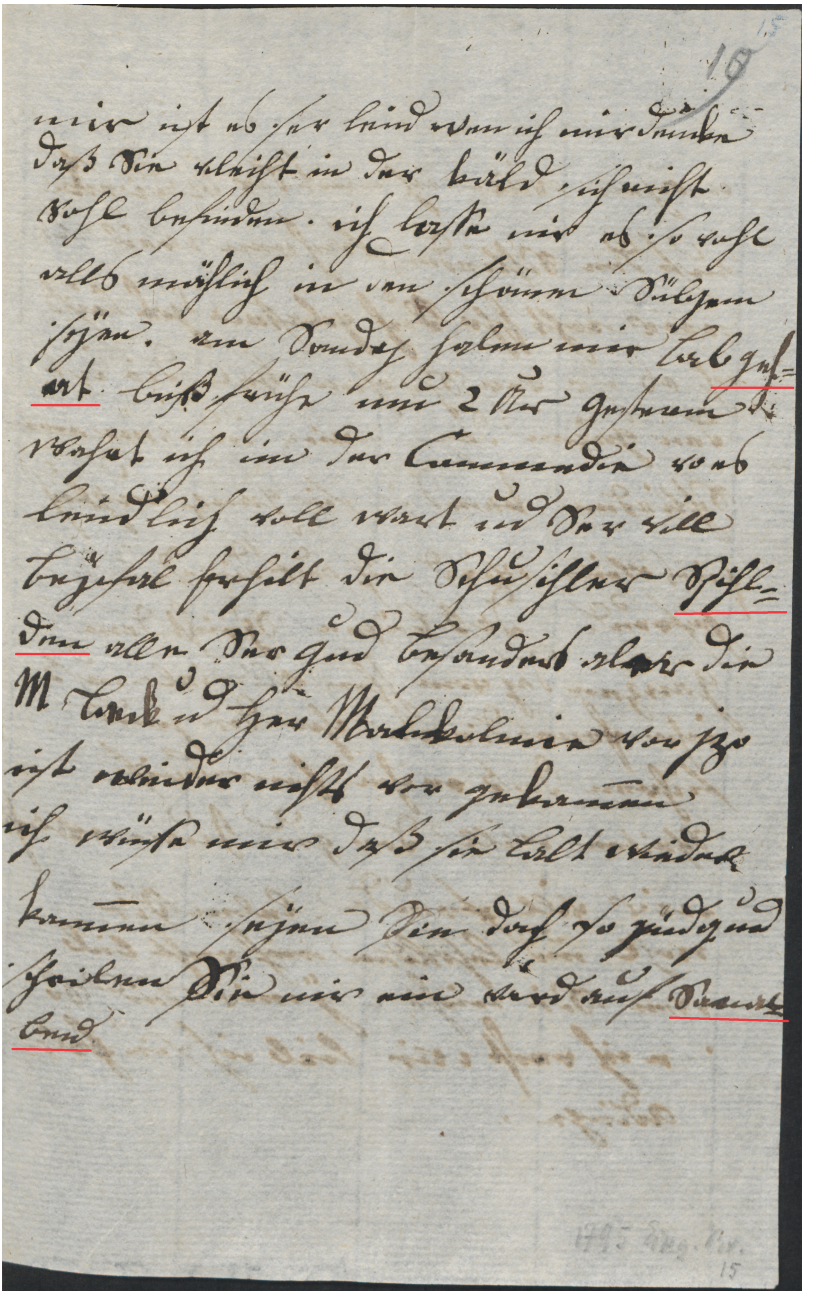


Abb. 19: Brief von Christiana Vulpius an Goethe vom 14. Januar 1795 (GSA, Sign.: 28/8, Bl. 15, Foto: Klassik Stiftung Weimar; Hervorhebung der Worttrennungen durch die Verf.).

den sich hingegen 33.[1087] Obwohl im Zeitraum bis 1799 (81 Briefe) mehr und im Durchschnitt etwas längere Briefe überliefert sind als zwischen 1800 und 1816 (68 Briefe) ist die Tendenz zur häufigeren Verwendung der Trennstriche in den frühen Briefen deutlich zu erkennen. Eine mögliche Erklärung könnte in der abnehmenden Schreibtätigkeit im Laufe der Zeit liegen. Zwar verfügte Christiana von Goethe später grundsätzlich über mehr Erfahrung im schriftlichen Austausch als noch in den ersten Jahren des Zusammenlebens mit Goethe, aber die Schreibpraxis nahm aufgrund des zunehmenden Einsatzes von Schreibern und Schreiberinnen nach der Eheschließung 1806 deutlich ab.

Die untersuchten Briefe zeigen ferner einige Zusammenschreibungen oder Zusammenziehungen von Wörtern, die nicht zusammengeschrieben werden, wie *dahat* (<da hat>, JWG1), *obes* (<ob es> JWG2), *Destobesser* (<desto besser>, JWG31), *Grüneschalen* (<grüne Schalen>, JWG120), *Nußzenbri[g]en* (<Nutzen bringen>, JWG12), *dasgelt* (<das Geld>, JWG57), *diesind* (<die sind>, JWG8), *sorverde (<so werde>, JWG130), verdich* (<werde ich>, JWG63), *grünstühle* (<grünen Stühle>, JWG50), *genalle* (<gegen alle>, JWG120), *mitdir* (<mit dir>, JWG145), *mußaber* (<muss aber>, JWG166), *garnicht* (<gar nicht>, NM1, 4) / *Garnicht* (JWG140, ansonsten 27-mal auseinandergeschrieben) und *kra(n)gevess(e)n* (<krank gewesen>, AG3).

Über den Grund für diese Zusammenziehungen kann nur spekuliert werden. Naheliegend ist die Hypothese, dass es sich um eine reine Unachtsamkeit während des Schreibprozesses handelt. Weniger plausibel scheint es, dass dieses Phänomen Aufschluss über mangelnde Kenntnis der Getrennt- und Zusammenschreibung gibt. In den editorischen Richtlinien der Ausgabe der Briefe von Christiana von Goethes Bruder, Christian August Vulpius, findet sich ein Hinweis des Herausgebers, der ähnliche Fälle thematisiert: „Unregelmäßige, häufig dem Zufall des Federdrucks unterliegende Verschleifungen der Worte in Grußformeln wie ‚Ichbin' werden normalisiert."[1088] Obwohl die Verschleifungen bei der Schwester nicht primär in ritualisierten Grußformeln, also in formelhafter Sprache wie bei Christian August Vulpius vorkommen, scheinen diese keine absolute Ausnahme darzustellen.

4.3.2.8 Diminutivgebrauch: *-gen, -chen, -lein*

In den Briefen der Christiana Vulpius fällt auf, dass sie vorrangig das Diminutivsuffix *-gen* benutzt, wenngleich es durch Ungenauigkeiten in der Schreibweise

1087 Nicht mitgezählt wurde die Trennung von Eigennamen.
1088 Christian August Vulpius, Bd. 2, S. 7.

von <ch> und <g> oder <j> einige Fälle gibt, in denen keine eindeutige Zuordnung getroffen werden kann.[1089]

Bevor auf einzelne Beispiele näher eingegangen werden soll, stellt sich die Frage, was im 18. Jahrhundert überregional sowie regional im thüringischen Sprachraum als gängige Diminutivform zu bezeichnen ist.[1090] Einer Untersuchung Heinrich Pfennings von 1904/05 zufolge ergibt sich bezüglich der Diminutive bei Schiller und seinen Zeitgenossen für das späte 18. Jahrhundert eine Zunahme von *-lein*.[1091] Jedoch betonen sowohl Marietheres Schebben-Schmidt als auch Klaus-Peter Wegera und Elspaß, dass es sich bei diesem Befund um die Zunahme einer stilistischen Variante einer veralteten Form in poetischer Sprache handelt. Für Prosa und Alltagsliteratur um 1800 gilt dies hingegen nicht; in diesen Gattungen dominierte *-chen.*[1092]

Genauer aufgeschlüsselt wird die Entwicklung in einer Studie von Schebben-Schmidt, die zu folgendem Befund kommt: In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts dominierte noch das Gutturalsuffix in allen Varianten (*-gen*, *-chen*, *-ichen*) gegenüber den Liquidsuffixen *-(e)l* und *-lein*, die nur in mittelbairischen sowie thüringischen Texten überwogen. In der zweiten Jahrhunderthälfte setzte sich diese Entwicklung fort und die Gutturalsuffixe dominierten mit Ausnahmen in norddeutschen und bairischen Texten. Das Liquidsuffix fand sich in der zweiten Jahrhunderthälfte fast nur noch im Anschluss an Stammausgänge, bei denen *-chen* aus euphonischen Gründen gemieden wird. Doch selbst hier sank der Anteil des Liquidsuffixes durch die *-el*-Erweiterung, die sich vom ostmitteldeutschen Raum her auf das gesamte deutsche Sprachgebiet ausdehnte.[1093]

Zur Diminutionsvariante mit dem Suffix *-gen*, die auch in den Briefen Christiana von Goethes überwiegt, konstatiert Wegera, dass es sich um eine der weni-

1089 Vgl. zu dieser Problematik Kapitel 4.1.2.3.

1090 Eine Analyse der Herkunft sowie Verbreitung des Diminutivsuffixes *-gen* findet sich in Wegera, Klaus-Peter: „Gen, oder wie Herr Gottsched will, chen". Zur Geschichte eines Diminutivsuffixes. In: Habermann, Mechthild / Müller, Peter O. / Naumann, Bernd (Hrsg.): Wortschatz und Orthographie in Geschichte und Gegenwart. Festschrift für Horst Haider Munske zum 65. Geburtstag. Tübingen 2000, S. 43–58.

1091 Vgl. Pfennig, Heinrich: Das Deminutivum bei Schiller und seinen Zeitgenossen. In: Zeitschrift für Deutsche Wortforschung 6 (1904), Heft 1, S. 1–40, hier S. 8.

1092 Vgl. Schebben-Schmidt, Marietheres: Studien zur Diminution in der deutschen Schriftsprache des 18. Jahrhunderts. In: Besch, Werner (Hrsg.): Deutsche Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven. Festschrift für Johannes Erben zum 65. Geburtstag. Frankfurt a. M. 1990, S. 313–321, hier S. 316; Wegera: Geschichte eines Diminutivsuffixes, S. 44 und Elspaß: Standard German, S. 51.

1093 Vgl. Schebben-Schmidt: Diminution, S. 315 f. und Wegera: Geschichte eines Diminutivsuffixes, S. 47 f.

gen westmitteldeutschen Formen handelt,[1094] die nicht nur im übrigen mitteldeutschen Sprachraum Verbreitung fanden, sondern auch in großen Teilen des oberdeutschen. Besonders für das Thüringische, welches unmittelbar an den westmitteldeutschen Sprachraum angrenzt,[1095] kann seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine deutliche Zunahme des Suffixes *-gen* festgestellt werden. Schebben-Schmidts Korpusauswertung ergab ein besonders häufiges Auftreten der Graphie *-gen* in den mitteldeutschen und oberdeutschen Gebieten, deren Mundarten <g> spirantisieren (Thüringisch, Ripuarisch, Hessisch, Osthochalemannisch und Ostfränkisch).[1096] In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde dies schließlich – abgesehen vom norddeutschen Sprachgebiet – zur Leitvariante, wobei für das Ostmitteldeutsche sowohl *-gen* als auch *-chen* belegt sind. Gründe hierfür sind nicht nur in der Sprachvorbildwirkung des Ostmitteldeutschen zu suchen, sondern auch in sprachstrukturellen Gegebenheiten.[1097]

Die Anfügung von *-chen* ist nicht in allen Fällen ohne Weiteres möglich, wie bei Wörtern, die auf *-g* oder *-ch* ausgehen. Bei diesen wird *-lein* bevorzugt, während bei Wörtern, die auf *-l* enden, eher *-chen* verwendet wird. Vor dem Hintergrund dieser aussprachebedingten Besonderheiten versuchten einige Grammatiker wie Kaspar Stieler, schon im 17. Jahrhundert die Verwendung von *-gen* zu begründen.[1098] In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts setzte sich Schebben-Schmidt zufolge *-chen* wiederum weitestgehend gegenüber *-gen* durch.[1099] So folgte auch im Ostmitteldeutschen und damit gleichfalls im Thüringischen die Dominanz des Suffixes *-chen*.[1100] Vermutlich spielte die Diskussion der Grammatiker, die sich in Anlehnung an Gottsched stärker für die Verwendung des Diminutivsuffixes *-chen* aussprachen, bei diesem Prozess eine Rolle. Adelung bezeichnet in seinem

1094 Ein kurzer Überblick zur Verwendung der Suffixformen bei Catharina Elisabeth Goethe ist zu finden in Merkel: Sprache der Mutter Goethes, S. 29.

1095 Siehe weiterführend zur Bindung des Thüringischen an den westmitteldeutschen Sprachraum: Rosenkranz, Heinz: Der thüringische Sprachraum. Untersuchungen zur dialektgeographischen Struktur und zur Sprachgeschichte Thüringens (Mitteldeutsche Studien, 26). Halle a. d. Saale 1964, S. 179–201.

1096 Vgl. Schebben-Schmidt: Diminution, S. 317.

1097 Vgl. Wegera: Geschichte eines Diminutivsuffixes, S. 45–51.

1098 Vgl. ebd., S. 51 f.

1099 Vgl. Schebben-Schmidt: Diminution, S. 317.

1100 Vgl. Wegera: Geschichte eines Diminutivsuffixes, S. 53. – Für die Verteilung der Diminutivsuffixe im thüringischen Sprachraum vgl. Karte 36 in Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 242. Spangenberg weist darauf hin, dass die räumliche Verwendung der Diminutivsuffixe *-chen* und *-lein* eine Dialektgliederung aufweist, die auch für andere bedeutsame mundartliche Merkmale gilt. Die Grenzlinie, die als „äußerst beharrsam“ charakterisiert wird, verläuft dabei im Süden bis zum Thüringer Wald und bis zur Nordgrenze des Südostthüringischen (vgl. ebd., S. 243).

Wörterbuch 1775 *-chen* als richtige Form, welcher der Vorzug gegenüber *-gen* gebühre. Für manchen Sprecher des Mitteldeutschen bemerkt er, dass ein [g] zu hören sei, was er jedoch als „Fehler ihrer Mundart" wertet.[1101]

Elspaß verdeutlicht die Entwicklung der Diminutivendungen in einer Gegenüberstellung des regionalen Gebrauchs in der ersten Hälfte und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die hier zusammenfassend aufgegriffen werden soll (vgl. Abb. 20 und 21). Er kommt in seiner Untersuchung zur Schriftsprache weniger geübter Schreibender aber auch zu dem Schluss, dass die *-gen*-Form noch über das 18. Jahrhundert hinaus weiterhin in vielen Regionen, vor allem im Westen Deutschlands, verbreitet war. Die von den Grammatikern als inkorrekt angesehene Form hielt sich noch bis ins 19. Jahrhundert auch in der Schriftsprache, was Elspaß vor allem mit der Tradierung älterer sprachlicher Varianten durch Lehrer in den Elementarschulen, die zumeist keine oder nur eine sehr rudimentäre Ausbildung genossen hatten, begründet.[1102]

In den untersuchten Briefen verwendete Christiana von Goethe mehrheitlich die nach Adelung als mundartlich gekennzeichnete Diminutivendung *-gen*, aber auch *-chen* kommt nicht selten vor. Auf eine quantitative Auswertung aller Diminutivformen wird an dieser Stelle verzichtet, da die Tendenz zur *-gen*-Variante offensichtlich ist. Die nachfolgende Auflistung beschränkt sich auf eindeutig lesbare, paradigmatische Fälle. Repräsentativ sind allen voran die Wörter *Bübgen* (JWG11, 27, 156) / *Pübgen* (JWG25, 29, 30, 52, 60 und 101) in verschiedenen Schreibungen, welches auch mit *-chen* vorkommt (*Püchen* in JWG29, 52; *Büchen* in JWG39, 162; *Pübechen* in JWG50) und *Vätergen* (JWG2, 17, 28, 30, 42, 45, 83, aber auch *Väderchen* in JWG27), die im Briefkorpus häufig vorkommen. Beide treten in seltenen Fällen auch mit der Endung *-jen* auf (vgl. z. B. *VäderJen* in JWG39 und *Püb[Jen]* in JWG22). Ferner wird das Diminutiv auf *-gen* bei folgenden Wörtern verwendet:

1101 In Adelungs Wörterbuch heißt es: „Überhaupt sind alle Diminutiva auf chen nur der Hochdeutschen Mundart eigen, die dadurch die Nieders. Diminut. auf -ken auszudrucken suchet; denn die Verkleinerungswörter der eigentlichen Oberdeutschen endigen sich insgesamt auf lein. Freylich finden sich auch im Oberdeutschen Verkleinerungswörter auf -chen; aber alsdann sind sie entweder von den Niedersachsen angenommen, oder es sind noch Überreste einer ältern allgemeinern Mundart; denn eine nur flüchtige Betrachtung der fremden Sprachen lehret uns, das die verkleinernde Form auf -chen gewiß so alt und allgemein ist, als die auf -lein. [...] Es ist nur noch die Frage übrig, ob die Ableitungssylbe chen oder gen geschrieben werden muß. Diese Frage ist nicht schwer zu beantworten; denn alle Gründe sind für das chen, nicht so wohl, weil diese Schreibart dem Niedersächsischen ken am nächsten kommt, sondern weil die Aussprache aller Hochdeutschen das ch unentbehrlich macht. Manche Mitteldeutsche lassen zwar gern ein g hören; allein das ist ein Fehler ihrer Mundart, der für die übrigen kein Gesetz seyn kann." (vgl. Art. „chen", in: AWb, https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=C00277 [22.03.2024]).

1102 Vgl. Elspaß: Standard German, S. 53 ff.

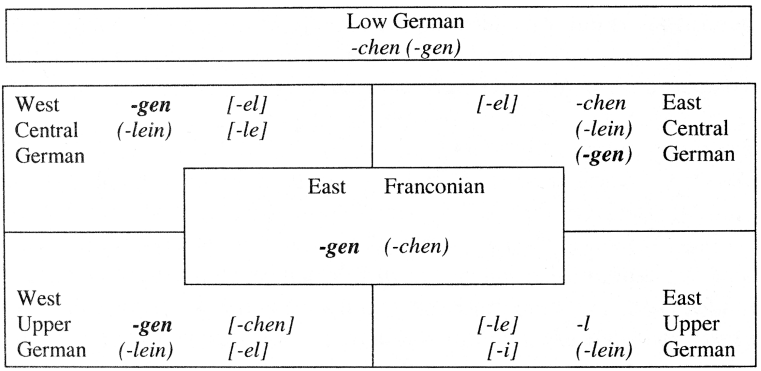


Abb. 20: Varianten der Diminutivsuffixe in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts (aus: Elspaß: Standard German, S. 52).

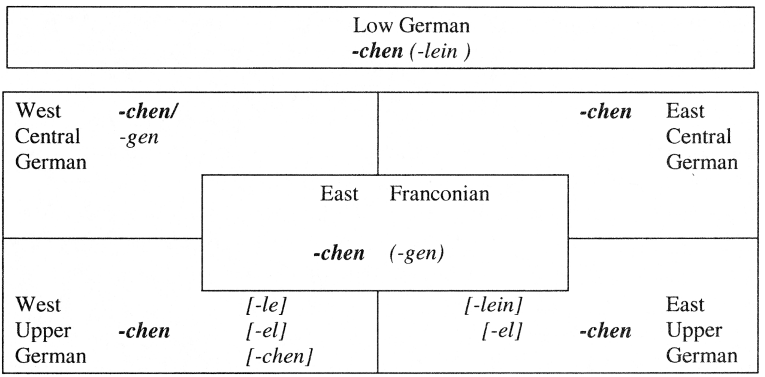


Abb. 21: Varianten der Diminutivsuffixe in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (aus: Elspaß: Standard German, S. 53).

trüfergen (<Dörferchen>; JWG1), *Schlambens Stüngen* (<Schlampampsstündchen>, JWG1; *Schlmbens Stügen* in JWG195) / *Stüngen* (JWG168) oder *Stündgen* (JWG166), *heußgen* (<Häuschen>; NM19), *Tirgen* (<Tierchen>; JWG11), *schäßgen* (<Schätzchen>, JWG3, 99) / *Schäß g[en]* (JWG28), aber auch *Schäzchen* (JWG172), *Briefgen* (<Briefchen>, JWG53) / *brifgen* (JWG78, 83, 109) / *brifengen* (JWG62), *auf säzgen* (<Aufsätzchen>; JWG38), *kiestgen* (<Kistchen>, JWG149) / *kistgen* (JWG153), *Schütgen* (<Scheitchen>; JWG214) / *Schiedgen* (JWG151) / *Schügen* (JWG216),[1103] *Cränzgen*

1103 *Scheitchen* oder *Schittchen* ist ein zentral- und ilmthüringischer Ausdruck für ‚Weihnachtsstollen' (vgl. Art. „Scheitchen", in: ThWb V, Sp. 523 f.).

(<Kränzchen>, JWG186) und *Stängen* (<Ständchen>, zweimal in JWG193, einmal wahrscheinlich *Stän[ch]en*, JWG194).[1104]

Christiana von Goethe benutzte nicht ausschließlich das Diminutivsuffix *-gen*, sondern ebenso *-chen* und gelegentlich die sprachlich ältere Form mit noch vorhandenem Nebensilbenvokal *-ichen*,[1105] wie folgende Beispiele zeigen: *Juden krämmichen* (<Judenkrämchen>, JWG1),[1106] *fui teufelichesn* (<Pfuiteufelchen>, JWG2), *Eich hörnichen* (<Eichhörnchen>, JWG10), *auglichen* (<Äugelchen>, JWG32) / *aülichen* (JWG36) / *Äuchlichen* (zweimal in JWG147, 195), *Schlüßlichen* (<Schlüsselchen>, JWG27, 45, aber auch *Schlüssel[g]en* in JWG57), *fähnichen* (<Fähnchen>, JWG50), *Stein ichen* (<Steinchen>, JWG53) sowie *Reh[e] brächen* (<Rehbrätchen>, JWG101), *Nösel fläschen* (<Nößelfläschchen>, JWG127),[1107] *Reid kleich[en]* (<Reitkleidchen>, JWG193); *-chen* kommt als Diminutivsuffix in Varianten von <Äugelchen> vor. Generell sind die *-chen*-Formen des Diminutivsuffixes weniger zahlreich vertreten als jene auf *-gen*. Gelegentlich kommen auch Schreibungen mit *-jen* vor. Zudem gibt es Grenzfälle, bei denen anhand der Handschrift nicht sicher entschieden werden kann, ob es sich um *-gen*, *-chen* oder gar *-jen* handelt.[1108]

Im Briefkorpus gibt es mehrere Wörter, bei denen beide Diminutivendungen nebeneinander existieren, wie bei den verschiedenen Schreibungen von <Äugelchen> oder <Bübchen>. Ein interessanter Fall ist *vä[ch]elichgen* (<Wägelchen>, JWG50), bei dem die Schreiberin offenbar beide Suffixformen *-chen* und *-gen* miteinander kombinierte. Weitere Sonderfälle ergeben sich durch die Übertragung der Diminutiv-Endung *-gen* auf andere Wörter, wodurch hyperkorrekte Formen entstehen. Beispiele hierfür sind verschiedene Graphien für <bisschen> wie *bisgen* (JWG25, 65, 75, 112, 153, NM21) / *bissegen* (JWG1) / *bis gen* (JWG30, zweimal in JWG62) / *biesgen* (JWG63) sowie *zeigen* (<Zeichen>, JWG142) und *lergen* (<Lerchen>, JWG145).

Die Auswertung der Belege zeigt zweierlei Befunde: 1. einen individuell schwankenden Gebrauch der Diminutivendungen und 2. eine Präferenz für die

1104 Nicht eindeutig zu interpretieren ist beispielsweise die Schreibung *Eckgen* für <Eckchen> (JWG11), da es sich hier einerseits um eine diminuierte Form handeln könnte, ebenso gut könnte diese Variante aber auch auf Schwierigkeiten bei der Phonem-Graphem-Zuordnung zurückzuführen sein.

1105 Vgl. Wegera: Geschichte eines Diminutivsuffixes, S. 51.

1106 Judenkram: Modeware wie Stoffreste, Spitzen und Bänder, die bei jüdischen Händlern gekauft wurde (vgl. Art. „Judenkrämchen“, https://www.woerterbuchnetz.de/GWB?lemid=J00511 [22.03.2024]).

1107 Eine Nößelflasche fasst in etwa einen halben Liter Flüssigkeit (vgl. Art. „Nößel“, in: ThWb IV, Sp. 897).

1108 z. B. *Stüphen* (<Stübchen>, JWG7), *[C]äbjen* (<Käppchen>, JWG30), *brö[g]en* oder *brö[J]en* (<Pröbchen>, JWG30), *kiest[g/j]en* (<Kistchen>, JWG149), *Vieltberet keil[g]en* (<Wildpretkeulchen>, JWG161), *Schätz[J]en* (<Schätzchen>, JWG209) u. a. m.

sprachlich ältere Variante *-gen*. Vor dem Hintergrund der belegten Schwankungen der Diminutivendungen im ostmitteldeutschen Raum in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts scheint gerade der erste Befund zunächst nicht sehr überraschend. Gleichwohl ist eine Favorisierung von *-gen* entgegen der dialektalen Aussprache nicht selbsterklärend. Für den thüringischen Sprachraum ist schließlich eine Spirantisierung von *g* als [ç] typisch.[1109] Umgekehrt kann nicht ohne Weiteres geschlussfolgert werden, dass Christiana von Goethe das Suffix *-gen* in der gesprochenen Sprache mit [g] realisierte. Wahrscheinlicher ist auch hier die Spirantisierung. So bemerkt auch Wegera, dass die sich *-gen* und *-chen* lautlich kaum voneinander unterscheiden.[1110]

4.3.3 Syntax und Morphosyntax

4.3.3.1 Beobachtungen zur Satzkomplexität

Die Besonderheiten der Syntax in den Briefen Christiana von Goethes werden im folgenden Kapitel mit einem Schwerpunkt auf der Satzkomplexität, dem Satzgefüge und damit verbundenen Merkmalen konzeptioneller Mündlichkeit oder Schriftlichkeit betrachtet. Der Bereich der (Satz-)Syntax böte sich freilich für weiterführende quantitative Analysemethoden an, denen jedoch zwei Hürden entgegenstehen: Eine steht im Zusammenhang mit der technischen Aufbereitung des Korpus, da es sich nicht um ein annotiertes Korpus handelt, und die zweite liegt in der Materialbasis begründet, in der Interpunktion nur spärlich verwendet wird.[1111]

1109 Vgl. Karte 36 in Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 242.

1110 Vgl. Wegera: Geschichte eines Diminutivsuffixes, S. 46. – Eine Orientierung Christiana von Goethes an der Sprachpraxis Johann Wolfgang von Goethes ist weniger wahrscheinlich. Goethe bevorzugte in der Schriftsprache zwar zunächst Diminutive auf *-gen*, bevor er aber dann mehrheitlich zu *-chen* überging. Eine stichprobenartige Recherche in den Bänden der historisch-kritischen Ausgabe der Goethe-Briefe (GB) bestätigt den Wandel im Diminutivgebrauch, der in der 2. Hälfte der 1780er Jahre sukzessive einsetzt. So tritt ab 1786 beispielsweise neben der Form *Briefgen* erstmals auch *Briefchen* auf. Elspaß vermutet bei diesem Wandel einen Zusammenhang zu Adelungs Bevorzugung von *-chen* im Paragraph 136 seiner 1781 erschienenen *Deutschen Sprachlehre* (S. 102) (vgl. Elspaß: Standard German, S. 52). Zu der Zeit, als Christiana Vulpius den brieflichen Austausch mit ihrem Partner begann, war dieser also schon mehrheitlich zur Verwendung der Diminutivendung *-chen* übergegangen. Im mündlichen Sprachgebrauch wird der aus dem westmitteldeutschen Raum stammende Goethe das Diminutiv so oder so spirantisiert ausgesprochen haben.

1111 Vgl. dazu Kapitel 4.3.3.2.

Stephan Elspaß fasst diese Herausforderungen, die letztlich auch die Schwerpunktsetzung der vorliegenden Arbeit bedingt haben, wie folgt zusammen:

> Untersuchungen zur [sic!] Veränderungen der Syntax sind aufwändiger als solche zu phonologisch-graphematischen und morphologischen Merkmalen, da sie große Textmengen erfordern und sich nicht mit herkömmlichen Suchprogrammen bearbeiten lassen. Probleme verursacht außerdem die zum Teil fast völlig fehlende Interpunktion in den Briefen, die die syntaktische Zuordnung von Wörtern erschwert.[1112]

Seit der Veröffentlichung von Elspaß' Habilitationsschrift im Jahr 2005 ist die Entwicklung technischer Analyseinstrumente vorangeschritten, dennoch ist ein syntaktisches Parsing bei Texten aus historischen Sprachstufen und bei nichtstandardsprachlichen Texten nach wie vor aufwendig.[1113] Aufgrund der notwendigen Begrenzung der vorliegenden Arbeit wird im Bereich Syntax deshalb keine quantitative Untersuchung, sondern eine qualitative Analyse anhand von drei paradigmatischen Textbeispielen vorgenommen.

Zu Beginn soll ein kurzer Blick auf die Entwicklung von Satzlänge und Satzkomplexität im 18. Jahrhundert den analytischen Rahmen abstecken. Vilmos Ágel beschreibt diese Entwicklung folgendermaßen:

> Als tendenziell epochentypisch sind die *Umfangsveränderungen der Ganzsätze* und das jeweilige *Verhältnis Hypotaxe/Parataxe* anzusehen. Seit Ende der Barockzeit gibt es eine Tendenz zur Satzverkürzung und Parataxe, die sich jedoch am Ende des 18. Jhs. ins Gegenteil

1112 Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 199; vgl. hierzu auch Neumanns Untersuchung, der in seinem Korpus von Soldatenbriefen die Anzahl der Briefe ohne eindeutige Ganzsatzmarkierung vor 1800 auf 70,2 Prozent beziffert. Zwischen 1800 und 1850 liegt der Anteil nur noch bei 28,6 Prozent und nach 1850 sinkt er auf 20 Prozent ab, d. h. erst nach 1800 nimmt der Anteil mit eindeutiger Satzmarkierung deutlich zu (vgl. Neumann: Soldatenbriefe, S. 167). Des Weiteren ist ein Unterschied in den Dienstgraden zu verzeichnen: Weniger routinierte Schreiber der unteren Dienstgrade verwenden seltener Interpunktionszeichen zur Markierung syntaktischer Grenzen (vgl. ebd., S. 167 sowie 309).

1113 Vgl. zum syntaktischen Parsing im Deutschen: Dipper, Stefanie / Kübler, Sandra: German Treebanks: TIGER and TüBa-D/Z. In: Ide, Nancy / Pustejovsky, James (Hrsg.): Handbook of Linguistic Annotation. Dordrecht 2017, S. 595–639 und für einen allgemeinen, sprachübergreifenden Überblick zu geparsten, historischen Korpora: Pintzuk, Susan / Taylor, Ann / Warner, Anthony: Corpora and Quantitative Methods. In: Ledgeway, Adam / Roberts, Ian G. (Hrsg.): The Cambridge Handbook of Historical Syntax (Cambridge Handbooks in Language and Linguistics). Cambridge 2017, S. 218–240. – Für eine korpuslinguistische Analyse zur Satzkomplexität anhand der Fürstinnenkorrespondenzen aus der Frühen Neuzeit, die auch Genderaspekte thematisiert, vgl. weiterführend Lühr, Rosemarie: Satzkomplexität in fürstlichen Korrespondenzen der frühen Neuzeit. In: Kwekkeboom, Sarah / Waldenberger, Sandra (Hrsg.): PerspektivWechsel oder: Die Wiederentdeckung der Philologie. Bd. 1: Sprachdaten und Grundlagenforschung in der historischen Linguistik. Berlin 2016, S. 455–478.

> verkehrt. Durch die Zunahme der Satzlänge und der Hypotaxe, die bis ca. 1850 andauert, werden aber die barocken Werte nicht mehr wiederhergestellt.[1114]

Grundlegende Arbeiten zu diesem Themenkomplex hat Vladimir Admoni vorgelegt, der in seiner Monographie zur *Historischen Syntax* darauf hinweist, dass für diesen Zeitraum zwar eine grundsätzliche „Reduzierung des Umfangs und der Mehrgliedrigkeit des Satzgefüges“[1115] zu konstatieren, der Umfang von Ganzsätzen aber immer noch als verhältnismäßig bedeutend einzustufen sei.[1116] Admonis Urteil basiert allerdings ausschließlich auf literarischen, belletristischen und philosophischen Texten des 18. Jahrhunderts.

Zum Verhältnis von Hypo- und Parataxe gibt es in der Forschung unterschiedliche Ansichten, was im Ergebnis dazu führt, dass sich im 18. Jahrhundert eine lineare Entwicklung hin zur Parataxe nicht eindeutig nachweisen lässt, auch wenn sich eine derartige Tendenz grosso modo abzuzeichnen scheint. Konopka weist mit Bezug auf die Arbeit von Anne Betten auf den Einfluss der Aufklärung mit den Idealen von Natürlichkeit und Verständlichkeit hin, die ein vermehrtes Auftreten parataktischer Strukturen begünstigt habe. Zugleich habe sich auch die Tradition langer, hypotaktisch aufgebauter Sätze vor allem in den Schriften der Pietisten, teilweise auch der Aufklärer gehalten. Konopka sieht darin eine „synchron vorhandene Konkurrenz zweier Schreibtraditionen“, die noch bis in die Gegenwart fortbestehe, obgleich in den letzten Jahrzehnten parataktische Erscheinungen häufiger auftreten.[1117]

Bei den (nicht sehr zahlreichen) Untersuchungen zur Syntax des Neuhochdeutschen im 18. und 19. Jahrhundert besteht ein gewisses Ungleichgewicht in der Quellenauswahl,[1118] da zumeist – wie oben bereits bei den Arbeiten von Admoni skizziert – auf literarische Texte zurückgegriffen wurde. Darüber hinaus liegen in diesem Feld nach wie vor verhältnismäßig wenige Untersuchungen „auf breiter Materialgrundlage für die Zeit ab Mitte des 18. Jhs.“ vor, wie Vilmos Ágel und

1114 Ágel, Vilmos: Syntax des Neuhochdeutschen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. In: Besch, Werner u. a. (Hrsg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Teilband (HSK, 2.2). Berlin / New York: 2., vollständig neu bearb. und erw. Aufl. 2000, S. 1855–1903, hier S. 1879.

1115 Admoni, Vladimir G.: Historische Syntax des Deutschen. Tübingen 1990, S. 214. – Davon ausgenommen ist die Kanzleisprache (vgl. ebd.).

1116 Vgl. Admoni: Historische Syntax, S. 212.

1117 Vgl. Konopka: Deutsche Syntax, S. 21 f. (Zitat auf S. 21).

1118 Damit verbunden ist auch die Vernachlässigung des Faktors Arealität oder Regionalität, dessen Erforschung sich besonders anhand von nähesprachlichen Textzeugnissen anbietet. Vgl. hierzu Fleischer, Jürg: Zum Verhältnis von Dialektsyntax und Syntax in der Nähekommunikation. In: Ágel / Hennig (Hrsg.): Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung, S. 85–108.

Stephan Elspaß angemerkt haben.[1119] Einen Grund dafür sehen beide Autoren in einer statischen Forschung, die lange Zeit davon ausgegangen sei, dass die Grammatik und damit auch die Syntax des Neuhochdeutschen seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nur wenigen Veränderungen unterlagen.[1120] Diese Präferenz wurde nicht zuletzt auch durch die vermehrte Verfügbarkeit der Quellen verstärkt; gedruckte Werke waren leichter zugänglich als Handschriften (und lassen sich heutzutage schneller in Korpora überführen). Elspaß greift das Desiderat der fehlenden empirischen soziolinguistischen Untersuchungen mit Fokus auf weniger routinierte Schreiber auf und widmet der Satzsyntax fast ein Drittel seiner Analyse.[1121] Eine weitere Qualifikationsschrift, die sich ausführlich mit der Syntax in der Alltagsschriftlichkeit des 18. und 19 Jahrhunderts anhand eines Korpus von 170 Soldatenbriefen beschäftigt, legte Marko Neumann vor.[1122]

Nachfolgend werden zwei Beispielbriefe Christiana von Goethes syntaktisch auf koordinierende und subordinierende Strukturen sowie auf Merkmale, die auf eine konzeptionelle Mündlichkeit oder Schriftlichkeit hindeuten, hin untersucht (vgl. Tab. 23 und 24). Um die zeitliche Fächerung des Briefkorpus zu repräsentieren, wurde ein Brief vom 30. September / 1. Oktober 1796 gewählt und ein zweiter aus dem Jahre 1803. Der spätere Brief weist zudem eine längere, zusammenhängend erzählende Passage auf, die hinsichtlich der Frage nach konzeptioneller Mündlich- oder Schriftlichkeit besonders aufschlussreich ist. Das heißt, dass die Textstruktur der beiden exemplarisch ausgewählten Briefe unterschiedlich ist: Der erste Brief weist mehrere alltagssprachliche Themen auf, der zweite Briefausschnitt fokussiert ein einziges Thema.

Die Analyse der beiden Briefe zeigt, dass einfache (Haupt-)Sätze (z. B. Brief 1: 1–3) oder koordinierende Satzverbindungen (z. B. Brief 2: 1–1.2) überwiegen. Satzgefüge mit Subordination sind ebenfalls vorhanden, allerdings nur bis zur Unterordnung 1. Grades. Innerhalb von Satzgefügen werden auch gleichrangige Nebensätze aneinandergereiht (Brief 1: 5.1–5.3; 16.1 und 16.2). Funktional treten vor allem Objektsätze häufiger auf.

Insgesamt ist der Satzbau der Briefe stärker parataktisch oder koordinierend und weniger als hypotaktisch oder subordinierend zu beschreiben. Für komplexere Satzgefüge (beispielsweise mit Unterordnung 2. oder 3. Grades) gibt es in den obigen Beispielen keine Belege; sie treten im Briefkorpus nur selten auf.

1119 Ágel: Syntax des Neuhochdeutschen, S. 1896 sowie Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 196 f.

1120 Vgl. Ágel: Syntax des Neuhochdeutschen, S. 1855–1858; Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 197; aber auch Konopka: Deutsche Syntax, insb. S. 17.

1121 Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 196–316.

1122 Vgl. Neumann: Soldatenbriefe.

Tab. 23: Syntaktische Analyse nach koordinierenden und subordinierenden Strukturen I.[1123]

Brief 1: 30.09./01.10.1796 (JWG38)	**Syntaktische Analyse**
Diens dags abenst den 21	
ich und dein liebes büb[j]en sind glücklich und vohl wieder zu Hausse an gelangt	(1) HS
die ErnesDiene und werners kam̄ uns bis unferStät Endgegen.|	(2) HS
Heude den ganzen dag habe ich mich Der Reinlichkeit deiner zimer beschäftdi[ch]	(3) HS
und bin in der Comedie gevessen	(3.1) HS, koord.
Mor[ch]en werden vom ganzen Hausse die fohrhänge gewassen	(4) HS
und den Dane[r]s dag gebügelt	(4.1) HS, koord.
und über Haubt Habe ich mir diesse voche mir vor ge[n]om	(5) HS
Daß Haus ~~b~~ vom b[o]den bis ruder in ordnug zu brü[h]en	(5.1) NS, 1. Grad
den Sondag mich mit der Rohten ~~glt~~ kleid zu buzen	(5.2) NS, 1. Grad
und küffd[ich]e voche die auf säzgen in ordnug zu brin[g]en	(5.3) NS, 1. Grad (koord. mit 5.2)
und als den daß übr/ge vird sich finden.|	(6) HS
Stel Dir vor	(7) HS
wie lieb dich deine bey den Hassen Haben	(7.1) NS, 1. Grad
wie du in käuschau von uns wehe wahrst	(8.1) NS, 1. Grad
gin mir raus	(8) HS
und sa[g]en auf dem Ber[g] dein kusse fahren	(8.2) HS, koord.
da fi[n]gen mir alebey eins an zu Heulen	(9) HS
und sahten bey de es vähr uns so vuderlich. /|	(9.1) HS, koord.
der klin läst dich grüssen	(10) HS
er ist heude by Gakala gevessen /|	(11) HS
Mide woche den 22	
Hir süke ich dir	(12) HS
vas du ver langst Die Ur daß ~~Puch~~ bu[c]h und 6 Pudel[g]en vein //	(12.1) NS, 1. Grad
~~Es~~ Es folgt auch das Gelt	(13) HS
ich habe 10 Stück laub thlr raus ge[n]om	(14) HS

1123 Die optische Gliederung nach Sätzen oder Teilsätzen entspricht nicht dem Zeilenfall der Handschrift, sondern versteht sich als Teil der Analyse. Gleiches gilt für die Absatzmarkierung (mit |), welche thematische Blöcke verdeutlicht, während / die Absätze in der Handschrift markiert. Seitenumbrüche werden mit // gekennzeichnet.

Tab. 23 (fortgesetzt)

Brief 1: 30.09./01.10.1796 (JWG38)	**Syntaktische Analyse**
veill Der Dabezier vor PfehrdeHarr lei[n]va[n]t Gart ~~nä~~ nägell und [m]acher loh[n] vor Die Stühel und daß kanebe 14 bis 15 Dahler haben vill	(14.1) NS, 1. Grad
ich habe es nach gerche[n]t	(15) HS
und sie kam uns doch nicht So deuer wie Die vorich Ge[n]. /|	(15.1) HS, koord.
ich vü[n]sche Dir	(16) HS
daß der Her von ~~Sch~~ Sckenfuhs b[e]y Dir ein kähren möchte	(16.1) NS, 1. Grad
und Dir die aller beste und fordrefelichste laune zum gedicht mit krichen/|	(16.2) NS, 1. Grad, koord. mit 16.1
	(17) HS
leb vohl und behalt lieb/ Dein Glein nes nadur vessen	

Tab. 24: Syntaktische Analyse nach koordinierenden und subordinierenden Strukturen II.[1124]

Brief 2: 13. Juni 1803 (JWG193)	**Syntaktische Analyse**
13 M[o]ndag abe[n]s um 7 Ur ~~kam wir~~ ka[m] vir ~~an~~ in bustäd an	(1) HS
assen et was kaltes	(1.1) HS, koord.
und vahr[en] ser vergnücht.	(1.2) HS, koord.
nachdiesehe kam herr Swarz	(2) HS
und h[o]lte uns zu ein bu[n]sch in sei[n] hauß	(2.1) HS, koord.
w[o] vir recht vergücht vahr[en].	(2.2) NS, 1. Grad
und 12 Ur [g]in wir under beglidug des herrn Swarz nach hausse	(3) HS
und es begegnede uns ein abemdeuer	(3.1) HS, koord.
vo sich unsser Carll recht herr[z] hafft bezeigt hat	(3.2) NS, 1. Grad
es kam [n]ehmlich Der Närsche Creuzburg hinder uns Drein mit eim grossen Dolge [un]der R[o]cke	(4) HS
und als wir ins Haus vahr[en]	(5.1) NS, 1. Grad
so kam er auch	(5.) HS

1124 Die optische Gliederung nach Sätzen oder Teilsätzen entspricht nicht dem Zeilenfall der Handschrift, sondern versteht sich als Teil der Analyse. Gleiches gilt für die Absatzmarkierung (mit |), welche thematische Blöcke verdeutlicht, während / die Absätze in der Handschrift markiert. Seitenumbrüche werden mit // gekennzeichnet.

Tab. 24 (fortgesetzt)

Brief 2: 13. Juni 1803 (JWG193)	**Syntaktische Analyse**
und wollte zu lauderbach	(5.2) HS, koord.
und als der kam	(6.1) NS, 1. Grad
vollde er ih[n] erstechen	(6.) HS
und brachte Den dolg und er den Rocke for	(6.2) HS, koord.
und v[u]rdeganz vüden	(6.3) HS, koord.
[C]arll aber verhinder es	(7) HS
ich lif in mien zimr	(8) HS
und schloß [mic]h ein	(8.1) HS, koord.
nun wolte er zu [mi]r	(9) HS
und ich stan[dt]odes a[n]st aus	(9.1) HS, koord.
am Ende [b]arche ihn Carll in güde // [no]ch ford.	(10) HS
ich konde aber vor anst die ga^{n}ze Nacht ---- nicht schlafen	(11) HS
und halb 3 Ur St[a]nd ich auf	(11.1) HS, koord.
weckede alles	(11.2) HS, koord.
um 5 Ur furen vir fort	(12) HS
betkam sch[ö]nes verder	(12.1) HS, koord.
und e fihl nichts fohr	(12.2) HS, koord.
und vir wahren recht vergücht	(12.3) HS, koord.
alls wir ~~naht~~ nach Schafstäd kam	(13.1) NS, 1. Grad
Stig ein ser schöner luft ballo[nn] so hoch und veid	(13) HS
als ich [n]och kein gesehen habe.	(13.2) NS, 1. Grad
und um 4 Ur vahren vir in lauchstät	(14) HS
der vech var nicht zu[m] besten	(15) HS
und vir sind ser langsam gefahern	(15.1) HS, koord.
um den Pferd[en] nichts zu leide zu Duhen	(15.2) NS, 1. Grad
sie befinden sich auch recht vohl	(16) HS
und es schmek ihn gar herlich. /	(16.1) HS, koord.
man ver[mu]de [mic]h nicht	(17) HS
und Die Sielie var nicht zu hausse.	(17.1) HS, koord.
und alls sie kam	(18.1) NS, 1. Grad
Freude sie sich ser //	(18) HS

Diese syntaktischen Strukturen gelten gemeinhin als Merkmal der konzeptionellen Mündlichkeit eines Textes. Allerdings ist eine Gleichsetzung von „Parataxe und Hypotaxe als spezifische Ausprägungen sprachlicher Komplexität mit dem Nähe- und Distanzpol“[1125] nicht zulässig. Hierauf weist nicht zuletzt Marko Neumann hin und begründet dies u. a. damit, dass der Gebrauch von hypotaktischen und parataktischen Strukturen in der gesprochenen und der geschriebenen Sprache keine signifikanten Unterschiede aufweise und dass hypotaktische Strukturen mit anderen sprachlichen Mitteln realisiert würden. Mithin ist davon auszugehen, dass parataktische und hypotaktische Satzkonstruktionen in der geschriebenen Alltagssprache des 18./19. Jahrhunderts parallel existierten, ohne dass man anhand dessen unmittelbar die Nähe- oder Distanzsprachlichkeit dieser Texte bestimmen kann.[1126]

Ein gewichtigeres Indiz für die Nähesprachlichkeit innerhalb der syntaktischen Strukturen im vorliegenden Briefkorpus ist die Bevorzugung der nebenordnenden Konjunktion *und*. Diese tritt besonders deutlich in der erzählenden Passage des zweiten Briefes von 1803 auf und verstärkt den Eindruck einer additiven Reihung der Sätze. Obwohl es Studien gibt, die belegen, dass einige Subordinationsmerkmale, wozu semantisch differenziertere Einleitewörter von Nebensätzen gehören, in der gesprochenen Sprache häufiger vorkommen als in der Schriftsprache,[1127] sind in der deutlichen Häufung der Konjunktion *und* sprechsprachliche Muster in den Briefen Christiana von Goethes zu erkennen. Diese gehen auch mit einer Präferenz von Mundartsprechenden für diese Konjunktion einher, auch wenn das für die Interpretation von untergeordneter Bedeutung ist, da es sich hier um ein überregionales und damit nähesprachliches Merkmal zu handeln scheint.[1128]

1125 Neumann: Soldatenbriefe, S. 177. – Die häufige Annahme einer stärker parataktisch strukturierten mündlichen und einer eher hypotaktisch strukturierten Schriftsprache wurde verschiedentlich kritisiert und auch widerlegt (vgl. u. a. Auer, Peter: Schreiben in der Hypotaxe – Sprechen in der Parataxe? Kritische Bemerkungen zu einem Gemeinplatz. In: Deutsch als Fremdsprache 39 (2002), S. 131–137 oder Schwitalla, Johannes: Vergleichbares und Unvergleichbares bei mündlichen und schriftlichen Texten. In: Dittmar, Norbert / Bahlo, Nils [Hrsg.]: Beschreibungen für gesprochenes Deutsch auf dem Prüfstand. Analysen und Perspektiven [Deutsche Sprachwissenschaft international, 11]. Frankfurt a. M. u. a. 2010, S. 1–22). Dies kann folglich nicht als alleiniges Merkmal für konzeptionell mündliche, nähesprachliche syntaktische Strukturen dienen.

1126 Vgl. ebd.

1127 Vgl. ebd. (mit den entsprechenden Literaturverweisen).

1128 Regionalsprachlich und dialektal wird üblicherweise *und* anstelle semantisch differenzierterer Konjunktionen verwendet (vgl. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 259). Es ist anzumerken, dass hier keine Gleichsetzung von Medium (gesprochene Sprache) und Arealität, insbesondere in Form des Dialektes oder einer Dialektsyntax erfolgen soll, wie es in der älteren Forschung üblich

Des Weiteren fallen im ersten Brief von 1796 zwei Hauptsätze auf, die mit *und über Haubt* (Brief 1: 5) sowie *und als den* (<und alsdann>, Brief 1: 6) beginnen. Die Konstruktion mit vorausgehendem *und* dient dazu, einerseits einen neuen Gedanken zu formulieren und zugleich eine Rückkopplung zum vorhergehenden Satz oder zum vorher Gesagten und damit eine Überleitung zwischen beidem zu schaffen. Die konzeptionell eher mündlich anmutende Struktur entsteht durch die Besetzung des Vorfeldes mit der Konjunktion *und* sowie mit einer Partikel. Im Fall des Hauptsatzes (6) wird mit *und als den* ein abschließender Gedanke eingeleitet. Im zweiten Brief von 1803 liegen ähnliche Vorfeldstrukturen vor: Dreimal geht einem temporalen, mit *als* eingeleiteten Nebensatz 1. Grades im Vorfeld die Konjunktion *und* voraus. Dies ist ebenfalls keine typisch schriftsprachliche Struktur, da das vorausgehende *und* am Rede- und Gedankenfluss orientiert ist, der damit aufrechterhalten werden soll.

Ein weiteres, nicht zuletzt regionalsprachliches Merkmal liegt im temporalen Gebrauch von *wie,* womit im ersten Brief (8.1) ein Nebensatz eingeleitet wird. Hier wird *wie* in der Funktion des standardsprachlichen *als* verwendet, was als Merkmal der thüringischen Mundarten gilt, wenngleich *als* in dieser Funktion oftmals (ohne erkennbare Regeln) auch durch *wo* ersetzt wird.[1129] Hierfür gibt es ebenfalls einen Beleg in den beiden Briefen: Im zweiten Brief (3.2) wird *wo* als temporales Adverb gebraucht. Diese Verwendungsweise war und ist nicht nur für bestimmte Dialektgebiete, sondern gegenwartssprachlich auch besonders für die regionale Umgangssprache charakteristisch. Die Verwendungsweise von *wo* als temporale Partikel bzw. temporales Adverb wurde bislang vor allem für die Gegenwartssprache untersucht.[1130] Karin Pittner zeigt in ihrer Studie im Vergleich

war. Die Unterscheidung ist vor allem danach zu treffen, ob eine Konstruktion oder Struktur durch Mündlichkeit oder durch die kommunikativen Bedingungen der mündlichen Sprache geprägt ist. Wenn dem so ist, müsste sie in allen deutschen Dialekten nachzuweisen sein, was den Faktor der Arealität als sekundär erscheinen lässt. Es gibt aber auch Konstruktionen, die sich nicht durch die Bedingungen der Mündlichkeit erklären lassen und deren Vorkommen regional nur begrenzt sein kann (vgl. Fleischer: Dialektsyntax und Syntax in der Nähekommunikation, insb. S. 91–93). Dennoch wird nachfolgend erwähnt, wenn es Nachweise für das Vorkommen einer bestimmten Struktur auch in den thüringischen Mundarten gibt, was nicht zuletzt dadurch zu rechtfertigen ist, dass die mündliche Sprache um 1800 sehr viel stärker, wenn nicht fast ausschließlich durch die jeweiligen Dialekte geprägt war. Schwieriger ist die Unterscheidung zwischen dialektalen, regionalsprachlichen und überregionalen Merkmalen.

1129 Vgl. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 259.

1130 Vgl. hierzu insb. Pittner, Karin: Wo in Relativsätzen – eine korpusbasierte Untersuchung. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 32 (2004), Heft 3, S. 357–375 sowie Günthner, Susanne: Zum kausalen und konzessiven Gebrauch des Konnektors wo im gesprochenen Umgangsdeutsch. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 20 (2002), Heft 3, S. 320–341 und Pasch, Renate: Der subordinierende Konnektor WO: kausal und konzessiv? In: Freudenberg-Findeisen, Renate (Hrsg.):

von mündlicher und schriftlicher Sprache für Sprachdaten aus den 1960er Jahren, dass das Relativadverb *wo* in der Schriftsprache überwiegend als Lokaladverb verwendet wird. Die temporale Funktion, die in den Briefen Christiana von Goethes wie im obigen Beispiel vorkommt, bezeichnet sie hingegen als selten.[1131]

Für die Einordnung der eben skizzierten Verwendung von *wo* als Temporalpartikel sind zwei Aspekte zu bedenken: Erstens weisen Winifred Davies und Nils Langer für die Gegenwartssprache eine deutliche Diskrepanz bei relativisch gebrauchtem *wo* mit temporaler Funktion zwischen den kodifizierten Normen und dem Empfinden der Sprachgemeinschaft oder dem Empfinden von Sprachnormautoritäten wie Lehrkräften nach: Während in den von den Autoren untersuchten Grammatiken das temporale *wo* der Standardsprache zugerechnet wird, herrscht in der Sprachgemeinschaft die Meinung vor, es handele sich hier um eine grammatisch inkorrekte Struktur, die nicht als Teil der Standardsprache verstanden werde.[1132] Zweitens zeigen Davies/Langer in diachroner Perspektive, dass eine Stigmatisierung des temporalen *wo* erst im späten 19. Jahrhundert einsetzte, während sie bis ins späte 18. Jahrhundert in den Grammatiken keinen Nachweis für diese Funktion der Temporalpartikel finden konnten. Der Usus scheint jedoch für eine Verwendung von *wo* als Relativpartikel nicht nur in lokalen, sondern auch in temporalen Nebensätzen zu sprechen, wie auch die Werke von Schriftstellern wie Friedrich Schiller und Jean Paul zeigen.[1133] Es ist anzunehmen, dass *wo* in temporaler (und auch konditionaler) Funktion in Dokumenten privater Schriftlichkeit noch deutlich häufiger vorkommt als in literarischen Texten. Diese Annahme stützt u. a. Isa Schikorskys Untersuchung, die die Relativpartikel in ebendiesen Funktionen im „privaten Schriftsprachgebrauch dialektgewohnter ‚kleiner Leute'"[1134] bestätigt.

Insgesamt erlaubt die syntaktische Analyse mit schulgrammatischem Ansatz zwar keine tiefgründigen Einblicke in die Satzsyntax. Sie genügt aber, um die hauptsächlichen Charakteristika, die im Briefkorpus vorzufinden sind, aufzuzeigen. Diese lassen sich wie folgt zusammenfassen: 1. vorrangig parataktisch koor-

Ausdrucksgrammatik versus Inhaltsgrammatik. Linguistische und didaktische Aspekte der Grammatik. München 1999, S. 139–156.

1131 Vgl. Pittner: Wo in Relativsätzen, S. 373. – Zu beachten ist die Korpusauswahl, die Tageszeitungen, Belletristik und Trivialliteratur umfasst und damit die Schriftsprache dieser Textsorten repräsentiert.

1132 Davies, Winifred V. / Langer, Nils: The Making of Bad Language. Lay Linguistic Stigmatisations in German. Past and Present (VarioLingua. Nonstandard – Standard – Substandard, 28). Frankfurt a. M. u. a. 2006, S. 124 f. und 266.

1133 Davies/Langer: Bad Language, S. 126 und 128 f.

1134 Schikorsky: Vom Dienstmädchen zur Professorengattin, S. 263; vgl. auch Schikorsky: Private Schriftlichkeit, S. 302.

dinierende Satzstrukturen, häufig in Verbindung mit dem Gebrauch der Konjunktion *und*, 2. verhältnismäßig kurze Sätze und 3. wenig komplexe Satzgefüge. Diese Kennzeichen sind nicht nur typisch für die thüringische Mundart, sondern für die meisten Dialekte[1135] und Regionalsprachen. Somit können diese Spezifika zusammengenommen als Merkmal der konzeptionellen Mündlichkeit und der Nähesprache in den Briefen Christiana von Goethes gelten.[1136]

Zu einem ähnlichen Schluss kommt Hans Glinz, der den ersten, hier analysierten Brief von 1796 ebenfalls syntaktisch untersucht und zu einem Privatbrief von Ninon Dolbin, der dritten Ehefrau Hermann Hesses, aus dem Jahr 1929, ins Verhältnis setzt. Glinz' Bestreben war es, die Satzlänge und -komplexität mittels einer Analyse von Ganz- und Struktursätzen aufzuzeigen. Er stützt sich dabei allerdings nicht auf den Originalbrief von Christiana Vulpius, sondern auf den von Hans Gerhard Gräf edierten Brief, der zahlreiche ergänzte Syngrapheme enthält.[1137] Trotz dieser Problematik sah Glinz die gängige Annahme einer ab-

1135 Vgl. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 259.

1136 Vgl. hierzu ausführlich vor allem die Sammelbände von Ágel/Hennig, insb. dies. (Hrsg.): Grammatik aus Nähe und Distanz; dies. (Hrsg.): Grammatik der gesprochenen Sprache sowie dies. (Hrsg.): Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung.

1137 Der Verfasser weist selbst auf diese Problematik hin, allerdings liegt er nicht ganz richtig, wenn er schreibt, dass „*alle* Satzzeichen innerhalb der Sätze" im Brief von Christiana Vulpius „nicht von der Schreiberin, sondern vom Herausgeber" stammen (Glinz: Beurteilung des Satzbaus, S. 153; Hervorhebung im Zitat durch die Verf.). Die Schreiberin verwendete auch selbst Satzzeichen, jedoch in sehr viel geringerem Maß, als dies im edierten Text der Fall ist. – Ein weiterer Kritikpunkt hinsichtlich des methodischen Vorgehens von Glinz betrifft die zugrundeliegende Definition eines Satzes, die in der Linguistik bis heute diskutiert wird (vgl. dazu u. a. Gallmann: Graphische Elemente, S. 38). Glinz versteht unter einem Ganzsatz, der aus einem oder mehreren Struktursätzen aufgebaut ist, „das Stück Text, das durch die Stimmführung (bzw. in der Schrift durch Punkt/Ausrufezeichen/Fragezeichen mit anschließender Großschreibung oder anschließendem Textende) als eine Einheit des stimmlichen Hervorbringens und damit als eine Mitteilungseinheit und eine größere Verstehenseinheit charakterisiert ist [...]." (Glinz: Beurteilung des Satzbaus, S. 137) Die syntaktische Einteilung des (historischen) Textes ohne oder mit nur begrenzter Interpunktion in Ganzsätze überlässt der Autor dabei dem Leser oder Hörer selbst. Dieser möge die Ganzsätze „durch Stimmführung beim lauten Lesen bzw. durch das Bilden entsprechender Klangvorstellungen beim stillen Lesen" vornehmen (Glinz: Beurteilung des Satzbaus, S. 139.) Die damit einhergehenden Interpretationsspielräume und somit auch vielfältigen Deutungsoptionen – eine Schwierigkeit, die für historische Texte im Allgemeinen gilt – liegen bei einem solchen Vorgehen auf der Hand. Ferner sagt Glinz' Analyse nur wenig über die Satzkomplexität aus, weil beispielsweise weder zwischen Koordination und Subordination noch nach dem Grad der Unterordnung von Nebensätzen unterschieden wird.

nehmenden Satzlänge seit dem 18. Jahrhundert auf Basis dieser beiden Briefe bestätigt.[1138]

Die Reflexe der konzeptionellen Mündlichkeit in diesem Brief von Christiana Vulpius bestätigt auch Hans Glinz in Form einer stärkeren Orientierung „an der damaligen gesprochenen Alltagssprache“,[1139] die im Kontrast zum Brief von Ninon Dolbin steht. Diese Erkenntnis ist angesichts der sehr unterschiedlichen Frauenpersönlichkeiten wenig überraschend: Glinz weist selbst auf signifikante Unterschiede im Bildungshintergrund beider Frauen hin.[1140] Der Autor macht deutlich, dass die noch knapperen Sätze im Brief von Ninon Dolbin (die oftmals ohne eigene Verbform auskommen) Ausdruck eines „bestimmten literarisch begründeten Stilwillen[s]“[1141] seien.

Die erkennbaren aggregativen und additiven Strukturen auf der Ebene des Satzbaus in den Briefen Christiana von Goethes korrespondieren mit Strukturen im thematischen Bereich. Die Sätze sowie die Absätze sind dabei weniger aufeinander bezogen und weniger untereinander abgestimmt.[1142] Eine Verknüpfung mittels syntaktischer Kohäsionsmarkierungen findet nicht in größerem Maße statt.

Die oftmals raschen Themenwechsel erklären sich aus dem Briefwechsel heraus. Im Gegensatz zu zahlreichen bekannten Briefwechseln von Intellektuellen der Zeit liegt der Fokus nicht auf literarischen, wissenschaftlichen oder politischen Themen, die eingehend behandelt werden. Vielmehr wurden überwiegend alltägliche Themen angesprochen, die routinierte, wiederkehrende Alltagsereignisse sowie organisatorische Absprachen umfassen, die keiner umfangreichen Erläuterung bedurften. Zudem wechselten die Briefe häufig in sehr kurzen Abständen; insbesondere dann, wenn sich Johann Wolfgang von Goethe in Jena aufhielt, wurde nahezu täglich, gelegentlich auch mehrmals täglich korrespondiert. Insofern kommen die Ehebriefe der Goethes einem mündlichen Gespräch strukturell recht nahe. So waren den Korrespondenzpartnern die Zusammenhänge, die sich dem außenstehenden Leser zuweilen nur ansatzweise erschließen (vor allem, wenn Bezugsbriefe nicht überliefert sind), wohl bekannt.

1138 Glinz: Beurteilung des Satzbaus, S. 143. – Auch Admoni bestätigt diese These anhand seiner Untersuchung literarischer und philosophischer Texte. Er konstatiert eine Abnahme der Komplexität von Satzgefügen und des Satzumfangs (vgl. Admoni: Historische Syntax, S. 211–213).

1139 Glinz: Beurteilung des Satzbaus, S. 143.

1140 Grundsätzlich ist hinsichtlich des Vorgehens von Glinz zu fragen, ob ein solcher diachroner Vergleich überhaupt sinnvoll ist und zu verwertbaren Ergebnissen führen kann.

1141 Vgl. ebd., S. 142 f. (Zitat auf S. 143).

1142 Vgl. dazu Brief 1: Die Absätze entsprechen nicht dem Originalbrief, sondern wurden von der Verfasserin der vorliegenden Arbeit vorgenommen, um thematische Einheiten kenntlich zu machen.

Wichtig für den Briefwechsel ist wie bei einem Gespräch das „gemeinsam[e] Wissen, das keiner expliziten Versprachlichung bedarf“.[1143] Teilen die Gesprächspartner – oder wie im vorliegenden Fall die Korrespondierenden innerhalb eines temporär regen Austausches – viel gemeinsames (Vor-)Wissen, muss umso weniger explizit versprachlicht werden. Fiehler weist in Bezug auf die mündliche Sprache darauf hin, dass

> „es [...] aufgrund gemeinsamen Wissens und der situativen Präsenz von Sachverhalten lediglich nicht notwendig [ist], bestimmte Elemente explizit zu versprachlichen. Dies ist auch der Fall, wenn im Vorgängerkontext realisierte lexikalische Einheiten, syntaktische Strukturen oder Äußerungen als präsent vorausgesetzt werden und auf ihnen in Form von (Konstruktions-)Übernahmen oder Fortsetzungen aufgebaut wird, ohne dass sie noch einmal explizit wiederholt werden.[1144]

Dies mündet nicht zwangsläufig in Elliptizität wie in der gesprochenen Sprache,[1145] sondern vor allem in einer (für den außenstehenden Leser) vermeintlich inhaltlichen Vagheit.

4.3.3.2 Interpunktion

Bereits angedeutet wurde die Problematik der Interpunktionszeichen, auch Syngrapheme genannt,[1146] die für historische Texte im Allgemeinen und für die Briefe Christiana von Goethes im Besonderen gilt: Satzzeichen, die als Markierung für das Satzende gelten (aus synchroner, normativer Perspektive in Kombination mit der Großschreibung am darauffolgenden Satzanfang), existieren oft nicht oder werden nur sporadisch gesetzt. Dies ist auch im 19. Jahrhundert bei weniger geübten Schreiberinnen und Schreibern keine Seltenheit, wie auch Schiegg für Patientenbriefe[1147] und Neumann für Soldatenbriefe[1148] konstatieren. Im zugrundeliegenden Korpus kommt nur der Punkt als Satzschlusszeichen vor; Frage- und Ausrufezeichen sind nicht vorhanden; auch andere satzgliedernde Elemente wie Kommata, Semikola oder Gedankenstriche sind nur vereinzelt oder gar nicht belegt.[1149]

1143 Fiehler, Reinhard: Thesen zur Struktur einer Grammatik der gesprochenen Sprache. In: Ágel / Hennig, (Hrsg.): Grammatik der gesprochenen Sprache, S. 297–314, hier S. 311.

1144 Ebd., S. 312.

1145 Vgl. ebd., S. 311 f.

1146 Vgl. für eine Definition Gallmann, Peter: Interpunktion (Syngrapheme). In: Günther / Ludwig (Hrsg.): Schrift und Schriftlichkeit. 2. Halbbd. (HSK, 10.2), S. 1456–1467, hier S. 1456.

1147 Vgl. Schiegg: Flexible Schreiber, S. 228.

1148 Vgl. Neumann: Soldatenbriefe, S. 166.

1149 Das Semikolon ist nur einmal im Briefkorpus belegt (JWG130); deutlich häufiger, aber dennoch selten kommen Kommata vor; Gedankenstriche sind nicht vorhanden.

Vor dem Hintergrund der sprachhistorischen Ausgangslage in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist ein solcher Befund wenig verwunderlich, da die Interpunktion noch nicht systematisch geregelt und normiert war. Die Grammatiken und Lehrbücher der Zeit definierten Sätze und damit den Einsatz von satzabschließenden graphischen Elementen unterschiedlich.[1150] Damit einhergehend ist zu konstatieren, dass der Übergang vom sprechrhythmischen zum grammatisch-syntaktischen Interpunktionsprinzip um 1800 noch im Gange war; gleichwohl ist eine deutliche Tendenz zur grammatischen Begründung zu erkennen, während rhetorische Argumente an Einfluss verloren.[1151]

Um das Gesagte zu illustrieren, ist an dieser Stelle ein Vergleich zwischen der Interpunktion eines Originalbriefes von Christiana Vulpius mit jener in der Edition Gräfs aufschlussreich (vgl. Tab. 25).

Zunächst fällt die sparsame Verwendung von Interpunktionszeichen durch die Schreiberin im Original auf. Im Gegensatz dazu stehen die 25 ergänzten Satzzeichen in der Edition; darüber hinaus wurde in Zeile 5 eine Änderung von einem Punkt zu einem Fragezeichen vorgenommen. Im Brieftext können zwei Sätze aufgrund ihrer grammatischen Struktur als Interrogativsätze identifiziert werden, wovon einer (Zeile 4/5) im Original mit einem Punkt und nicht mit einem Fragezeichen abschließt und der andere potentielle Interrogativsatz (Zeile 9/10) gar kein satzabschließendes Syngraphem aufweist. Dennoch sind diese beiden Sätze anhand der V1-Stellung als Fragesätze zu erkennen. In letzterem Fall ist außerdem zu bedenken, dass das Satzende topographisch mit dem Blattrand zusammenfällt und der nachfolgende Satz mit einer Majuskel beginnt. Dies könnte als eine schwächere Form einer satzabschließenden Markierung gedeutet werden, wenngleich es sich nicht um ein systematisches Vorgehen der Briefschreiberin

1150 Vgl. hierzu Höchli, Stefan: Zur Geschichte der Interpunktion im Deutschen. Eine kritische Darstellung der Lehrschriften von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bis zum Ende des 18. Jahrhunderts (Studia Linguistica Germanica, 17). Berlin / New York 1981, insb. die Kapitel zu den Grammatiken und Lehrwerken Gottscheds, Aichingers, Basedows, Brauns, Bodmers, Heynatz' und Adelungs, S. 190–250. Höchli stellt fest, dass die Entwicklung der Sinn- und Pausenzeichen (Punkt, Doppelpunkt, Semikolon, Komma) weniger linear vonstatten ging, als dies bei den Ton- und Schriftzeichen, darunter Ausrufe- und Fragezeichen, und Trennungszeichen wie dem Bindestrich der Fall gewesen sei, wobei die Funktion der letzteren auch besser abgrenzbar sei (vgl. ders., S. 284). – Vgl. auch Gebhard: Graphische Norm des Neuhochdeutschen, S. 205.

1151 Höchli: Geschichte der Interpunktion, S. 253 f. – Ein Beispiel für eine Interpunktion, die in weiten Teilen dem sprechrhythmischen Prinzip folgt, sind die Briefe Catharina Elisabeth Goethes.

Tab. 25: Vergleich der Interpunktion anhand des Original- und des edierten Briefes vom 1. Oktober 1796.

Originalbrief (JWG36)	Edierter Brief (GC I, Nr. 92)
1 Daß du bey Sol[j/g]en u[m]ständen wenich Fre	Daß Du bei solchen Umständen wenig Freude
[u]de Hast	hast,
2 kan ich mir vohl denck[en], und wen man veis	kann ich mir wohl denken, und wenn man weiß,
3 wie wehe es tuht ein kind zu verliern so epfnid	wie wehe es thut, ein Kind zu verlieren, so
4 man den verlust mit j[g]eder man ist es den	empfindet man den Verlust mit jedermann. Ist es denn
5 daß Kleine oder daß grosse, mir ist es auch gar	das kleine oder das große? Mir ist es auch gar
6 nicht vergnülich zu mude ich dachte mir gwis	nicht vergnüglich zu Muthe. Ich dachte mir
7 daß du Heude kom̃n virst die kalten dache	gewiß, daß Du heute kommen wirst, die kalten Tage
8 und die la[n]gen abnde vollen mir Jar nicht	und die langen Abende wollen mir gar nicht
9 gefalen. Daß Pü[b]egn sagt Heude ach du lieber	gefallen. Das Bübchen sagt heute: „Ach, du lieber
10 G[o]tt k[o]mt denn mein verter wierder nicht	Gott! kömmt denn mein Vater wieder nicht?“
11 Der Buch binder Arbei[d]et fort bis zu[m]	Der Buchbinder arbeitet fort bis zum
12 kuf[e]r und deke die vom Starke Hab[e] ich 300	Kupfer und Decke, die von Starke habe ich, 300.
13 daß Exemplar bekomd kein me[n]sch von mir	Das Exemplar bekommt kein Mensch von mir.
14 auf den Christen Gra[m] Freue ich mich abr	Auf den Christ-Kram freue ich mich, aber
15 du must bey auf machn seyen sond ist	Du mußt beim Aufmachen sein, sonst ist
16 es kein Spahs daß daß aülichen balt by /	es kein Spaß. Daß das Äugelchen bald bei
17 der guden Frau Rähtidin Seyn virdt darum	der guten Frau Räthin sein wird, darum
beneute ich sie. leb vohl und behalt	beneide ich sie! Leb wohl und behalt
18 mich lieb	mich lieb.
19 V	V.
20 ich muß dir die 300 übr Süken und	Ich muß Dir die 300 überschicken, und
21 mor[g]en vill dir Starke selst schriben	morgen will Dir Starke selbst schreiben.
22 die küfftdi[ge] voche virdt alls Ferdich	Die künftige Woche wird alles fertig.

handelt; die Majuskelschreibung am Satzanfang kommt nur gelegentlich zur Anwendung. Fragezeichen sind im Korpus generell nicht vorhanden, ebenso wenig Anführungszeichen zur Markierung der direkten Redewiedergabe sowie ein vorausgehender Doppelpunkt, der die nachfolgende direkte Rede einleitet (vgl. Zeile 9/10).

4.3.3.3 Vergleiche: *als* oder *wie*

Im Zuge der Herausbildung der Standardsprache veränderte sich der Gebrauch von Vergleichskonjunktionen; diesen Prozess fasst Isa Schikorsky zusammen:

> Bis ins 16. Jahrhundert hinein war neben 'denn' als Vergleichspartikel allein 'als' üblich gewesen, ein Gebrauch, der im 'as' des Niederdeutschen und Englischen erhalten blieb (vgl. Grube 1876, S. 5; Stellmacher 1981, S. 104 f). Im Zuge der Herausbildung der Standardsprache kam es zu Gebrauchsverschiebungen: in dem Maße, in dem das zur Bezeichnung der Ungleichheit dienende 'denn' veraltete, rückte das ursprünglich nur mit dem Positiv benutzte 'als' in diese Stellung nach; die Funktion des 'als' übernahm dann nach und nach die neue Vergleichskonjunktion 'wie' (vgl. Wustmann 1891, S. 278 f; Grebe 1966, S. 41 ff). In diesem langwierigen Wandelprozeß, der auch im 19. Jahrhundert noch nicht zum Abschluß kam, lag der Zeitpunkt einer einheitlichen Regelung, verglichen mit dem allgemeinen Stand grammatischer Normgebung, relativ spät.[1152]

Schematisch stellt Elspaß in Anlehnung an Hermann Paul die diachrone Entwicklung wie in Tab. 26 dar:

Tab. 26: Entwicklung der Vergleichspartikeln nach Komparativ und Positiv im Nhd. (nach: Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 284).

	bis 17. Jh.	**18. Jh.**	**Ende 19. Jh.**
Konjunktion nach Komparativ	*denn* (/*als*/*weder*)	*als* (/*wie*/*als wie*)	*als*
Konjunktion nach Positiv	*als* (/*wie*)	(*als*/) *wie*	*wie*

Im heutigen Standarddeutsch beschreibt die Duden-Grammatik den Gebrauch der Vergleichspartikeln *als* und *wie* je nach Verwendungszusammenhang. In Vergleichskonstruktionen mit Positiv (in Verbindung mit den Gradpartikeln *so*, *ebenso*, *genauso*, *gleich*) erfolgt der Anschluss standardsprachlich mit *wie*. In Verbindungen mit *möglich* (Bsp. *so lang wie/als möglich*) sowie bei ungleichem Grad nach Positiv (*dreimal so schnell wie/als*) kann anstelle von *wie* gleichfalls *als* stehen. Ansonsten gilt der Gebrauch von *als* nach Positiv als veraltet oder wird als Regionalismus eingestuft. In Vergleichen ungleichen Grades, die mithilfe des Komparativs Verschiedenheit bzw. Nichtübereinstimmung ausdrücken, wird standardsprachlich der Anschluss mit *als* gebraucht, während *wie* regional markiert ist. Ein Beispiel hierfür wäre: „Frauke fährt schneller als Leonie.“[1153]

Im 18. Jahrhundert war diese in der heutigen Standardsprache klare Verteilung der Vergleichspartikeln noch variabler. Adelung zufolge konnte nach dem Positiv zum einen *als* (Bsp.: *So roth als eine Rose)* stehen,[1154] zum anderen auch

1152 Schikorsky: Private Schriftlichkeit, S. 266 f.; vgl. auch Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 284–292.

1153 Vgl. Duden. Grammatik, S. 377 f.

1154 Vgl. Art. „Als“, in: AWb, https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=A01688 (22.03.2024).

wie oder *denn*; nur dem damals noch gängigen *als wie* stand der Grammatiker ablehnend gegenüber. Hierzu führt er aus: „Die Partikel wie dem als noch beyzufügen, sie sah einem Affen ähnlicher, als wie ihnen, ist überflüssig, und macht nur den Ausdruck schleppend. Wohl aber können wie und denn die Stelle des als vertreten [...].“[1155] Als Beispiel für die Verwendung von *wie* nennt Adelung u. a. *Schön wie ein Engel*.[1156] In stilistischer Hinsicht gab Adelung der Verwendung von *als* im Positiv noch den Vorzug.[1157]

In Christiana von Goethes Briefen[1158] lässt sich ebenfalls eine deutliche Präferenz der Vergleichspartikel *als* im Positiv feststellen, insbesondere bei Verbindungen mit *möglich*, wie die folgenden Beispiele zeigen: „so viel als möglich“ (GC I, Nr. 28, 126), „so wohl als möglich“ (GC I, Nr. 40), „richte es doch so genau ein als möglich“ (GC I, Nr. 279), „so gut als möglich“ (GC I, Nr. 312, Suphan, Nr. 14), „so bald als möglich“ (GC I, Nr. 342). Weitere paradigmatische Fälle, die eine Präferenz für die Verwendung der Partikel bzw. des Vergleichsjunktors *als* belegen, sind vergleichende Relativsätze mit Positiv. In diesen wird in der Gegenwartssprache standardsprachlich meist *wie* verwendet, während um 1800 *als* und *wie* noch nebeneinander auftreten konnten, wie auch in den Briefen Christiana von Goethes: „Warte Dich nur recht ab und bleib so lange drüben, als Du es vor nötig hältst.“ (GC I, Nr. 108), „du kannst Montag so frühe ausfahren, als Du willst“ (GC I, Nr. 204), „denn niemand ist so gut als du“ (GC I, Nr. 312), „hier hat den ganzen Winter nicht so viel Schnee gelegen als itzt“ (GC I, Nr. 312), „so müde als man war“ (GC I, Nr. 350), „Mit Doktor ist es so schlimm nicht, als er sich es denket“ (GC I, Nr. 315), „denn wenn es so bleibt, als es aussieht“ (GC I, Nr. 326), „als dass die eine Mähne nicht so ausfiel als die andere“ (GC I, Nr. 338), „stieg ein sehr schöner Luftballon so hoch und weit, als ich noch keinen gesehen habe“ (GC I, Nr. 350), „wenn nicht alles so geht, als ich wünschte“ (GC I, Nr. 353), „immer noch so gerne als sonst tanze“ (Kasten, Nr. 63) „so lustig als sonst“ (Kasten, Nr. 68) und „Wenn dieser Brief nicht so geschrieben ist, als er sollte“ (Kasten, Nr. 99).

In selteneren Fällen benutzt die Schreiberin jedoch auch im Positiv die Vergleichspartikel *wie*: „ich bin vor Freuden außer mir und springe herum wie ein Kind“ (GC I, Nr. 15), „sie kommen uns doch nicht so teuer wie die vorigen“ (GC I,

1155 Ebd.

1156 Vgl. Art. „Wie“, in: AWb, https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=W02023 (22.03.2024).

1157 Vgl. Adelung, Johann Christoph: Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache, zur Erläuterung der Deutschen Sprachlehre für Schulen. Bd. 2. Leipzig 1782, S. 479.

1158 Die nachfolgende Auswertung basiert auf dem Subkorpus aller eigenhändig geschriebenen Briefe Christiana von Goethes. Da die zeichengetreue Schreibung für die Untersuchung dieses Phänomens nachrangig ist, konnte damit auf eine breitere Quellenbasis zurückgegriffen werden.

Nr. 98), „der sieht aus wie dein Capital“ (GC I, Nr. 73), „Aber wenn Du wiederkommst, da will ich Dich auch lieb haben, so wie Du Dir es gar nicht denken kannst.“ (GC I, Nr. 142), „nicht so gut wie er“ (GC I, Nr. 153), „aber es ist mir doch nicht ganz so wie sonst“ (GC I, Nr. 207) „nicht so gut geraten wie sonst“ (GC I, Nr. 288), „ich bin freilich nicht so ganz schwach wie diese“ (GC II, Nr. 499) und „so tanze ich doch immer wie sonst“ (Kasten, Nr. 68).

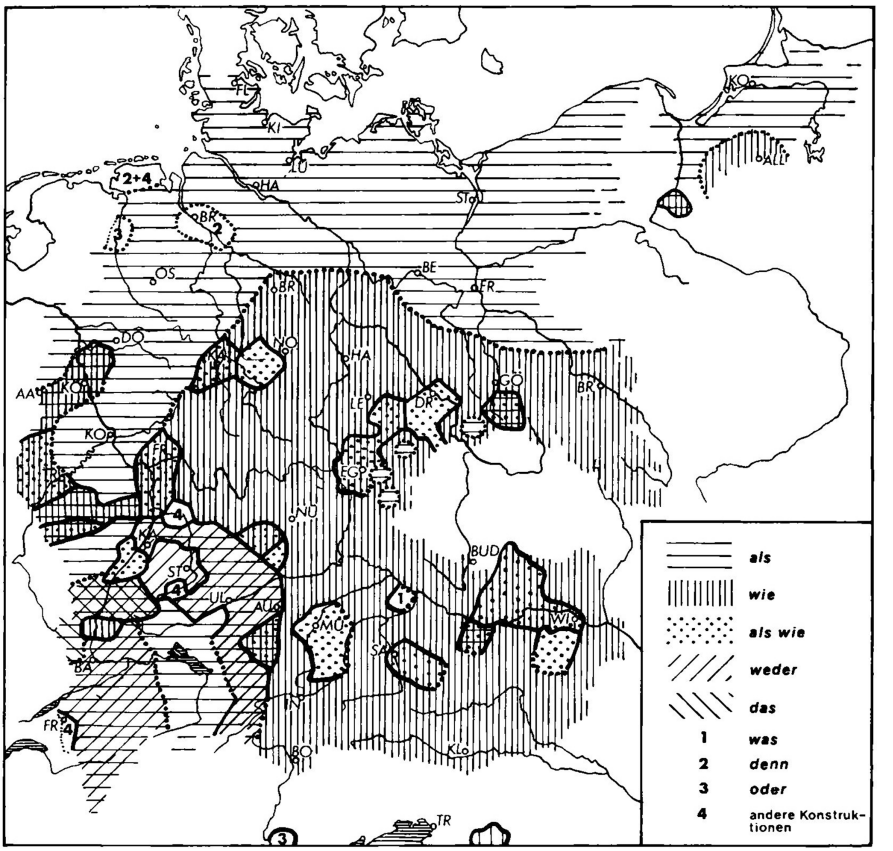


Abb. 22: Möglichkeiten der Komparation in den deutschen Dialekten. Syntaktische Einbindung des Komparativs (...) besser als (...) (aus: Lipold: Möglichkeiten der Komparation in den deutschen Dialekten, S. 1237).

Bei der Verwendung der Vergleichspartikel nach dem Komparativ bei Ungleichheit dominiert dialektal im gesamten Gebiet des östlichen Hochdeutsch *wie* (vgl. Abb. 22). Dementsprechend wäre diese Form auch in den Briefen Christiana

von Goethes als einer Sprecherin des Ilmthüringischen[1159] zu erwarten, was die Befunde jedoch widerlegen: Im Briefkorpus tritt durchgängig *als* in Komparativkonstruktionen auf, die einen ungleichen Grad ausdrücken. Christiana von Goethe schreibt beispielsweise „es ist doch in nirgends besser als zu Hause“ (GC I, Nr. 15), „Der wird itzo mehr als zu munter.“ (GC I, Nr. 24), „Ich befinde mich nicht besser als zu Hause“ (GC I, Nr. 26), „noch nie ist mir ein Abschied schwerer worden als dieser (GC I, Nr. 58), „Du bist kränker, als Du mir schriebest“ (GC I, Nr. 108), „weil es immer an einem Orte teurer als am andern wäre“ (GC I, Nr. 131), „Keine größere Freude, mein Lieber, hättest Du mir nicht machen können als die, dass ich Dich abholen soll.“ (GC I, Nr. 66), „aber gehe nur nicht weiter als in die Schweiz“ (GC I, Nr. 145), „er wär auch nicht älter als der Hoffmann ihr Sohn“ (GC I, Nr. 160), „schon mehr als einmal“ (GC I, Nr. 203), „das ist besser als Redouten-Freude“ (GC I, Nr. 212), „das ist mir lieber als alles“ (GC I, Nr. 246), „viel länger, als ich mir dachte“ (GC I, Nr. 260), „viel kleiner als die vorigen“ (Kasten, Nr. 13), „besser als sonst tanze“ (Kasten, Nr. 63) und „besser als voriges Jahr“ (Suphan, Nr. 7).

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass Christiana von Goethe bei Vergleichskonstruktionen nach Positiv beide Varianten mit *als* und *wie* mit einer Präferenz für *als* benutzt. Dies steht im Einklang mit den Konventionen um 1800, wie sie u. a. durch Adelung repräsentiert werden.

Für Komparativstrukturen bestanden in der Schriftsprache die gängigen Strukturen mit *wie*, *als* und *als wie* parallel, wobei *wie* bevorzugt wurde. Elspaß konstatierte noch für das 19. Jahrhundert, dass Briefe von Schreiberinnen und Schreibern mit nur einer elementaren Ausbildung im Lesen und Schreiben bei der Konjunktion nach Komparativ eine recht große Variationsbreite aufweisen; von ihnen entschieden sich immerhin ca. 40 Prozent nicht für die von den Grammatikern vorgeschriebene Form *als*, sondern wählten *wie*, *als wie* oder die als veraltet geltende Form *denn*. Bei einzelnen Schreibenden variiert die verwendete Form sogar in ein und demselben Brief.[1160] In den Briefen Christiana von Goethes sind ähnliche Schwankungen nicht festzustellen; im Gegenteil: Die Briefschreiberin wählt ausschließlich *als* nach dem Komparativ und das, obwohl aufgrund dialektaler Einwirkungen in diesem Bereich *wie* zu erwarten wäre. Auch die um 1800 noch geläufige Zusammenfügung beider Partikeln zu *als wie*[1161] ist in den untersuchten Briefen nicht zu finden. Dies ist ein weiterer Beleg dafür, dass Chris-

1159 Vgl. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 259.

1160 Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 287. – Schreibende mit einer höheren Schulausbildung benutzten zu 90,7 Prozent nach dem Komparativ *als* und zu 9,3 Prozent *wie*; für die Nebenformen *als wie* und *denn* gab es keine Belege (vgl. ebd.).

1161 Vgl. Elspaß: Standard German, S. 56 f.

tiana von Goethe zwischen sprech- und schriftsprachlichen Registern unterschied und in diesem Bereich auf die distanzsprachlichere Form zurückgriff.

Eine Besonderheit, bei der dialektal-sprechsprachliche Einflüsse zu vermuten sind, fällt hinsichtlich der Verwendung von *als* und *wie* als temporale Subjunktionen auf. Beide können genutzt werden, um Gleichzeitigkeit auszudrücken.[1162] Im Briefkorpus tritt in diesen Konstruktionen neben der sehr seltenen Verwendung von *als* (wie im Beispiel „Der Kleine war auch ganz betrübt, als er hörte, dass Du noch nicht kämst." [GC I, Nr. 48]) mehrheitlich das *wie* auf. Zu dieser Thematik bemerkt Thurmair allgemein:

> Vor allem in der gesprochenen Sprache kommt *wie* auch als eine Art temporale Subjunktion vor [...]. Ähnlich wie bei den entsprechenden Verwendungen von *als* [...] läßt sich die temporale Bedeutung unmittelbar aus der Funktion als Vergleichsjunktor ableiten: *wie* weist an, zwei Sachverhalte hinsichtlich der Temporalität, also des mit ihnen bezeichneten Zeitpunktes, äquivalent zu setzen. Daraus ist dann die bezeichnete Gleichzeitigkeit abzuleiten.[1163]

In der Duden-Grammatik werden mithilfe des nachfolgenden Beispiels für die Verwendung temporaler Subjunktionen heutzutage drei Optionen als standardsprachlich angegeben: „Als / solange / wie er in der Schweiz lebte, wanderte er oft."[1164] Die Verwendung von *wie* ist bis heute im thüringischen Sprachraum vorherrschend.[1165] Beispiele aus dem Korpus sind: „Das war eine Freude, wie die beiden Kinder den Schloßthurm wieder erblickten" (GC I, Nr. 15), „ich habe mich gewundert, wie ich wiederkam, daß so viel fertig war" (GC I, Nr. 15), „am Dienstag, wie Schmidts bei mir waren" (GC I, Nr. 64), „wie Du in Kötschau von uns weg warst, gingen mir raus und sahen auf dem Berg Deine Kutsche fahren" (GC I, Nr. 98), „nur sehr schlecht war mir zu Mute, wie ich so allein zu Hause ankam" (GC I, Nr. 112), „Heute frühe, wie ich aufwachte, freut ich mich sehr auf ein Briefchen von Dir" (GC I, Nr. 126), „Denn wie ich die Augen auftat, so hörte ich Stürmen und Feuer rufen" (JWG170), „Früh, wie mir aufstanden, haben mir dieses Gedicht gemacht" (GC I, Nr. 351), „wie wir hinkamen [...]" (GC I, Nr. 353) und „Denn er hat Dich sehr lieb, das habe ich erst recht gesehen, wie Du weg warst" (Suphan. Nr. 4).

1162 Vgl. Thurmair, Maria: Vergleiche und Vergleichen. Eine Studie zu Form und Funktion der Vergleichsstrukturen im Deutschen (Linguistische Arbeiten, 433). Berlin / Boston 2001, S. 67.
1163 Ebd., S. 80.
1164 Duden. Grammatik, S. 638.
1165 Vgl. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 259.

4.3.3.4 Kasusschwankungen am Beispiel der Genitivpräposition *wegen*

Die Kasusrektion nach der Präpostion *wegen* gehört nicht nur in der Gegenwartssprache, sondern auch in der diachronen Entwicklung zu den Schwankungsfällen, die besondere Aufmerksamkeit erfahren. So bemerkt Di Meola diesbezüglich:

> Semantisch irrelevante Rektionsschwankungen bei Präpositionen (wie beispielsweise *wegen des Umbaus, wegen dem Umbau)* sind bereits seit den Anfängen einer einheitlichen deutschen (Schrift-)Sprache im Visier der Grammatiker und Sprachnormierer, und auch in jüngerer Zeit werden sie in der wissenschaftlichen wie populärwissenschaftlichen Diskussion wiederholt thematisiert.[1166]

Die Stigmatisierung der Dativ- anstelle der Genitivrektion ist folglich kein Phänomen der jüngsten Zeit. Vielmehr steht diese in einer längeren Traditionslinie,[1167] über deren Hintergründe Szczepaniak Folgendes ausführt:

> Laienlinguistische Salienz erlangte der präpositionale Genitiv bereits im Frühneuhochdeutschen mit der Stigmatisierung der Dativrektion nach der Präposition wegen (siehe Davies/ Langer 2006). Diese hallt in der populären Sprachkritik nach. Den Sprechern dient dieser Fall offensichtlich als (aus sprachhistorischer Perspektive inkorrektes) Muster zum Umgang mit schwankender Präpositionalrektion von sekundären Präpositionen, z. B. dank dem guten Wetter / dank des guten Wetters. Mit dem Prestigegenitiv können Fälle sprachlicher Unsicherheit gelöst werden. Als „Nebeneffekt" wird der Sprach- und Normwandel beeinflusst.[1168]

Für die Standardsprache stufen sowohl der Duden[1169] als auch die Duden-Grammatik[1170] den Gebrauch des Dativs nach „Genitiv-Präpositionen" wie *wegen* nach wie vor als umgangssprachlich oder regional markiert ein.[1171] Für das gesprochene Gegenwartsdeutsch konstatiert Elspaß hingegen, dass die Deutschen zu Zeiten des Nhd. dazu neigen oder schon immer dazu geneigt hätten, nach Präpositionen wie *wegen*, *während* und *trotz* den Dativ zu verwenden.[1172]

1166 Di Meola, Claudio: Rektionsschwankungen bei Präpositionen – erlaubt, verboten, unbeachtet. In: Konopka, Marek / Strecker, Bruno (Hrsg.): Deutsche Grammatik – Regeln, Normen, Sprachgebrauch (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2008). Berlin / New York 2009, S. 195–221, hier S. 195 (Hervorhebung im Original).

1167 Vgl. hierzu ausführlicher Davies/Langer: Bad Language, S. 200–211.

1168 Szczepaniak, Renata: Sprachwandel und sprachliche Unsicherheit. Der formale und funktionale Wandel des Genitivs seit dem Frühneuhochdeutschen. In: Witt, Andreas (Hrsg.): Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2013). Berlin 2014, S. 33–49, hier S. 34 (Hervorhebungen im Original).

1169 Vgl. Art. „wegen", in: Duden. Rechtschreibung, S. 1210.

1170 Vgl. Duden. Grammatik, S. 624.

1171 Vgl. Di Meola: Rektionsschwankungen bei Präpositionen, S. 202.

1172 Vgl. Elspaß: Standard German, S. 59; in der Schriftsprache, genauer in distanzsprachlichen Zeitungstexten herrscht hingegen nach wie vor die Genitivrektion vor, wobei es ein Nord-Süd-Gefälle

Schon aus diesen kurzen Ausführungen ergibt sich in mehrfacher Hinsicht die Begründung für die Untersuchung der Rektion nach *wegen* im Korpus der Briefe Christiana von Goethes:[1173] 1.) In diachroner Perspektive gehört die Kasusrektion nach *wegen* zu den Schwankungsfällen um 1800, d. h. die Präposition wurde sowohl mit Genitiv als auch mit Dativ verwendet. 2.) Das Stigmatisierungspotential bei Dativ- statt Genitivgebrauch ist hier besonders hoch, was auch zu einer Vergrößerung des wahrgenommenen Abstandes zwischen der Prestigeform und stigmatisierter Form (bzw. Formen, da auch eine Akkusativrektion vorkommen kann) führt. 3.) Dadurch ist eine Differenzierung zwischen nähe- respektive distanzsprachlichen Signalen hier besonders offensichtlich und dementsprechend gut zu untersuchen.

Für eine Einordnung der Befunde auf Basis des Briefkorpus bietet es sich an, die Situation um 1800 zunächst genauer zu beleuchten. Historisch betrachtet sehen Davies/Langer bis in die Zeit um 1700 nach Sichtung der Grammatiken keine definitive Entscheidung für die Genitivrektion. Vielmehr trat neben dem Genitiv auch der Dativ in Verbindungen mit *wegen* bereits seit dem 17. Jahrhundert auch in formellen, schriftsprachlichen, von Grammatikern gebilligten Kontexten auf. Im 18. Jahrhundert sind erste explizite Stigmatisierungen der Dativrektion vor oder nach *anstatt*, *längst*, *während* und *wegen* bei Heynatz (1777) zu erkennen.[1174] Adelung hält ebenfalls wie Gottsched an der ausschließlichen Genitivrektion fest und schreibt, dass *wegen* „jederzeit mit der zweyten Endung oder dem Genitive des Nennwortes verbunden wird“. Er lehnt die Dativrektion explizit ab:

> Fehlerhaft ist es, wenn diese Präposition im Oberdeutschen so gern mit dem Dative verbunden wird. Er ist wegen seinem Fleiße belohnet worden, für wegen seines Fleißes. Eben so fehlerhaft ist es, wenn in den gemeinen Mundarten dem wegen noch ein um oder von vorgesetzet wird, welche hier ganz müßig sind. Um wegen oder von wegen seines Fleißes.[1175]

---

bei der Dativ-Verwendung gibt, der gelegentlich in Zeitungstexten aus dem südlichen Sprachgebiet vorkommt, vgl. dazu die Einträge zu *wegen*, *während* und *trotz* in der Variantengrammatik unter http://mediawiki.ids-mannheim.de/VarGra/index.php/Start (22.03.2024).

1173 Darüber hinaus kommen kaum andere Präpositionen vor, die den Genitiv regieren; abgesehen von *trotz*, welches ausschließlich mit Genitiv (3 Belege) vorkommt, findet sich *statt*, welches einmal mit Genitiv (JWG120) vorkommt.

1174 Vgl. Davies/Langer: Bad Language, S. 202.

1175 Art. „Wêgen“, in: AWb, https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=W01146 (22.03.2024) (auch für das vorangegangene Zitat); für weitere Urteile von Grammatikern vgl. u. a. Sato, Megumi: „Wegen dem Clavier“. Die Beethovens und der Rektionswandel der Präpositionen wegen, statt und während im Zeitraum 1520–1870. In: Muttersprache 125 (2015), Heft 1, S. 23–56, hier S. 48. – Verfolgt man die weitere Entwicklung in den Grammatiken im 19. Jahrhundert, fällt auf, dass die einschlägigen Werke *wegen* ausschließlich mit Genitiv zulassen. Ausnahmen für die Dativrektion in der Schriftsprache werden nicht aufgeführt; diese wird dem Dialekt zugeschrie-

Wie schon bei Adelung deutlich wird, sehen die Grammatiker seit dem 18. Jahrhundert einen Zusammenhang zwischen Dativrektion und Mundart.[1176] Otto Behaghel geht in seinen Ausführungen noch einen Schritt weiter und konstatiert, „daß der Genitiv in der Mundart des Volkes schon zu Anfang des Nhd. der Hauptsache nach untergegangen war [...].“[1177] Hier scheint es folglich, wie in vielen anderen grammatischen Bereichen, eine Diskrepanz zwischen den Forderungen der Grammatiker und der Sprachwirklichkeit gegeben zu haben.

Diese gegenläufige Entwicklung arbeitet Megumi Sato in ihrer Untersuchung zum Rektionswandel der Präpositionen heraus. In dieser wird u. a. der Gebrauch der Präposition *wegen* nicht nur in Gebrauchs-, Zeitungs- sowie literarischen Texten schwerpunktmäßig im 18. und 19. Jahrhundert analysiert, sondern darüber hinaus auch in schriftlichen Zeugnissen der Komponisten Bach, Haydn und Beethoven und der Familie Mozart. Ein zentrales Ergebnis ihrer Studie ist, dass in der Entwicklung der Kasusrektion nicht nur der Präposition *wegen*, sondern auch bei *statt*, *während* und *trotz* „sowohl ein ‚Sprachwandel von unten‘ als auch ein darauffolgender ‚Sprachwandel von oben‘ wahrzunehmen ist.“[1178] Sie zeigt anhand der Gebrauchstexte, dass zunächst die Variante *wegen* + Genitiv im 17. Jahrhundert deutlich zunahm, während im 18. Jahrhundert zunehmend *wegen* + Dativ gebraucht wurde. Um 1800 konstatiert die Autorin schließlich eine rasche Abnahme von *wegen* + Dativ zugunsten der Genitivrektion.[1179] Die Ursache für diesen ra-

ben. (vgl. Davies/Langer: Bad Language, S. 203–205) Für das 20. Jahrhundert (einschließlich der Duden-Regelungen) vgl. ebd., S. 205–208.

1176 Einen regionalen Schwerpunkt der Variante *wegen* + Dativ im oberdeutschen Sprachraum bestätigt u. a. auch die Untersuchung Megumi Satos, nach der im Oberdeutschen zwischen 1700 und 1800 überwiegend *wegen* + Dativ benutzt wurde. Seit 1800 nahm die Dativrektion ab und schließlich überwog ab 1850 auch in den Gebrauchstexten aus dem oberdeutschen Sprachraum der Genitiv. Sato stellt anhand der Gebrauchstexte auch fest, dass im mittel- und norddeutschen Raum zunächst die Genitivrektion vorherrschte, während zwischen 1750 und 1799 beide Varianten miteinander konkurrierten, bis sich ab 1810 der Genitivgebrauch vollends durchsetzte (vgl. Sato: Rektionswandel der Präpositionen, S. 34–39).

1177 Behaghel, Otto: Geschriebenes Deutsch und gesprochenes Deutsch. Festvortrag, gehalten auf der Hauptversammlung des Deutschen Sprachvereins zu Zittau am 1. Oktober 1899. In: Ders.: Von deutscher Sprache. Aufsätze, Vorträge und Plaudereien. Lahr 1900, S. 11–34, hier S. 30, zit. nach Elspaß: Standard German, S. 59.

1178 Sato, Megumi: Sprachvariation und Sprachwandel im 18. und 19. Jahrhundert. Untersuchung zur Kasusrektion der Präpositionen *wegen*, *statt*, *während* und *trotz* (Germanistische Bibliothek, 77). Heidelberg 2022, S. 330.

1179 Vgl. Sato: Rektionswandel der Präpositionen, S. 31. – In literarischen Texten des 18. Jahrhunderts tritt *wegen* + Dativ im Vergleich zu Gebrauchstexten seltener auf (vgl. ebd. S. 40). Berücksichtigt wurden auch sprachgeographische Unterschiede. – Vgl. auch ausführlich das Kapitel in: Sato: Sprachvariation und Sprachwandel, S. 29–56.

schen Wandel sieht Sato im Einfluss der Grammatiker, die die Verwendung mit Genitiv bevorzugen und den Gebrauch von *wegen* + Dativ teilweise stigmatisieren. Die größte Bedeutung misst sie Adelung bei, dessen Grammatikregelungen im 19. Jahrhundert vermehrt an höheren Schulen eingesetzt wurden.[1180]

Ferner legt Satos Studie nahe, dass der Gebrauch von *wegen* mit Dativ eine deutliche Affinität zum Nähebereich aufweist, da diese Variante nicht nur die vorherrschende in den Komponisten-Zeugnissen aus dem oberdeutschen Raum (mit einer gewissen Differenzierung nach Adressaten und Textsorte) ist,[1181] sondern die häufigsten und frühesten Belege für diese Verwendung in der Schriftsprache aus nähesprachlicheren Textsorten wie Predigten oder Reiseberichten stammen.[1182]

Die Briefe Christiana von Goethes fallen folglich in die Zeit des akuten Wandlungsprozesses – einerseits ansteigende Dativrektion, andererseits nach 1800 rasche Zurückdrängung zugunsten des Genitivs. Von einer Schreiberin ohne höhere Schulbildung mit dialektaler Prägung wäre in ihren Briefen *wegen* vorrangig mit Dativ- oder Akkusativrektion zu erwarten. Denn auch im thüringischen Dialekt tritt die Genitivrektion Spangenberg zufolge nach bestimmten Präpositionen nur noch vereinzelt in einigen Wendungen auf. Ansonsten herrscht die Dativrektion vor, die in einigen Fällen in Akkusativrektion übergegangen ist.[1183] Zudem fanden sich bei Satos Auswertung von zeitgenössischen Egodokumenten (nicht ausschließlich, aber mehrheitlich von Briefen aus dem Zeitraum 1783 bis 1853) Indizien dafür, dass *wegen* + Genitiv in stärker distanzsprachlichen und *wegen* + Dativ in stärker nähesprachlichen Textsorten verwendet wurde.[1184] Somit wäre für Briefe an (sehr) vertraute Adressaten ebenfalls die Hypothese einer mehrheitlichen Dativrektion nach *wegen* anzunehmen, die es anhand des Briefkorpus zu überprüfen gilt.

Für die Verwendung der Präposition *wegen* im Briefkorpus ist grundsätzlich zu konstatieren, dass der nachfolgende Kasus aufgrund von Synkretismen nicht in jedem Fall eindeutig zu identifizieren ist. So sind die Genitiv- und Dativformen von Feminina im Sg. identisch (der <-en>); Genitiv-Dativ-Synkretismus). Auf mor-

1180 Vgl. Sato: Sprachvariation und Sprachwandel, S. 274 sowie dies.: Rektionswandel der Präpositionen, S. 49.

1181 Vgl. ebd., u. a. S. 127, 175 ff. und S. 218.

1182 Vgl. ebd., S. 55.

1183 Vgl. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 258 f.

1184 Vgl. Sato: Rektionswandel der Präpositionen, S. 27. – Allerdings ist hierbei zu beachten, dass die Präposition *wegen* in den verschiedenen Textsorten unterschiedlich häufig vorkommt (in den Briefen beispielsweise insgesamt 130-mal, in der theoretischen Schrift nur fünfmal), sodass hier auf Seiten der distanzsprachlichen Textsorte eine Fehlerquelle aufgrund der zu geringen Beleganzahl nicht ausgeschlossen ist.

phologischer Ebene ist eine Kasusdistinktion also vor allem bei Maskulina und Neutra mit der Genitivendung <-s> möglich. Bezogen auf die Briefe Christiana von Goethes sind weitere chirographische bzw. ideoskriptale Besonderheiten zu bedenken, die zu gewissen Zuordnungsschwierigkeiten führen. Diese betreffen die Graphschreibung von <e>, <n> und <m>, die sich in der deutschen Kurrentschrift ähneln. In vielen Fällen kann keine eindeutige Entscheidung getroffen werden.

Wie in Tab. 27 zu sehen, wurden 69 Konstruktionen mit der Präposition *wegen* identifiziert, wovon sich 48 eindeutig einem Kasus zuordnen lassen.[1185] Nur achtmal erfolgte der Anschluss nicht mit Genitiv, d. h. in etwa 83 Prozent der Fälle verwendete die Schreiberin entgegen den geäußerten Vermutungen den von Adelung geforderten, prestigeträchtigeren Genitiv. Hier ist allerdings anzumerken, dass es im Sg. zahlreiche reduzierte Genitivformen gibt, bei denen die Nomina keine Kasusendung aufweisen (in Tab. 27 mit * versehen), d. h. die Genitiv-Endung *-s* fehlt; das gilt immerhin für fast 40 Prozent der Genitivrektionen (12 von 31 Belegen).[1186]

Tab. 27: Der Gebrauch der Präposition *wegen*.

Genitiv	Dativ	Akkusativ
**wechen Des übellen <Wieder>* (JWG27) *Wechen des Hausses* (JWG27) *ve[g]en des ackrs* (JWG32) *wegen der Soltan* (<wegen der Soldaten>, JWG34) **wechen ders nüber k[o]m̄* (<wegen des Nüberkommens>, JWG42) *wechen deß Riehl* (JWG42) **vechen deß dienst* (JWG42)	*wechen uns* (JWG42, statt unseretwegen) *vechen Dir* (JWG187 statt deinetwegen)	*wechen den Spargl* (JWG6) *wechen den Essen* (JWG7) *vechen den allten Garden* (JWG132) *vechen den Ringe* (NM2) **wechen mein schriben* (JWG6)

1185 Nicht eindeutig bestimmbar sind die nachfolgenden Konstruktionen: *wegen der Krabskrälligkeit* (JWG3), *we[ch]en der ~~neun~~ Kögin* (JWG27), *wechen der Jahr zeit* (JWG42), *wechen der madam* (JWG53), *Wegen der Reise* (JWG57), *vechen unser Reisse* (JWG63), *wechen der F von Vedel* (JWG65), *vechen der Punkden* (JWG70), *wechen Der über gabe* (JWG72), *wechen Roßel* (JWG83), *wechen der küehe dröge* (JWG89), *wechen ~~Ch~~ Ca[n]seler* (JWG89), *vechen der Köchin* (JWG119), *wechen Nähe der byden Gärden* (JWG119), *vechen den ~~d~~ Viel[en] blude* (JWG85), *wegen fei[e]r diesses gedichdes* (JWG194), *(w)echen meinr Gesundheit* (NM1), *vechen Etvas* (NM3), *vechen der ankumft* (NM11), *wechen der Enn <t> fernuh* (NM15) und *vechen der Preussen* (NM18).

1186 Diese wurden dennoch den Genitivkonstruktionen zugeordnet, da sie aufgrund des Artikels als ebensolche zu identifizieren sind.

Tab. 27 (fortgesetzt)

Genitiv	Dativ	Akkusativ
we[g]en des Grabsens (JWG53)		**wechen [mein] Gärden*
ve[g]en m[e]ines schreibens (JWG63)		(JWG172)
wechen des Krigs (JWG65)		
**wechen des anderen vasser* (JWG65)		
wechen des veines (JWG65)		
vechen der Packede (JWG65)		
wechen Fiessers (JWG72)		
**wechen des andern Pachter* (JWG72)		
wechen eines neun Pacht Co[n]dracks (JWG72)		
**wegen des üblen Wetter* (JWG75)		
**vechen deß Essen* (JWG82)		
wechen des vienes (JWG82)		
wechen des Baumes (JWG86)		
Wechen des hausses (JWG95)		
**Wegen des Packet* (JWG110)		
Wechen Fiessers (JWG111)		
wechen ihres dopbeltden vermiedens (JWG119)		
**wechen des lergen Strigen* (JWG145)		
**recht wechen des Profeser* (JWG165)		
**wechen des Essen* (JWG168)		
wechen meins Pfuses (JWG187)		
vechen meines kofbußes (JWG188)		
vechen der bl[ü]den (JWG190)		
vechen der P[fer]de (JWG192)		
vechen der fry [X]sembelahr (JWG194)		
wechen des geldes (JWG216)		
ve(c)hen des vorspiells (NM3)		
**wechen des geheim Raht* (NM4)		
vechen des Peßsonals (NM7)		
wechen meis Schreibens (NM21)		
Wechen Der Schriften (NM21)		
Wechen des kleinn Prinzen (NM21)		
we(c)hen der aus gabe(n) (AG4)		

Auffällig ist die geringe Anzahl von Dativformen, von denen aufgrund der dialektalen Einflüsse deutlich mehr zu erwarten wären. Die betreffenden Dativ-Belege im Briefkorpus entfallen auf die beiden Formen *wegen dir* und *wegen uns*, die auch heutzutage nicht nur in der Alltagssprache überwiegen, sondern auch in

der Schriftsprache präsent sind.[1187] Der Atlas der deutschen Alltagssprache zeigt den mehrheitlichen Gebrauch von *wegen mir* statt *meinetwegen* in der Gegenwartssprache; wobei im Norden häufiger *meinetwegen* verwendet wird.

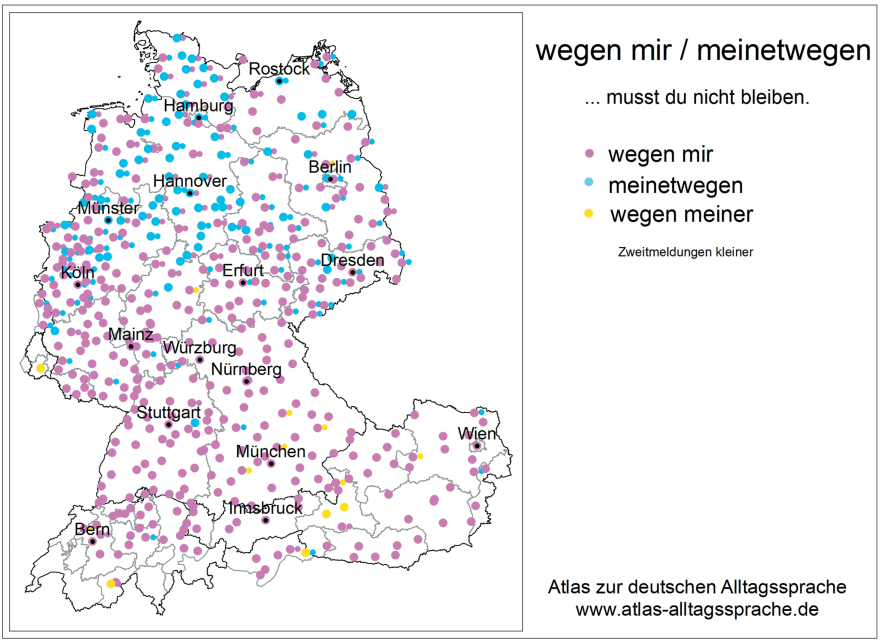


Abb. 23: Karte aus dem Atlas der deutschen Alltagssprache zu *wegen mir / meinetwegen.*[1188]

Aus historischer Perspektive scheinen diese Formen in der Schriftsprache – wie u. a. von Adelung gefordert – wenig genutzt worden zu sein. Eine Suchabfrage innerhalb des vom IDS Mannheim zur Verfügung gestellten Historischen Korpus (HIST – Archiv der historischen Korpora) mit Texten aus dem Zeitraum von 1700 bis etwa 1918[1189] bestätigt die deutliche Präferenz für die Genitivkonstruktion. So

1187 Für die schriftsprachliche Verwendung beider Varianten vgl. Art. „Possessivpronomen + *-etwegen* / *wegen* + Personalpronomen“, in: Variantengrammatik, unter http://mediawiki.ids-mannheim.de/VarGra/index.php/Possessivpronomen_%2B_-etwegen_/_wegen_%2B_Personalpronomen (22.03.2024). Datengrundlage des Projektes sind 68 Online-Zeitungen aus dem gesamten deutschsprachigen Gebiet (vgl. http://mediawiki.ids-mannheim.de/VarGra/index.php/Datenerhebung [22.03.2024]).

1188 Elspaß, Stephan / Möller, Robert: Atlas zur deutschen Alltagssprache (AdA), 2003 ff., https://www.atlas-alltagssprache.de/runde-7/f12d/ (22.03.2024).

1189 Vgl. https://www.ids-mannheim.de/lexik/abgeschlosseneprojekte/historischeskorpus/ (22.03.2024) – Bei der Textauswahl zu beachten, dass der Schwerpunkt des Korpus auf litera-

liefert die Eingabe von *meinetwegen* 864 Treffer in 368 Texten über den Zeitraum von 1669 bis 1925, während sich für *wegen mir* nur 17 Belege in 13 Texten aus dem Zeitraum 1776 bis 1919 (der Schwerpunkt liegt hierbei auf Texten nach 1840) finden. Die Dativrektion tritt in literarischen Texten vor allem in der wörtlichen Rede oder in Briefen auf, also in nähesprachlicheren Texten oder Textstellen.

Häufiger als die Dativkonstruktionen kommt in den Briefen Christiana von Goethes die Akkusativrektion vor. Von den insgesamt sechs Belegstellen weisen zwei die Besonderheit auf, dass das Possessivpronomen *mein* statt *meinen* verwendet wird. Ob es sich hierbei um eine Akkusativform handelt, bei der die Endung *-en* vergessen wurde, oder ob eine Nullmarkierung statt Akkusativ vorliegt, muss offenbleiben.[1190] Die Briefe weisen generell häufiger reduzierte Endungen sowie Buchstaben- oder Silbenausfälle auf, die zum Teil auf sprechsprachliche Verschleifungen zurückgehen könnten. Obwohl hier eine verkürzte Schreibweise vorliegt, ist der Akkusativ morphologisch die wahrscheinlichere Variante, sodass beide Belege dementsprechend aufgenommen wurden.

Wie steht dieses Ergebnis nun im Verhältnis zu den bisherigen Forschungsergebnissen, für die vor allem Elspaß' Auswandererbriefkorpus für das 19. Jahrhundert kontrastiv herangezogen werden soll? In diesem ist im Gegensatz zum Christiana-von-Goethe-Korpus der Gebrauch des Genitivs die Ausnahme, die in nur acht von 71 Fällen vorkommt (die sich hälftig auf routinierte und unroutinierte Schreiberinnen und Schreiber aufteilen), 44-mal tritt der Dativ auf (einmal auch eine korrekte Dativrektion) und 18-mal kommt eine Akkusativrektion vor. Insgesamt „verwenden ungeübte Schreibende nach Präpositionen, in denen von den Grammatiken Genitiv-Gebrauch vorgeschrieben ist, [...] in über 80% der Fälle Dativ- oder – bei Schreibenden aus Gebieten mit dialektalem Einheitskasus – Akkusativendungen [...] und nur zu weniger als 20% genitivische Markierungen."[1191] Elspaß wertet die Dativrektion als Fortsetzung einer schreibsprachlichen Tradition, die „darüber hinaus mit der Kasusverwendung vieler gesprochener Dialekte" korrespondiert.[1192]

---

rischen Texten liegt und Briefe nur in begrenzter Anzahl enthalten sind. Abgesehen von enthaltenen Briefeditionen umfasst das *GerManC Corpus*, das ein Subkorpus des HIST bildet, zwar als Genre grundsätzlich Briefe, diese sind jedoch laut Dokumentation noch nicht freigeschaltet und können nur auf Anfrage bezogen werden. Sie sind also aktuell noch kein Bestandteil des HIST. (Vgl. Durrell, Martin u. a.: The GerManC Corpus. Manchester 2012, https://www1.ids-mannheim.de/fileadmin/lexik/uwv/dateien/GerManC_Documentation.pdf [22.03.2024]).

1190 Vgl. auch die Beispiele bei Lefèvre: Lieselotte von der Pfalz, S. 292.

1191 Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 321 f.

1192 Vgl. ebd., S. 324.

Christiana von Goethe verwendet also entgegen der Hypothese oder entgegen der nicht nur dialektal, sondern überregional-sprechsprachlich vorherrschenden Varianten mehrheitlich die distanzsprachlichere Form des Genitivs; Dativformen sind die Ausnahme. Vielmehr weicht die Schreiberin – ähnlich wie Lefèvre dies für Charlotte von Orleans konstatiert[1193] – in etwa zwölf Prozent der Fälle auf die „schwächere" Markierung, sprich den Akkusativ oder auf eine unmarkierte Nominalgruppe aus.

Ob sich Christiana von Goethe bei der Kasusrektion nach *wegen* am Sprachgebrauch ihres Mannes orientierte, der auch in seinen Briefen mehrheitlich den Genitiv verwendete,[1194] lässt sich mangels metasprachlicher Zeugnisse weder belegen noch widerlegen. Der Faktor Regionalität scheint hier jedenfalls eine untergeordnete Rolle zu spielen; entscheidender ist die Bevorzugung der distanzsprachlichen Variante.

Ergänzend soll ein Blick auf weitere Präpositionen geworfen werden, die den Grammatiken zufolge mit Genitiv zu verwenden waren/sind, die allerdings deutlich seltener im Briefkorpus vorkommen.

4.3.3.5 Präpositionen: *vor* vs. *für*

Die Unterscheidung der Präpositionen *vor* und *für* nach semantischen Kriterien wurde bereits im 17. Jahrhundert vom Grammatiker Bödiker gefordert.[1195] Elspaß zufolge ist der Zeitpunkt der Normierung jedoch unklar, d. h. es muss offenbleiben, ob im 18. Jahrhundert bereits eine normative Unterscheidung getroffen wurde. Zumindest zu Beginn des 19. Jahrhunderts erfolgte in den Schulgrammatiken eine klare Trennung beider Präpositionen. Dass die Durchsetzung mit der Sprachpraxis zunächst nicht Schritt hielt, zeigt Elspaß anhand der Erwähnungen dieser ungenügenden Unterscheidung in entsprechenden Fehlerkatalogen der Zeit, wie in den „Niederrheinischen Provinzialismen" des Gymnasiallehrers Joseph Müller.[1196] Dieser führt die Verwechslungen als Fehler auf: „*Für* und *vor* werden häufig verwechselt. Der Sohn sorgt *vor* den Vater und dieser weint *für* Freude. Ich bleibe gut *davor* (dafür). Ich konnte nichts *davor* (dafür). *Wovor* (für was) wollen sie wetten?"[1197]

1193 Lefèvre: Lieselotte von der Pfalz, S. 290.
1194 Vgl. Sato: Sprachvariation und Sprachwandel, S. 184–194.
1195 Vgl. von Polenz: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 165 f.
1196 Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 292 f.
1197 Müller, Joseph: Niederrheinische Provinzialismen. Eine Abhandlung. Aachen / Leipzig 1938, S. 28 f.

Um die Situation im 18. Jahrhundert zu erhellen, wird erneut Adelung herangezogen, der der Frage nach der Unterscheidung von *für* und *vor* einen längeren Exkurs in seinem *Grammatisch-kritischen Wörterbuch* unter dem Lemma *für* widmet. Er begründet diese Abhandlung mit der damals anhaltenden Diskussion darüber, „ob für und vor wirklich unterschieden sind, und ob sie im Gebrauche unterschieden werden müssen“.[1198] Allein dieser Umstand deutet darauf hin, dass es noch keinen allgemein akzeptierten Usus gab. Adelung sieht etymologisch und zunächst auch im Gebrauch keinen Unterschied beider Wörter, dieser läge vielmehr in den Mundarten begründet (Oberdeutsch *fur* und *für*, im Niederdeutschen *för* und *vor*). Vor Luther sei trotz einiger Zweideutigkeiten keine stringente Unterscheidung im semantischen Sinne getroffen worden, welche Adelung u. a. an dem folgendem, etwas drastischen Beispiel illustriert: „Peter ging vor Hansen zum Galgen, ist ganz etwas andres, als für Hansen“.[1199] Er sieht vor allem das Meißnische und insbesondere die Fruchtbringende Gesellschaft als Vorreiter der Unterscheidung beider Wörter. Für das 18. Jahrhundert beschreibt Adelung den Sprachgebrauch folgendermaßen:

> Die Regel, für da zu setzen, wo man auch anstatt gebrauchen kann, erschöpfte die Sache auch nicht, und man ist erst nach und nach durch eine stillschweigende Übereinkunft dahin gekommen, das für in den oben von mir angezeigten Fällen zu gebrauchen; ein Vertrag, der nunmehr wenigstens alle Schriftsteller von Geschmack und Kenntniß verbinden muß, wenn gleich der große Haufe sich dadurch nicht Fesseln anlegen lassen will.[1200]

Schwankend im Gebrauch waren Adelung zufolge vor allem noch die Wörter, die *für* oder *vor* als Präfix enthalten, insbesondere Wörter mit figurativer Bedeutung.[1201] Mithin war man im ausgehenden 18. Jahrhundert seitens der Grammatiker zwar um einheitliche Regelungen bemüht, wann genau jedoch von einer Durchsetzung in der Sprachpraxis auszugehen ist, bleibt fraglich. So gilt der Gebrauch von *vor* und *für* auch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch als Schwankungsfall.[1202]

Für das 19. Jahrhundert zeigt Elspaß, dass in den Briefen schreibgeübter Personen kaum eindeutige Abweichungen von den Regelungen in den Schulgrammatiken auftreten, während in den Briefen Schreibender mit einer Elementarschulbildung vor allem in den älteren Jahrgängen bis 1825 stärkere Abweichungen zu verzeichnen

1198 Art. „für“, in: AWb, https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=F03180 (22.03.2024).
1199 Vgl. ebd.
1200 Ebd.
1201 Vgl. ebd.
1202 Vgl. Elspaß, Sprachgeschichte von unten, S. 292.

sind. Während diese Gruppe *für* nur mit wenigen Ausnahmen nach den Grammatikregelungen benutzte, wurde *vor* noch in etwa der Hälfte der Fälle gesetzt, in denen die Grammatiken den Gebrauch von *für* angaben.[1203] Elspaß resümiert: „*Vor* statt *für* bleibt während des gesamten 19. Jahrhunderts usuelle Variante, allerdings ist der Anteil entsprechender Belege bei den nach 1840 Geborenen auf ein Viertel reduziert.“[1204]

Blicken wir nun auf das Korpus der Briefe Christiana von Goethes: In diesem wird die Präposition *für* in 84 Prozent der Fälle durch (das auch dialektal gebräuchliche) *vor*[1205] ersetzt (88 von 105 Belegen). Belege für den umgekehrten Fall *für* anstelle von *vor* gibt es nicht. Es wird ausschließlich *vor* in Kontexten gebraucht, in denen Grammatiker wie Adelung die Verwendung von *für* angaben. Dass die „Abweichungen“ – die aus der Sicht um 1800 keine solchen sind – nur unidirektional auftreten, könnte zunächst für dialektale Einflüsse sprechen. Im Thüringer Raum tritt ein lautlicher Zusammenfall von *für* und *vor* in der Mundart auf; dieser ist nahezu im gesamten thüringischen Sprachraum (außer im östlichen Itzgründischen) zu finden. Allerdings ist zumeist die Umlautvariante *für* auch anstelle von *vor* typisch. Für die umgekehrte Ersetzung des *für* durch *vor* spricht Spangenberg von einer „hyperkorrekte[n] Umkehr zu ‚vor‘ in der USpr [Umgangssprache, Anm. d. Verf.]“.[1206]

Hinsichtlich der Deutung der Befunde ist zweierlei zu bedenken: Zum einen liegen die Schwankungsfälle von *für*/*vor* ohnehin in den Mundarten begründet (s. Adelungs Erläuterungen) und zum anderen gilt Spangenbergs Deutung von *vor* als hyperkorrekte Form eher für moderne Umgangssprachen, sodass eine Übertragung auf die Sprachzustände um 1800 nicht unproblematisch ist. Schwerer zu wiegen scheint hier, dass es sich bei *vor* um eine ältere Sprachvariante handelt und bei *für* um eine jüngere,[1207] wovon unsere Schreiberin die ältere bevorzugte.

1203 Vgl. ebd., S. 293–295.

1204 Ebd., S. 295 (Hervorhebung im Original). – Zu beachten sind hierbei regionale Unterschiede beim Rückgang der Varianten: Am zügigsten wurde *vor* im nord- und südwestlichen Raum abgebaut, am längsten blieb es in den westmitteldeutschen Gebieten erhalten (vgl. ebd., S. 296).

1205 Unter den Belegen für *vor* sind auch die Varianten *for* (viermal, JWG2, 34, 52, 72) und einmal *vordich* (<für dich>, AG1); zudem treten die entrundeten Varianten *fir* (JWG101) und *vir* (JWG57) auf, die in der Zählung nicht berücksichtigt wurden. Ebenfalls nicht berücksichtigt wurden die Wortformen *dafür* und *wofür*.

1206 Vgl. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 257 (dort auch das Zitat); vgl. auch Spangenberg, Karl: Eigenständige Merkmale der Umgangssprache und hyperkorrekte Interferenzen im Spannungsfeld zwischen Mundart und Literatursprache. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock 27 (1978), 1/2, S. 15–21, insb. S. 19–21.

1207 Vgl. Reiffenstein: Frauenbriefe, S. 290.

Eine weitere Variante, die dialektal begründet ist, liegt bei der Ersetzung von *zu* durch *bei* vor. Hierüber schreibt Spangenberg für die Thüringer Mundart: „Häufig wird ‚zu' als Richtungsangabe durch *bei* ersetzt, wenn ein Bezug zu Personen vorliegt: *gum haide ā̆md bai miχ* ‚komme heute abend zu mir'".[1208] Im Briefkorpus kommen gelegentlich Formulierungen dieser Art vor (sechs Belege): *da kom ich beys vädergen* (JWG36), *Es sind viele beckande von Jena hir Da habe ich mir vor genom Morgen abend b[e]y mich ein Zu [l]a[t]en* (<Es sind viele Bekannte von Jena hier, da habe ich mir vorgenommen, morgen Abend bei mich einzuladen>, JWG78), *Die karden sind gleich den dag by Rülele[m̄]an gekom̄* (<Die Karten sind gleich den Tag bei Rühlemann gekommen.>, JWG79), *ich ~~h~~ gehe i[me]r by ihn* (<Ich gehe immer bei ihn>, JWG166), er *hat ~~alls~~ ales im Vollen Er[n]st Bey einer hüschen Frau ~~Klien~~ Klein Stäter geschiafft.* (<er hat alles im vollen Ernst bei einer hübschen Frau Kleinstätter geschafft.>, JWG169) und ^{bis} *by die allte linde Stet ein kleiner Teich* (<bis bei die alte Linde steht ein kleiner Teich>, JWG171).

Bei diesen Übernahmen aus der Mundart scheint es sich um Ausnahmen zu handeln, was ein Vergleich von *zu* + Dativ vs. *bei* + Akkusativ oder konkret der Varianten *zu mir* vs. *bei mich* zeigt. Während letztere nur einmal (s. oben) vorkommt, tritt *zu mir* in Richtungsangaben 16-mal auf.[1209]

4.3.3.6 Polynegation

Negation[1210] kann sprachlich im Deutschen auf verschiedene Weise erzielt werden, wie in der Duden-Grammatik dargestellt: auf lexikalischer Ebene durch die Verwendung komplementärer Lexeme wie *groß – klein* oder *satt – hungrig*, auf morphologischer Ebene durch Präfixe zur Bildung von Gegenbegriffen mit *un-* wie bei *glücklich – unglücklich* und schließlich auf syntaktischer Ebene, indem positive Aussagen durch Negationswörter wie *nicht* verneint werden.[1211] Negation kann auch auf pragmatischer Ebene stattfinden wie im Beispiel der Duden-Grammatik: „Anna fragte: ‚Kommst du mit mir ins Kino?' – ‚Ich muss noch meinen Bericht zu Ende schreiben'", antwortete Beate.[1212] Gegenstand der nachfolgenden

1208 Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 258; vgl. auch Schöppe, Karl: Naumburgs Mundart. Im Umrisse dargest. Naumburg 1893, S. 46.

1209 In der Zählung nicht enthalten sind die Formulierungen <sagt(e) zu mir> und <zu mir kommen> im Sinne ‚von sich gedanklich sammeln', weil in diesen Fällen die Variante *bei mich* auch mundartlich ungewöhnlich wäre.

1210 Für Hinweise zu diesem Kapitel danke ich Dr. Elisabeth Witzenhausen.

1211 Vgl. Duden. Grammatik, S. 916 f.

1212 Ebd., S. 916.

Betrachtungen ist ausschließlich die Negation, konkret die doppelte Verneinung oder Polynegation, auf syntaktischer Ebene, da diese die größten Differenzen zwischen regionaler bzw. dialektaler und Standardsprache aufweist und als markierte Form gilt.

Die Mehrfachnegation gilt als nichtstandardsprachlich und gehört zum festen Repertoire der modernen, populären Sprachkritik.[1213] Trotzdem ist sie bis heute dialektal sowie in Regiolekten und Soziolekten weit verbreitet. Schiegg weist zurecht darauf hin, dass die doppelte Negation ein Beispiel für die zuweilen problematische Klassifikation einer Variante als regionalsprachlich ist. Da diese Variante für verschiedene Regionen, darunter das Nordwestdeutsche und das Oberdeutsche, belegt ist, stuft er die doppelte Negation als ein überregionales Merkmal der Nähesprachlichkeit ein.[1214]

Im Mittelhochdeutschen und Frühneuhochdeutschen war die polynegative Verneinung noch die gängige Sprachform.[1215] Eine Zurückdrängung begann bereits während des Humanismus mit der auch heutzutage noch angeführten Begründung, dass sich zwei Negationen aufheben und nicht verstärken würden.[1216]

1213 Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 275.

1214 Vgl. Schiegg: Flexible Schreiber, S. 211 f.

1215 Kurz zusammengefasst entwickelte sich die Negation nach dem Jespersen-Zyklus wie folgt: „Im Deutschen [...] verlief die Entwicklung vom althochdeutschen *ni* über Abschwächung des Wortkörpers im Frühmittelhochdeutschen (der volle Endsilbenvokal [i] wurde zu [ə]> *ne* oder auch *en*), dann Verstärkung durch *niht* bis zu Wieder-Abschwächung im Neuhochdeutschen, wo *ne* ganz wegfiel und *nicht* alleiniger Negationsträger wurde.“ (Lenz, Barbara: Negationsverstärkung und Jespersens Zyklus im Deutschen und in anderen europäischen Sprachen. In: Lang, Ewald / Zifonun, Gisela [Hrsg.]: Deutsch – typologisch [Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1995]. Berlin 1996, S. 183–200, hier S. 185) – Zur diachronen Entwicklung der deutschen Negation Jäger, Agnes / Penka, Doris: Development of Sentential Negation in the History of German. In: Ackema, Peter u. a. (Hrsg.): Comparative Germanic Syntax. The State of the Art (Linguistik Aktuell / Linguistics Today, 191). Amsterdam u. a. 2012, S. 199–222 sowie Breitbarth, Anne / Jäger, Agnes: History of negation in High and Low German. In: Jäger, Agnes / Ferraresi, Gisella / Weiß, Helmut (Hrsg.): Clause Structure and Word Order in the History of German (Oxford Studies in Diachronic and Historical Linguistics, 28). Oxford / New York 2018, S. 181–219 sowie weiterführend Jäger, Agnes: History of German Negation (Linguistik Aktuell / Linguistics Today, 118). Amsterdam u. a. 2008. Ausführlich beschreibt Nils Langer den Verdrängungsprozess der Negationshäufung aus der Standardsprache (vgl. Langer, Nils: Linguistic Purism in Action. How auxiliary tun was stigmatized in Early New High German [Studia Linguistica Germanica, Bd. 60]. Berlin / New York 2010, S. 123–131 sowie 150–172).

1216 Vgl. von Polenz: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 291. – Langer zeigt die differenzierte Interpretation der doppelten Negation anhand des Beispiels „Die Geschichte ist *nicht un*wahr.“ vs. „Die Geschichte ist wahr.“ auf. Hieran wird deutlich, dass die Annahme, die Präsenz zweier Negationswörter wende die negative Aussage eines Satzes ins Positive, zu kurz greift. Vielmehr drückt die Verwendung von „*nicht un*wahr“ entweder gewisse Zweifel an der Wahrheit aus (vgl. Langer: Linguistic Purism, S. 125)

Im 17. Jahrhundert war die Verwendung dieser Negationsform bereits stark rückläufig und der mononegativische Gebrauch wie auch in der heutigen Standardsprache üblich. Die Grammatiker des 18. Jahrhunderts, allen voran Johann Christoph Gottsched, lehnten die doppelte Negation schließlich gänzlich ab und wollten diese abgeschafft wissen.[1217]

In der einschlägigen Darstellung Vladimir Admonis zur historischen Syntax des Deutschen wird die Mehrfachnegation für das jüngere Neuhochdeutsch nicht mehr detailliert behandelt, weil diese „nur bei der Wiedergabe der gröberen Umgangssprache“ im „modal-affirmativen Bereich des Satzes“ vorkomme.[1218] Elspaß' Studie zeichnet hingegen ein anderes Bild: Er sieht in der Polynegation „eine weitere syntaktische Konstruktion [...], die zwar nach Darstellung der meisten historiographischen Standardwerke im 18. Jahrhundert auslief, in der geschriebenen Alltagssprache jedoch fortexistierte.“[1219] Für sein Auswanderer-Briefkorpus führt er schließlich 43 Belege an, die ausschließlich von Schreibenden mit geringer Schulbildung stammen und einen regionalen Schwerpunkt im oberdeutschen Sprachraum aufweisen. Für den ostmitteldeutschen Raum sind insgesamt nur drei Fälle von zwei Schreibenden belegt.[1220]

Besonders häufig tritt die doppelte Negation in Verbindungen mit *kein* und einem weiteren Negationswort wie *nicht* auf. Diese Form der Negation ist regiolektal und dialektal vielfach belegt, darunter auch für das Thüringische.[1221] In den untersuchten Briefen Christiana von Goethes ist die Polynegation in dieser Form auch anzutreffen, jedoch nur fünfmal im gesamten Korpus, womit diese zu den selteneren Phänomenen zählt. Nachfolgend werden die Beispiele aufgeführt:

(1) *kei[ne] grösserr Freude mein lieber Hästet Du mir nicht machen könn als die daß ich dich ab hollen soll.* (<Keine größere Freude, mein Lieber, hättest Du mir nicht machen können als die, dass ich Dich abholen soll.>, JWG25)

(2) *hir fol[g]et wieder Bir kein lehren Flaßen habe ich [m]icht bekomm* (<Hier folget wieder Bier; keine leeren Flaschen habe ich nicht bekommen.>, JWG29)

(3) *Er ist wieer mir sacht immer in Starcker konneckssieonn mit den H geheimer Raht Sch[mi]d v[o]n dem er ven er ven er luidors braucht und nirge^{n}s keine kr*

oder es bedeutet, wie im obigen Fall, dass etwas durchaus wahr ist, auch wenn das nicht jedermann weiß.

1217 Vgl. Langer: Linguistic Purism, S. 169 f.

1218 Admoni: Historische Syntax, S. 225.

1219 Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 276.

1220 Vgl. ebd.

1221 Vgl. Jäger/Penka: Sentential Negation, S. 210; vgl. auch Art. „nicht“, in: ThWb IV, Sp. 871 f. und Schiegg: Flexible Schreiber, S. 211 f.

[ie]gen kann 19 g gieb. (<Er ist, wie er mir sagt, immer in starker Konnexion mit dem Herrn Geheimen Rat Schmidt, von dem er, wenn er Louisd'ors braucht und nirgends keine kriegen kann, 19 g. gibt.>, JWG62)

(4) *keine Aepfel habe ich nicht mehr sie haben sich nicht mehr gehalden.* (<Keine Äpfel habe ich nicht mehr, sie haben sich nicht mehr gehalten.>, JWG79)

(5) *keine Ackdemie hat der Genast auch nicht gehalden* (<Keine Akademie hat der Genast auch nicht gehalten.>, JWG209)

Alle Belege sind in den Briefen an Johann Wolfgang von Goethe mit einem zeitlichen Schwerpunkt auf den Jahren 1796 bis 1798 (vier von fünf Belegen) enthalten. Eine Ausnahme bildet Beleg Nummer 5, der einem Brief von 1803 entnommen ist. In Anbetracht der geringen Belegmenge lässt sich daraus nicht ableiten, ob es sich um eine Zurückdrängung dieses dialektalen Charakteristikums im Laufe der Zeit und damit im Verlauf der zunehmenden Schreibpraxis handelt (welche spätestens nach der Heirat 1806 im Sinne des eigenhändigen Schreibens auch wieder abnimmt). Nach 1803 existieren nur noch wenige eigenhändig geschriebene Briefe Christiana von Goethes.

Dass die doppelte Negation adressatenspezifisch vorkommt, d. h. nur in den an Goethe gerichteten Briefen, könnte ebenfalls der Überlieferungslage geschuldet sein, wenngleich ein adressatenspezifischer, nähesprachlicher Gebrauch in Briefen an sehr vertraute Personen keineswegs auszuschließen ist. In den nur fünf überlieferten und transkribierten Briefen an den gemeinsamen Sohn August, bei dem aufgrund der Vertrautheit ein ebensolches Vorkommen der Polynegation zu erwarten wäre, ist diese nicht nachzuweisen, ebenso wenig in den Briefen an den befreundeten Nicolaus Meyer oder die spätere Schwiegermutter Catharina Elisabeth Goethe; allerdings entfallen auf diese drei Adressaten auch nur knapp neun Prozent der Briefe im Korpus.

Elspaß gibt hinsichtlich der geringen Belegmengen – auch in seinem Korpus liegt der quantitative Anteil bei unter einem Prozent – zu bedenken, dass dies „nicht als Indikator für einen generell marginalen Stellenwert polynegativischer Konstruktionen im Sprachsystem herangezogen werden“ darf. Denn im 19. Jahrhundert wie auch heute noch dient diese Form der Negation der Verstärkung, „also eher dem markierten Ausnahmefall als der unmarkierten Regel.“ Somit sei eine hohe Belegzahl ohnehin nicht zu erwarten und die Wirkung werde besonders durch den sparsamen Gebrauch erzeugt.[1222]

1222 Vgl. auch Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 281 (dort auch die Zitate). – Vgl. hierzu auch die Arbeit von Zeijlstra, insbesondere das Kapitel zur doppelten Negation (vgl. Zeijlstra, Hedde: Sentential Negation and Negative Concord. Utrecht 2004, insb. S. 58–60).

Eine ähnliche Erklärung könnte auch für die oben aufgeführten Briefstellen mit polynegativischen Konstruktionen aus dem Christiana-von-Goethe-Korpus herangezogen werden. Aus allen fünf Belegstellen geht kontextuell klar hervor, dass die Verwendung zweier Negationsträger (wie *keine* und *nicht*) in diesen Fällen nicht dazu führt, dass die negierende Funktion aufgehoben wird und die Aussage affirmativ zu verstehen wäre. Vielmehr liegt hier eine pleonastische Negation vor, bei der der Gebrauch zweier Negationswörter eine verstärkende Wirkung entfaltet. In der gegenwärtigen deutschen Standardsprache gilt diese Form der Negation zwar als nicht existent, aber in regionalen Varietäten des Deutschen ist die pleonastische Negation bis heute erhalten geblieben.[1223]

4.3.4 Lexikalische Besonderheiten

4.3.4.1 Fremd- und Lehnwörter

Die Bedeutung von Fremdsprachen war im Deutschen Reich des 17./18. Jahrhunderts nach wie vor beträchtlich. Die vorherrschende Lingua franca war in Europa bis in die Frühneuzeit hinein Latein.[1224] Im politischen Kontext war Latein neben Deutsch in absolutistischer Zeit offizielle Reichssprache. Diese Regelung blieb bis zum Sprachedikt Josephs II. von 1784 bestehen; dieses bedeutete faktisch die Abschaffung des Lateins als Lingua franca. In der Jurisprudenz wie in den Wissenschaften hatte Latein noch bis weit in das 18. Jahrhundert hinein große Bedeutung und blieb nicht zuletzt als Statussymbol erhalten. Peter von Polenz beschreibt die Ansicht des Festhaltens an Latein als Wissenschaftssprache als „Kulturmonopol und soziales Disziplinierungs- und Distanzierungsmittel […], im Sinne einer konservativen Elitebildung in der als *Untertanen* und Staatsdiener domestizierten bürgerlichen Oberschicht.“[1225] Gleichwohl gab es bedeutende Persönlichkeiten, die die Etablierung der deutschen Sprache in der Wissenschaft anstrebten, so beispielsweise die Philosophen Gottfried Wilhelm Leibniz und Christian Thomasius. Letzterer sorgte für Aufsehen, als er

1223 Vgl. Lenz: Negationsverstärkung, S. 189 f.

1224 Vgl. für den gesamten folgenden Abschnitt: von Polenz: Sprachgeschichte, Bd. 2, insb. S. 55–62.

1225 von Polenz: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 58 (Hervorhebung im Original). Diese Sichtweise ist nicht unkritisch, da sich die Wissenschaftssprache für gewöhnlich Fachterminologien bedient, die in der Alltagssprache nicht (oder nicht in der spezifischen Bedeutung) vorkommen und somit nicht allgemein verständlich sind.

ausgerechnet in der konservativen Juristenfakultät zu Leipzig eine Vorlesung in deutscher Sprache ankündigte.[1226]

Ab dem 16. Jahrhundert stieg der Einfluss des Französischen und verdrängte das vor allem an den Höfen noch häufig verwendete Spanisch und Italienisch.[1227] Im 17. Jahrhundert wurde der französischen Sprache in den deutschen Territorien außerordentliches Gewicht beigemessen.[1228] Die Gründe hierfür divergieren je nach sozialer Schicht. Die Ursprünge für die Fremdwortübernahmen und Anpassungen an das deutsche Sprachsystem waren zunächst vor allem mit dem deutschen Adel verbunden. Insbesondere seit der Herrschaftszeit Ludwigs XIV. strahlte die Kultur des französischen Hofes in die Länder Europas aus. Die Adeligen lasen und sprachen Französisch, verfassten ihre Briefe in Französisch;[1229] französische Fremdwörter wurden – falls man die Konversation nicht gänzlich auf Französisch führte – in den höheren Gesellschaftskreisen zumeist im Zusammenhang mit Kleidung, Wohn- und Esskultur verwendet. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts erreichte der Gebrauch der französischen Sprache im deutschen Gebiet seinen Zenit. Peter von Polenz spricht diesbezüglich von einer französisch-deutschen Zweisprachigkeit in bestimmten (gebildeten) Gesellschaftsschichten. Dies stand wiederum in engem Zusammenhang mit der Hegemonie des französischen Hofes in Belangen der Wissenschaft, Kunst und des Gesellschaftslebens.[1230] Der sich herausbildende Stil der Zeit wird auch als Alamodestil bezeichnet. Dieser „zeichnet sich durch den gehäuften Gebrauch von Gallizismen bis zu stark französisch anmutenden syntaktischen Konstruktionen aus.“[1231]

An der Schwelle vom 17. zum 18. Jahrhundert war Französisch nicht nur Diplomatie- und Verhandlungssprache gelehrter Körperschaften, sondern auch Sprache des gesellschaftlichen Umgangs. Selbst im Bürgertum lernten immer mehr Kinder Französisch, sodass die Unterhaltung mit den Eltern oftmals auf Französisch erfolgte und man nur mit den Bediensteten Deutsch sprach. Im späten 18. Jahrhundert setzte sich diese Entwicklung, nachdem die Vorliebe für die französische Sprache unter dem preußischen König Friedrich II. einen letzten Höhepunkt erreicht hatte, nicht fort. Schließlich ist die Bereicherung, die der

1226 Vgl. ebd., S. 58 f.

1227 Vgl. von Polenz: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 64.

1228 Zu den politischen Hintergründen der bedeutenden Stellung der französischen Sprache vgl. von Polenz: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 69 f.

1229 Vgl. ebd., S. 71.

1230 Vgl. ebd., S. 67–69.

1231 Helfrich, Uta: Sprachliche Galanterie?! Französisch-deutsche Sprachmischung als Kennzeichen der ‚Alamodesprache‘ im 17. Jahrhundert. In: Kramer, Johannes / Winkelmann, Otto (Hrsg.): Das Galloromanische in Deutschland (pro lingua, 8). Wilhelmsfeld 1990, S. 77–88, hier S. 77.

deutschen Sprache und Kultur durch den Einfluss des Französischen zuteil wurde, nicht zu unterschätzen. Vor allem die literarische Zweisprachigkeit vieler geistig führender Personen sorgte für die Einbindung Deutschlands in den westeuropäischen Kulturkontext.[1232]

Der Gebrauch der französischen Sprache oder einer deutsch-französischen Sprachmischung im 17. und 18. Jahrhundert war also in erster Linie in Oberschichtengruppen vorherrschend.[1233] Der Fremdwortgebrauch drang aber auch in die unteren Bevölkerungsschichten vor. Dies kam nicht nur vermittelt über Hof- und Herrschaftsdienste zustande, sondern ebenso durch den direkten Kontakt der Bevölkerung mit Reisenden, Händlern, mit Soldaten in Kriegszeiten und heimkehrenden Söldnern und Handwerkern.[1234] Die Ausweitung der Kenntnis französischer Ausdrücke erreichte nicht zuletzt als Folge des Dreißigjährigen Krieges (1618–1648) einen ersten Höhepunkt, da sich damals zahlreiche fremde Truppen im Reich befanden.[1235] Ähnliches gilt für die Napoleonische Zeit, in der beispielsweise die thüringische Bevölkerung nach der Schlacht bei Jena und Auerstedt und vor allem während der Besatzungszeit direkt mit den französischen Soldaten in Berührung kam. Auch nach den Befreiungskriegen blieb eine gewisse französische Beeinflussung allein schon aufgrund der französischen Errungenschaften wie dem Code Napoléon bestehen.[1236]

Während also die Entlehnungen aus dem Lateinischen ab Mitte des 17. Jahrhunderts abnahmen, ist bei den Entlehnungen aus dem Französischen eine Zunahme zu verzeichnen; diese stiegen von 37 bis 40 Prozent in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts auf etwa 60 Prozent gegen Ende des 18. Jahrhunderts an (nach den Erstbelegen des Deutschen Fremdwörterbuchs).[1237] Wichtige Bereiche, die sich als besonders fruchtbar für Entlehnungen erwiesen, sind u. a. Handel, Transport, Speise- und Kleidungskultur, Möbel, Architektur, Künste, höfisches Gesellschaftsleben, Verwandt-

1232 Vgl. von Polenz: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 54.

1233 Vgl. hierzu auch Zollna, Isabel: Französisch und Provencalisch/Deutsch. In: Besch, Werner u. a. (Hrsg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 4. Teilband (HSK, 2.4). Berlin / New York: 2., vollständig neu bearb. und erw. Aufl. 2000, S. 3192–3202.

1234 Vgl. von Polenz: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 109.

1235 Vgl. ebd., S. 89.

1236 Vgl. Militz, Hans-Manfred: Französisch im Thüringischen. In: Lösch, Wolfgang (Hrsg.): Beiträge zur Dialektforschung in Thüringen 2001 (Beiträge zur Dialektforschung in Thüringen, 3). Jena 2001, S. 65–72, hier S. 71 f.

1237 Vgl. ebd., S. 85.

schaft und persönliche/soziale Eigenschaften[1238] – vieles hiervon wird uns auch in den Briefen Christiana von Goethes begegnen. Während des Dreißigjährigen Krieges wurde zudem der Militärwortschatz mit französischen Ursprüngen ausgebaut.[1239] „Der sachlichen Breite von Entlehnungen sind wenig Grenzen gesetzt“,[1240] wie Eisenberg zur Bedeutung des französischen Lehnwortschatzes in dieser Zeit konstatiert. Nach der Französischen Revolution nehmen diese klassischen Entlehnungsbereiche ab, nur im politischen Feld ist eine Zunahme zu verzeichnen.[1241]

Bis heute haben sich in der thüringischen Mundart Wörter erhalten, die französischen Ursprungs sind. Dabei handelt es sich meist um Ausdrücke, die im täglichen Umgang genutzt werden, und weniger um Lexeme des gehobenen kulturellen Bereichs.[1242] Besonders zahlreich waren die lexikalischen Entlehnungen im 18. und 19. Jahrhundert, einer Zeit, in der die deutsche Bevölkerung persönlichen Kontakt zu französischen Soldaten hatte. Da ein Großteil der Bevölkerung – wie auch Christiana von Goethe – nie Französisch, Latein oder andere Fremdsprachen gelernt hatte, waren den meisten Menschen viele der Wörter ungeläufig und unverständlich. Dies bewirkte Umformungen und Eingliederungen in das eigene Sprachsystem; die Lautung der Fremdwörter passte sich den Regeln der Mundart an, was ebenso für die Einordnung in das grammatische System galt. Auch die Bedeutung konnte sich mehr oder minder stark verschieben.[1243]

Tab. 28 gibt einen Einblick in die Fremd- und Lehnwortschreibung[1244] in den untersuchten Briefen Christiana von Goethes und ermöglicht einen Überblick über spezifische Bereiche, in denen die Schreiberin vermehrt Fremdwörter gebrauchte.

1238 Vgl. die Auflistung in ebd., S. 92. basierend auf der Wortliste in Brunt, Richard James: The Influence of the French Language on the German Vocabulary (1649–1735) (Studia Linguistica Germanica, 18). Berlin / New York 2010, S. 113–492.

1239 Vgl. Eisenberg, Peter: Das Fremdwort im Deutschen. Berlin / New York: 3., überarb. und erw. Aufl. 2018, S. 58.

1240 Ebd., S. 59.

1241 Vgl. von Polenz: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 91.

1242 Vgl. Militz: Französisch im Thüringischen und ders: Französisch in thüringischen Dialekten. Briefe der Christiane Vulpius. In: TVV-Mitteilungen 11 (2003), Heft 1, S. 17–20.

1243 Vgl. Militz: Französisch im Thüringischen, S. 70 und Militz: Französisch in Briefen der Christiane Vulpius, S. 17 f. Beispiele für eine Anpassung an die thüringische Mundart sind u. a. franz. *réprimande* (‚Rüge, Tadel‘), was zu *Reformande* oder *Reffermande* wurde, oder *badallchen* (‚schwer arbeiten, sich tragen‘), was von franz. *bataille* ‚Kampf, Schlacht‘ abgeleitet wurde.

1244 Zur Abgrenzung der beiden Begriffe sei auf die Definition bei Eisenberg verwiesen, bei dem es heißt: „Von einem *Fremdwort* sprechen wir, wenn ein Wort fremde Eigenschaften hat, die der Normalsprecher einer fremden Sprache zuschreibt.“ (Eisenberg: Fremdwort, S. 29 [Hervorhebung im Original]) Ein Lehnwort ist im Gegensatz zu einem Fremdwort „in den Kernwortschatz integriert“ (ebd., S. 31).

Tab. 28: Fremdwortschreibung in den Briefen Christiana von Goethes.[1245]

Fremdwort / Bereich	Schreibvarianten	Bedeutung / Bemerkungen
Speisekultur / Speisen und Getränke		
Appetit	*abbediet* (JWG57), *abbediet* (NM9)	
Artischocken	*Erdisokenn* (JWG9)	
Bouteille/-n	*budel gen* (JWG8), *Pudel[g]en* (JWG17, 38, zweimal in JWG143), PudelJen (JWG47) *Pudegen* (JWG63, 142, dreimal in JWG143), Pude[lj]e (JWG78), *Putelgen* (JWG108, 162, NM1), *butelJen* (JWG140), *Pudl (JWG149), Pudge* (JWG195)	im ThWb für Weimar: „de Butällche Bier“[1246]
Champagner	*Cambanger* (JWG31), *Camb[a]n[g/j]er* (JWG63), *Champanger* (JWG142), *Schanban[g/j]er* (JWG194)	im ThWb für Weimar: „Schombonjer“[1247]
Kartoffeln	*Kardofelen* (JWG119), *Cordof[e]lln* (JWG127)	
Kaviar	*Caviar* (zweimal in JWG161)	
Picknick	*biknick* (JWG147)	
Punsch	*Punß* (JWG152), *bu[n]sch* (JWG193), *Pun[zß]* (JWG194)	
Schokolade	*Coulate (JWG31), Socklade* (JWG193), *Sockolade* (JWG195)	
Höfisches Gesellschaftsleben / Geselligkeiten / Veranstaltungen		
die Cour machen	*die kur machen* (JWG195)	
Damen	*da[m]/Da[m]* (JWG53, 57), *daman[n]* (JWG100), *daem* (JWG188), *dam̄en/ Dam̄en* (NM5, AG3), *Damen* (NM19)	

1245 Die Auflistung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Auf die Wiedergabe mancher Fremdwörter wurde verzichtet, vor allem wenn die Unsicherheiten der Lesung keine sinnvolle Wiedergabe zuließen.

1246 Vgl. Art. „Bouteille“, in: ThWb I, Sp. 913.

1247 Vgl. Art. „Champagner“, in: ThWb I, Sp. 1121.

Tab. 28 (fortgesetzt)

Fremdwort / Bereich	Schreibvarianten	Bedeutung / Bemerkungen
Demoiselle	*demoisel* (JWG56)	
Girlanden	*girlanden* (JWG57), *girrlanden* (NM2)	
Illumination	*Jllunnachtssion* (NM2)	
illuminieren/illuminiert	*ill[um]ir* (JWG27), *Jllu[mni]rt* (NM2), *Jllmuiert* (NM2)	
Kompliment	*Comliemet* (JWG63), *C[o]mbilme[n]t* (JWG100)	
Komtess/-en	*Comdessen* (NM2)	lat.-franz.: unverheiratete Tochter eines Grafen[1248]
Madam[1249]	*Madtam (JWG25)*, *madam/Madam* (zweimal in JWG53, 57, 102, 156, zweimal in 194, 195), *Maedam* (JWG57), *Matdam* (JWG210)	
Mademoiselle	*Madesel* (JWG172), *MateMoisil* (NM3), *Ma^{t}sel* (NM4)	
Promenade	*bro(n)ate* (AG6)	
Punschgesellschaft	*Pu[n]ßgeselschafft* (JWG194)	
Solennitäten	*Solennideden* (JWG68)	‚Festlichkeit, Feierlichkeit, Würde', mhd. *solempnitēt* (14. Jh.), *solennitet* (16. Jh.), Entlehnung von lat. *sōlennitas*, *sollemnitas* ‚Festlichkeit, Förmlichkeit'[1250]

1248 Vgl. Duden. Fremdwörterbuch. Auf der Grundlage der neuen amtlichen Rechtschreibregeln (Duden, 5). Hrsg. von der Dudenredaktion. Mannheim u. a. 2005, S. 547.

1249 Siehe weiterführend zur Abwertung dieser Anredeform im 19. Jahrhundert: Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 403–406.

1250 Vgl. Art. „Solennität", in: Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, hrsg. von Wolfgang Pfeifer u. a., digitalisierte und von Wolfgang Pfeifer überarb. Version im Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache (DWDS), https://www.dwds.de/wb/etymwb/Solennit%C3%A4t (08.01.2024).

Tab. 28 (fortgesetzt)

Fremdwort / Bereich	Schreibvarianten	Bedeutung / Bemerkungen
Visite Gegenvisite Kaffee-Visite	*vißiete* (JWG64) *geegen fieside* (JWG194) *Kafe Visiete* (JWG120)	franz.: seit der 1. Hälfte des 17. Jhs. , (Höflichkeits-)Besuch'[1251]
Künste / Musik / Tanz		
Aktrice	*ackdrißse* (JWG57)	
Applaudieren/ applaudiert Applaudissement	*abblaudiren* (JWG28, 64), *ablautdirrt* (JWG52), *ablaudir* (JWG194), *Ablaudier* (JWG194) *abl[au]disena[ng]* (JWG194)	
da capo	*Da Ckbo* (JWG194)	ital.: in der Musik Wiederholung eines Satzteils oder eines musikalischen Ganzen[1252]
dirigiert	*Dirrig[e]rt* (AG3)	
Gitarre	*Gittar[e]* (NM4), *gidare* (NM5)	
Klarinetten	*klarneden* (JWG193)	
Komödie	*Comedie* (zwölfmal), *Commedie* sechsmal), *Comedi* (JWG120, 126, 194), *Co m̄edi* (JWG95), *Com̄medi* (JWG101), *kom̄edie* (JWG195), *kum̄edie* (NM2)	
Komödienabonnement	*Cumedi[e/n] Abonnoma(n)g* (JWG47)	
Komödienhaus	*k[o]m̄edien Haus* (JWG75), *komedie hauß* (JWG110)	
Komödienzettel	*Comedien zet(e)l* (AG3)	
Komposition komponiert	*Cuombisieto[n]* (JWG172) *kombonirt* (NM5)	
Konzert Konzertball	*Cornzert* (JWG45), *Consert* (AG6) *Ko(n)zertball* (JWG166)	
Kulisse	*kolisse* (JWG52)	

1251 Vgl. Art. „visitieren“, in: Ebd., https://www.dwds.de/wb/etymwb/visitieren (08.01.2024).
1252 Vgl. Art. „DA CAPO“, DWb, https://www.woerterbuchnetz.de/DWB2?lemid=D00061 (12.02.2024).

Tab. 28 (fortgesetzt)

Fremdwort / Bereich	Schreibvarianten	Bedeutung / Bemerkungen
Literaturzeitung	*liedratur Zeeit dug* (JWG53)	
Mandoline	*Mandolline* (NM9)	
Oper Opernhandel	*Oper* (JWG97), *Ober* (JWG194) *Ober handel* (JWG50)	
Organ	*Orcka[n]* (JWG167)	Bdt.: Stimme[1253]
Redoute Redoutenanzug Redoutenfreude Redoutenstaat Redoutentag	*Redute* (14-mal), *Redude* (zehnmal), *Reude* (zweimal in JWG39, NM10), *Rude* (JWG106) *Reduten an zug* (/JWG151) *Reduden Freude* (JWG101) *Reduden Stat* (JWG164) *Reuden dach* (JWG30),	lat.-ital.-franz.: 1. Saal für festliche oder Tanzveranstaltungen, 2. Maskenball[1254]
Ressourcenball	*Resursen ball* (NM10)	
Silhouette	*Sl[iu]ete* (JWG97), *Siulete* (JWG97)	
Spektakel	*Späckdak[e]ll* (JWG63),[1255] *speckdakell* (JWG187),[1256]	hier in der allgemeinen Bdt. verwendet: ‚(eindrucksvoller, schrecklicher, seltsamer) Anblick eines auffälligen, bemerkenswerten Vorgangs, eines die Öffentlichkeit bewegenden Vorfalls, einer aufsehenerregenden, abenteuerlichen, wundersamen Szene; Schauspiel; öffentliche (unterhaltsame) Darbietung, Schau, Veranstaltung;

1253 Vgl. Art. „Organ“, GWb, https://www.woerterbuchnetz.de/GWB?lemid=O01107 (12.02.2024).
1254 Vgl. Duden. Fremdwörterbuch, S. 885; nach Adelung: „aus dem Franz. *Redoute*, und dieß vom Latein. Reductus.“, in der Bedeutung „Ein öffentlicher maskirter Ball, Ital. *Ridutto*, *Ridotto*, welches eigentlich einen Ort, in welchem Spieler, Tänzer u. s. f. zusammen kommen, bedeutet.“ (AWb: Art. „Redōute“*;* https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=R00729 (12.02.2024), Hervorhebungen im Original).
1255 Im Sinne von ‚Lärm‘, ‚Aufsehen‘.
1256 Im Sinne von ‚etwas Sehenswertes‘.

Tab. 28 (fortgesetzt)

Fremdwort / Bereich	Schreibvarianten	Bedeutung / Bemerkungen
		Volksbelustigung‘;[1257] seit dem späteren 18. Jh. in der Bdt. ‚Lärm, Krawall, Radau, Krach, Getöse, Gepolter; Tumult; Zank, Streit‘ nachgewiesen;[1258] im ThWb in der Bdt. ‚Lärm, Krach‘; ‚etwas Sehenswertes‘[1259]
Theater	*teader/Teader* (15-mal), *Teates* (JWG117), *tader* (zweimal in NM2), *täder* (NM9), *Deadr* (JWG50), *deader* (NM18)	
Vauxhall	*facksal* (JWG2), *faksal* (JWG3)	sommerliche, öffentliche Konzerte in Garten und Parks[1260]
Kleidungskultur		
Barchent	*Pargend* (JWG6), *bar[c]hend* (JWG7)	arab.: auf einer Seite angerauter Baumwollstoff[1261]
Chemise/-n	*Schmüßse* (JWG31)[1262]	lat.-franz.: 1. Hemd, Überwurf, 2. hoch gegürtetes Kleid in hemdartigem Schnitt aus leichtem Stoff (um 1800)[1263]

1257 Art. „Spektakel[1]“, in: DFWb[1] IV, S. 315.
1258 Vgl. Art. „Spektakel[2]“, in: DFWb[1] IV, S. 317.
1259 Vgl. Art. „Spektakel“, in: ThWb V, Sp. 1338.
1260 Benannt wurden diese beliebten Gartenfeste nach den Vauxhall Gardens, einem Vergnügungspark in London, in dem häufig abendliche Feste mit Beleuchtung und Tanz stattfanden (vgl. Klauß, Jochen: Alltag im ›klassischen‹ Weimar. 1750–1850. Weimar 1990, S. 80; Biedrzynski: Goethes Weimar, S. 119).
1261 Vgl. Art. „Barchent“, in: ThWb I, Sp. 558.
1262 Eine weitere Variante ist *Schim[s]* (JWG63), die aber keinen Eingang in das Briefkorpus gefunden hat.
1263 Vgl. Duden. Fremdwörterbuch, S. 175. – In der thüringischen Mundart auch in diminuierter Form *Schmießchen* in der Bedeutung ‚gestärktes Vorhemd der Männerkleidung‘ (vgl. Spangenberg, Karl: Kleines thüringisches Wörterbuch. Rudolstadt / Jena 1994, S. 72; vgl. auch Militz: Französisch im Thüringischen, S. 66).

Tab. 28 (fortgesetzt)

Fremdwort / Bereich	Schreibvarianten	Bedeutung / Bemerkungen
Habit	*habit* (JWG2)	lat.-franz.: Kleidung, die einer beruflichen Stellung, einer bestimmten Gelegenheit oder Umgebung entspricht[1264]
Halb-Atlas	*halbt adlas* (JWG149)	arab.: Gewebe mit hoch-glänzender Oberfläche in besonderer Bindung (Webart)[1265]
Kaliko-Halb-Atlas	*gacklieko halbt adlas* (JWG149)	niederl.-franz.: feines, dichtes Baumwollgewebe, besonders für Bucheinbände[1266]
Negligé	*Neglige* (JWG3)	wahrscheinlich in der Bdt. Kleid aus zartem Stoff; eigentlich Nacht- oder Morgengewand der Dame[1267]
Panierkleid	*bannien kleit* (JWG101)	franz. Korb: Reifrockgestell in Form und Konstruktion eines Korbes[1268]
Architektur / Möbel / Einrichtung / Landschaftsgestaltung		
Allee	*Alle (JWG195)*	
Altan	*alltan* (JWG11)	lat.-ital. (Architektur): Söller, vom Erdboden aus gestützter balkonartiger Anbau[1269]
Balkon	*Balk[on]* (NM2)	
Bibliothek	*biebeldäck* (JWG50)	

1264 Vgl. ebd., S. 385. – Im ThWb im Sinne von ‚(auffälliger) Kleidung' für das Ilmthüringische (vgl. Art. „Habit", in: ThWb II, Sp. 782). – Belegt ist für das mittlere und östliche Thüringen auch die diminuierte Form *Hawitchen* oder *Habitchen* für ‚Anzug, Kleidung'von franz. *habit* oder lat. *habitus* (vgl. Militz: Französisch im Thüringischen, S. 65 f.).

1265 Vgl. ebd., S. 103.

1266 Vgl. ebd., S. 499.

1267 Vgl. Art. „Negligé", in: GWb, https://www.woerterbuchnetz.de/GWB?lemid=N01563 (12.02.2024).

1268 Vgl. Wisniewski, Claudia: Wörterbuch des Kostüms und der Mode (Reclams Universal-Bibliothek Reclam-Sachbuch, Nr. 18762). Stuttgart: 6., aktual. und erw. Aufl. 2010, S. 186.

1269 Vgl. Duden. Fremdwörterbuch, S. 55; im ThürWb vermerkt als: „überdachter Gang am Hause" (nur selten im Ilmthüringischen [ThürWb II, Sp. 141]).

Tab. 28 (fortgesetzt)

Fremdwort / Bereich	Schreibvarianten	Bedeutung / Bemerkungen
Kanapee	*kanebe* (JWG38), *Canabe* (JWG145)	
Loge	*losse* (JWG97, 100, AG6), *lose* (JWG195), *loche* (NM2)	
logieren/logiert	*luschiert* (JWG4), *lussieren* (JWG41), *lusirt* (JWG62), *lo[ß]iert* (JWG62), *lusiern* (JWG63)	
möbliert	*Mebel[ir]t* (JWG8)	
Rabatte	*Ra[ba]de* (JWG152)	
Salon	*Sallong* (zweimal in JWG195), *Sallon[e]* (JWG195), *sallon* (NM2)	
Handel und Transport		
adressieren	*Adressirn* (NM15), *adrisiren* (NM15), *atdresi[eren]* (AG3)	
Assignationen	*Assichnassiong* (JWG216)	lat.: Geld- oder Zahlungsanweisung[1270]
Paket/-e	*Packede* (JWG65), *Packete* (JWG110), *Paket* (JWG110), *bakhet* (JWG216), *Packet* (JWG2, zweimal in JWG64, zweimal in JWG110, JWG111), *backet* (JWG63, zweimal in 216), *baket* ((NM4), *Backht* (NM4), *Baiket* (JWG79)	
paketmachen	*Backet [m]achen* (JWG216)	
Quartier	*qardir* (JWG138, 193), *qardier* (JWG182),	
Quartiergeld	*Qartir gelt* (JWG34), *QardirGellt* (JWG34)	
Einquartierung	*Ei[n]qardirug* (JWG225)	
umquartiert	*um qartir* (JWG34)	
profitieren	*Porfediren* (JWG30), *Profediern* (JWG31)	

1270 Vgl. Duden. Fremdwörterbuch, S. 98.

Tab. 28 (fortgesetzt)

Fremdwort / Bereich	Schreibvarianten	Bedeutung / Bemerkungen
Quittung/-en	*quidug* (JWG83), *qittu[ng]* (JWG117), *quitug* (zweimal in JWG143), *qüttug* (JWG149), *qiett[ung]* (JWG173), *quid [un]g* (JWG216)	
transportieren	*dransPordieren* (JWG42), *transbo[rd] iern* (JWG108)	
Berufsbezeichnungen im weitesten Sinn		
Bauinspektor	*Ba[u] in Spekdor* (JWG152), *bauinsepetor* (JWG157), *Pau inspekder* (JWG170), *Bauinspeckdor* (JWG173), *bau[m]inspekdor* (JWG173), *Pauinspeckder* (JWG184), *Pauinspeckdor* (JWG184)	
Doktor Frau Doktorin	*Dockder/dockder* (21-mal) *Frau Dockderin* (NM15)	 Ehefrau des Arztes
Konditor	*kodider* (JWG28)	
Kondukteur	*Conduder* (JWG145)	von franz. *conducteur*: ‚Aufseher, Verwalter'[1271]; Vorsteher oder Verwalter in verschiedenen, meist öffentlichen Bereichen und Institutionen; im (öffentlichen) Baugewerbe;[1272] hier Baukondukteur, d. h. niederer Baubeamter
Patienten	*bazienden* (NM18)	
Professor	*Professer* (14-mal), *Profeser* (sechsmal), *Proffeer* (JWG168), *Professser* (JWG173), *[P]roferser* (JWG182)	

1271 Vgl. Art. „Kondukteur", in: DWDS, https://www.dwds.de/wb/Kondukteur (12.02.2024).
1272 Art. „Kondukteur", in: GWb, https://www.woerterbuchnetz.de/GWB?lemid=K02948 (12.02.2024).

Tab. 28 (fortgesetzt)

Fremdwort / Bereich	Schreibvarianten	Bedeutung / Bemerkungen
(Gerichts-)Sekretär	*geri[ß] söckerder* (JWG62), *gerichst Säkerder* (JWG120)	
(Kammer-)Sekretär	*Cam[m]er Säkerdär* (JWG120)	
Syndikus	*S[in]dekus* (AG6)	
Tapezierer	*Dabezir* (JWG3), *Dabezier* (JWG38)	
Militärwesen		
Gendarm	*Schandarm* (JWG195)	
Marschall	*Marschal* (JWG162)	
Offizier/-e	*Offzier* (JWG194), *Ofezir* (Pl., JWG195), *ofezir/Ofezir* (zweimal in JWG195), *offezir* (Pl., zweimal in JWG195), *Offezir* (NM2), *Ofezirs* (Pl., NM18)	
Husaren-Offizier	*Hussaren Offezir* (JWG62)	
Unteroffizier	*Underoffezier* (JWG42)	
Eigenschaften		
apartes	*abardes* (JWG47)	
brillant	*brilliant* (NM2), *briliand* (NM21), *Prülliand* (NM11)	
charmant	*scharmant* (JWG68)	
ennuyant	*ani[y]ant* (AG6)	franz.: ‚langweilig'
ennuyiert	*anujiert* (JWG181)	
Gravität	*g[avi]deit* (JWG166)[1273]	gravitätisch, seit dem 16. Jh. auch Gravität, lat.: ‚Würde, Erhabenheit'[1274]; im ThWb *gravitätisch* im Sinne von ‚stolz, würdevoll' für das Ilmthüringische[1275]

1273 *und* ^{ich} *gebe ihn in allem recht und habe mich recht by ihn in g[avi]deit [g]esez* (JWG166).
1274 Vgl. Art. „gravitätisch^{2}", in: DWDS, https://www.dwds.de/wb/etymwb/gravit%C3%A4tisch (08.01.2024).
1275 Vgl. Art. „gravitätisch", in: ThWb II, Sp. 708.

Tab. 28 (fortgesetzt)

Fremdwort / Bereich	Schreibvarianten	Bedeutung / Bemerkungen
Humor	*Houmor* (JWG28), *Homor* (JWG42, 78), *Homer* (JWG68)	
honetten	*hometten* (JWG83)	
Interesse interessiert	*indrße* (JWG120) *in treßirt* (JWG169), *indres siert* (NM10)	
kurios	*kur[g/j]ors* (JWG30)[1276]	
maliziös	*Malisiehes* (JWG101)	lat.-franz.: ‚arglistig', ‚hämisch', ‚boshaft'[1277] im ThWb als ‚boshaft, tückisch, launenhaft', teilweise auch ‚grob, frech' (für Jena, Erfurt usw.);[1278] hier in der Bdt. ‚frech'
prophetischen Geist	*Prophetdissen Geist* (JWG166)	
Gesundheitswesen		
Hämorrhoidalumstände	*hemeroldalumstän den* (NM15)	
Hypochonder	*hibekonder* (NM4)	
Katarrh Katarrhalfieber	*Cathar* (zweimal in JWG42), *kade[r]allfüber* (JWG168)	
Kur/-en	*Cur* (JWG162), *kuren* (JWG166)	
kuriert/-n	*kurirt* (JWG142), *Curirn* (JWG162), *kuri[r]te* (JWG195)	
Literatur und Briefkultur		
Almanach	*Allmenach* (NM15), *allmenach* (NM5)	
Billett/-s	*Bieliet* (JWG216), *bilies* (AG6)	franz.: 1. seit frühem 18. Jh. allgemeiner verwendet, zunächst in der Bdt. ‚Eintrittskarte', auch ‚(Lotterie-)Los'; 2. ‚kurzes Schreiben,

1276 Eine andere Variante, die nicht Bestandteil des Korpus ist, lautet: *kurigos* (93/12).
1277 Vgl. Duden. Fremdwörterbuch, S. 627.
1278 Vgl. Art. „maliziös", in: ThWb IV, Sp. 452.

Tab. 28 (fortgesetzt)

Fremdwort / Bereich	Schreibvarianten	Bedeutung / Bemerkungen
		kleiner Brief, Blättchen, Zettel mit kurzer Mitteilung (häufig privaten Charakters), der meist durch Boten (im Ort) überbracht oder einer Sendung beigelegt wurde;[1279] in AG6 in der Bedeutung ‚Eintrittskarte'
Exemplar/-e	*Ecks Sembelar* (JWG17), *Exemplar* (JWG36), *Exsembelar* (JWG112), *[X]sembelahr* (JWG194), *E[x]sembelar* (NM19)	
Text	*decks* (JWG100)	
Zirkular	*zirkular* (JWG149)	‚Rundschreiben, Umlaufschreiben'
Sonstiges		
Adieu	*Atgie/atgie* (JWG2, 7, 18), *adiege* (JWG15), *Adie* (JWG20, 63, 105, 142, AG6), *at[g]ir* (JWG79), *adi[g]* (JWG89), *adi[j]e* (JWG119), *atdige/Atdige* (JWG134, 153, 187), *Adige* (JWG138), *adig[l]* (JWG155), *Atdig* (JWG178), *adieg* (JWG182), *adige* (JWG207)	
attestieren	*attesdiern* (JWG173)	
Belvedere[1280]	*Plfeder* (zweimal in JWG6), *belveder/ Belveder* (JWG105, 187), *belfeder* (JWG112, 160)	
Chrysolith	*krißelit* (JWG164)	

1279 Vgl. Art. „Billett", in: DFWb^2 III, S. 307; im ThWb nur in der Bedeutung ‚Eintrittskarte' vermerkt (Art. „Billett", in: ThWb I, Sp. 770).

1280 Für Hildburghausen ist 1890 das Verb *belvederen* in der Bdt. ‚ein sorgloses Leben (im Schloss *Belevedere*) führen' belegt (vgl. Art. „belvederen", in: ThWb I, Sp. 669).

Tab. 28 (fortgesetzt)

Fremdwort / Bereich	Schreibvarianten	Bedeutung / Bemerkungen
Exempel	*Eckssembel* (JWG52)	
Globus	*Cllobus* (JWG63), *klobuß* (JWG68)	
Jubiläums	*Jubeleums* (JWG149)	
Karbatsche	*Kurwasse* (JWG161)	türk.-ung.-tsch.: lederne Riemenpeitsche;[1281] im ThWb verstreut für das Ilmthüringische belegt[1282]
Connection	*konneckssieonn* (JWG62)	
Lotterie	*lotdri[e]* (AG4)	
Optik[1283]	*Obdik* (JWG127)	
Orakel	*orrakal* (AG6)	
Perioden	*Prrioden* (NM15)	
Porzellan	*Borzlans* (Pl., NM21)	
prophezeit	*Profezeit* (NM4)	
Rubinen	*rubinen* (JWG164)	
Smaragden	*schamrachten* (JWG164)	

1281 Vgl. Duden. Fremdwörterbuch, S. 508 sowie AWb: Art. „Karbatsche“, https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=K00375 (27.01.2024).

1282 Vgl. Art: „Karbatsche“, in: ThWb III, Sp. 353.

1283 Christiana Vulpius schrieb am 20. November 1799 an Goethe: „Lieber, ich glaube nun nicht, daß Du diese Woche kömmst. Die *Optik* hat mich gar nicht gefreut; der Gustel hat auch gleich gesagt: „Nu kömmt das Väterchen noch nicht.“ (GC I, Nr. 255, Hervorhebung durch die Verf.). Gräf merkt hierzu an, dass Goethe laut seines Tagebucheintrags vom 16. November wieder an der Farbenlehre zu arbeiten begann, worauf sich das Wort „Optik“ in Christianas Brief beziehe (GC II, S. 906). Jedoch könnte es sich in diesem Kontext auch um einen Malapropismus des Fremdwortes *Optik* im Sinne von ‚Aussicht‘ (in Anlehnung an die ‚Lehre vom Sehen‘) handeln, was die verwendete Zeitform nahezulegen scheint, oder um ein Wortspiel, welches sich auf beide Bedeutungen bezieht. Die Nebenbedeutung im Sinne des ‚optischen Eindrucks‘ (vgl. Art. „optisch“, in: DWDS, https://www.dwds.de/wb/etymwb/optisch [27.01.2024]) oder ‚äußeren Erscheinungsbildes‘ ist etymologisch jünger und findet sich weder bei Adelung (AWb) noch im Deutschen Wörterbuch (GWb).

Die obige Auflistung vermittelt einen Eindruck von der Bandbreite der Verwendung von Fremd- oder Lehnwörtern aus anderen Sprachen in den Briefen Christiana von Goethes. Für Personen, die selbst keiner Fremdsprache mächtig und somit weder in Aussprache noch Schreibung mit diesem Vokabular vertraut waren, stellt die Graphie eine Herausforderung dar. Es handelt sich hierbei nicht um einen alltäglichen Wortschatz breiter Bevölkerungsschichten.

Häufig vertreten ist beispielsweise die Lexik aus dem Bereich der Künste, Musik und des Tanzes sowie der dazugehörigen gesellschaftlichen Veranstaltungen wie <Redouten>, der Besuch des <Theaters>, eines <Konzerts>, der <Oper>, der <Komödie>, eines <Vauxhalls> oder <Ressourcenballs>, aber auch Musikinstrumente, die <Silhouette> oder die <Aktrice>.

Des Weiteren nimmt der soziale und kulturelle Wortschatz, der aus dem höfischen Kontext, dem Gesellschaftsleben mit den dazugehörigen Geselligkeiten entstammt, breiten Raum ein. Hierzu zählen nicht nur Anredeformeln wie <Madame>, <Mademoiselle> oder <Komtesse>, sondern auch die Gepflogenheit <Visiten> und <Gegenvisiten>, ein <Kompliment>, <die Cour> und ebenso eine <Promenade> zu machen. Ferner sind Fremdwörter aus dem Feld der Architektur, Einrichtung und Landschaftsgestaltung vertreten wie der <Salon>, die <Loge> oder das <Kanapee>. Auch Eigenschaften sowie die entsprechenden Substantive dazu sind zu finden, darunter <brillant>, <ennuyant> und <honette>. Bezeichnungen von Stoffen wie <Halb-Atlas>, <Kalico-Halb-Atlas> oder <Barchent> begegnen dem Leser ebenso wie ein <Panier-Kleid> und der <Habit>.

Ein anderer Komplex steht mit Christiana von Goethes Einbindung in die vielfältigen Aufgaben und Interessen ihres Mannes in Zusammenhang, mit denen sie besonders durch seine häufige Abwesenheit, in der sie ihm zuarbeitete und das große Hauswesen am Frauenplan verwaltete, konfrontiert wurde. So ist die Rede von der <Bibliothek>, <Exemplaren>, einem <Globus>, dem <Zirkular>, dem <Sekretär>, <Assignationen> oder dem <Almanach>. Beiden wichtig waren exquisite Speisen und Getränke, so der <Champagner>, <Kaviar> oder <Schokolade>.

Dieser Überblick verdeutlicht die Vielfalt der Themenfelder, in denen die Schreiberin fremdsprachliche Ausdrücke verwendete, von denen viele Bezeichnungen sicher nicht von Kindesbeinen an zu ihrem alltäglichen Wortschatz gehörten. Man kann davon ausgehen, dass Christiana von Goethe die Schreibung der meisten dieser Wörter nicht im Schriftbild kannte oder gar erlernt hatte. Dementsprechend schlägt sich die „weimarische Dialekt-Orthographie“[1284] in hohem Maße in der Schreibung von Fremd- und Lehnwörtern nieder. In diesem Bereich scheint die These zutreffend, dass Christiana von Goethe größtenteils

1284 Militz: Französisch in thüringischen Dialekten, S. 18.

nach dem Prinzip „Schreib, wie du sprichst“ verfuhr,[1285] d. h. es dominieren phonographische oder an die Lautung angelehnte Schreibweisen. Dementsprechend treten Unsicherheiten bei der Niederschrift der Fremd- und Lehnwörter auf, wovon wiederum überdurchschnittlich viele Korrekturen zeugen. Es kommen unterschiedliche Schreibungen bzw. Varianten eines Wortes vor, teilweise auch innerhalb eines Briefes wie bei <applaudieren>, welches in drei Varianten innerhalb eines Briefes vertreten ist, oder <adressieren> in zwei Varianten. Der Variantenreichtum ist über den Fremdwortgebrauch hinaus ein Kennzeichen der Schreibung in Christiana von Goethes Briefen.

Anhand der vorliegenden Auflistung in Tab. 28 lassen sich einige phonologisch-sprechsprachliche Prägungen erkennen, die sich in der Schreibung niederschlagen. Da die Einzelphänomene meist nicht in großem Umfang vertreten sind, handelt es sich hierbei um Tendenzen auffälliger Merkmale.

Im Bereich der Fremd- und Lehnwörter zeigt sich die für das Thüringische typische Konsonantenschwächung recht ausgeprägt: <p> wird zu <b> (zum Beispiel in *backet/bakhet/baket/Backth*, *Kardofelen*, *abblaudiren* [neben anderen Varianten], *Canabe* und *Ober*), <t> zu <d> (beispielsweise in *Deadr/deader Säkerdär*|*Säkerder*, *qardir*, *Pargend* [mit hyperkorrektem *p* am Wortanfang], *Ra[ba]de*) oder *quidug/quid[un]g)*. Probleme bereitete der Lautwert [j], der – wahrscheinlich hyperkorrekt – mehrfach als <g> geschrieben wird, so in den meisten Schreibvarianten von <Adieu> und <Bouteillen> sowie in der Form *kuri[g/j]os*. Bei <Bouteillen> finden wir häufiger die Endung *-gen*, wobei es sich um eine Übertragung der Diminution handeln könnte.

Ein Bereich der Fremdwortschreibung, der klassischerweise Probleme bereitet, betrifft die Grapheme <ph>, <th> und <rh> in griechischen Lehnwörtern.[1286] Diese kommen im Korpus nur selten vor, sodass sich der Umgang der Schreiberin mit ihnen nur in Ansätzen erkennen lässt: Anstelle von <th> schreibt sie einmal *d* (*biebeldäck)* und einmal *t (krißelit*); auch das häufig vorkommende <Theater> wird durchgehend ohne *h* geschrieben. Der *Dehe Dansong (*franz. *thé dansant*) gehört nicht zur Kategorie der aus dem Griechischen stammenden Fremdwörter, soll aber der Vollständigkeit halber aufgeführt werden. Für Fremdwörter mit <ph> finden sich nur zwei Beispiele, die denselben Wortstamm aufweisen: *Profezeit* und *Prophetdissen*, einmal mit *th* und einmal naheliegenderweise mit *f*. Das Graphem <rh> verwendet die Schreiberin nicht in den aufgeführten Fremdwörtern; standardmäßig wäre es vertreten in <Hämorrhoidalumstände>, welches als

1285 Vgl. ebd.: Französisch in thüringischen Dialekten, S. 19.

1286 Vgl. Munske, Horst Haider: Läßt sich die Orthographie der Fremdwörter reformieren? In: Zabel, Hermann (Hrsg.): Fremdwortorthographie. Beiträge zu historischen und aktuellen Fragestellungen (Reihe Germanistische Linguistik, 79). Tübingen 1987, S. 76–93.

hemeroldalumstän den realisiert wird, und in *Katarrh*, geschrieben *Cathar* oder *kade[r]allfüber* (<Katarrhalfieber>).

Unbekannt ist der Schreiberin die Umsetzung des <t>, das vor den Fremdsuffixen wie *-ion*, *-ient*, *-iell*, *-iös*, *-ium* usw. als Affrikata gesprochen wird.[1287] Christiana von Goethe realisiert dieses als *ss* wie in *Assichnassiong* (<Assignationen>), *konneckssieonn* (<Connection>) oder als *z* in *bazienden* (<Patienten>). Auch das Suffix von dem aus dem Französischen stammenden *malicieux* (dt. <maliziös>) wird mit *s* realisiert: *Malisiehes*. Die Endung *-or* wird entrundet als *-er*; so enden die verschiedenen Varianten von <Professor> (vorwiegend als *Professer* in den Briefen) sowie *Dockder*/*dockder* ausschließlich auf *-er*, ebenso *kodider* (<Konditor>). Eine Ausnahme bildet der <Bauinspektor>, der fünfmal auf *-or* und nur zweimal auf *-er* endet.

Weitere belastbare Aussagen, insbesondere bezüglich der Besonderheiten bei der Vokalschreibung, lassen sich kaum verallgemeinern. So bemerkt Militz hinsichtlich der Vokalverwendung, dass <o> zu <u> werde, da die Schreiberin *luschiert* statt <logiert> verwende.[1288] Tatsächlich ist die Schreibung mit *u* statt <o> für dieses Beispiel in den Briefen vorherrschend, jedoch existiert daneben auch die Variante mit *o* in *lo[ß]iert* (JWG62) sowie im Nomen <Loge>, das ausschließlich mit *o* (*losse, lose*, *loche)* geschrieben wird. Darüber hinaus gibt es zahlreiche andere Beispiele, in denen ein <o> auch als ein solches realisiert wird. Ähnliches gilt für Militz' Beobachtung, dass ein langes <i> zu *ü* werde, wie in *Schmüßen* für <Chemisen>.[1289] Allerdings scheint dieses Beispiel eher die Ausnahme als die Regel zu sein, denn mehrheitlich verwendete Christiana von Goethe in diesen Fällen ein *i* oder *ie*, wie in *abbediet*/*abbediet* für <Appetit>, *Comliemet*/*C[o]mbilme [n]t* für <Kompliment>, *vißiete* / *geegen fieside* / *Kafe Visiete* oder *ackdrißse*.[1290]

Bemerkenswert sind zwei unterschiedliche Tendenzen bei der Schreibung verhältnismäßig frequenter Fremdwörter. So zeigt sich einerseits die Herausbildung gewisser Präferenzen wie bei <Kömodie>, mehrheitlich entrundet als *Comedie* (zwölfmal), *Commedie* (sechsmal), <Redoute> vor allem als *Redute* (14-mal), *Redude* (zehnmal), <Theater>, überwiegend als *teader/Teader* (15-mal), sowie <Professor>, meist als *Professer* (14-mal) und *Profeser* (sechsmal). Andererseits gibt es frequente Fremdwörter mit einer gemessen am Vorkommen außerordentlich großen Variationsbreite, wie <Bouteille>, <Adieu> und in geringerem Maß auch <Paket/-e>, <Bauinspektor> und <Champagner>. Diese Beispiele unterstreichen noch einmal die besonderen Schwierigkeiten der Umsetzung des Lautwertes [j].

1287 Vgl. ebd., S. 87.
1288 Vgl. Militz: Französisch in thüringischen Dialekten, S. 19.
1289 Vgl. ebd.
1290 Zweimal wird ein kurzvokalisches <i> zu <ü> (*Prülliand* und *qüttug*).

Bezüglich der <Theater>-Schreibung fällt auf, dass diese in nur zwei von 21 Belegen mit Konsonantenschwächung realisiert wurde, obwohl dies im mitteldeutschen Raum zu erwarten wäre. Eine mögliche Erklärung wäre, dass Christiana von Goethe als eine leidenschaftliche Theaterbesucherin und Vermittlerin zwischen Goethe und den Schauspielerinnen und Schauspielern dieses Wort sehr geläufig war.

Hans-Manfred Militz konstatiert hinsichtlich der Fremdwortschreibung in den Briefen Christiana von Goethes abschließend Folgendes:

> Es zeigt sich, dass die Schreibung der franz. Wörter noch unsicherer ist als die der deutschen. Christiane hat sie nur vom Hörensagen gekannt, und sie ist dabei der Aussprache ihres heimatlichen Dialekts, als dem Ilmthüringischen zugehörig, gefolgt. Die Übernahme des eigenen Lautsystems zeigt, wie intensiv ihre Mundart wirkt und keinen Platz für fremdsprachliche Sonderregeln zuläßt.[1291]

Dem ist in großen Teilen zuzustimmen. Allerdings erscheint die Schlussfolgerung hinsichtlich der starken Wirkungen des Dialektes, welcher keine fremdsprachlichen Sonderregeln zulasse, problematisch. Es ließe sich umgekehrt fragen: Welches andere Lautsystem außer dem mundartlichen hätte einer Sprecherin des Ilmthüringischen um 1800 ohne Fremdsprachenkenntnisse zur Verfügung gestanden? – Wohl keines. Christiana von Goethe kannte diese Sonderregeln so wie ein Großteil der damaligen Bevölkerung (die ebenfalls Dialektsprecher waren) schlichtweg nicht. Wenn man bedenkt, dass unserer Schreiberin die Regeln der Phonem-Graphem-Korrespondenzen des Deutschen nicht in umfänglicher Weise geläufig waren – weil sie keine Gelegenheit hatte, diese systematisch zu erlernen –, kann man dies schwerlich für eine nie erlernte Fremdsprache erwarten. Es lässt sich die Frage stellen, ob man bei weniger routinierten Schreibenden wie Christiana von Goethe ein Sprachbewusstsein im fremdsprachlichen Bereich voraussetzen kann. Da sie wohl auch nur selten mit Sprechern von Fremdsprachen näher in Kontakt getreten ist, erscheint dies weniger wahrscheinlich. Somit ist in diesem Bereich die dialektal-sprechsprachliche Prägung erwartungsgemäß am größten.

Zur Einordnung dieser Befunde ist anzumerken, dass die Fremdwortschreibung seit jeher große Herausforderungen mit sich brachte, auch für geübte Schreiber. Daran hat sich trotz Rechtschreibreformen bis in die heutige Zeit wenig geändert. So wies beispielsweise Horst H. Munske noch vor der Rechtschreibreform von 1996 und den anschließenden Überarbeitungen als einer unter vielen auf strittige Punkte und Inkonsistenzen hin. So nennt er beispielsweise „die zahlreichen Fälle graphematisch unbegründeter Doppelkonsonanz“ und fragt: „Warum schreiben wir *Komödie* mit <m>, aber *Kommode* mit <mm>, ähn-

1291 Militz: Französisch in thüringischen Dialekten, S. 19.

lich *Kavalier* und *Kavallerie*, *interpolieren* und *interpellieren*?“[1292] So verwundert es nicht, dass die besagte <Komödie> im Briefkorpus öfter mit Gemination auftritt. Die Komplexität der Fremdwortschreibung führt u. a. Gerhard Augst in einem Aufsatz anhand der Vokalquantität vor Augen.[1293]

Christiana von Goethe befindet sich mit den Unsicherheiten hinsichtlich der Fremd- und Lehnwortschreibung in ‚guter Gesellschaft‘. So sind ähnliche Schwierigkeiten auch für Catharina Elisabeth Goethe und Maria Anna Mozart belegt.[1294] In Catharina Elisabeth Goethes Briefen sind unter anderem die folgenden Schreibweisen zu lesen: *schäße* (<Chaise>, Brief vom 17. Juni 1781), *Pradiodißmus* (<Patriotismus>, Brief vom 23. Dezember 1793), *prenumorirt* (<pränumeriert>, ‚im Voraus bezahlt‘, Brief vom 15. Juni 1794), *Supjette* (<Subjekte>, Brief vom 22. Mai 1798), *Coffe* (<Kaffee>, Brief vom 20. Juli 1799), *Schapo* (<Jabot>, Brief vom 7. Juli 1800), *matje* (<Metier>, Brief vom 26. August 1805) und dergleichen mehr.[1295] Bei Maria Anna Mozart stoßen wir auf *pulvar* (<Boulevard>), neben *charmant* tritt auch die Variante *schermant* auf, außerdem *schagetel* (<Jakett>), *bolones* (<Polonaise>: ‚Überkleid‘) und *fisonemie* (<Physiognomie>).[1296] Freilich sind diese Schreibungen nach heutigen standardsprachlichen Maßstäben nicht korrekt. Dennoch käme es einem Fehlurteil gleich, inkorrekte Fremdwortschreibungen als Indiz für einen geringen Bildungsgrad zu werten, insbesondere bei Personen, die der Prestigesprache Französisch nicht mächtig waren. Selbst die Briefe Leopold Mozarts, der Französisch in Wort und Schrift beherrschte, sind nicht frei von phonetischen Schreibungen, wie folgende französische Modetermini zeigen: *gottilion* (<cotillon>: ‚Unterrock‘), *Contusch* (<contouche>: ‚Überkleid‘), *duppé* für <Toupet> und *Schenion* (<chignon>: ‚Haarknoten‘).[1297]

Christiana von Goethes Briefe zeugen nun vielmehr von einer Kenntnis fremdsprachiger Ausdrücke in bemerkenswert vielen Bereichen, die sie seman-

1292 Munske: Orthographie der Fremdwörter, S. 86 (Hervorhebungen im Original).

1293 Vgl. Augst, Gerhard: Zur graphischen Bezeichnung der Vokalqualität bei Fremdwörtern. In: Zabel, Hermann (Hrsg.): Fremdwortorthographie. Beiträge zu historischen und aktuellen Fragestellungen (Reihe Germanistische Linguistik, 79). Berlin 1987, S. 94–110.

1294 Ein systematischer Vergleich der Fremdwortschreibung bei diesen drei Schreiberinnen wäre für eine größer angelegte Untersuchung lohnend, insbesondere um die Abhängigkeit der Fremdwortschreibung von der Mundart zu prüfen. An dieser Stelle kann vorerst nur punktuell auf einige Beispiele aus der Sekundärliteratur verwiesen werden.

1295 Bertha Merkel konstatiert für Catharina Elisabeth Goethe im Zusammenhang mit der Entrundung von Vokalen, dass diese vor allem bei Fremdwörtern vorkomme, „wo ihre [C. E. Goethes, Anm. d. Verf.] Kenntnis der Rechtschreibung sie ohnehin meist im Stich ließ.“ (Merkel: Sprache der Mutter Goethes, S. 105).

1296 Vgl. Reiffenstein: Sprachvariation II, S. 209.

1297 Vgl. ebd.

tisch korrekt verwendet, obwohl ihr viele dieser Begriffe sicher nicht von Kindheit an geläufig waren. Die angeführten Beispiele zeigen schließlich eine beachtliche Bandbreite von Themenbereichen, in denen sie sicher mit fremdsprachlicher Lexik umgegangen ist, ohne dass sie diese schulisch (und wahrscheinlich auch nur begrenzt im familiären Umfeld) in ihrer Kindheit erlernt hatte. Hinsichtlich der Schreibweisen erscheint es nur allzu folgerichtig, dass sich die Schreiberin ohne Fremdsprachenkenntnisse am Lautbild orientierte.

Bislang richtete sich der Fokus hinsichtlich der Fremd- und Lehnwörter auf die Reflexe der mündlichen Sprache, die sich in den schriftlichen Zeugnissen Christiana von Goethes niederschlugen. Voeste kehrt diese Perspektive um und fragt nach dem Einfluss der Lese- und Schreibfähigkeit auf die Kompentenzen in der mündlichen Sprache. Sie führt eine Studie an, die zeigt, dass funktionale Analphabeten Probleme bei der Aussprache von Fremd- und Lehnwörtern hatten; bei diesen war eine undeutliche oder falsche Aussprache zu beobachten.[1298] Basierend auf dieser Annahme geht Voeste davon aus, dass auch Christiana von Goethe in der Gesellschaft des ausgehenden 18., beginnenden 19. Jahrhunderts aufgrund der mangelhaften Aussprache fremdsprachlicher Ausdrücke Nachteile und Ausgrenzung erfahren hat.

> In the intellectual and academic discourses of the aspiring bourgeoisie of the eighteenth and nineteenth century, any mistake could and would have been noticed. Christiane Vulpius, who was allowed to make public appearances after being married to Goethe in 1806, suffered from the mockery and jibes of the ladies in Weimar. We can assume that a restricted proficiency at least in view of her academic vocabulary might have aggravated her visits to Weimar salons.[1299]

Zweifellos waren fehlende Fremdsprachenkenntnisse in der stark französisch geprägten Oberschicht von Nachteil. Ohne diese war eine Akzeptanz in diesen Kreisen für Christiana von Goethe sicher noch schwerer zu erlangen. Es ist unbestritten, dass sprachliche Kompetenzen und die damit einhergehende Nutzung unterschiedlicher Sprachregister und Sprachen als Machtfaktor und damit auch zur Ausgrenzung (aus-)genutzt werden können. Umgekehrt ist es aber auch äußerst fraglich, ob profunde Fremdsprachenkenntnisse den Weg in die Gesellschaft des gehobenen Bürgertums und Adels in irgendeiner Form geebnet hätten – sowohl die als Makel empfundene Herkunft als auch ihre Vergangenheit als die langjährige Geliebte Goethes wogen mit Sicherheit schwerer.

1298 Vgl. Löffler, Cordula: Analphabetismus in Wechselwirkung mit gesprochener Sprache. Zu Sprachentwicklung, Sprachbewusstsein, Variationskompetenz und systematisch fundierter Förderung von Analphabeten. Aachen 2002 (Reprint).
1299 Voeste: A mensa et thoro, S. 256. – Vgl. zur sprachlichen Diskriminierung auch Kapitel 4.2.3.

Wahrscheinlich hätten weitreichendere Kompetenzen in diesem Bereich aber dazu beigetragen, dass sich Christiana von Goethe nach ihrer Heirat selbstbewusster und selbstverständlicher in den gehobenen Gesellschaftskreisen hätte bewegen können und nicht Gefahr lief, von Gesprächen ausgeschlossen zu werden, indem beispielsweise ins Französische gewechselt wurde. Belege für ein solchen Vorgehen gibt es nicht. Dass Christiana von Goethe zumindest mit ihren schriftsprachlichen Fähigkeiten selbst haderte, geht aus ihren Briefen deutlich hervor und führte in ihrem Fall dazu, dass sie im Laufe der Zeit immer weniger selbst schrieb und diese ungeliebte Tätigkeit wann immer möglich delegierte.

4.3.4.2 Regionalsprachlicher und dialektaler Wortschatz

Neben phonetischen Interferenzen aus der thüringischen Mundart[1300] sind in den Briefen Christiana von Goethes lexikalische Besonderheiten zu finden, die auf den thüringischen Dialekt zurückgehen (vgl. Tab. 29).

Tab. 29: Dialektwortschatz.

normalisierte Wortform	Schreibung in den Briefen	Bedeutung/Anmerkungen
alleweile	insg. 18 Belege	ThWb: ‚soeben, jetzt'[1301] AWb als † markiert: „ein Oberdeutsches Umstandswort der Zeit, welches im Hochdeutschen nur noch in den gemeinen Sprecharten üblich ist, für eben jetzt."[1302]
angehen, etwas geht an	*diessen Monat gehet auch daß ein machen a[n]* (JWG11), *in garden auf der Wisse geht es nu balt mit Obst an*. (JWG11), *jzo gehen b[e]y uns die winder Freuden an* (JWG101), *aus lauder hassi[g] keid [mö]chte ich ven*	meist im Sinne von ‚beginnen, anfangen', was für den thüringischen Sprachraum die Hauptbedeutung ist,[1303] auch ‚vonstattengehen, gelingen' oder ‚möglich sein'[1304]

1300 Vgl. Kapitel 4.3.2.1 und 4.3.2.2.

1301 Art. „alle(r)weile", in: ThWb I, Sp. 130 f.

1302 Art. „Alleweile", in: AWb, https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=A01599 (08.01.2024).

1303 Art. „angehen", in: ThWb I, Sp. 186. Auch bei Adelung in ähnlicher Bedeutung belegt als ‚vonstattengehen, gelingen' oder für ‚tunlich sein, möglich sein' wie auch bei Adelung vermerkt, gebraucht (Art. „Angehen", in: AWb, https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=A02135 (08.01.2024).

1304 Art. „Angehen", in: AWb, https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=A02135 (08.01.2024).

Tab. 29 (fortgesetzt)

normalisierte Wortform	Schreibung in den Briefen	Bedeutung/Anmerkungen
	*es nur Einicher massen an gin Ein vächelichgen nehm und mit dem Pübe[ch]en zu Dir fahre*n (JWG50), *Er bitde sehr daß du lieber Seinn bestümden gehalt vom Ostern ang[e]hen lassen mächtes* (JWG50)	
grämlich	*grämlich* (JWG162), *grämli[g/ch]* (JWG216)	AWb: „anhaltend mürrisch, üble Laune habend, und solche im äußern an den Tag legend, besonders durch entstellte Gesichtszüge; ein nur im gemeinen Leben übliches Wort, wofür in den niedrigern Sprecharten auch grämisch, im Oberdeutschen aber grämig und gramhaft üblich ist“;[1305] im ThWb für Weimar belegt: „grämlich“[1306]
gramselig; gramseln	*C[ram]selen* (JWG63), *lieber Bester nüb mir es nicht übell daß ich so gramsele aber es wird mir dißmahl schwörer als jmahls* (JWG65), *gramsilichen brif* (JWG68), *kra^{m}sgein brief* (JWG9), *gramselich* (JWG130)	Wortbedeutung wohl in Anlehnung an *Gram* (‚Verdruss‘)[1307] oder *Gramsal* als ‚mürrische Umgangsart‘[1308] und nicht im Sinne von ‚wimmeln, krabbeln‘ wie im DWb,[1309] siehe auch *grämlich*
grapsen/grapschen	*aber etvas verde ich doch da von Grabssen müssen* (JWG52), *es ist nur wegen des Grabsens.* (JWG53)	ThWb: ‚schnell u. gierig nach etw. greifen‘;[1310] hier auch allg. als *nehmen*; in JWG53 als familiäres Wort für Schwangerschaft

1305 Vgl. Art. „Grämlich“, in: AWb, https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=G02850.
1306 Vgl. Art. „gramlich“, in: ThWb II, Sp. 689.
1307 Vgl. Art. „Gram“, in: ThWb II, Sp. 688.
1308 Vgl. Art. „Gramsal“, in: ThWb II, Sp. 689.
1309 Vgl. Art. „GRAMSELN“, in: DWb, https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=G25341 (08.01.2024).
1310 Art. „grapschen, grapsen“, in: ThWb II, Sp. 693.

Tab. 29 (fortgesetzt)

normalisierte Wortform	Schreibung in den Briefen	Bedeutung/Anmerkungen
hopsen /gehopst	*es ist ser gehubst worden und daß Püb[]en hat mit gehubst* (JWG25), *und so [mü]de als man vaht muste man doch auf Stehen und ein biß[g]en huben*. (JWG193), *ich bin nach meiner Art Etliche mahl um den Tisch heru[m] gehoubts* (JWG134)	ThWb: ‚springen';[1311] standardsprachlich *hüpfen*; ugs. *hopsen*; im Briefkorpus auch in der Bdt. ‚tanzen' (JWG25, 193)
Hütsche/Hitsche	*his[c]he* (99/24)	AWb: „nur in den niedrigen Sprecharten, einen Schämel, einen Fußschämel zu bezeichnen";[1312] im ThWb teilweise in der Aussprache mit [i] belegt[1313]
Jahrmarkt	*Garmart* (JWG53), *Jarmark* (JWG75, 94, 111),[1314] *zwiebelGarmark* (JWG120)	Im ThWb sind für die thüringische Aussprache ebenso Wortformen mit [g] im Anlaut belegt; *Garmerd* als Restform im Gebiet Weimar-Erfurt[1315]
das Johlen	*dr Jule* (JWG1)	hier in der allgemeinen Bdt.: ‚vor Freude laut singen' oder ‚lärmen';[1316] im ThWb für Weimar auch in der Bdt. ‚laut lachen' belegt[1317]

1311 Art. „hopsen", in: ThWb III, Sp. 220 f.
1312 Vgl. Art. „Hütsche", in: AWb, https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=H03756 (08.01.2024).
1313 Vgl. Art. „Hütsche, -u-", in: ThWb III, Sp. 275.
1314 In JWG94 (*lieber Dieses Jarmark ist es by mir von Müller Pachtern und Pfarleuden nicht lehr gevorden.*) und JWG111 ([...] *und daß Jar[m]ark habe ich allerhand zu kaufen und kein gelt.*) wird das Nomen nicht als Maskulinum, sondern Neutrum gebraucht. In beiden Beispielen aus dem Briefkorpus rekurriert die Schreiberin weniger auf die Veranstaltung oder den Ort Jahrmarkt als vielmehr auf den festartigen Charakter zu der Zeit des Jahrmarktes. Hier scheint folglich eine semantische Differenzierung vorzuliegen, die sich im Artikelgebrauch niederschlägt.
1315 Vgl. Rosenkranz: Der thüringische Sprachraum, S. 133 f. sowie Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 217. – Spangenberg konstatiert für Anfang der 1990er Jahre, dass die *g*-Fläche mit Formen wie *Garmerd* heutzutage im östlichen Ostthüringischen sowie im Südostthüringischen eine „Trümmerlandschaft" sei, in der nur noch Menschen aus den älteren Generationen zuweilen den *g*-Anlaut realisieren (vgl. ebd.). Für das 18. und frühe 19. Jahrhundert ist demzufolge wahrscheinlich eine weitere Verbreitung anzunehmen; vgl. auch Art. „Jahrmarkt", in: ThWb III, Sp. 299.
1316 Vgl. Art. „johlen", in: DWDS, https://www.dwds.de/wb/etymwb/johlen (08.01.2024).
1317 Vgl. Art. „johlen", in: ThWb III, Sp. 317.

Tab. 29 (fortgesetzt)

normalisierte Wortform	Schreibung in den Briefen	Bedeutung/Anmerkungen
Kram	*Christen Gra[m]* (JWG36), *gram* (JWG79)[1318]	in JWG36 in der neutralen Bdt. ‚Sache, Angelegenheit', in JWG79 in pejorativer Bedeutung als ‚unnützer, wertloser Gegenstand'[1319]
kräpeln	*es gieb immer in hausse herun zu gräbellen* (JWG3), *jzo da ich noch herum gräbellen kann[n] ich noch daß bet beso[r]chen* (JWG6), *ich bin leit lich wohl und gräble noch i m̄e[r] her[um]* (JWG22)	im DWb „mitteld., sächs. sich mit händen und füszen mühsam fortarbeiten"[1320]
lehnen/aus-lehnen	*ich – – <habe> auf daß bu(c)h Ein Ka[r]lin aus gelehnt* (JWG47), *wen du den wachen brauchts so kann Meyer ein Wachen drübenNelenn.* (JWG142)	ThWb: ‚leihen, borgen';[1321] AWb: „In dieser Bedeutung ist es, so wie borgen, obgleich dieses von weiterm Umfange der Bedeutung ist, im gemeinen Leben und der vertraulichen Sprechart der Ober- und Niedersachsen am üblichsten; dagegen im Oberdeutschen und in der edlern Sprech- und Schreibart der Hochdeutschen leihen gangbarer ist."[1322]
närsch (närrisch)	*Närsche* (JWG193)	standardsprachlich *närrisch* (im Bsp. synkopiert); im Sinne von ‚verrückt' oder ‚sonderbar, wunderlich', im ThWb auch in der Aussprache „närrsch"[1323]

1318 Ein dritter Beleg ist fraglich, weil aufgrund des Kontextes und einer Buchstabenpermutation sowohl „Kram" als auch „Karren" denkbar ist: [...] *da kamen Fur leude und es Fühl ein Pfehrt und der ganze Karm wehre Balt auf unsser Kusse gefalen* [...] („[...] da kamen Fuhrleute, und es fiel ein Pferd und der ganze [Kram/Karren] wäre bald auf unsere Kutsche gefallen [...]", JWG62).
1319 Vgl. Art. „Kram", in: ThWb III, Sp. 551. – Nach Adelung u. a in der figürlichen Bedeutung „der Gegenstand, womit man sich gewöhnlich beschäftiget" (Art. „Kram", in: AWb, https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=K02160, 08.01.2024).
1320 Art. „KRÄPELN", in: DWb, https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=K12493 (08.01.2024).
1321 Art. „lehnen2", in: ThWb IV, Sp. 187.
1322 Art. „2. lehnen", in: AWb, https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=L00905 (08.01.2024).
1323 Vgl. Art. „närrisch", in: ThWb IV, Sp. 824 f.

Tab. 29 (fortgesetzt)

normalisierte Wortform	Schreibung in den Briefen	Bedeutung/Anmerkungen
naus (hinaus)	*nuß* (JWG127)[1324]	verkürzt für ‚hinaus'
Saloppe/-n	*sallobe*, *salobben* (zweimal JWG2)	‚großes Umschlagtuch',[1325] im Hessischen gebräuchlich
Scheitchen/ Schittchen	*Schiedgen* (JWG151), *Schütgen* (JWG214), *Schügen* (JWG216)	thüringischer Ausdruck für ‚Weihnachtsstollen'[1326]
Schrittschuh (Schlittschuh)	*SchridSchu* (JWG101)	standardsprachlich *Schlittschuh*; AWb verzeichnet *Schrittschuh* als in manchen Gegenden gebräuchlich;[1327] im ThWb als veraltet gekennzeichnet, jedoch für das Ilmthüringische belegt[1328]
schwären	*svehren* (JWG1)	im ThWb in der Bdt. ‚eitern' oder ‚zum Geschwür aufschwellen'[1329]
schwätzen	*svházen* (JWG72), *sväßzen* (JWG78), *swäzen* (JWG120)	standardsprachlich *schwatzen*; AWb: *schwätzen* als im Hochdeutschen ungewöhnlich;[1330] im ThWb nur in der Form *schwatzen* belegt.[1331]

1324 Ob sich das fehlende <a> auf dialektale Einflüsse zurückführen lässt oder ob dieses aus einer fehlerhaften Elision resultiert, also einfach vergessen wurde, ist nicht zu entscheiden.
1325 Vgl. Art. „Saloppe", in: ThWb V, Sp. 345.
1326 Vgl. Art. „Scheitchen", in: TWb V, Sp. 523 f. – Spangenberg merkt zu diesem mundartlichen Ausdruck an, dass er nicht selten in hyperkorrekter Realisierung mit *ü* statt *i* als *Schüttchen* auftritt, was er als „unorganische Rundung noch zusätzlich durch falsche etymologische Herleitung von Dim. zu ‚Schütte (= Strohbündel)' motiviert" beschreibt. Tatsächlich hergeleitet wird es von ‚Scheitchen' (Dim. zu ‚Scheit'), was Synonyme wie *Christscheit* und *Eierscheit* bestätigen. (vgl. Spangenberg: Umgangssprache und hyperkorrekte Interferenzen, S. 17).
1327 Vgl. Art. „Schlittschuh", in: AWb, https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=S02019 und Art. „Schrittschuh", in: AWb, https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=S02836 (08.01.2024).
1328 Vgl. Art. „Schrittschuh", in: ThWb V, Sp. 969.
1329 Vgl. Art. „schwären", in: ebd., Sp. 1066 f.
1330 Vgl. Art. „Schwatzen", in: AWb, https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=S03264 (08.01.2024).
1331 Vgl. Art. „schwatzen", in: ThWb V, Sp. 1079 f.

Tab. 29 (fortgesetzt)

normalisierte Wortform	Schreibung in den Briefen	Bedeutung/Anmerkungen
Tünch	*der Tünch* (JWG95)	AWb: *die Tünche* als „dasjenige, womit getünchet wird, der flüssige Körper, welcher auf einen andern gestrichen wird, doch nur noch in engerer Bedeutung, eine weiße aus Kalk und Wasser bereitete Farbe, die Wände und Mauern damit zu bestreichen. […] In einigen Oberdeutschen Gegenden ist es männlichen Geschlechts, der Tünch“;[1332] im ThWb ebenso als die Tünche (f.) belegt, jedoch in der Bdt. ‚Kalkverputz der Fachwerkfelder‘[1333]

In der obigen Auflistung sind nicht alle angegebenen Wörter ausschließlich dialektal gebräuchlich; Übergänge zur Regionalsprache oder zur überregionalen Umgangssprache sind – teilweise mit unterschiedlichem Bedeutungsspektrum – offensichtlich.

Dass dialektale Lexik Eingang in die Briefsprache findet, ist nicht ungewöhnlich, wovon u. a. die Briefe von Christianas Schwiegermutter Catharina Elisabeth Goethe zeugen. In diesen finden sich unter anderem folgende Wörter, die nicht aus dem Standarddeutschen bekannt sind: *kickelsort* (‚winziges Nest‘, Brief vom 21. Juni 1796), *geleße* (‚Lektüre‘, Brief vom 17. September 1796), *tribschen* (‚betreiben, besorgen‘, Brief vom 10. Juni 1800) oder *bescherschel* (Kontraktion aus ‚bescheren‘ und ‚Kerschel‘, mundartlich für ‚Kram‘, in der Bedeutung ‚Christgeschenk‘, Brief vom 7. Januar 1803). Zu bedenken ist hierbei, dass es sich um Privatbriefe an vertraute Personen oder an den engsten Familienkreis handelt und somit diese deutlichen Anzeichen für Nähesprachlichkeit zu erwarten sind.

In Christiana von Goethes Briefen existieren neben den aufgeführten Dialektwörtern einige dialektale Sonderformen, von denen nachfolgend eine Auswahl wiedergegeben wird. Die Schreiberin verwendet in etwa 30 Prozent der Fälle *mir* statt <wir>,[1334] *wart/vart* (13-mal) / *wahrt/vahrt* (33-mal) / *ward/vart* (27-mal) an-

1332 Vgl. Art. „Tünche“, in AWb, https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=T01366 (08.01.2024).

1333 Vgl. Art. „Tünche“, in: ThWb VI, Sp. 307.

1334 Quantitative Auswertung: *wir* (einschließlich Varianten): 230; *mir* (einschließlich Varianten): 102, insg.: 332.

stelle von <war>,[1335] die Kurzform *nüber* (zehnmal) für <herüber> oder umgangssprachlich *rüber* (neunmal) sowie *nuß* (<naus>, JWG127)[1336] für <heraus>.

4.3.5 Zwischenfazit

Bezugnehmend auf die vor allem graphematisch ausgerichtete Studie, die Anja Voeste anhand eines Briefes von Christiana Vulpius durchführte, resümiert Michael Elmentaler:

> Christiane Vulpius' Brief lässt eine mangelnde Vertrautheit mit den orthographischen Konventionen ihrer Zeit erkennen, so etwa bei der Getrennt-/Zusammenschreibung komplexer Wörter (*Diens dages*, *an gelangt*, *über Haupt*) oder der Groß- und Kleinschreibung [...]. Mehrfach wird die Graphie <n> ausgelassen (*u[n]d*, *kü[n]ftdüge*). Ihr Gebrauch des Dehnungs-*h* ist auch für die damalige Zeit unkonventionell (*Rohten*, *währ* 'wäre'), ebenso die Verwendung von <f> statt <v> in *fohrhänge*. Einige Schreibungen verweisen auf Lautmerkmale des thüringischen Dialekts, etwa der Gebrauch von <d> statt <t> (*dag*, *Heude*), <b> statt <p> (*brüfen*, *buzen*), <h> statt <g> (*fahten* 'sagten', mit g-Spirantisierung), andere deuten auf sprechsprachliche Reduktionen (*kam̄* 'kamen', *gin* 'gingen') und Assimilationen (*Kuße* 'Kutsche') hin.[1337]

Diese Beobachtungen aus dem graphematischen Bereich werden in wesentlichen Punkten durch die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung bestätigt. Dabei zeigt sich, dass eine regionalsprachlich-dialektale Prägung, die in den vorhergehenden Analysen differenziert betrachtet wurde, zu erkennen ist. Davon zu unterscheiden sind Graphien bzw. Varianten, die ihre Ursache nicht in sprechsprachlichen Übertragungen haben. Dazu gehört die reduzierte Schreibung von Konsonantenclustern wie <-nds>, <-tst> oder <-ngst>, die für Christiana von Goethe wie auch für andere weniger routinierte Schreiberinnen und Schreiber eine Herausforderung darstellte (siehe im obigen Zitat auch das Bsp. *kü[n]ftdüge*). Ferner werden mit Blick auf die Phonem-Graphem-Korrespondenz komplexe Grapheme oder Mehrgraphen wie <sch> reduziert (zu *s* oder *ss*);[1338] selten gebrauchte Grapheme wie <qu> oder <x> weisen eine höhere Variationsbreite auf, die auch, aber nicht ausschließlich phonographische Schreibweisen umfasst.

1335 Möglicherweise analog hierzu ist die Form *zwart* (JWG23) / *zvart* (NM9) / *zwahrt* (JWG50) / *zvard* (NM3) für <zwar> (JWG123, NM15) zu finden.

1336 Ob sich das fehlende <a> auf dialektale Einflüsse zurückführen lässt oder ob dieses aus einer fehlerhaften Elision resultiert, also einfach vergessen wurde, ist nicht zu entscheiden.

1337 Elmentaler: Historische Graphematik, S. 121.

1338 Es ist nicht davon auszugehen, dass hier dialektale Aussprachemuster eine Rolle spielen, wie dies bei Schreibern aus dem niederdeutschen Raum vermutet werden kann (vgl. Denkler/Elspaß: Nähesprachlichkeit und Regionalsprachlichkeit, S. 95).

Im Bereich der Vokalschreibung sind ebenfalls auf Dialekt und Regionalsprache zurückzuführende Entrundungen zu verzeichnen, die für den mitteldeutschen Sprachraum charakteristisch sind. Diese Entrundungserscheinungen sind im vorliegenden Briefkorpus jedoch deutlich schwächer ausgeprägt, als man dies erwarten würde, und treten besonders häufig in selten vorkommenden Wörtern oder Fremd- und Lehnwortschreibungen auf. Umgekehrt sind gelegentlich Vokale in Form von Hyperkorrekturen auch in stärker gerundeten Formen anzutreffen, wie *erschröcklich* anstelle von <erschrecklich> oder *nürgens* statt <nirgends>. Diese wohl als prestigeträchtiger angesehenen Formen sind als distanzsprachliches Merkmal zu werten. Im Bereich der Diphthongschreibung lässt sich konstatieren, dass sie sich noch stärker als die Vokalschreibungen an der damaligen Norm (die weitestgehend auch der heutigen entspricht) orientierte. So realisiert die Schreiberin die Diphthonge <ei> und <eu> fast ausnahmslos vollständig als solche; d. h. die mundartlich typische Monophthongierung ist im Briefkorpus nur marginal vorhanden. Eine Ausnahme bildet nur <au> in <auf>, für das es auch Belege mit Monophthong gibt.

Die Befunde der vorliegenden Analyse bestätigen zwar dialektal und sprechsprachlich geprägte Charakteristika in der Briefsprache Christiana von Goethes; sie sind jedoch nicht in dem Sinne zu deuten, dass unsere Schreiberin generell schrieb, wie sie sprach.[1339] Insbesondere Stephan Elsapß hat bereits verschiedentlich darauf hingewiesen, dass historische Texte – auch die ungeübter Schreibender – in der Regel „keine Dialekttexte sind, sondern Texte, die in schriftsprachlichen Registern verfasst sind“[1340] und somit die Gesetzmäßigkeiten der Schriftlichkeit wahren.[1341] Das gilt auch für die Texte Christiana von Goethes, wenngleich eine Verschriftung nach dem phonologischen Prinzip in einzelnen, oben aufgezeigten Bereichen der Graphie ersichtlich wird; es gilt aber keineswegs für die Briefe als gesamtes schriftsprachliches Zeugnis. Vielmehr liegt eine Amalgamierung aus mundartlich und sprechsprachlich geprägten Verschriftungen sowie von an der damaligen Norm orientierten Schreibungen vor.

Die Briefe Christiana von Goethes zeigen zudem auf verschiedenen Ebenen ein Sprachbewusstsein der Schreiberin, das sich nicht zuletzt in Form von Hyperkorrekturen äußert. Dieser Zusammenhang ist zunächst auf theoretischer Ebene erklärungsbedürftig, da hyperkorrekte Schreibungen in der Forschung in aller

1339 Reiffenstein formuliert ein wenig verkürzt: „Ihre [Christiana von Goethes, Anm. d. Verf.] Orthographie ist, vom Standpunkt jeder Schreibkonvention des 18. Jahrhunderts her gesehen, massiv fehlerhaft. Vieles davon geht auf das Konto der Maxime ‚schreib wie du sprichst' und gibt die thüringische Aussprache wieder [...].“ (Reiffenstein: Frauenbriefe, S. 290).

1340 Elspaß: ‚Nähegrammatik' und Regionalsprachlichkeit, S. 67 f.

1341 Vgl. Lötscher: „Nähe-Distanz“-Signale, S. 117.

Regel als „Indizien für kognitive Grenzen“, für „Kompetenzgrenzen“ gedeutet werden.[1342] Das heißt, Schreibende versuchen, sich in der Schriftsprache einer Varietät oder eines (in der Regel distanzsprachlicheren) Registers zu bedienen, welche sie nicht vollständig beherrschen. Für weniger routinierte Schreiber beginnt dies mit der Verwendung des schriftlichen Mediums für die Briefkommunikation sowie einer Orientierung an einer schriftsprachlichen Norm, welche vielfach nicht mit den Normen oder dem Usus der gewohnten Regionalsprache oder des gewohnten Dialekts übereinstimmt.[1343] Das bedeutet laut Fischer/Kehrein, „dass die Hyperkorrekturen, die in ihren Texten zu finden sind, aus dem bewussten (!) Versuch heraus resultieren, sich der für die medial schriftliche, raum-zeit-entbundene Briefkommunikation angemessenen Varietät zu bedienen.“[1344]

Der Wille und das Bestreben, sich an den schriftsprachlichen Konventionen zu orientieren, obwohl diese weniger routinierten Schreiberinnen und Schreibern ferner gestanden haben mögen, sind nun zugleich der Ansatzpunkt für eine anderweitige Deutung, die Anja Voeste auch für Christiana von Goethe vorschlägt:

> Spelling features as well as stylistic and textual habits are an important window through which to glimpse the linguistic awareness of inexperienced writers of the past. Hypercorrections may for instance indicate the awareness of different varieties of language, especially of the dialect as a non-standard variety.[1345]

Christiana von Goethe war sich durchaus darüber im Klaren, dass es einen Unterschied zwischen der gesprochenen und der geschriebenen Sprache mit teilweise unterschiedlichen Normen gibt. Ihr Bemühen um die Umsetzung der Normen zeigt sich zum einen in der Verwendung hyperkorrekter Schreibweisen, die u. a. im vokalischen Bereich beispielsweise als *i*- statt *ü*-Schreibungen oder im Konsonantenbereich z. B. als *p* statt *b*-Schreibungen (so *pefihlt* statt <befiehlt>) oder *g* statt *ch* in *Kirge* anstelle von <Kirche> auftreten. Voeste deutet auch die Hinzufügungen eines stummen *h* wie in *guht* ebenfalls als hyperkorrekte Schreibweise, die nahelegt, dass die Schreiberin um eine orthographische Norm wusste, ohne diese jedoch systematisch anwenden zu können. Von einer solchen Kenntnis zeugt ferner u. a. die systematische, graphemische Unterscheidung der Homonyme <sein>: Das Verb <sein> versah Christiana von Goethe konsequent mit *y*-Schreibung, während sie das Possessivpronomen <sein> mit *i* realisierte.

Zum anderen transferiert die Schreiberin einige Merkmale, die charakteristisch für die regionale oder mundartliche Sprechweise sind, gerade nicht in die

1342 Kehrein/Fischer: Nähe, Distanz und Regionalsprachlichkeit, S. 235.
1343 Vgl. ebd. – Vgl. ebenso verschiedene Arbeiten von Elspaß.
1344 Kehrein/Fischer: Nähe, Distanz und Regionalsprachlichkeit, S. 235.
1345 Voeste: A mensa et thoro, S. 256.

Schriftsprache. Dazu gehört das seltene Vorkommen von Apokopen, Synkopen und Assimilationen. Apokopen kommen gelegentlich vor allem als Dentalausfall in finaler Stellung vor; Synkopen und Assimilationen sind bis auf wenige Ausnahmen nicht vorhanden.[1346] Ähnlich verhält es sich mit der oben bereits erwähnten, für den thüringischen Sprachraum typischen Monophthongierung von Diphthongen, die nur in wenigen Ausnahmefällen im Korpus zu verzeichnen ist.

Die bislang erwähnten Merkmale lassen noch keinen Einblick in die distanzsprachlichen Fähigkeiten der Schreiberin zu. Diese sind tatsächlich schwer zu untersuchen, weil keine eigenhändigen potentiell distanzsprachlichen Ego-Dokumente Christiana von Goethes erhalten sind. Das Korpus umfasst ausschließlich Privatbriefe an enge Vertraute, wenngleich es gewisse Abstufungen im Vertrautheitsgrad zwischen den Briefen an ihren späteren Gatten und an ihren Sohn einerseits und an ihre Schwiegermutter und den Freund Nicolaus Meyer andererseits gibt. Dass hier allein schon aufgrund der Textgattung deutlich nähesprachliche Texte vorliegen, ist unstrittig. In diese Richtung weist auch der vorwiegend parataktische, wenig komplexe Satzbau.

Dass in historischen Texten zudem eine Korrelation zwischen dem Grad der Nähesprachlichkeit eines Textes sowie regionalsprachlichen Merkmalen und umgekehrt besteht, haben vor allem Denkler/Elspaß gezeigt und bestätigen auch die Briefe Christiana von Goethes.[1347] Sie formulieren diesen Zusammenhang mit Blick auf die historische Nähesprachforschung sowie die Regionalsprachenforschung folgendermaßen: „Für erstere hieße dies, dass Regionalität als ein prototypisches Merkmal von historischer Nähesprachlichkeit aufgefasst werden müsste und sich die Suche nach möglichst nähesprachlichen historischen Texten demnach auf regionalsprachlich auffällige Texte konzentrieren müsste.“[1348]

In Anbetracht der Quellenlage ist es kaum möglich, diachrone Entwicklungsprozesse des individuellen Sprachgebrauchs, insbesondere hinsichtlich des Sprachbewusstseins im Allgemeinen und der ‚orthographischen‘ Kompetenz im Besonderen aufzuzeigen: Die ersten Privatbriefe von Christiana Vulpius sind ab 1793 überliefert und die mit knapp 80 Prozent überwiegende Mehrheit der Briefe stammt aus den nachfolgenden zehn Jahren. Danach klafft zwischen 1804 und 1809 eine große Überlieferungslücke in den Briefen an Goethe; auch Briefe an andere Korrespondenzpartner sind nur bruchstückhaft erhalten.

1346 Hier ist auf die Einschränkung hinzuweisen, dass sich Wortendungen auf <-en>, die besonders anfällig für einen Schwa-Ausfall sind (der sich entsprechend auch in der Schriftsprache manifestieren könnte), oft nicht eindeutig identifizieren lassen.

1347 Vgl. Denkler/Elspaß: Nähesprachlichkeit und Regionalsprachlichkeit sowie Elspaß: Briefe rheinischer Auswanderer.

1348 Denkler/Elspaß: Nähesprachlichkeit und Regionalsprachlichkeit, S. 100.

Zudem griff Christiana von Goethe im Laufe der Zeit, vor allem nach der Eheschließung und der damit verbundenen Einführung in die Weimarer Gesellschaft, immer seltener selbst zur Feder. Sie übertrug die ihr unliebsame und als mühselig empfundene Schreibtätigkeit größtenteils an ihre Gesellschafterin Caroline Ulrich, später an Wilhelmina Henrietta Kirscht oder seltener an Goethes Schreiber. Anhand der überlieferten Briefe ist zumindest keine offensichtliche Entwicklung zu erkennen. Die metasprachlichen Äußerungen und die Tatsache, dass Christiana von Goethe die Schreibtätigkeit delegierte, wann immer sie es konnte, deuten in eine andere Richtung: Die Schreibpraxis im Laufe der Jahre scheint weniger zu einer zunehmenden Professionalität der schriftsprachlichen Kompetenz (insbesondere im Sinne der Orthographie) und einer Sicherheit in diesem Metier geführt zu haben, als vielmehr zu einer gesteigerten Abneigung gegen das Schreiben, weil Christiana von Goethe die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit in diesem Bereich mehr oder minder deutlich vor Augen standen. Dies verwundert in Anbetracht des literarisch tonangebenden Umfeldes ihres Gatten und der hochgebildeten Kreise, in denen sich Goethe und damit auch zunehmend seine Frau bewegten, wenig. Voeste konstatiert diesbezüglich:

> Subsequently, this may have resulted in fear of failure or in a refusal to write at all. [...] In the case of Christiane Vulpius, literacy was an important means to express her feelings and to keep in contact with Goethe over long periods of time. Nevertheless, we can assume on the basis of her misspellings that her literacy skills were not proficient enough to reanalyze her own pronunciation, at least with regard to her academic vocabulary.[1349]

Aus dem graphemischen Variantenreichtum der Briefe, der auch intraindividuelle Varianten innerhalb eines Briefes umfasst, sollte keineswegs abgeleitet werden, dass es sich bei Christiana von Goethe um eine ‚schlechte' Briefschreiberin gehandelt hat. Im Gegenteil, sie zeigt sich auch dem modernen Leser als eine zumeist selbstbewusste Briefschreiberin, die authentische, ehrliche, zuweilen gefühlsbetonte Briefe verfasste, die auch Ironie, Charme und Witz nicht entbehren. Nur ihre ‚Rechtschreibkompetenzen' konnten damit nicht Schritt halten – oder wie Anja Voeste es formuliert: „Her spelling, however, did not match up to her stylistic and textual skills."[1350]

Ob sich diese Briefe tatsächlich den „Quellen vom unteren Rand der Schriftlichkeit"[1351] zuordnen lassen, ist zu hinterfragen. Sollte sich dies auf die private Schrift-

1349 Voeste: A mensa et thoro, S. 256.

1350 Ebd., S. 253.

1351 Elmentaler: Historische Graphematik, S. 120; weiterführend zu diesen Quellen vgl. u. a. Graser, Helmut: Quellen vom unteren Rand der Schriftlichkeit – die Stimme der einfachen Leute in der Stadt der Frühen Neuzeit? In: Elspaß, Stephan / Negele, Michaela (Hrsg.): Sprachvariation

lichkeit der Mehrheit der damaligen Bevölkerung als weniger geübte Schreiber beziehen (im Sinne von Elspaß' *Sprachgeschichte von unten*), ist dem beizupflichten. Nicht außer Acht gelassen werden sollte die Tatsache, dass ein nicht unerheblicher Teil der Deutschen um 1800 gar nicht oder nur funktional alphabetisiert war; beispielsweise Handwerker oder Kleinhändler, die zwar in der Lage waren, eine Rechnung zu schreiben, aber keinen längeren, thematisch differenzierten (Brief-)Text hätten verfassen können.

Bezüglich der orthographischen Kenntnisse Christiana von Goethes ist Voeste zuzustimmen, die diese als typisch für die untere Mittelschicht der Zeit ansieht.[1352] Insgesamt wissen wir nach wie vor zu wenig über Texte weniger routinierter Schreiberinnen und Schreiber im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert, um eine genauere Verortung in dem breiten Spektrum der Schriftlichkeit dieser Zeit vornehmen zu können. Sicher ist jedoch, dass es verfehlt wäre, die (literarische) Qualität der Briefe Christiana von Goethes mit den Zeugnissen von bekannten, häufig schriftstellerisch tätigen Briefschreiberinnen und Briefschreibern ihrer Zeit messen zu wollen. Dies würde weder dem Charakter der Briefe entsprechen, noch würde es der Intention und Schreibmotivation Christiana von Goethes gerecht werden.

Grundsätzlich sollten die Briefe Christiana von Goethes besonders im Fall der Korrespondenz mit Goethe aber vorrangig als das gesehen und betrachtet werden, was sie im Kern sind: Zeugnisse einer intimen Paarkommunikation, in der alltägliche Themen und Sorgen und organisatorische Fragen verhandelt werden, ohne dass ein Wille zu literarischer Stilisierung zu erkennen wäre, als Zeugnisse der geschriebenen Alltagssprache um 1800. Bei diesem Alltagsbriefwechsel wäre das Anlegen literaturästhetischer Maßstäbe verfehlt. Um dieser Privatsprache, welche einen Teil des sozialen Beziehungshandelns darstellt, auch auf inhaltlicher Ebene näher zu kommen, wird nachfolgend der Blick auf beziehungssprachliche Aspekte gerichtet.

4.4 Beobachtungen zur Beziehungssprache

4.4.1 Sprache und Beziehung: Eine Standortbestimmung

> In den letzten Jahrzehnten hat sich der Focus der germanistischen Sprachgeschichtsschreibung vorsichtig von einer ausdrucksseitig orientierten sprachsystematischen Formengeschichte hin

und Sprachwandel in der Stadt der Frühen Neuzeit (Sprache – Literatur und Geschichte, 38). Heidelberg 2011, S. 15–48.

1352 Vgl. Voeste: A mensa et thoro, S. 253.

> zu einer Sprachgeschichtsschreibung verlagert, in der die Sprecher in ihren sozialen und kulturellen Kontexten wahrgenommen werden.[1353]

Unter diesem Blickwinkel, der als Erweiterung traditioneller Forschungsparadigmen und nicht als deren Substitution zu verstehen ist, wurde der Beziehungsbezogenheit von Sprache in den letzten Jahren vermehrt Aufmerksamkeit geschenkt. Und dies, obgleich *Sprache und Beziehung* noch nicht als ein ähnlich etablierter Forschungsbereich gelten kann wie beispielsweise *Sprache und Geschlecht*, *Sprache und Alter* oder *Sprache und Raum*.[1354] Angelika Linke und Juliane Schröter fassen die Bedeutung der Beziehungskomponente im sprachlichen Kontext in dem Sammelband *Sprache und Beziehung* wie folgt zusammen: „Zwischenmenschliche Beziehungen formen unsere Sprache und unseren Sprachgebrauch, und diese wiederum gestalten unsere Beziehungen.“[1355] In diesem Sinn besitzt „[p]rinzipiell [...] jeder sprachliche Austausch beziehungsgestaltendes Potential.“[1356] Anja Lobenstein-Reichmann bringt diesen Zusammenhang auf den zentralen Punkt: „Sprache ist bereits als *organon* Beziehung, als *energeia* schafft sie Beziehung [...].“[1357] Angesichts dieses fundamentalen Zusammenhangs von Beziehung und Sprache, der auch (mehr oder minder) in den bekannten kommunikationstheoretischen Konzepten und Modellen sowie sprachtheoretischen Grundauffassungen Karl Bühlers, Paul Watzlawicks, Friedemann Schulz von Thuns oder Roman Jakobsons zum Ausdruck kommt,[1358] überrascht es, dass die systematische sprachwissenschaftliche und sprachgeschichtliche Erforschung dieses Themenbereichs erst vor kurzer Zeit begonnen hat.[1359]

1353 Lobenstein-Reichmann: Verbale Gewalt, S. 224. – Für die Anregungen, Hinweise und inspirierende Gespräche zur Sprachgeschichte als Beziehungsgeschichte danke ich Prof. Dr. Anja Lobenstein-Reichmann.

1354 Linke, Angelika / Schröter, Juliane: Sprache in Beziehungen – Beziehungen in Sprache. Überlegungen zur Konstitution eines linguistischen Forschungsfeldes. In: Dies. (Hrsg.): Sprache und Beziehung (Linguistik, Impulse & Tendenzen, 69). Berlin / Boston 2017, S. 1–31, hier S. 3.

1355 Ebd.

1356 Zifonun, Gisela / Strecker, Bruno / Hoffmann, Ludger: Grammatik der deutschen Sprache, Bd. 1 (Schriften des Instituts für Deutsche Sprache, 7). Berlin / New York 1997, S. 913.

1357 Lobenstein-Reichmann, Anja: Sprachgeschichte als Geschichte menschlicher Beziehungen. In: Bär, Jochen A. / Lobenstein-Reichmann, Anja / Riecke, Jörg (Hrsg.): Handbuch Sprache in der Geschichte (Handbücher Sprachwissen, 8). Berlin / Boston 2019, S. 343–369, hier S. 344.

1358 Vgl. Linke / Schröter: Sprache in Beziehungen, S. 8 f.; auch Lobenstein-Reichmann geht in ihren Aufsätzen auf diese Grundlagen ein.

1359 Vgl. ebd.: Sprache in Beziehungen, S. 5. Diese Feststellung erstaunt umso mehr vor dem Hintergrund, dass bereits 1981 von Sven Frederik Sager eine Monographie zum Thema Sprache und Beziehung vorgelegt wurde, in welcher dieser Zusammenhang erläutert und eine umfassende Begriffsdiskussion geführt wurde (vgl. Sager, Sven Frederik: Sprache und Beziehung. Linguistische Untersuchungen zum Zusammenhang von sprachlicher Kommunikation und zwischenmenschlicher Beziehung [Reihe Germanistische Linguistik, 36]. Tübingen 1981).

Linke/Schröter begründen dieses spät aufkommende Interesse in Anlehnung an Linell mit einem „monologistischen Bias“ der Sprachwissenschaft, wonach dem Verständnis von Sprache – selbst wenn sie als Medium der Kommunikation in den Blick genommen wurde – die (Rück-)Bindung an *einzelne* Sprecher oder Schreiber zugrunde lag; Beziehungen zwischen Korrespondierenden sowie deren konkrete sprachliche Manifestation erfuhren mithin kaum Aufmerksamkeit.[1360] Die Herausgeberinnen des Sammelbandes *Sprache und Beziehung* bilanzieren die bisherige Entwicklung der sprachwissenschaftlichen Forschung in folgender Weise:

> Auch in denjenigen Richtungen der Sprachwissenschaft (sowie in den für Sprache und sprachliches Verhalten sensibilisierten Nachbardisziplinen), die Sprache nicht von vornherein und in bewusster sprachtheoretischer Entscheidung als autonomes System betrachten und dementsprechend von ihrer grundlegenden Leistung als Kommunikationsmedium zwischen Menschen absehen, gehören die Geprägtheit von Sprache durch soziale Beziehungen und umgekehrt die beziehungs*stiftende*, beziehungs*prägende*, beziehungs*bezeichnende*, beziehungs*thematisierende* und dadurch auch beziehungs*typologisierende* Funktion von Sprache in ihrer gesamten Reichweite vom Einzelfall bis zur Kultur meist zu den peripheren Gesichtspunkten.[1361]

Die Arbeiten – sowohl aus der Linguistik als auch aus den Nachbardisziplinen –, die sich bislang mit dem breiten Spektrum von Sprache und Beziehung befasst haben, weisen kaum systematische Zusammenhänge untereinander auf; eine nennenswerte Ausnahme bildet das Konzept der *interpersonal pragmatics* aus dem Bereich der anglistischen Linguistik, welches eine größere Schnittmenge mit dem von Linke/Schröter postulierten Forschungsfeld besitzt.[1362] Zur Konturierung und zunehmenden Etablierung dieses Forschungsfeldes trug in den letzten Jahren neben Linke und Schröter mit dem bereits erwähnten Tagungsband vor allem Anja Lobenstein-Reichmann bei, die das Potential einer *Sprachgeschichte als Be-*

1360 Vgl. Linke / Schröter: Sprache in Beziehungen, S. 4 (dort auch das Zitat).

1361 Ebd., S. 4 f. (Hervorhebungen im Original). – Die Autorinnen betonen, dass diese Beobachtung selbst für Bereiche wie die Soziolinguistik und die Sprechakttheorie gelte (vgl. ebd.).

1362 Vgl. ebd., S. 5. – Es wird darauf verzichtet, differenzierte theoretische Grundlagen sowie Forschungsansätze aus den einzelnen linguistischen Bereichen zu referieren, die das Feld von Sprache und Beziehung bzw. – um in der Terminologie von Linke/Schröter zu bleiben – der Relationalität von Sprache berühren, da dies bereits an anderer Stelle skizziert wurde; vgl. dazu ebd., S. 6–14; zu den Grundlagen und Prämissen vgl. auch Lobenstein-Reichmann, Anja: Beziehungsbezeichnungen im Frühneuhochdeutschen. In: Linke / Schröter (Hrsg.): Sprache und Beziehung, S. 385–415. Die antizipierten Aufgaben und Gegenstände eines auf diese Weise ausgerichteten Forschungszweiges umreißen ebenfalls Linke/Schröter: Sprache in Beziehungen, passim sowie Lobenstein-Reichmann, Anja: Sprachgeschichte als Beziehungs- und Gesellschaftsgeschichte. In: Ágel/Gardt (Hrsg.): Paradigmen der aktuellen Sprachgeschichtsforschung, S. 46–62, insb. S. 52–54.

ziehungsgeschichte[1363] anhand unterschiedlicher Beispiele aus verschiedenen Sprachstufen (vom Frühneuhochdeutschen bis zum Neuhochdeutschen) aufzeigte. Eine richtungsweisende ältere Studie mit dem programmatischen Titel *Sprache und Beziehung* legte 1981 Sven Frederik Sager vor.

Als Beitrag zu einer Systematisierung und Abgrenzung des Themenfeldes unterbreiten Linke/Schröter einen wichtigen terminologischen Vorschlag: Sie führen den Begriff der *Relationalität von Sprache* ein, womit „sowohl die Ausformung von *Sprache in* und durch *Beziehungen* als auch die Gestaltung von *Beziehungen in* und durch *Sprache*“[1364] gemeint ist. Synonym dazu verwenden sie *Beziehungsbezogenheit* von Sprache. Der Begriff der *Relationalität von Sprache* bringt den Vorteil mit sich, von vornherein den auch alltagssprachlich verwendeten und dementsprechend ‚schwammigen‘, schwer ab- und eingrenzbaren Begriff der *Beziehung* zu umgehen. Gleichzeitig wirkt die Konstruktion etwas umständlich, wie die Autorinnen selbst zu bedenken geben.[1365] *Beziehungsbezogenheit von Sprache* scheint dahingehend eingängiger. Da es noch keine etablierte Terminologie in diesem Teilgebiet der Linguistik gibt, wird nachfolgend primär *Sprache und Beziehung*, *Beziehungssprache* oder *Beziehungsbezogenheit von Sprache* verwendet.

Bei dem Konzept einer beziehungsbezogenen Sprache oder einer bei Lobenstein-Reichmann in diachroner Perspektive etwas enger gefassten *Sprachgeschichte als Beziehungsgeschichte* (die in enger Verbindung zur Gesellschafts- und Kommunikationsgeschichte gesehen wird) stellt sich selbstredend die Frage nach der Definition des Terminus *Beziehung*, der sowohl von Linke und Schröter als auch von Lobenstein-Reichmann diskutiert wird.[1366] Eine vertiefende Diskussion des Beziehungsbegriffs führt Sager, der aufgrund des Alters seiner Studie den Forschungsstand bis zum Anfang der 1980er Jahre berücksichtigt.[1367] Nach Abwä-

1363 Vgl. dazu insb. Lobenstein-Reichmann: Sprachgeschichte als Geschichte menschlicher Beziehungen; dies.: Verbale Gewalt; dies.: Beziehungs- und Gesellschaftsgeschichte; dies.: Beziehungsbezeichnungen im Frühneuhochdeutschen.

1364 Linke / Schröter: Sprache in Beziehungen, S. 5 (Hervorhebungen im Original).

1365 Vgl. ebd.

1366 Vgl. ebd., S. 15 sowie insb. Lobenstein-Reichmann: Beziehungs- und Gesellschaftsgeschichte, S. 47 und Lobenstein-Reichmann: Beziehungsbezeichnungen im Frühneuhochdeutschen, S. 387–390.

1367 Vgl. Sager: Sprache und Beziehung, S. 35–75. Sager zieht hierfür linguistische, sozialwissenschaftliche und philosophische Grundlagenarbeiten heran. Er setzt sich in seiner Dissertationsschrift zudem ausführlich und kritisch mit dem Beziehungsbegriff sowie dem Kommunikationsmodell bei Watzlawick u. a. (Dies.: Menschliche Kommunikation) auseinander (vgl. Sager: Sprache und Beziehung, S. 76–111).

Eine Zusammenfassung von Sagers Position findet sich auch bei Vorderwülbecke, Klaus: Beschreibung interpersonaler Beziehungen in der Grammatik. In: Stickel, Gerhard (Hrsg.): Pragmatik in der Grammatik (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 1983). Düsseldorf 1984, S. 295–312,

gung der verschiedensten Positionen offeriert er folgende allgemeine Begriffsdefinition: „Zwischenmenschliche Beziehung ist das aus Kontakten sich konstituierende, übersituationell ausgedehnte und zeitlich terminierte Handlungssystem zweier Interaktanten.“[1368]

Bezogen auf die menschliche Kommunikation bezeichnen Beziehungen „die *konkreten* Relationen zwischen (mindestens zwei) Menschen“.[1369] Weiter heißt es bei Linke und Schröter, dass für deren Konstitution zwei Elemente wesentlich seien:

1. ein performatives Element im Sinne einer wahrnehmbaren Interaktionspraxis der beteiligten Menschen, welche stets durch deren Interaktionsgeschichte geprägt ist und neben sprachlichen auch nicht-sprachliche Elemente umfasst,[1370] sowie
2. ein reflexives Element, das „die mehr oder weniger bewusste Erfahrung, Auffassung und Deutung der gemeinsamen vergangenen und gegenwärtigen Interaktion durch die an ihr Beteiligten“[1371] einbezieht.

Die Ausgestaltung der zwischenmenschlichen Interaktion sowie deren Bewertung und Interpretation durch die Beteiligten sind dabei einerseits individuell und situationsgebunden, zugleich aber auch bedingt durch soziokulturelle Muster, Normen, Strukturen und Kategorisierungen.[1372] Auch Lobenstein-Reichmann hebt die Eingebundenheit des Beziehungssprechens in die „jeweilige Kulturalität und Historizität einer Sprache und der sie sprechenden Gesellschaft“[1373] hervor. Darüber hinaus fasst sie den Begriff etwas enger, indem sie stärker die Prozesshaftigkeit und Dauer einer Beziehung als „Serie von verbalen und nonverbalen Interaktionen […]“[1374] betont. Daraus ergibt sich die Unterscheidung zwischen *Begegnungen* als etwas Aktualem und *Beziehungen*, denen die Option der Latenz innewohnt. *Beziehung* meint in diesem Sinn „eine prozesshafte Verbindung zweier Men-

hier S. 302–306. Sager gibt berechtigterweise zu bedenken, dass der Beziehungsbegriff für linguistische Analysen nicht unreflektiert übernommen werden dürfe. „Wenn das dennoch gemacht wurde, so vermutlich deshalb, weil der Beziehungsbegriff eine aus dem Alltagsverständnis abzuleitende stark suggestive, intuitiv einleuchtende Erklärungskraft besitzt, die ihn als unmittelbar einsichtiges Explanans in linguistischen Analysen akzeptabel erscheinen ließ.“ (Sager: Sprache und Beziehung, S. 114; zum alltagssprachlichen Verständnis von *Beziehung* im Sinne einer „zwischenmenschlichen Beziehung“ vgl. Sager: Sprache und Beziehung, S. 161–176.)

1368 Sager: Sprache und Beziehung, S. 186.

1369 Linke / Schröter: Sprache in Beziehungen, S. 15 (Hervorhebung im Original).

1370 Vgl. ebd.

1371 Ebd.

1372 Vgl. ebd.

1373 Lobenstein-Reichmann: Beziehungs- und Gesellschaftsgeschichte, S. 47.

1374 Ebd.

schen“, die immer der Geschichtlichkeit unterliegt. Im Sinne Martin Bubers spricht sie von „Latenz aus der Vergangenheit, in der Gegenwart, für die Zukunft.“ Hinsichtlich der textlichen Verfasstheit sieht Lobenstein-Reichmann Beziehungen als „das Ergebnis einer Serie von Texten, also das Produkt schriftlich wie mündlich verlaufender kommunikativer Handlungen zwischen zwei oder mehreren Personen über einen gewissen Zeitraum hinweg [...].“[1375]

Aus den oben genannten Punkten ergibt sich folgende grundlegende Begriffsdefinition Lobenstein-Reichmanns:

> Unter Beziehung verstehe ich einen über einen längeren Zeitraum hinweg andauernden Prozess, der auf eine Serie von verbalen und nonverbalen Interaktionen mit spezifischen Verhaltens- und Interaktionssequenzen und Erwartungshaltungen zurückgeht, damit auf einer interpersonellen Geschichte und einer wiederum damit zusammenhängenden Wahrnehmungs-, Erinnerungs-, Emotions- und Bedürfniserfahrung beider Beteiligten beruht. Beziehung ist dann das Ergebnis eines kommunikativen Miteinanders, aber auch Basiskonstituente für zukünftiges Miteinander [...].[1376]

4.4.2 Beziehungssprechen im Briefwechsel Christiana und Johann Wolfgang von Goethes: Chancen und Herausforderungen

Die Untersuchung einer beziehungsbezogenen Sprache – oder in dezidiert diachroner Perspektive Sprachgeschichte als Beziehungsgeschichte, wie sie für die Analyse der Briefe Christiana und Johann Wolfgang von Goethes einzunehmen ist[1377] – steht in dem größeren Bezugsrahmen einer Kommunikationsgeschichte,[1378] und zwar mit dem speziellen Fokus auf dem zwischenmenschlichen Kontakt, dessen Aufrechterhaltung und dessen Funktion. Der Briefwechsel des Ehepaares Goethe wird in Phasen der Abwesenheit von mindestens einem Partner als einziges vorhandenes Kommunikationsmittel genutzt. Dem Medium Brief (insbesondere, wenn

1375 Für dieses und alle vorausgehenden Zitate: Lobenstein-Reichmann: Beziehungsbezeichnungen im Frühneuhochdeutschen, S. 389 (Hervorhebungen im Original).

1376 Lobenstein-Reichmann: Sprachgeschichte als Geschichte menschlicher Beziehungen, S. 345, unter Bezugnahme auf Hinde, Robert A.: Relationships. A Dialectical Perspective. Hove 1997; Heidbrink, Horst / Lück, Helmut E. / Schmidtmann, Heide: Psychologie sozialer Beziehungen. Stuttgart 2009 sowie Lobenstein-Reichmann: Beziehungs- und Gesellschaftsgeschichte, S. 47.

1377 Da nicht alle Vulpius-Briefe nach den Originalen transkribiert vorliegen und ein mehrfacher Wechsel zwischen originaler und normalisierter Schreibweise zugleich den Lesefluss erschwert, werden die Briefauszüge meist in standardisierter Schreibweise wiedergegeben. Ungeachtet dessen wurden auch für dieses Kapitel die Handschriften durchgesehen, um größere Abweichungen auf inhaltlicher und lexikalischer Ebene auszuschließen.

1378 Vgl. hierzu ausführlich Linke: Kommunikationsgeschichte.

es sich um nichtfiktionale Privatbriefe handelt) ist von vornherein ein Adressatenbezug als gattungsspezifisches Merkmal inhärent. So sind der nicht nur für das Verhältnis von Sprache und Beziehung, aber besonders dafür grundlegende „dialogistische Charakter von Sprache“[1379] sowie die für eine Beziehung konstitutive Reziprozität[1380] (im Gegensatz zu anderen Ego-Dokumenten wie Tagebüchern oder autobiographischen Schriften)[1381] gegeben. Dabei sind die Rollen des Sprechers und des Hörers (oder für die schriftliche Kommunikation: des Schreibers/Absenders und des Lesers/Empfängers) zentral. Bei Schulz von Thun[1382] sind auf der Beziehungsebene bereits mindestens zwei Möglichkeiten angelegt, über die auf die Beziehung eingewirkt werden kann: zum einen über das Beziehungshandeln des Sprechers und zum anderen über das Beziehungshören des Angesprochenen. Der Hörer hat hierbei keineswegs nur einen passiven Part inne; er muss die gesendete Nachricht dekodieren, d. h. er interpretiert das Gehörte oder Gelesene und wirkt so aktiv am kommunikativen und damit auch beziehungsbestimmenden Prozess mit.[1383] Das Beziehungssprechen/-schreiben ist folglich wie die zwischenmenschliche Kommunikation überhaupt ein von Wechselseitigkeit geprägter Akt, der alle Beteiligten einschließt.

1379 Ebd., S. 29.

1380 Vgl. Lobenstein-Reichmann: Beziehungsbezeichnungen im Frühneuhochdeutschen, S. 388. sowie Lobenstein-Reichmann: Sprachgeschichte als Geschichte menschlicher Beziehungen, S. 350.

1381 Diese wären nach der Kategorisierung von Lobenstein-Reichmann (intra-, inter- und transpersonelle Beziehung) Beispiele für eine *intrapersonelle* Kommunikation, die trotz der Anlage als Monolog als Beziehungssprechen und im Kern dialogisch verstanden wird (vgl. dies.: Beziehungsbezeichnungen im Frühneuhochdeutschen, S. 390–394, insb. 391).

1382 Schulz von Thun, Friedemann: Miteinander reden. Bd. 1: Störungen und Klärungen. Allgemeine Psychologie Kommunikation. Reinbek bei Hamburg 2006, insb. S. 13–16 sowie 27–29. – Das Modell der vier Seiten einer Nachricht umfasst die Aspekte Sachinhalt, Selbstoffenbarung, Beziehung und Appell, die als gleichrangig angesehen werden (vgl. Schulz von Thun: Miteinander reden 1, S. 14). Es stellt eine Erweiterung von Karl Bühlers Organonmodell und Watzlawicks Kommunikationsmodell dar (vgl. Lobenstein-Reichmann: Sprachgeschichte als Geschichte menschlicher Beziehungen, S. 351).

1383 Vgl. Schulz von Thun: Miteinander reden, Bd. 1, insb. S. 61–68; vgl. auch Lobenstein-Reichmann: Beziehungsbezeichnungen im Frühneuhochdeutschen, S. 388. – Auf diese Rollen geht nicht erst die moderne Linguistik ein. Schon Jacob Grimm hat diese samt ihrer Interdependenzen im Blick (vgl. Grimm, Jacob: Über den Personenwechsel in der Rede. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1856. Berlin 1856); vgl. auch Kretzenbacher, Heinz Leonhard: Vom *Sie* zum *Du* - und retour? In: Ders. / Segebrecht, Wulf (Hrsg.): Vom Sie zum Du – mehr als eine neue Konvention? Vom Sie zum Du – mehr als eine neue Konvention? Antworten auf die Preisfrage der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung vom Jahr 1989. Hamburg / Zürich 1991, S. 9–77, hier S. 20–22.

Die Korrespondenz des Ehepaares Goethe eignet sich in besonderer Weise für Untersuchungen zum Verhältnis von Sprache und Beziehung, denn der überlieferte Brief*wechsel* ermöglicht eine Betrachtung beziehungsbezogener Sprache beider an der schriftlichen Kommunikation beteiligter Personen, und zwar in wechselnden Rollen; beide treten als Nachrichtensender und -empfänger auf. Zudem handelt es sich bei diesem Briefwechsel um einen Untersuchungsgegenstand, bei dem die Paarsprache ins Zentrum des Interesses rückt. Aufgrund der Intimität und der damit verbundenen Abgrenzung und Geheimhaltung gehören solche Zweierbeziehungen zu den schwer zugänglichen und greifbaren Forschungsgegenständen, was insbesondere für die historische Perspektive gilt.[1384] Allerdings ist die Frage nach der Intimität von Ehe- oder Liebesbriefen für die Vergangenheit etwas differenzierter zu sehen, da es noch bis weit in das 19. Jahrhundert hinein nicht ausgeschlossen war, dass diese Briefe im Familienkreis rezipiert wurden und oft nicht ausschließlich für die Augen des Empfängers bestimmt waren.[1385]

Schikorsky hat hinsichtlich der Überlieferungslage vor allem Briefe aus Paarbeziehungen[1386] zweier unbekannter, „unbedeutender ‚Normalmenschen'"[1387] im Blick. Johann Wolfgang von Goethe (und damit auch seine Gattin) gehören zwar nicht zu dieser Personengruppe, aber bei ihrem überlieferten Briefwechsel handelt es sich größtenteils um eine tatsächlich private, teilweise sehr vertraute Korrespondenz,

1384 Vgl. Schikorsky: Dein bis in den Tod, S. 69.

1385 Vgl. Schikorsky: Vom Dienstmädchen zur Professorengattin, S. 266. – Allgemein zum Liebesbrief aus literaturwissenschaftlicher Perspektive vgl. die beiden Sammelbände: Stauf, Renate / Paulus, Jörg (Hrsg.): SchreibLust. Der Liebesbrief im 18. und 19. Jahrhundert. Berlin / Boston 2013 sowie Stauf, Renate / Simonis, Annette / Paulus, Jörg (Hrsg.): Der Liebesbrief. Schriftkultur und Medienwechsel vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Berlin / New York 2008.

1386 Hinsichtlich der Terminologie von Beziehungsbezeichnungen herrscht weitestgehende Uneinheitlichkeit. Eine Systematisierung, die die teils feinen Unterschiede berücksichtigt, liegt nicht vor. Auhagen und Salisch verweisen exemplarisch auf Termini für Partnerbeziehungen wie Partnerschaften, Liebesbeziehungen, Ehen, Partnerbeziehungen u. Ä. mehr, deren Bedeutungsnuancen noch nicht hinreichend systematisiert worden sind (vgl. Auhagen, Ann Elisabeth / Salisch, Maria von: Einleitende Worte. In: Dies. (Hrsg.): Zwischenmenschliche Beziehungen. Göttingen u. a. 1993, S. 1–4, hier S. 2). Als die Bezeichnung der Dyade zwischen Christiana und Johann Wolfgang von Goethe werden im Folgenden vor allem Liebes- und Paarbeziehung sowie Ehe(paar) gebraucht. Mit dem unterschiedlichen terminologischen Gebrauch ist dezidiert keine Wertung respektive qualitativ-emotionale Verschiebung intendiert. Vielmehr steht der flexible Gebrauch im Zusammenhang zu der späten Eheschließung des Paares, d. h. faktisch waren beide in den ersten 18 Jahren ihrer Beziehung kein Ehepaar, auch wenn beide Seiten ihr Zusammenleben in einer modern gesprochen eheähnlichen Gemeinschaft als einer Ehe gleichwertig empfunden haben; von beiden Partnern gibt es Hinweise in ihren eigenen Briefen oder Briefen an Dritte, die eine solche Sichtweise nahelegen, wie Goethes Brief an Schiller vom 13. oder 14. Juli 1796, in dem Goethe von seinem „Ehstand" schreibt (GB 11 I, S. 88).

1387 Schikorsky: Dein bis in den Tod, S. 69.

die auf diese Weise geschrieben werden konnte, weil beide Briefpartner zumindest in ihrer frühen Korrespondenz (etwa bis zur großen Überlieferungslücke der Briefe Christiana von Goethes zwischen 1804 und 1809) davon ausgehen konnten, dass ihre Briefe nicht von einem größeren Rezipientenkreis zur Kenntnis genommen oder gar in geselliger Runde vorgelesen wurden. Besonderes Potential birgt dementsprechend der Vergleich der eigenhändigen Briefe und jener Briefe, bei denen ein Schreiber oder eine Schreiberin auf einer oder beiden Seiten zwischengeschaltet war.

Im Sinne des von Lobenstein-Reichmann vorgeschlagenen Modells zur Kategorisierung von Beziehungstypen (vgl. Abb. 24) läge die zu untersuchende Beziehungssprache als prinzipiell zur Kernfamilie gehörig im Bereich der interpersonellen Beziehung, und zwar im Sinne zweier direkt kommunizierender Menschen.[1388] Interpersonelle Beziehungen auf der Ebene eines Liebes- bzw. Ehepaares sind nach dem Grad innerhalb des Nähe-Distanz-Kontinuums als besonders nähesprachlich zu charakterisieren,[1389] worauf an späterer Stelle noch genauer einzugehen sein wird. Allerdings ist auch in geringerem Maße ein Einblick in die intrapersonelle Ebene möglich, wie beispielsweise bei der Betrachtung der verwendeten Selbstbezeichnungen in den Briefen von Christiana Vulpius, die auch Aufschluss über das Verhältnis von Name und Identität geben können.[1390]

Für den vorliegenden Briefwechsel zwischen Christiana und Johann Wolfgang von Goethe kann es an dieser Stelle nur darum gehen, einen punktuellen Einblick in die Analysemöglichkeiten hinsichtlich ihrer Beziehungssprache bzw. der Beziehungsbezogenheit von Sprache anhand dieses konkreten Fallbeispiels

1388 Vgl. Lobenstein-Reichmann: Beziehungsbezeichnungen im Frühneuhochdeutschen, S. 390–392; vgl. zu den drei grundlegenden Beziehungstypen auch dies.: Sprachgeschichte als Geschichte menschlicher Beziehungen, S. 345–365.

1389 Vgl. Lobenstein-Reichmann: Beziehungsbezeichnungen im Frühneuhochdeutschen, S. 390 sowie grundlegend zum Nähe-Distanz-Kontinuum Koch/Oesterreicher: Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. – Zugleich sind diese Beziehungen auf interpersoneller (aber auch intrapersoneller) Ebene als sprachliche Prozesse in ihrem weiteren sozialen Zusammenhang und damit in ihren Wechselwirkungen zwischen Individualität, Intersubjektivität und Sozialität zu sehen (vgl. Lobenstein-Reichmann: Beziehungs- und Gesellschaftsgeschichte, S. 48). Das heißt, dass jede intrapersonelle Beziehung in eine distanziertere Beziehung inter- und transpersoneller Natur oder im Fall einer interpersonellen Beziehung in transpersonelle Beziehungen eingebunden ist. Zu bedenken ist, dass diese Bezugssysteme historischen Veränderungen unterliegen und für Historiker zumeist nur punktuell greifbar sind; vgl. Lobenstein-Reichmann: Beziehungsbezeichnungen im Frühneuhochdeutschen, S. 393.

1390 Vgl. Kapitel 4.4.3.3; vgl. auch Lobenstein-Reichmann: Sprachgeschichte als Geschichte menschlicher Beziehungen, S. 347.

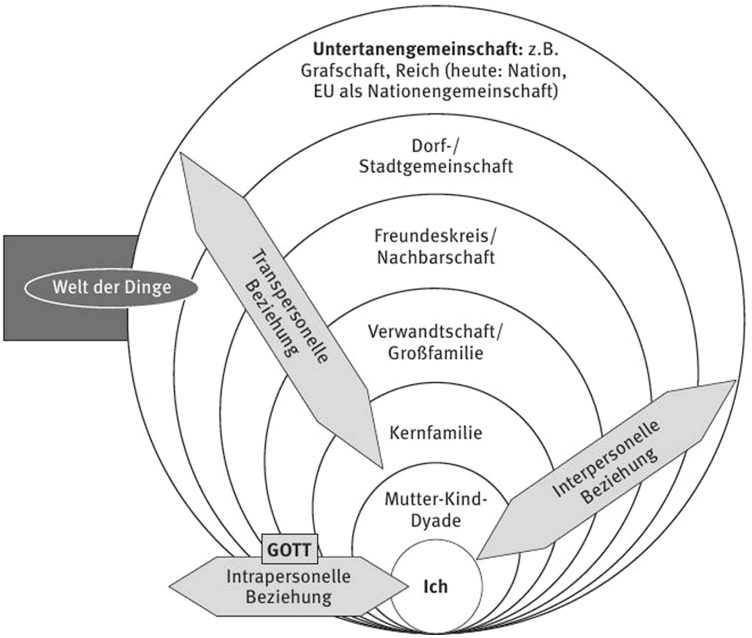


Abb. 24: Beziehungskreise (aus: Lobenstein-Reichmann: Beziehungsbezeichnungen im Frühneuhochdeutschen, S. 393).

zu geben. Die ausgewählten Untersuchungsaspekte[1391] liegen zunächst im Bereich der Anrede und der Lexik, wozu der Gebrauch von Koseformen in der nominalen Anrede sowie die Verwendung pronominaler Anredeformen und deren possessiver Äquivalente gehören. Diese Ansprachesysteme eignen sich in besonderer Weise zur Sichtbarmachung der Interdependenzen zwischen Sprache und Beziehung, da die Anrede per se dazu dient, interpersonelle Beziehung zu bezeichnen und im Brief aufzunehmen. Kretzenbacher verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass

> innerhalb der Sprache [...] die Hinwendung des Sprechers an seinen Gesprächspartner ein so eminent wichtiger Vorgang [ist], daß viele Sprachen über eine eigene grammatische Kategorie der Zuwendung verfügen. Ein Beispiel dafür ist der Vokativ innerhalb des Kasussystems vieler indogermanischer Sprachen, dessen bekannteste Ausprägung wohl der lateinische Vokativ ist.[1392]

1391 Für einen allgemeinen Überblick über linguistische Bereiche, die sich für die Analyse der Beziehungsgestaltung besonders eignen, vgl. Ehrhardt, Claus: Beziehungsgestaltung und Rationalität. Eine linguistische Theorie der Höflichkeit (Hesperides, 18). Trieste 2002, S. 178 f.
1392 Kretzenbacher: Vom *Sie* zum *Du*, S. 19.

Für diesen Bereich gibt es bereits vergleichbare Studien mit einem etablierten Analyseinstrumentarium.[1393] Ebenfalls im Bereich der Lexik liegt ein zweites exemplarisches Untersuchungsfeld, das mit dem Stichwort Beziehungslexik überschrieben werden könnte, denn die Paarsprache gilt als besonders produktiver Sprachbereich mit zahlreichen „beziehungs-idiosynkratischen Neologismen, die wiederum in der Beziehungsgeschichte der Beteiligten verankert sind […].“[1394] Des Weiteren sollen exemplarisch sprachliche Strategien und kommunikative Muster im Hinblick auf die Beziehungsebene erprobt werden: Ein fruchtbares Untersuchungsfeld, das in den Briefen der Goethes häufig vorkommt, ist der Bereich der direktiven Sprechakte und hierbei insbesondere der Äußerungen von Bitten, Wünschen, Aufforderungen und Anweisungen. Das Spektrum der Strategien und Muster ist in diesem Bereich besonders vielfältig und unterscheidet sich bei beiden Korrespondenzpartnern auffallend stark voneinander. Schließlich werden die im Briefwechsel angesprochenen sowie die (bewusst) ausgesparten Themenbereiche schlaglichtartig auf ihre Beziehungsfunktion hin analysiert.

4.4.3 Nominale Anrede, Koseformen und Selbstbezeichnungen

Die Anrede im Allgemeinen ist ein wichtiger Bestandteil von Briefen. Sie kann nach Elisabeth Berner definiert werden als „sozial determinierte kommunikative Einheit (Substantive, Pronomen und äquivalente Formen), mit denen sich ein Sprecher/Schreiber (direkt oder indirekt) an einen Empfänger wendet und die primär die Funktionen haben, Kontakt zu diesem herzustellen und ihn zu identifizieren.“[1395] Die Anrede, besonders die nominale Anrede, die zunächst behandelt wird, ist aufgrund ihrer phatischen und identifikatorischen Funktion aus beziehungssprachlicher Sicht von großem Interesse. Bereits Karl Ermert betonte in seiner Arbeit zu Briefsorten aus dem Jahr 1979, dass

> die Anrede- und Grußformel eines Briefes nicht nur ein Relikt von Konventionen und Traditionen (so Stumpf 1974, 172) darstellen, sondern daß sie eine wesentliche Funktion im Rah-

1393 Für einen Überblick vgl. Linke / Schröter: Sprache in Beziehungen, S. 12 f. Gleichwohl geben die Autorinnen zu bedenken, dass über die Analyse von Einzelausdrücken, wozu jene der Anredeformen zu zählen ist, hinaus eine Öffnung und Erweiterung von lexikalischen sowie onomastischen Untersuchungen anzustreben wäre, mit dem Ziel, von einer „Begriffs- hin zu einer Diskursgeschichte menschlicher Beziehungen“ zu gelangen (vgl. ebd., S. 13).

1394 Ebd., S. 18; vgl. dazu grundlegend Leisi, Ernst: Paar und Sprache. Linguistische Aspekte der Zweierbeziehung (Uni-Taschenbücher, 824). Heidelberg: 4., durchgesehene Aufl. 1993.

1395 Berner, Elisabeth: Zum Wesen und Begriff der Anrede. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Pädagogischen Hochschule „Karl Liebknecht“ Potsdam 26 (1982), S. 801–811, hier S. 809.

> men des kommunikativen Handlungsspiels im Rahmen der Kommunikationsform ‚Brief' erfüllen. Sie wirken als Indikator für die Beziehungen, die der Briefschreiber zu dem -empfänger hat oder zu haben glaubt und liefern einen Teil der Informationen, die die Kommunikationspartner im direkten Gespräch der kopräsenten Situation entnehmen und/oder durch parasprachliches Handeln und Verhalten übermitteln. Es sind dies vor allem Informationen auf der „Beziehungsebene" der Kommunikation (vgl. Watzlawik/Beavin/Jackson 1967/72, 53 ff.), deren adäquate Einschätzung einen nicht zu unterschätzenden Stellenwert für das Gelingen der Kommunikation hat.[1396]

Obwohl die Anrede solch eine zentrale Stellung innerhalb des Briefes einnimmt und für die Konstitution und Bewertung der Absender-Empfänger-Beziehung von herausragender Bedeutung ist – eben als „Indikator für die Beziehungen, die der Briefschreiber zu dem -empfänger hat oder zu haben glaubt"[1397] –, gilt ihre *systematische* Erforschung im epistolaren Kontext und auch darüber hinaus in der Linguistik bislang als Desiderat.[1398] Eine solche Untersuchung wäre zweifellos ein lohnender Forschungsgegenstand, vor allem in einer Zeit stetig wachsender, verfügbarer Korpora, die eine fundierte Quellenbasis (nicht zuletzt für digitale Auswertungen) bieten. Erste Fragen, die sich mit einem solchen Forschungsvorhaben verbinden könnten, umreißt der Literaturwissenschaftler Joost am Beispiel des

1396 Ermert: Briefsorten, S. 104.

1397 Ebd. – Ermert verweist auf Watzlawik, der behauptet, dass der Beziehungsaspekt dem Inhaltsaspekt – beide sind Bestandteil jeder Kommunikation – übergeordnet sei und Ersterer somit Letzteren bestimme. Deshalb bezeichnen Watzlawik und auch Ermert den Beziehungsaspekt als Metakommunikation. Ermert relativiert die Watzlawik'sche Einschätzung allerdings als zu einseitig, sofern es sich nicht um eine pathologische Kommunikation handele, bekräftigt aber die besondere Bedeutung des Beziehungsaspektes in der Kommunikation, indem er sich auch auf Hymes bezieht, der (wiederum in Anlehnung an das Grootsche „Gesetz der beiden Ebenen") annimmt, dass im Konfliktfall die Beziehungsebene die Inhaltsebene einer Äußerung dominiere (vgl. Ermert: Briefsorten, S. 104 f.).

1398 Eine der wenigen diachronen Studien, die auf einem umfangreicheren Quellenkorpus von Fürstinnenbriefen basiert und sowohl die nominale als auch pronominale Anrede behandelt, jedoch kaum in größere Zusammenhänge eingebettet ist, ist Prutscher, Daniela: „hertzAllerliebster sehr HochgeEhrter Herr Vatter" – Anreden in fürstlichen Korrespondenzen der Frühen Neuzeit. In: Lühr, Rosemarie u. a. (Hrsg.): Genderspezifik in thüringischen Fürstinnenkorrespondenzen der Frühen Neuzeit. Korpusphilologische Studien (Schriftenreihe Philologia, 233). Hamburg 2018, S. 339–376. – Angelika Linke erwähnt hinsichtlich ihres Konzeptes einer Kommunikationsgeschichte, das in eine ähnliche Richtung zielt wie die Untersuchung des Verhältnisses von Sprache und Beziehung, aber breiter und über schriftliche Quellen hinaus ausgerichtet ist, den „frühneuzeitliche[n] Ausbau des Anredesystems im Deutschen ebenso wie sein Abbau im späteren 18. Jahrhundert" als „kommunikationsgeschichtliche[n] Gegenstand" (Linke: Kommunikationsgeschichte, S. 39). Sie stellt eine solche Untersuchung unter die Prämisse, dass die Korrelation zwischen Veränderungen im Anredesystem mit den jeweiligen gesellschaftlichen Strukturen und „soziokulturellen Beziehungskonstellationen" in Verbindung gesetzt wird (vgl. ebd., S. 39 f.).

Briefwechsels von Theodor Storm und Constanze Esmarch. Er nennt u. a. interne Entwicklungen von Koseformen,[1399] sich sprachlich manifestierende Symmetrien respektive Asymmetrien zwischen den Briefpartnern, die Entstehung und Entwicklung von Wortfeldern[1400] oder auch den Bereich von Codes und Code-Switchings.[1401] Diese Fragen, die für den Zusammenhang von Sprache und Beziehung relevant sind, werden im Folgenden kurz dargelegt. Zentral sind hierbei vor allem die Entwicklung der Anrede- und Koseformen sowie der Selbstbezeichnungen und die Untersuchung von Symmetrien und Asymmetrien im Briefwechsel des Ehepaares von Goethe.

Die Anredeforschung konzentrierte sich vor allem auf die Anrede in mündlichen Gesprächssituationen.[1402] Die Anrede im Brief ist aufgrund des Mediums der Schriftlichkeit davon zu unterscheiden. Sie kann grundsätzlich nicht nur in der Briefanrede, der Salutatio, vorkommen, sondern auch im Haupttext des Briefes in vokativischer Form sowie am Briefschluss in Form des Possessivpronomens oder der erneuten Anrede des Korrespondenzpartners.[1403]

Die Anrede[1404] lässt sich näher definieren als eine Wortgruppe im Nominativ (Anredenominativ), die außerhalb ausgebauter Sätze steht und im Text durch eine

1399 Joost hat allerdings nicht (oder nicht nur) Koseformen i. e. S. im Blick, sondern im weiteren Sinn Anredeformen (die sich freilich als Koseformen manifestieren können) sowie Selbstbezeichnungen. Als Beispiel verweist der Autor auf eine Schlussformel mit pronominaler Anrede aus dem Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Constanze Esmarch: „Dein, Dein Theodor“ bzw. „Dein Theodor“ (vgl. ders.: Theodor Storm – Constanze Esmarch. Briefwechsel (1844–1846). In: Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft 46 (2005), S. 189–193, hier S. 191).

1400 Beispielhaft führt Joost ebenfalls aus der Korrespondenz Storm – Esmarch auf: „mein Herzenskind“, „Mein Herzenstheodor“, „mein (kleines) süßes Herz“ mit Bezügen zum Wortschatz des Pietismus sowie die bis heute beliebten Anleihen aus dem Bereich des Kulinarischen wie „süße Dange“, „süßen Theodor“, „meine süße Frau“ und „meine süße Constanze“, vgl. ders.: Theodor Storm – Constanze Esmarch, S. 191.

1401 Vgl. ebd.

1402 Vgl. u. a. Brown, Roger / Gillman, Albert: The Pronouns of Power and Solidarity. In: Sebeok, Thomas (Hrsg.): Style in Language. Cambridge / Mass.: ^{2}1968, S. 253–276; Kohz, Armin: Linguistische Aspekte des Anredeverhaltens. Untersuchungen am Deutschen und Schwedischen. Mit einer selektiven Bibliographie zur Linguistik der Anrede und des Grußes (Kommunikation und Institution, 5). Tübingen 1982; Nübling, Damaris: Beziehung überschreibt Geschlecht. Zum Genderindex von Ruf- und Kosenamen. In: Linke / Schröter (Hrsg.): Sprache und Beziehung, S. 99–118; Vorderwülbecke: Beschreibung interpersonaler Beziehungen.

1403 Vgl. Wyss, Eva Lia: Intimität und Geschlecht. Zur Syntax und Pragmatik der Anrede im Liebesbrief des 20. Jahrhunderts. In: Bulletin VALS-ASLA (2000), Heft 72, S. 181–204, hier S. 185 f.

1404 Für die quantitative Auswertung der Anrede als formaler Briefbestandteil vgl. Tab. 4 in Kapitel 3.5.4 der vorliegenden Arbeit.

Trennung vom Kontext mittels Komma oder Ausrufezeichen gekennzeichnet wird.[1405] Die Anrede besteht zumeist aus einer Einleitung, die ein Possessivum, ein Adjektiv und/oder ein Grußwort enthalten kann, gefolgt von einem nominalen Hauptteil, der nicht selten um eine Attributivkonstruktion erweitert ist.[1406] Die Syntax der Anrede im Paar- bzw. Ehebrief, die auch für andere Formen des Privatbriefes gilt, lässt sich nach Wyss wie in Abb. 25 folgendermaßen systematisieren:

Anredeeinleitung	+	Anredenomina	(!/.[18])
Possesivum 1.p.sg./Adjektiv/Grusswort + (attributives Syntagma)n + Proprium/Appellativum			

Tab. 4: Syntax der Anrede im Liebesbrief

(Die Variationen hinsichtlich des Ausbaus dieser Struktur sind angegeben durch «/» (= Alternativausdruck) und «+» (= Additivausdruck), wobei das Adjektivattribut, das eigentlich fakultativ ist, manchmal auch mehrfach (=n) gesetzt wird)

Abb. 25: Syntax der nominalen Anrede im Liebesbrief (aus: Wyss: Intimität und Geschlecht, S. 188).

Ein prototypisches Beispiel für das Schema wäre *Mein lieber Schatz* oder *Meine liebe Sophia*. In der Zeit um 1800 treten außerdem häufig vom Haupttext nicht abgesetzte Anreden auf, die meist in den ersten Satz des Briefes integriert sind, eine Form, die vielfach auch im Goethe'schen Ehebriefwechsel verwendet wird, wie z. B. „Deine Briefe, *mein Lieber*, habe ich alle nach und nach erhalten [...].“[1407] In einem Liebes- oder Ehebriefwechsel können über Anredeformen in verschiedenen Positionen hinaus Selbstbezeichnungen des Schreibers vorkommen sowie Bezeichnungen für den -empfänger in der 3. Person ohne vokativische Funktion (beispielsweise in Form von Kosenamen). Daraus ergibt sich für die nachfolgende Analyse der nominalen Anrede eine Klassifikation, wie in Tab. 30 aufgeführt.

Eng mit der Anrede verknüpft sind – nicht nur, aber vor allem in Paarbeziehungen – die Kosenamen, weshalb zu diesem Forschungsfeld ebenfalls kurze, einleitende Bemerkungen erlaubt seien. Damaris Nübling konstatierte noch 2017 zu dem Bereich der intimen Beziehungen und der darunter zu subsumierenden Spitz- und Kosenamen Folgendes:

1405 Gallmann, Peter / Sitta, Horst: Deutsche Grammatik. Zürich: 5., vollständig überarb. Aufl. 2007, S. 107.

1406 Vgl. Wyss: Intimität und Geschlecht, S. 188.

1407 GC I, Nr. 26 (Hervorhebung durch die Verf.). Die im edierten Text aufgenommene Trennung der Anrede durch Kommata ist in den eigenhändigen Originalbriefen Christiana von Goethes nicht vorhanden.

Intime Beziehungen entziehen sich grundsätzlich ihrer Erforschung. Nach Hirschauer (2012: 14) sind sie „intrinsisch forschungsaversiv“. Dies gilt auch für Spitznamen, mit denen enge soziale Beziehungen (seien sie positiv oder negativ) zu Mitmenschen etabliert werden. Die (Sozio-)Onomastik weiß erstaunlich wenig über diese so alltägliche und hochrelevante Namenart.[1408]

Tab. 30: Anrede und Selbstbezeichnung.[1409]

	Beispiel
(1) nominale Anrede am Briefbeginn (Salutatio; direkte Anrede)	„Lieber, ich wünsche Dir, dass Du glücklich angekommen bist […].“ (GC I, Nr. 13)
(2) nominale Anrede in allen anderen Positionen des Briefes (direkte Anrede)	„[…] Im Stillen habe ich darüber nachgedacht. Itzo fehlt mir nichts als Du, mein Lieber, dass mich mit Dir freuen könnte und ich Dich an mein Herz drücken könnte und Dir sagen könnte, wie ich Dich immer herzlicher liebe und Du mein einziger Gedanke bist, denn jede Freude ist nur halb, wenn Du nicht dabei bist. […]“ (GC I, Nr. 18)
(3) indirekte Anrede in der 3. Person ohne vokativische Funktion	„Ich denk, es geht mir, seit ich mit dem Schatz bin, alles zum Guten aus, so wird es da auch so gehen. Der gute Schatz macht mich so oft mit allerlei glücklich, […]“ (GC I, Nr. 100)
(4) Selbstbezeichnungen	„[…] Leb wohl und behalt lieb Dein kleines Naturwesen.“ (GC I, Nr. 98)

1408 Nübling: Beziehung überschreibt Geschlecht, S. 99. – Auch Eva Lia Wyss beklagt dieses grundsätzliche, über die Onomastik hinausgehende Forschungsdefizit und verweist auf die einzige Publikation in diesem Bereich von Leisi: Paar und Sprache (vgl. Wyss: Intimität und Geschlecht, S. 195).

1409 Die Analyse selbst basiert auf den sprachlich normalisierten Briefen der Gräf'schen Edition (GC), die sowohl die eigenhändigen als auch die diktierten Briefe Christiana und Johann Wolfgang von Goethes umfasst. Nicht berücksichtigt wurden reine Auftragsbriefe von der Hand Dritter (beispielsweise von Johann Ludwig Geist oder Christian August Vulpius), die nicht von Christiana oder Johann Wolfgang von Goethe diktiert oder durch deren egh. Unterschrift oder Paraphe autorisiert wurden. Diese Textgrundlage der normalisierten Sprachdaten war aus zweierlei Gründen unumgänglich. Zum einen liegen nicht alle Briefe Christiana von Goethes, bei denen die Abweichungen zwischen Transkription und ediertem Text ungleich größer sind als bei ihrem Ehemann, transkribiert vor. Zum anderen ist im Bereich der Anrede die Entwicklung im Laufe der Jahre ein essentieller Untersuchungsgegenstand, sodass auch die Briefe Christiana von Goethes, die ab 1810 von ihrer Gesellschafterin Caroline Ulrich nach ihrem Diktat oder nach ihren Vorgaben niedergeschrieben wurden, Bestandteil des Korpus sind. Auf dieser breiten Quellenbasis lassen sich darüber hinaus Unterschiede in der Anredeverwendung zwischen egh. und diktierten Briefen untersuchen. Für die Analyse wurden die relevanten Anrede- und Koseformen in allen 599 Briefen händisch getaggt und anschließend mithilfe eines Makros ausgewertet.

Daraus resultieren, und das gilt auch für die nachfolgende Analyse, einerseits terminologische Unschärfen, und andererseits ist für eine Einordnung der Anrede in den Briefen der Goethes das Fehlen von Vergleichsstudien in diachroner Perspektive zu beklagen.

Nübling schlägt als Oberbegriff der inoffiziellen Namen, genauer zu *Kosenamen* (Hypokoristika) und *Spottnamen*, die *Spitznamen* vor, gibt jedoch selbst zu bedenken, dass dies „in Ermangelung eines besseren Terminus“ geschehe.[1410] Eine Sonderform sieht sie in Kosenamen, die in einer Paarbeziehung mit größerer Intimität und Geheimhaltung verwendet werden als beispielsweise in Freundschaften, wofür sie den Begriff der *Intimnamen* vorschlägt.[1411]

Grundlegend können nach Nübling drei Hauptformen von Spitz- und damit auch Kosenamen unterschieden werden:[1412]

1. *Übernamen* (auch „Primärbildung“[1413]): sprechende oder charakterisierende Namen, meist mit appellativen Strukturen (*Mausi*, *Schatz*, *Hase*), auch Adjektive u. Ä. möglich (*Dicker*, *Liebste*, *Beste*)
2. *Namenmodifikation* (auch „Sekundärbildung“[1414]), die aus dem Ruf- oder Familiennamen gebildet wird, z. B. durch Kürzung (aus *Christian/a/e* ➔ *Chris*), Erweiterung meist durch Suffigierung (*Christianchen*) oder Kürzung + Erweiterung (*Chrisi*, *Christel*); Mischformen aus Übernamen und Namenmodifikationen sind möglich
3. *Neuschöpfungen* ohne appellativische oder onymische Basis; Leisi charakterisiert diese Namen als etymologisch ungestützte Namen, genauer als „linguistische Urzeugungen“, die nicht schon an einen vorhandenen Wortschatz anknüpfen (Beispiele bei Leisi sind u. a. *Tschigo* und *Mimeli*)[1415]

1410 Vgl. Nübling: Beziehung überschreibt Geschlecht, S. 99 (dort auch das Zitat).

1411 Vgl. ebd., S. 99 f.

1412 Vgl. für die nachfolgende Unterscheidung: Ebd., S. 100.

1413 Vgl. Frank, Rainer: Kosenamenbildung und Kosenamengebungstendenzen im Ruhrgebiet. In: Onoma 19 (1975), S. 511–527, hier S. 515–517. Frank weist ferner darauf hin, dass bei diesen Formen der fließende Übergang zwischen Propria und Appellativa besonders offenkundig ist, weshalb Witkowski die Bezeichnung als Kosewörter für angemessener hält. Gleichwohl ist diesen Koseformen je nach Kontext auch eine Namenfunktion inhärent; in anderen Kontexten wiederum besitzen sie Gattungsfunktion (vgl. ebd.).

1414 Vgl. ebd., S. 517. Frank differenziert bei den Sekundärbildungen zwischen Diminutiva, Voll- und Kurzformen sowie Lallnamen, die aus reduplizierten Anfangs- oder Endsilben der Rufnamen gebildet werden wie *Lilli* für *Liane* oder *Jojo* für *Joachim* (vgl. ebd., S. 517–519).

1415 Vgl. Leisi, Ernst: Aspekte der Namengebung bei Liebespaaren. In: Debus, Friedhelm / Seibicke, Wilfried (Hrsg.): Reader zur Namenkunde II. Anthroponymie (Germanistische Linguistik 115/118). Hildesheim 1993, S. 491–499, hier S. 492.

Bei der Vorkommenshäufigkeit stehen die *Namenmodifikationen* vor den *Übernamen* deutlich an der Spitze, am seltensten sind die *Neuschöpfungen* oder *Kunstwörter*.[1416] Leisi stuft die sprachliche Kreativität der Letzteren, die entsprechend selten auftreten, als besonders hoch ein und spricht von einer „Kreativität erster Ordnung", während Koseformen, sie sich vor allem unter 1., aber teilweise auch unter 2. subsumieren lassen, eine „Kreativität zweiter Ordnung"[1417] darstellen.

Rainer Frank macht hinsichtlich der Kosenamen im Gegensatz zu Namen mit identifizierender Funktion (d. h. Ruf- und Familiennamen) auf den expliziten Transport von Gefühlen aufmerksam.[1418] Durch die mit ihm verbundene „Zärtlichkeitstendenz verniedlicht, verkleinert er sehr oft, wofür bestimmte Suffixe symptomatisch sind."[1419] Frank versteht unter Kosenamen im engeren Sinn Koseformen mit diesen besonderen Suffixen, wenngleich auch Namenformen ohne diese wie Voll- oder Kurzformen sowie Über- und Beinamen dazugehören können.[1420]

Wie sich die Paarbeziehung der Goethes konkret anhand der Anrede in ihren Briefen manifestiert, soll nachfolgend untersucht werden.

4.4.3.1 Direkte Anredeformen

Bevor auf die konkreten Koseformen im Briefwechsel von Christiana und Johann Wolfgang von Goethe geblickt wird, ist anzumerken, dass nur ein geringer Teil der Briefe direkte Anredeformen in der Salutatio als formalen Briefbestandteil enthält.[1421] Hier geht es darüber hinaus auch um direkte Anredeformen mit vokativischer Funktion, die außerhalb der brieferöffnenden Formel stehen.

Tab. 31: Direkte Anrede in den Briefen. Johann Wolfgang von Goethes.

direkte Anrede J.W. von Goethes für C. von Goethe	Belege
Kind gesamt	**60**
– mein Kind	1
– (mein) liebes Kind	49 (50)
– lieb Kind	1
– mein liebstes Kind	3

1416 Vgl. Nübling: Beziehung überschreibt Geschlecht, S. 100.
1417 Leisi: Namengebung bei Liebespaaren, S. 492.
1418 Vgl. Frank: Kosenamenbildung und Kosenamengebungstendenzen, S. 513 f.
1419 Ebd., S. 514.
1420 Vgl. ebd., S. 514.
1421 Vgl. zum quantitativen Verhältnis von Briefen mit und ohne Anrede Tab. 4 in Kapitel 3.5.4.

Tab. 31 (fortgesetzt)

direkte Anrede J.W. von Goethes für C. von Goethe	Belege
– mein allerliebstes Kind	1
– geliebtes Kind	1
– mein gutes Kind	1
– mein gutes, liebes Kind	1
– mein süßes, liebes Kind	1
Lieb° gesamt	**19**
– meine Liebe	10
– mein Liebes	1
– mein Liebstes	1
– mein Liebchen	6
– meine herzlich Geliebte	1
Herz gesamt	**9**
– mein liebes Herz	8
– mein gutes Herz	1
Beste° gesamt	**3**
– meine Beste	2
– mein Bestes	1
(meine) liebe Kleine	**2**
lieber Engel	**1**
mein geliebtes Weibchen	**1**
GESAMT:	**95**
Anzahl überlieferter Briefe[1422]	**355**
– egh.	158
– diktiert mit egh. Anteil	41
– diktiert ohne egh. Anteil	156

Auf quantitativer Ebene zeigt sich, dass Christiana von Goethe nahezu doppelt so viele Anredeformen verwendete, und zwar bei einer deutlich geringeren Anzahl überlieferter Briefe (vgl. Tab. 31 und 32). Zu bedenken ist allerdings das Verhältnis von eigenhändigen und diktierten Briefen. Während Goethe rund 44 Prozent seiner Briefe vollständig, ohne jeglichen eigenhändigen Textanteil diktierte, gilt das bei Christiana von Goethe nur für etwas mehr als drei Prozent der überlieferten Briefe.

1422 Der Anteil egh., teilweise egh. und diktierter Briefe wurde auf Grundlage der Edition von Hans Gerhard Gräf im Abgleich mit den Angaben im Repertorium sämtlicher Goethe-Briefe ermittelt, https://ores.klassik-stiftung.de/ords/f?p=402:1 (22.03.2024). In Zweifelsfällen wurde die Handschrift zurate gezogen.

Tab. 32: Direkte Anrede in den Briefen. Christiana von Goethes.

direkte Anrede C. von Goethes für J. W. von Goethe	Belege
Lieb° gesamt	**93**
– (mein) Lieber	87
– Du Lieber	1
– Du Liebster	1
– mein Liebster	1
– mein Liebstes	2
– Lieber und Liebstes auf der Welt	1
Schatz gesamt	**24**
– lieber Schatz	15
– bester Schatz	1
– mein lieber Schatz	1
– lieber, bester Schatz	4
– lieber, allerbester Schatz	1
– Lieber, allerbester, einziggeliebter Schatz	1
– mein allerbester, superber, geliebter Schatz	1
Bester gesamt	**6**
– mein Bester	2
– (mein) Lieber, Bester	4
Guter gesamt	**2**
– mein Guter	1
– Lieber, Guter	1
Geheimerat gesamt	**13**
– Lieber Geheimerat	8
– Lieber, bester Geheimerat	3
– Lieber, guter Geheimerat	2
mein Einziger	**2**
Du Engel	**2**
Du Süßer	**1**
GESAMT:	**143**
Anzahl überlieferter Briefe[1423]	**254**
– egh.	**220**
– diktiert mit egh. Anteil	**26**
– diktiert ohne egh. Anteil	**8**

1423 Der Anteil egh., teilweise egh. und diktierter Briefe wurde auf Grundlage der Edition sowie der Handschriftensichtung ermittelt. Hinzuweisen ist auf einen deutlichen Unterschied bei den diktierten Briefen mit egh. Anteil. In den Briefen des Mannes erstreckt sich der Anteil aus der eigenen Feder oft über eine längere Nachschrift, während die diktierten Briefe der Frau überwie-

Sie begann erst nach der Heirat, Briefe zu diktieren oder teilweise in Auftrag zu geben (die Überlieferung der nicht mehr eigenhändig geschriebenen Briefe setzt ab 1809 ein), während die Diktate innerhalb dieses Briefwechsels bei Goethe bereits 1796 beginnen.

Die verwendeten Anredenomina beider Korrespondenten stammen vorwiegend aus dem konventionellen Repertoire der Paarsprache. So kommt bei beiden häufig das nominalisierte Adjektiv „Lieber“, „Liebster“ und „Liebe“, „Liebstes“ vor, für die Ulrich Joost grundsätzlich bemerkt, dass uns diese heute einigermaßen distanziert vorkämen.[1424] Zudem verwenden beide gleichermaßen das Neutrum „Liebes“ bzw. „Liebstes“ füreinander (J. W. v. Goethe: zweimal, C. v. Goethe: dreimal), was auf eine geschlechtsneutrale Verwendung hindeutet.

Johann Wolfgang von Goethe adressiert Christiana zudem jeweils einmal mit dem Partizip „Geliebte“[1425] oder der Diminutivform „Liebchen“. Auch die kosende Bezeichnung „Herz“ sowie „meine Beste“ / „mein Bestes“ erfreuen sich auf Seiten des Mannes einer gewissen Beliebtheit, während Christiana von Goethe häufig „Schatz“ benutzt. Insbesondere die Anreden mit dem Appellativum „Schatz“ weisen zuweilen strukturelle Erweiterungen zu Kosephraseologismen[1426] mit mehreren ausschmückenden, kosenden Attributen auf. So wird der „liebe“ oder „beste Schatz“ über „mein lieber Schatz“ gesteigert nicht nur zu „lieber, bester Schatz“ oder zu „lieber, allerbester Schatz“,[1427] sondern gar zu „Lieber, allerbester, einziggeliebter Schatz“[1428] sowie „mein allerbester, superber, geliebter Schatz“.[1429]

Zu den aus heutiger Sicht traditionellen Elementen der Paarsprache zählen auch die selten verwendeten Anreden „Bester“, „Guter“ sowie „Engel“, wobei letztere bei beiden Korrespondenzpartnern jeweils einmal vorkommt. Man darf nun mit einiger Berechtigung fragen, ob es sich bei den bislang genannten Anredefor-

---

gend zwar noch einen egh. Anteil aufweisen, der aber deutlich kürzer ausfällt. Oftmals schreibt Christiana Vulpius nur einen kurzen, nicht selten formelhaften briefabschließenden Satz selbst und unterzeichnet anschließend.

1424 Vgl. Joost: Ehebrief Lichtenbergs, S. 80.

1425 GC II, Nr. 594.

1426 Zur Unterscheidung von Kosenamen, Kosephraseologismen und Koseausdrücken, die morphosyntaktisch komplexer strukturiert sind, vgl. Wyss: Intimität und Geschlecht, S. 197.

1427 GC I, Nr. 199.

1428 GC I, Nr. 190.

1429 GC I, Nr. 171.

men um Kosenamen im eigentlichen Sinn handelt. Wyss gibt diesbezüglich zu bedenken, dass sich Kosenamen gerade dadurch auszeichnen, „dass sie neu ge- und erfundene Namen für das Objekt der Begierde sind.“[1430] Um die sprachliche Kreativität oder umgekehrt die Konventionalität von Koseformen in diachroner Perspektive eingehender beurteilen zu können, sind weitere Studien anhand einer größeren Quellenbasis erforderlich.

Diminutivformen wie „mein geliebtes Weibchen“[1431] spielen im Briefwechsel eine untergeordnete Rolle. In Johann Wolfgang von Goethes Briefen kommt neben der eben genannten Anrede nur noch das „Liebchen“[1432] sechsmal vor. Es handelt sich bei den beiden genannten Formen um Derivationen von Appellativa oder, nach Nübling, um sprechende, charakterisierende Übernamen,[1433] während Derivationen von Propria oder gar von Kunstwörtern nicht vorkommen.[1434] Wyss hebt zur Funktionsweise von Diminutiven hervor, dass sich „an die semantische Kleinheit die Funktion des Kosens, der zärtlichen Bezeichnung und Benennung“[1435] knüpft. Dadurch können Diminutive grundsätzlich geschlechtsneutral verwendet werden. In den Briefen Christiana von Goethes findet sich jedoch kein Beispiel für eine diminuierte Koseform.

Bei beiden Korrespondenzpartnern sticht jeweils eine Koseform besonders hervor und wird häufig verwendet. Die ungewöhnlichste, distanzsprachliche Anredeform in den Briefen Christiana von Goethes entsteht durch den Fokus des Appellativums auf Goethes amtliche Funktion: „Lieber Geheimerat“.[1436] Diese Anrede kommt mit den Attributvarianten „Lieber, bester“ sowie „Lieber, guter Geheimerat“ 13-mal vor, und zwar ausschließlich in vorangestellter Position innerhalb der Salutatio. Das erstmalige Auftreten dieser nominalen Anrede fällt in das Jahr 1810 nach einer sechsjährigen Überlieferungslücke. Für die Interpretation des Befundes bedeutet das zweierlei: Erstens tritt dieses Appellativum in der Anrede erst nach der Eheschließung auf und zweitens kommt es ausschließlich in den nicht eigenhändig von Christiana von Goethe geschriebenen Briefen vor. Dies relativiert die asymmetrische Konnotation, die diese distanzsprachliche Anrede gegenüber dem höhergestellten Mann zunächst impliziert. Diese ist offensichtlich an die Zwischen-

1430 Wyss: Intimität und Geschlecht, S. 196.

1431 GC II, Nr. 434. – Das *Weibchen* kommt darüber hinaus in Christiana von Goethes Briefen vor allem in dem Kompositum *Meerweibchen* vor, welches sie als Selbstbezeichnung, aber einmal auch für eine Bekannte verwendete.

1432 GC I, Nr. 8, 27, 44, 49, 54 und 56.

1433 Vgl. Nübling: Beziehung überschreibt Geschlecht, S. 100.

1434 Vgl. Wyss: Intimität und Geschlecht, S. 193.

1435 Ebd., S. 194.

1436 Vgl. u. a. GC II, Nr. 488, 492, 494, 495, 496, 499, 501, 504, 539 und 601.

instanz der Schreiberin gebunden und als Zugeständnis an die dadurch evozierte öffentlichere Schreib- oder Diktiersituation zu interpretieren. Daran zeigt sich die Abgeschlossenheit und Intimität der Paarsprache, die nur für beide Beteiligten reserviert ist. Die spezifische Nähebeziehung zwischen Namenverwender und Namenträger, die Nübling durch die Verwendung von Spitznamen etabliert sieht,[1437] wird hier gerade nicht durch eine persönlich-intime Anrede vor der Schreiberin preisgegeben, sondern bleibt ausschließlich der direkten Kommunikation des Ehepaares, sei sie schriftlich oder mündlich, vorbehalten.

Dass Christiana von Goethe diese distanzsprachliche Anrede schon vor der Eheschließung im persönlichen Gespräch unter Anwesenheit Dritter nutzte, geht aus einem Brief von Johann Heinrich Voß, d. J., hervor. Voß, der zwischen 1801 und 1804 in Jena Philologie studierte, war häufig zu Gast im Weimarer Haus am Frauenplan, in dem er vor allem 1804 gelegentlich auch über mehrere Tage Quartier nahm.[1438] Dementsprechend pflegte er auch Umgang mit der Familie Goethes. In einem Brief vom 26. April 1807 bemerkte er über das Verhältnis zwischen den Goethes vor und nach der Eheschließung: „Übrigens leben Goethe und seine Frau wie vorher. Er nennt sie ‚liebes Kind' wie vorher und sie ihn ‚lieber Geheimrat' und ‚Sie' wie vorher."[1439] Dieser Quellenbeleg eines Außenstehenden deutet in Verbindung mit den Belegen aus dem Briefwechsel darauf hin, dass insbesondere Christiana von Goethe zwischen einem privaten und einem öffentlichen Sprachgebrauch ihrem Gatten gegenüber unterschied. Dafür spricht der starke Kontrast zwischen den zahlreichen vertraut-zärtlichen Anrede- und Koseformen im Gegensatz zum distanzsprachlich-formellen „lieben Geheimerat". Durch die Distanzanrede wird die besondere Nähebeziehung des Paares im Beisein Dritter eben gerade nicht öffentlich gemacht.[1440]

Die Eigenhändigkeit der Briefe ist also ein wichtiger Faktor für die Beziehungssprache im Allgemeinen und die Verwendung bestimmter Anredeformen im Besonderen. Dieser Zusammenhang wurde bislang nicht hinreichend berücksichtigt. So erklärt sich Albrecht Schönes Verwunderung über das plötzliche Auftreten der dis-

1437 Vgl. Nübling: Beziehung überschreibt Geschlecht, S. 101.

1438 Vgl. Wilpert: Goethe-Lexikon, S. 1133.

1439 Bode: Goethe in vertraulichen Briefen, Bd. 2, S. 355.

1440 Vgl. hierzu Nübling: Beziehung überschreibt Geschlecht, S. 102. – Eine andere Interpretation, die nicht auszuschließen, aber aufgrund des bereits genannten Kontextes als nicht sehr wahrscheinlich einzustufen ist, betrifft die zärtlich-ironische Verwendung der Amtsbezeichnung in Verbindung mit dem Attribut „lieber" oder „bester". Insbesondere aus synchroner Perspektive wäre eine solche Interpretation naheliegend, doch dies lässt sich nicht ohne Weiteres auf die Benennungspraxis des 18. Jahrhunderts übertragen und scheint insbesondere im vorliegenden Fall nicht zuzutreffen, da die Belege ausschließlich in nicht eigenhändig geschriebenen Briefen vorkommen.

tanzsprachlichen Anrede „insgesamt zwölfmal, immer in reinen Du-Briefen, kaum doch ironisch eingefärbt, vielmehr vom Kontext in einem unbefangenen, liebevoll-dankbaren Respekt gehalten.“[1441] Schöne sieht den Zusammenhang zu den nicht länger selbst niedergeschriebenen Briefen Christiana von Goethes, glaubt aber weder, dass „die förmliche Titulierung etwa von ihrer ›Sekretärin‹ Caroline Ulrich herrührte oder mit Rücksicht auf sie erfolgte“, da Christiana von Goethe diese „vertraute Freundin“ auch häufig habe anders schreiben lassen.[1442] Als Beleg führt er den Brief vom 18. Juli 1810 mit der Anrede „mein Lieber“[1443] an. Die Argumentation ist wenig überzeugend, da dieser Brief der einzige ist, in dem diese vertraute Anrede vorkommt. Weitere Beispiele gibt es in den von Christiana von Goethe nicht eigenhändig zu Papier gebrachten Briefen nach 1810 nicht. Die Befunde sprechen meines Erachtens dafür, dass der Einfluss der Zwischeninstanz Schreiberin oder Schreiber deutlich größer ist als von Schöne angenommen, worauf im umgekehrten Fall auch Goethes Briefe hindeuten. Auf die Bedeutung des Faktors Eigenhändigkeit wird an späterer Stelle näher einzugehen sein.

Johann Wolfgang von Goethe spricht seine Geliebte und spätere Gattin am häufigsten über die gesamte Dauer des Briefwechsels mit „Kind“ in Verbindung mit einem Possessivum und/oder kosenden Attributen an, so wie es Johann Heinrich Voß für den mündlichen Umgang beschrieben hatte. Diese Bezeichnung war um 1800 üblich und wurde häufig verwendet. Joost verweist im Hinblick auf diese asymmetrische Koseform auf den juristischen Tatbestand, dass Frauen noch bis in das 19. Jahrhundert hinein zunächst der Vormundschaft des Vaters unterstanden und mit der Heirat in die Vormundschaft des Ehemannes übergingen und es so nur folgerichtig sei, „dass ‚Kind‘, ‚angenehmes Kind‘ etc. noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine der beliebtesten Mädchenanreden sogar der Liebeslyrik [...], nicht also nur in Briefen, war.“[1444]

Ob sich diese Anredeform tatsächlich auf das hierarchisch-patriarchale Geschlechterverhältnis der Zeit oder – im Fall von Christiana und Johann Wolfgang von Goethe – auf den Altersunterschied von fast 16 Jahren zurückführen lässt, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden. Vermutlich wird beides eine Rolle gespielt haben. Dass sich ein juristischer Tatbestand in einer Anredeform innerhalb einer Paarbeziehung niederschlägt, darf bezweifelt werden. Eine solche Konstellation

1441 Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 482. – Nach der in dieser Arbeit vorgenommenen Auszählung enthalten Christiana von Goethes Briefe nach 1810 insgesamt 13 Belege für die Anrede des Adressaten mit *Geheimerat*.

1442 Vgl. Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 482, Anm. 105.

1443 GC II, Nr. 502.

1444 Joost: Ehebrief Lichtenbergs, S. 82.

mag Bezeichnungen wie „(mein) liebes Kind“[1445] oder wie bei Goethe auch „(meine) liebe Kleine“[1446] oder „mein geliebtes Weibchen“[1447] befördert haben. Es zeigt sich aber auch, dass sich Koseformen wie „Kind“ und „Kindchen“ über das 19. und 20. Jahrhundert hinaus bis in die heutige Zeit (mit einem deutlich gleichberechtigteren Geschlechterverhältnis) halten. Eine Deutung dieser infantilen Bezeichnungen, die auf ein asymmetrisches Verhältnis innerhalb der Paarbeziehung abhebt, scheint auch deshalb unzureichend, weil es die phatische und kosende Funktion der Anrede vernachlässigt. Die Rolle eines Kindes innerhalb der Familie ist die eines besonders schützenswerten Wesens, dem viel Liebe und Aufmerksamkeit geschenkt wird. Diese besondere Wertschätzung und Fürsorge übertragen sich in gewisser Weise auch auf Personen, die kosend mit diesen Appellativa belegt werden wie bei *baby* oder *babe* im Englischen.

Die beiden Grafiken (Abb. 26 und 27) visualisieren einerseits das quantitative Verhältnis der direkten Anredeformen in den Briefen beider Briefpartner und zeigen andererseits, dass bestimmte Appellativa stärker oder ausschließlich einer bestimmten Position im Brieftext vorbehalten sind.

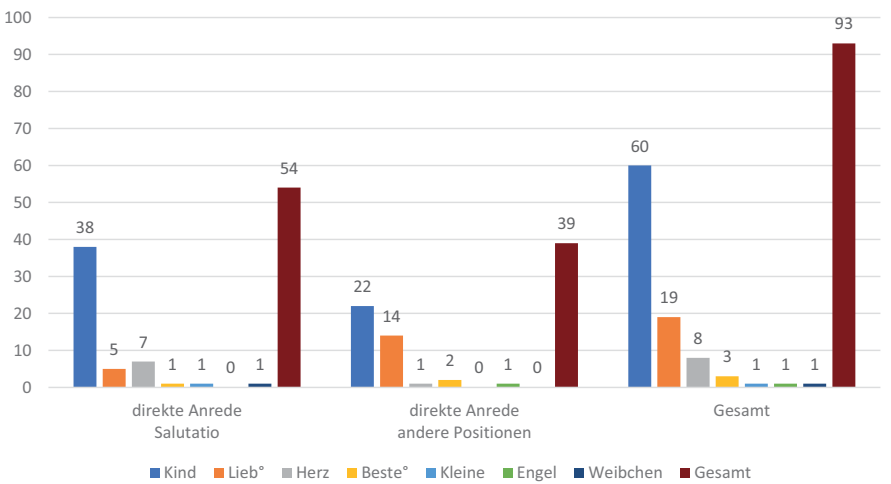


Abb. 26: Direkte Anrede in Johann Wolfgang von Goethes Briefen nach Position (Belege in absoluten Zahlen).

1445 Vgl. u. a. GC I, Nr. 3, 6, 9, 12, 23, 57, 117, 239, 389, 437 sowie GC II, Nr. 563 und 565.
1446 Vgl. GC I, Nr. 2 und 3.
1447 Vgl. GC II, Nr. 434.

Direkte Anreden oder Kosephraseologismen, die das Nomen „Kind“ sowie Wortformen mit „Lieb°“ enthalten, nutzt Johann Wolfgang von Goethe in seinen Briefen nicht nur in der Salutatio (in vorangestellter und in integraler Position), sondern auch in allen anderen Positionen innerhalb des Textes. Dabei dominieren die „Kind“-Phraseologismen deutlich in der Salutatio, während die „Lieb°“-Formen häufiger außerhalb der briefeinleitenden Formel verwendet werden. Ausschließlich den Grußformeln vorbehalten ist „mein liebes Herz“[1448] (einmal auch „mein gutes Herz“, GC II, Nr. 417). Es kommt ausschließlich in der Salutatio und innerhalb dieser in textimmanenter Stellung vor; als vorangestellte Anrede tritt „mein liebes Herz“ ebenso wenig auf wie in anderen Positionen im Text. Der einzige Beleg für „mein gutes Herz“ findet sich in der Schlussformel des Briefes vom 7. August 1808.[1449] Die „Herz“-Anrede tritt verstärkt in den früheren Jahren der Beziehung zwischen 1792 und 1799 auf, auf die sechs von acht Belegen entfallen.

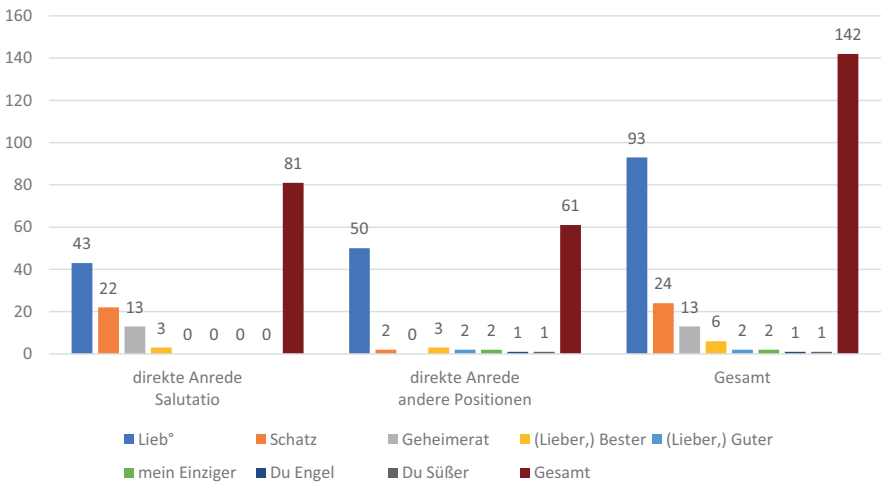


Abb. 27: Direkte Anrede in Christiana von Goethes Briefen nach Position (Belege in absoluten Zahlen).

In den Briefen Christiana von Goethes ist hinsichtlich der mit Abstand häufigsten Koseformen und Kosephraseologismen, die das Appellativum „Lieber“, „Liebster“ usw. enthalten, keine signifikante Präferenz in der Position innerhalb des Briefes

1448 Vgl. GC I, Nr. 10, 34, 53, 67, 258; GC II; Nr. 424 und 426.
1449 GC II, Nr. 417.

zu erkennen. Sie treten in ähnlicher Häufigkeit sowohl in der Salutatio als auch in anderen Positionen im Text auf. Die „Schatz"-Anrede einschließlich ihrer attributiv erweiterten Formen wird hingegen bevorzugt in der Salutatio platziert. Die drei selten vorkommenden direkten Anreden „Einziger" (zweimal), „Engel" (einmal) und „Süßer" (einmal) treten ausschließlich in der briefabschließenden Grußformel auf, und zwar zeitlich auf das Jahr 1793 begrenzt. Aufgrund der geringen Belegzahl lassen sich zwar keine verallgemeinerbaren Schlüsse ziehen. Dennoch legt der Befund nahe, dass die Anredeformeln in den ersten Jahren der Beziehung noch vielfältiger und weniger festgefügt waren als in den späteren Jahren. Dafür würde auch die ‚natürliche' Entwicklung einer Liebesbeziehung sprechen, in der auf eine Phase der Verliebtheit, die häufig mit einer (auch sprachlich ausgedrückten) emotionalen Überschwänglichkeit einhergeht, eine Phase der Konsolidierung folgt.

Grundsätzlich zeigt sich bei beiden Briefschreibern, dass es zwar gewisse Präferenzen in der Verwendung von Kosenamen gibt, zugleich aber auch eine Mehrfachbenennung vorliegt, die tendenziell in den ersten Jahren der Überlieferung ein wenig ausgeprägter und flexibler ist als in späterer Zeit. Wyss bezeichnet wechselnde Kosenamen, die teilweise von Brief zu Brief variieren können, als „iterative[...] Kosenamen" und sieht in diesem Umbenennungsritual Parallelen zur mündlichen Kommunikation, in der für die Geliebte oder den Geliebten immer wieder neue Namen vergeben werden.[1450] Dies hängt nicht zuletzt mit den bereits erwähnten Veränderungen einer Paarbeziehung im Laufe der Zeit zusammen. Diese unterschiedlichen Beziehungsphasen und -qualitäten schlagen sich nach Leisi in der Vergabe verschiedener Kosenamen nieder. Damit werde der Individualität der Partner Rechnung getragen, die die Reduktion auf nur einen einzigen Namen nur unzureichend abbilden könnte. Zudem sieht Leisi aus linguistischer Sicht darin den Versuch, die „Einschränkung durch das Wort zu überwinden".[1451]

In der brieflichen Kommunikation zwischen Christiana und Johann Wolfgang von Goethe ist vor allem hinsichtlich der auffällig formellen, nahezu ehrfürchtigen Bezeichnung „Geheimerat" die Diskrepanz zwischen eigenhändig geschriebenen und diktierten Briefen zu bedenken. Für diese Anrede mit der Amtsbezeichnung wäre zu diskutieren, ob die Kategorisierung als Koseform aufgrund des distanzsprachlichen Charakters überhaupt trägt.[1452] In jedem Fall kommt hier weniger eine mögliche emotionale Entfremdung zum Ausdruck. Vielmehr scheinen der Aspekt der Medialität und die damit verbundene fehlende Unmittelbarkeit durch den

1450 Vgl. Wyss: Intimität und Geschlecht, S. 197.

1451 Vgl. Leisi: Namengebung bei Liebespaaren, S. 495 f. (Zitat auf S. 496).

1452 Gäbe es Anzeichen für eine ironische Verwendung dieser Anrede, würde dies den Charakter einer Koseform unterstreichen. Dies scheint allerdings in den vorliegenden Briefen nicht der Fall zu sein.

Einsatz einer Schreiberin zu dieser distanziert-formellen Benennung mit Amtstitel zu führen.

4.4.3.2 Indirekte Anredeformen

Eine ähnliche Tendenz zur Konsolidierung und damit Abnahme der kosenden Bezeichnungen, wie sie für die direkten Anredeformen festzuhalten ist, zeigt sich auch bei den indirekten Anredeformen in der 3. P. Sg. vor allem in Johann Wolfgang von Goethes Briefen. Die erwähnte Mehrfachbenennung kommt hier ebenfalls zum Tragen und ist in den Jahren bis 1795 besonders deutlich ausgeprägt, wie Abb. 28 verdeutlicht. Nach 1795 nimmt die Anzahl der verwendeten Formen stark ab. Dabei liegt die Vermutung nahe, dass dies auch hier im Zusammenhang mit der Zunahme diktierter Briefe Goethes ab 1796 steht. Bis auf die beiden indirekten Anredeformen, die auf Christiana von Goethe und deren Gesellschafterin Caroline Ulrich referieren, entstammen alle anderen seinen eigenhändig geschriebenen Briefen. Ähnliches ist in den Briefen von Christiana Vulpius zu beobachten: Indirekte Anredeformen für ihren Lebensgefährten finden sich ausschließlich in den eigenhändigen Briefen bis 1803.

Auffällig ist, dass in Johann Wolfgang von Goethes Briefen der frühen Jahre ein Wortfeld dominiert, welches bei der direkten Anrede nicht vertreten war, und zwar der Bereich des Haushaltes bzw. der Haushaltsführung, auf den der „Hausschatz“[1453], der „Küchenschatz“[1454] sowie die „liebe kleine Köchin“[1455] verweisen. Die beiden Komposita fallen sowohl in der indirekten als auch direkten Anrede in einen kreativeren Bereich der Wortschöpfung als die anderen Koseformen. Zu beobachten ist zudem – wenngleich auch nur anhand zweier Belege –, dass die auf familiäre Rollen abhebenden Appellative in der Anrede, die sogenannten ‚Kinship Titles‘,[1456] zunehmen, die teils im Diminutiv vorkommen (1795: „Mütterchen“ in GC I, Nr. 54 und 1799: „der lieben Mutter“ in GC I, Nr. 251).

Diese auf die Eltern-Kind-Beziehung rekurrierenden Anredeformen sind auch in den Briefen von Christiana Vulpius – neben dem dominierenden „Schatz“ –, teil-

1453 GC I, Nr. 4, 8, 9 und 10.

1454 GC I, Nr. 3.

1455 GC I, Nr. 7.

1456 Vgl. hierzu Wyss: Intimität und Geschlecht, S. 196 sowie allgemein zu Anredeformen innerhalb der Familie Macha, Jürgen: Konstanz, Variation und Wandel innerfamiliärer Anredeformen. In: Macha, Hildegard / Mauermann, Lutz / Domke, Horst (Hrsg.): Brennpunkte der Familienerziehung. Weinheim 1997, S. 199–218, hier S. 214. Macha konzentriert sich in seinem Aufsatz auf die Eltern-Kind-Anrede und erwähnt die Anrede der Eltern untereinander nur in anekdotenhafter Weise; ähnlich Christen, Helen: Der Liebhaber und die Geliebte. Geschlecht und Sprache im Bereich privater Lebensformen. In: Bulletin VALS-ASLA 72 (2000), S. 167–179, insb. S. 170–175.

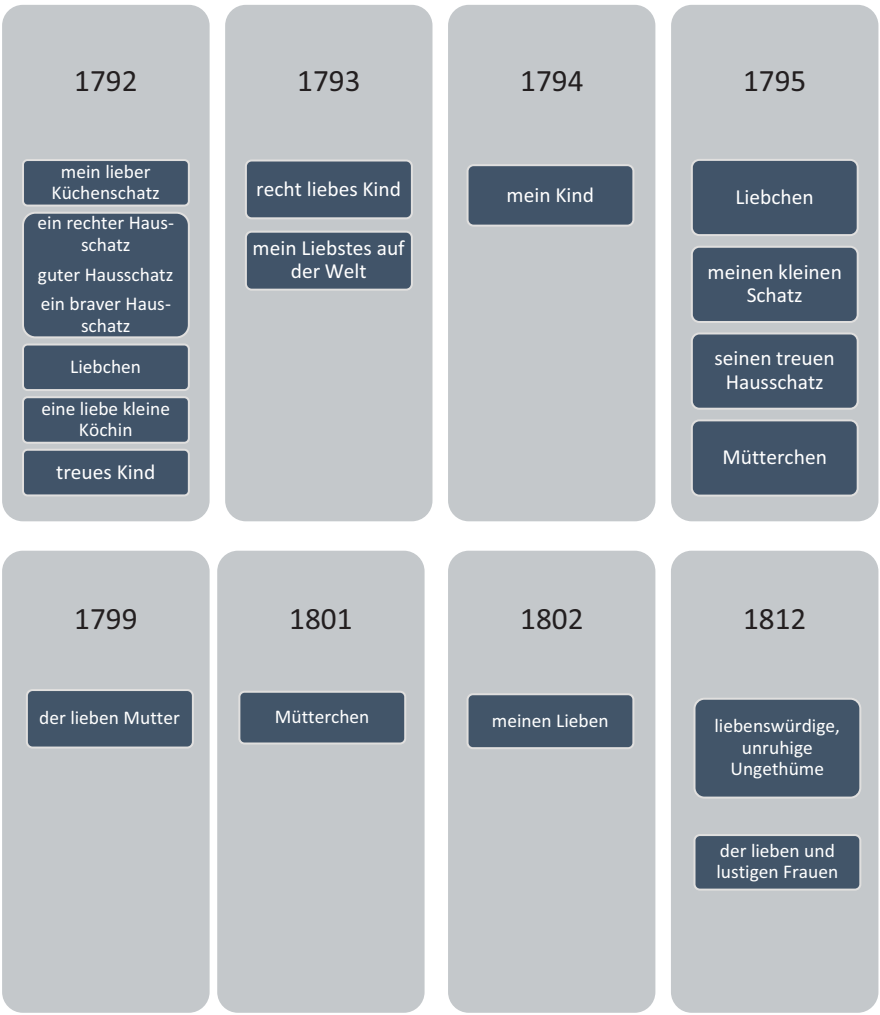


Abb. 28: Indirekte Anrede in den Briefen Johann Wolfgang von Goethes.

weise erweitert um das Attribut „guter“ oder „lieber“, präsent, und zwar in fünf von sechs Fällen in der diminutiven Variante „Väterchen“ (vgl. Tab. 33). Die ‚Kinship Titles‘ treten immer im thematischen Bezug zum gemeinsamen Sohn August auf.

Tab. 33: Indirekte Anrede in den Briefen von Christiana Vulpius.

Indirekte Anrede	Anzahl der Belege
Schatz gesamt	**26**
– der/meinen/seinen Schatz	17
– der/mein gute/r Schatz	6
– mein lieber Schatz	3
Vater/Väterchen gesamt	**6**
– sein Väterchen	1
– das/sein liebes Väterchen	2
– das gute Väterchen	1
– der gute Vater	1
– unser liebes Väterchen	1
mein Liebster	**1**
mein Allersuperbester	**1**
GESAMT:	**34**

Weitere Kosenamen in der indirekten Anrede liegen ebenfalls im konventionellen Bereich der Paarsprache („Schatz“, „Liebster“). Einzig der „Allersuperbeste“ lässt sich nicht in dieses Raster einordnen.

4.4.3.3 Selbstbezeichnungen

Wie die indirekten Anredeformen verwenden beide Korrespondenzpartner Selbstbezeichnungen nur in eigenhändigen Briefen oder Briefpassagen. In den Briefen Johann Wolfgang von Goethes kommen diese nur höchst selten vor. Es finden sich insgesamt nur drei Belege. So bezeichnet sich Goethe in einem Brief aus Verdun vom 10. Oktober 1792 als einen „recht muntern Freund“[1457] und am 20. Juni 1798 referiert er auf sich selbst als „den Schatz“, für den Christiana ihre „Äugelchen“ aufheben solle.[1458] In Bezug auf August spricht er 1796 rollenbezogen von sich als dessen „Väterchen“.[1459]

Christiana Vulpius verwendete Selbstbezeichnungen weitaus häufiger als ihr Mann. In ihren Briefen sind 38 Belege nachzuweisen (vgl. Tab. 34).

1457 GC I, Nr. 10.
1458 GC I, Nr. 85.
1459 GC I, Nr. 93.

Tab. 34: Selbstbezeichnung in den Briefen von Christiana Vulpius.

Selbstbezeichnung	Anzahl der Belege
Schatz	
– (Deinen) Schatz	9
– so ein großer tugendhafter Schatz	1
– Dein treuer Schatz	2
– Dein Dich ewig liebender Schatz	1
– Deinen tanzlustigen Schatz	1
– Deinen kleinen Schatz	1
– Dein ganz kleines Schätzchen	1
– Dein lustiger, zufriedener und glücklicher Schatz	1
– Deinen Haus-Schatz	2
Hase	
– (Deinen) Hase(n)	6
– Deine beiden Hasen	1
– ein Hasenfuß	1
Mütterchen	3
Kinder	
– die beiden Kinder	1
– deine Kinder	3
Christel	
– Deine Dich ewig liebende Christel	1
– Dein Christelchen[1460]	1
Dein kleines Naturwesen	1
(ein sehr starkes) Meerweibchen	2

Mit 19 Belegen ist die häufigste Selbstbezeichnung „Schatz“. Dabei verweisen die zusätzlichen Attribute auf verschiedene Bereiche; neben dem der Liebe und Treue („Dein Dich ewig liebender Schatz“ in GC I, Nr. 359 und GC II, Nr. 578 / „treuer Schatz“ in GC I, Nr. 216, 350 und 582) sowie dem häuslichen Umfeld („Haus-Schatz“ in GC I, Nr. 162) gehören hierzu auch Eigenschaften, die sich die Adressatin in Form von Attributen selbst zuschreibt wie „tugendhaft“[1461] oder „tanzlustig“.[1462] Aber auch der

1460 Im Original *Christilgen* (JWG4).
1461 GC I, Nr. 171.
1462 GC I, Nr. 289.

Bezug zu Gemütszuständen, die in der Selbstreferenz „Dein lustiger, zufriedener und glücklicher Schatz“[1463] zum Ausdruck kommen, spielen eine Rolle. Die Koseform „Hase“ reklamiert Christiana Vulpius nicht ausschließlich für sich selbst, sondern benutzt diese in der entsprechenden Pluralform auch einmal für sich selbst und ihren Sohn August. Ebenso kommen auch hier familiäre Rollenzuweisungen in Form von ‚Kinship Titles‘ in den Bezeichnungen „deine (beiden) Kinder“[1464] sowie „Mütterchen“ zum Ausdruck. Erstere Selbstreferenz greift Goethes häufigste Anrede für seine Frau auf, mit der sie sich selbst in die inferiore, aber zugleich besonders beschützenswerte Position des Kindes begibt.

Hinzuweisen ist auf zwei sprachschöpferisch interessante Bezeichnungen, die ansonsten sowohl in den Briefen von Christiana als auch von Johann Wolfgang von Goethe kaum zu verzeichnen sind. Es handelt sich um die Selbstbezeichnungen „dein kleines Naturwesen“[1465] sowie das „Meerweibchen“.[1466] Das Bedeutungsspektrum des Letzteren variiert je nach Kontext. Am 30. März 1799 heißt es in ihrem Brief metaphorisch: „Ich bin auch ein Hase, wenn ich nur nicht seit der Redoute schon ein Meerweibchen wäre.“[1467] Der „Hase“ meint in diesem Fall, dass sie besonders liebreizend oder empfänglich für Zuneigung ist, während sie sich als „Meerweibchen“ bezeichnete, wenn sie ihre Menstruation hatte (was Goethe auch als indirekter Hinweis dafür gedient haben könnte, dass keine Schwangerschaft vorliegt). Diese Bedeutung wird durch zwei weitere Belege unterstrichen. So heißt es am 19. Juni 1803 während eines Kur- und Badeaufenthaltes in Lauchstädt: „Die Meerweiblichkeit ist itzo da, [da] habe ich noch nicht baden können“[1468] und am 14. Juli 1803: „Ich befand mich wegen der Meerweiblichkeit nicht ganz wohl und hatte mich sogleich nach der Komödie ins Bette gelegt“.[1469] Am 30. November 1803 konstatiert Christiana Vulpius über ihr Befinden: „Es geht mir auch ganz leidlich hier. Nach der Redoute befand ich mich wieder recht leicht und wohl und bin es auch noch; bin aber auch *ein sehr starkes Meerweibchen*.“[1470]

Bemerkenswert sind außerdem die beiden auftretenden Propria, die einmal als Kurzform „Christel“[1471] und einmal als Diminutiv „Christelchen“[1472] realisiert werden.

1463 GC I, Nr. 374.
1464 GC I, Nr. 158, 216, 340 und 378.
1465 GC I, Nr. 98.
1466 GC I, Nr. 224 und 373.
1467 GC I, Nr. 224. – In Christiana Vulpius’ Briefen findet sich zudem die meist sexuell konnotierte Wendung *hasig sein*, was so viel bedeutet wie ‚besonders anschmiegsam‘ oder etwas expliziter ‚empfänglich für Begierde und Lust sein‘.
1468 GC I, Nr. 359.
1469 GC I, Nr. 363.
1470 GC I, Nr. 373 (Hervorhebung durch die Verf.).
1471 GC I, Nr. 13.
1472 GC I, Nr. 20.

Die Belege stammen beide vom Mai und Juni 1793; später sind Propria nicht mehr zu finden. Darüber hinaus unterschreibt Christiana von Goethe ihre Briefe meist mit „C. V.“[1473] oder später „C. v. Goethe“,[1474] seltener mit „Christiana (V.)“.[1475] Goethe unterzeichnet hingegen entweder mit „Goethe“ oder der Paraphe „G.“. Vollformen werden folglich ausschließlich in der Signatur verwendet, kommen bei Christiana von Goethe jedoch auch dort kaum vor.[1476] In der gegenseitigen direkten und indirekten Anrede treten Propria in der Korrespondenz nicht auf, weder in ihrer Vollform noch in einer Kurzform oder als Diminutiv.

Leisi weist in diesem Zusammenhang auf ein wesentliches Merkmal der Paarsprache hin, nämlich die zumindest latent vorhandene Tendenz (empirische Studien werden nicht angeführt), den Namen der Partnerin oder des Partners sowohl in der Kommunikation untereinander als auch gegenüber Dritten zu vermeiden. Eine Erklärung sieht er in der bewussten Abgrenzung dieses Namens und damit der geliebten Person vom Alltäglichen. Dies führe wiederum zu einer neuen Namengebung zu Beginn der Beziehung. Der Eintritt in diesen neuen Beziehungs- oder Paarbereich wird mit einer Art Übergangsritual markiert. Im Rahmen dieser Übergangsrituale oder nach Gennep „rites de passage“,[1477] die in den meisten Kulturen anzutreffen sind, ist die Namengebung oder auch das Ablegen des alten und Annehmen eines neuen Namens weit verbreitet. In der Paarbeziehung wird dieser Schritt meist unmerklich und ohne zeremoniellen Rahmen – im Gegensatz zur Taufe – vollzogen.[1478] Da der Name einer Person ein zentraler Bestandteil ihrer Identität ist, vermutet Leisi als Hintergrund der Neubenennung zum einen, dass mit dem Namenwechsel auch eine (zumindest teilweise) Herauslösung aus den bisherigen sozialen Strukturen symbolisiert wird. Zum anderen zieht er eine Verbindungslinie zwischen der (Neu-)Benennung einer Person (oder eines Tieres, Ortes usw.) und sich daraus ableitenden Besitzansprüchen; mit einer Namengebung wird die Inbesitznahme gewissermaßen markiert.[1479]

Inwieweit mit einer (Neu-)Benennung tatsächlich Besitzansprüche an die Partnerin oder den Partner postuliert und etabliert werden, ist in nicht unerheblichem Maß kulturabhängig und von individuellen Vorstellungen geprägt. Man könnte argumentieren, dass gerade die im Deutschen häufige Kopplung der (neuen) Kosenamen mit

1473 Vgl. u. a. GC I, Nr. 35, 64, 145, 160, 295, 367 und 368.

1474 Vgl. u. a. GC II, Nr. 488, 492, 494, 499, 515, 539, 577, 590, 596 und 601.

1475 Vgl. „Christiana“: GC I, Nr. 72 und 292, „Christiana V.“: GC I, Nr. 74.

1476 Vgl. zu den formalen Bestandteilen des Briefes, wozu auch die Unterschrift zählt, Tab. 4 in Kapitel 3.5.4.

1477 Vgl. Leisi: Paar und Sprache, S. 25.

1478 Vgl. ebd., S. 24 f.; ebenso ders.: Namengebung bei Liebespaaren, S. 492–495.

1479 Vgl. Leisi: Paar und Sprache, S. 26–28; ebenso ders.: Namengebung bei Liebespaaren, S. 494.

einem Possessivpronomen diesen Eindruck erweckt, wobei auch hier Interpretationsspielraum besteht. In jedem Fall kann man sagen, dass damit eine intime Relation begründet und ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl demonstriert wird (sei es ausschließlich auf der Ebene der Paarbeziehung oder auch vor Dritten), was allerdings nicht zwangsläufig als eine Form der Inbesitznahme interpretiert werden muss.

4.4.3.4 Weitere Besonderheiten

Die beiden Diagramme (Abb. 29 und 30) geben eine Gesamtübersicht über das quantitative Verhältnis der Anrede sowie der Selbstbezeichnung beider Korrespondenzpartner, das zunächst ins Verhältnis zu den überlieferten Briefen sowie in einem zweiten Schritt zu den eigenhändig geschriebenen Briefen zu setzen ist.

Die Gegenüberstellung der Diagramme verdeutlicht nochmals die signifikant höhere Anzahl von Anredeformen und Selbstbezeichnungen in den Briefen Christiana von Goethes bei einer deutlich geringeren Zahl an überlieferten Briefen. Dies ist allerdings nicht die entscheidende Referenzgröße. Wichtiger ist das Verhältnis zwischen eigenhändigen und diktierten Briefen.[1480] Bei Johann Wolfgang von Goethe ist der Anteil diktierter Briefe ohne einen eigenhändigen Zusatz respektive eine eigenhändige Nachschrift mit etwa 44 Prozent deutlich höher als bei seiner Frau mit nur rund drei Prozent. Von den 94 direkten Anredeformen in den Briefen des Ehemannes kommen nur 24 in diktierten Briefen vor. Ein Großteil davon entfällt auf Briefe, die nach der Heirat diktiert wurden, davon kommen allein zehn Formen in zehn Briefen vor, die Goethe während seiner längeren Jenaer Aufenthalte 1809 Friedrich Wilhelm Riemer diktiert hatte.[1481] In nur sechs Fällen finden sich direkte Anredeformen in Briefen von Schreiberhand vor der Ehe, die allesamt von Goethes langjährigem Schreiber Ludwig Geist niedergeschrieben worden sind.[1482]

Dass die meisten kosenden Anredeformen, die trotz aller Formelhaftigkeit als Namen für Zuneigung, Intimität und Zusammengehörigkeit zweier Personen stehen, zumeist nur in eigenhändigen Briefen vorkommen, überrascht nicht. Es wäre wenig schicklich gewesen, diese Formen der Privatsprache in großem Stil vor einer dritten Person preiszugeben oder niederschreiben zu lassen. Goethe pflegte dem-

1480 Vgl. hierzu auch Tab. 30 und 31 in Kapitel 4.4.3.1.

1481 Goethe hielt sich vom 29. April bis 13. Juni sowie nochmals vom 23. Juli bis 7. Oktober in Jena auf (vgl. Unterberger: Goethe-Chronik, S. 290 f.). Vgl. hierzu auch den Briefwechsel zwischen Johann Wolfgang von Goethe und Friedrich Wilhelm Riemer unter der https://ores.klassik-stiftung.de/ords/f?p=408:1 (22.03.2024).

1482 Die Belege der direkten Anredeformen setzen sich chronologisch wie folgt zusammen: 1796: 2; 1797: 1; 1799: 1; 1802: 2; 1807: 2; 1809: 10; 1810: 2; 1812: 2; 1813: 2; Ludwig Geist stand zwischen 1795 und 1804 in Goethes Diensten (vgl. Art. „ID 43718 - Geist, Johann Jakob Ludwig“, in: Forschungsdatenbank so:fie, https://ores.klassik-stiftung.de/ords/f?p=900:2:::::P2_ID:43718 [03.02.2024]).

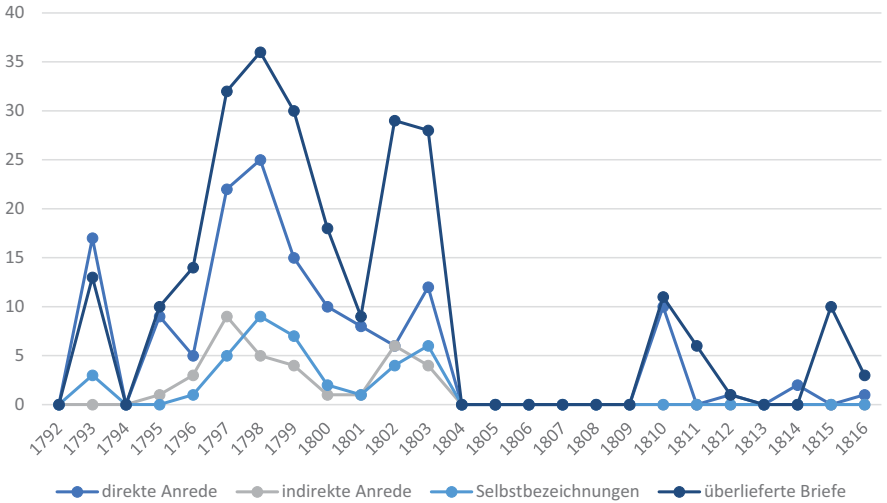


Abb. 29: Anrede und Selbstbezeichnungen in den Briefen Christiana von Goethes.

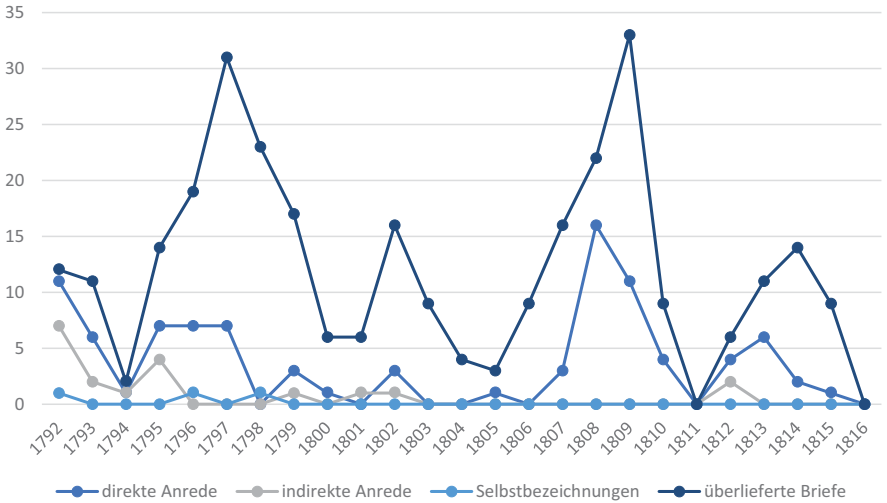


Abb. 30: Anrede und Selbstbezeichnungen in den Briefen Johann Wolfgang von Goethes.

entsprechend auch, private Angelegenheiten, wenn nicht in eigenhändige Briefe, dann doch in eigenhändige Briefpassagen oder Nachschriften auszulagern, die nicht mehr für die Augen des Schreibers bestimmt waren. Ferner lassen die erhaltenen Briefe, die natürlich nur einen Ausschnitt aus der ursprünglichen Gesamtkorrespondenz repräsentieren, die Vermutung zu, dass der Grad der Vertrautheit, der sich in gewissem Maß auch in der Anrede spiegelt,[1483] schreiberabhängig war. Bei langjährigen Mitarbeitern Goethes kann man von einem stärkeren Vertrauensverhältnis ausgehen, erst recht, wenn die Schreiber selbst auch in einem engeren Bekanntschaftsverhältnis zu Christiana von Goethe standen oder wie Riemer viele Jahre hinweg mit im Haus am Frauenplan wohnten.

Die chronologische Betrachtung der Anrede- und Koseformen fördert eine weitere Besonderheit zutage. In den Jahren 1798 und 1799 zeigt sich eine stark gegenläufige Tendenz im Briefwechsel: Während Johann Wolfgang von Goethe 1798 gar keine und 1799 insgesamt nur vier Koseformen (drei in der direkten und eine in der indirekten Anrede) für seine Partnerin verwendet,[1484] ist die Anzahl dieser Formen in den Briefen von Christiana Vulpius außergewöhnlich hoch. Allein der Anteil direkter Anreden ihres Partners liegt bei knapp 28 Prozent, der indirekten bei rund 26 Prozent. Bei der direkten Anrede und den Selbstbezeichnungen (ca. 42 Prozent) handelt es sich im Jahr 1798 sogar um den höchsten Wert in der gesamten Überlieferung. Einen Überblick über die in diesen beiden Jahren verwendeten Kosenamen gewährt Tab. 35.

Schaut man sich die von Christiana Vulpius verwendeten Koseformen in Tab. 35 genauer an, fällt zweierlei auf: Zunächst ist in den Jahren 1798/99 ein hoher Anteil von generell häufig vorkommenden Anredeformen zu verzeichnen. Rund ein Viertel der Formen von „(mein) Lieber“ oder „mein Liebster“ sowie etwa 54 Prozent aller Formen bzw. attributiven Syntagmen, die das Appellativum „Schatz“ enthalten, treten in den Briefen dieses Zeitraumes auf. Markanter sind jedoch die komplexen attributiven Syntagmen oder Kosephraseologismen, die in größerem Maß nur in diesem Zeitraum auftreten. So stammen die beiden mit insgesamt drei schmückenden Attributen versehenen, komplexesten Formen des Briefwechsels „mein allerbester,

1483 Heinz-Helmut Lüger merkt an, dass „die Skala mit fließenden Übergängen“ von den Eckpunkten ‚Intimität‘ bzw. ‚große Vertrautheit‘ auf der einen und ‚Formalität‘ bzw. ‚fehlende Vertrautheit‘ auf der anderen Seite begrenzt werden (vgl. ders.: Sprachliche Routinen und Rituale (Werkstattreihe Deutsch als Fremdsprache, 36). Frankfurt a. M. u. a. 1992, S. 62).

1484 Zweimal kommt „mein liebes Kind“, einmal „mein liebes Herz“ als direkte Anrede vor und einmal in Bezug auf August die indirekte Anrede „der lieben Mutter“. Darüber hinaus enthält der Brief vom 20. Juni 1798 noch eine von insgesamt nur drei Selbstbezeichnungen in Goethes Briefen. Dort heißt es in der egh. Nachschrift: „Ich hoffe, daß Du Dein glattes Gesichtchen, so wie die Äugelchen für *den Schatz* aufheben wirst.“ (GC I, Nr. 185; Hervorhebung durch die Verf.).

Tab. 35: Direkte Anrede in Christiana von Goethes Briefen einschließlich des quantitativen Anteils für die Jahre 1798/99.

direkte Anrede C. von Goethes für J. W. von Goethe	Belege	1798	1799
Lieb°			
– (mein) Lieber	87	11	11
– Du Lieber	1		
– Du Liebster	1		
– mein Liebster	1	1	
– mein Liebstes	2		
– Lieber und Liebstes auf der Welt	1		
Schatz			
– lieber Schatz	15	6	2
– bester Schatz	1		
– mein lieber Schatz	1		
– lieber, bester Schatz	4	1	1
– lieber, allerbester Schatz	1	1	
– Lieber, allerbester, einziggeliebter Schatz	1	1	
– mein allerbester, superber, geliebter Schatz	1	1	
Bester			
– mein Bester	2		
– (mein) Lieber, Bester	4	1	1
Guter			
– mein Guter	1	1	
– Lieber, Guter	1	1	
Geheimerat			
– Lieber Geheimerat	8		
– Lieber, bester Geheimerat	3		
– Lieber, guter Geheimerat	2		
mein Einziger	2		
Du Engel	2		
Du Süßer	1		
GESAMT	143	25	15
Anzahl überlieferter Briefe	254	36	30

superber, geliebter Schatz“[1485] und „Lieber, allerbester, einziggeliebter Schatz“[1486] aus dem Jahr 1798. Auch die Anrede „lieber, allerbester Schatz“[1487] kommt ausschließlich 1798 vor, d. h., dass der verstärkte Superlativ „allerbester“ nur für das

1485 GC I, Nr. 171.
1486 GC I, Nr. 190.
1487 GC I, Nr. 199.

Jahr 1798 reklamiert ist. Diese üppige Häufung liebkosender, superlativischer Adjektive markiert einen Bruch gegenüber den sonst nicht selten ritualisiert-formelhaft auftretenden und weitaus weniger überschwänglichen Anredeformen.[1488] Bedenkt man demgegenüber Goethes deutliche Zurückhaltung mit Kosenamen in den Jahren 1798/99, wird ein deutliches Missverhältnis erkennbar, das erklärungsbedürftig ist.

Ein Hintergrund der wenigen Koseformen in Goethes Briefen ist in der geringen Anzahl eigenhändiger Briefe zu sehen: 1798 sind von 23 überlieferten Briefen nur sechs, mithin etwa ein Viertel, von seiner eigenen Hand zu Papier gebracht oder mit einer eigenhändigen Nachschrift versehen worden. 1799 steigt der Anteil auf über die Hälfte der Briefe (neun von 17 überlieferten Briefen).[1489] Zum Vergleich bietet sich auch das den beiden vorausgehende Jahr 1797 an, in dem sich Goethe von Juli bis November auf einer Reise in der Schweiz befunden und im gesamten Jahr ebenfalls gut die Hälfte seiner Briefe eigenhändig oder mit eigenhändigen Nachschriften verfasst hatte. Allerdings sollte dieses Argument nicht zu stark gewichtet werden, da sich grundsätzlich einwenden lässt, dass es Goethe immer freistand, dem von Schreiberhand verfassten Brief zumindest eine kurze eigenhändige Nachschrift mit einer persönlicheren Note hinzuzufügen, wenn er dies wollte. Abgesehen von den fehlenden Koseformen fällt besonders 1798 ein grundlegend distanzierter Ton auf, sodass eine ernsthaftere Ursache zu vermuten ist.

In der biographischen Literatur wurde mit Blick auf das Jahr 1798 auf eine krisenhafte Situation der Paarbeziehung hingewiesen.[1490] Als ein Anzeichen für eine gewisse Entfremdung ist der Kauf des Landgutes in Oberroßla zu sehen,[1491] das Goethe im März 1798 erwarb und zum Johannistag desselben Jahres auch formaljuristisch in Besitz nahm. Christiana Vulpius war von Beginn an in den Kaufprozess und anschließend auch in Fragen zur Verpachtung, Einrichtung und

1488 Vgl. zur formelhaften Sprache allgemein Lüger: Sprachliche Routinen und Rituale, sowie im Kontext der Auswandererbriefe mit weiterführender Literatur Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 152–174.

1489 Zu vollständig egh. Briefen des Jahres 1798 gehören: GC I, Nr. 192, 195, 210 und 213; mit einer egh. Nachschrift versehen sind GC I, Nr. 182, 185; für 1799 sind vollständig egh. die Briefe: GC I, Nr. 245, 249, 251, 258 und 262; mit einer egh. Nachschrift versehen sind: GC I, Nr. 221, 225, 233 (außer der Nachschrift von Schreiberhand) und 236.

1490 Vgl. Damm: Christiane und Goethe, S. 248–257.

1491 Vgl. hierzu ausführlich Doebber, Adolph: Goethe und sein Gut Ober-Roßla. Nach den Akten im Goethe- und Schiller-Archiv und im Geh. Haupt- und Staats-Archiv zu Weimar. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 6 (1919), S. 195–239.

Organisation maßgeblich eingebunden, wie aus dem Briefwechsel deutlich hervorgeht. Mit diesem Kauf bezweckte Goethe, seiner Partnerin „eine unabhängige Existenz zu verschaffen“, wie es im Brief vom 6. August 1798 heißt.[1492] Diesem eigenhändig geschriebenen Brief, verfasst an jenem Tag, den beide wohl zu Unrecht als den Geburtstag von Christiana Vulpius zu feiern pflegten, kommt überhaupt eine Schlüsselrolle für die Deutung dieser offenbar wenig glücklichen Beziehungsphase zu. Außerdem rät er Christiana Vulpius, sich „an den ländlichen Beschäftigungen“ zu erfreuen und „alles näher kennen [zu] lern[en].“[1493] Man kann davon ausgehen, dass Goethe wohl eine Ansiedlung seiner Partnerin im ca. 15 Kilometer entfernten Oberroßla zumindest perspektivisch im Sinn hatte.[1494]

Zwei weitere Indizien sprechen für gewisse Schwierigkeiten zu dieser Zeit, die beide in das vorhergehende Jahr zu datieren sind oder dort ihren Anfang nahmen. Aus dem Jahr 1797 ist eine Inventarliste von Christiana Vulpius erhalten, in der sie auf sieben eigenhändig beschriebenen Seiten ihre Besitztümer auflistet, die sie wohl zum Teil noch aus ihrem Elternhaus mitgebracht hatte.[1495] Diese Aufstellung ist zunächst eine Bestandsaufnahme und Ordnung ihrer Eigentumsverhältnisse, nicht mehr und nicht weniger. Wahrscheinlich steht diese Inventur ähnlich wie Goethes Testament im Zusammenhang mit Goethes Reiseplänen, die ihn ursprünglich bis nach Italien führen sollten. Eine solch weite Reise war um 1800 mit Risiken und Gefahren verbunden, die im schlimmsten Fall zum Tod führen konnten. Vor diesem Hintergrund ist die Ordnung der Verhältnisse verständlich. Ebenso deutlich wird in Christiana Vulpius' Briefen ihre Besorgnis im Hinblick auf die Reise, welche zuweilen in klare Missfallensäußerungen übergeht,[1496] was Goethe womöglich im Sinne einer Einschränkung seiner Freiheit nicht recht gewesen sein dürfte.

Darüber hinaus ging seit Ende 1797, also bereits kurz nach Goethes Rückkehr am 20. November aus der Schweiz, das Gerücht um, dass Goethe eine andere Frau heiraten wolle.[1497] Christiana Vulpius kam dieses Gerede offenbar erst nahezu ein

1492 GC I, Nr. 192.

1493 GC I, Nr. 192.

1494 Auch Böttiger legt diese Deutung in seinem Tagebuch nahe (vgl. Böttiger, Karl August: Literarische Zustände und Zeitgenossen. Begegnungen und Gespräche im klassischen Weimar. Hrsg. von Klaus Gerlach und René Sternke. Berlin 1998, S. 92). Allerdings ist diese Quelle wegen der Vorbehalte des Verfassers gegenüber Goethes Verbindung zu Christiana Vulpius nur mit angemessener Vorsicht als Beleg zu sehen.

1495 Vgl. GSA, Sign.: 34/XIII,4,2; vgl. auch Damm: Christiane und Goethe, S. 253.

1496 Vgl. z. B. GC I, Nr. 100, 145, bes. Nr. 153.

1497 Es könnte sich dabei um Emilie von Berlepsch gehandelt haben. Dies geht andeutungsweise aus dem Brief von Jean Paul an Christian Otto vom 19. Dezember 1797 hervor: „Göthe ist zurük und in Weimar einsam: sie [Emilie v. Berlepsch] wil mir ihr langes ihr gefallendes Gespräch mit

Jahr später zu Ohren und brachte sie des Nachts um den Schlaf, wie aus ihrem Brief vom 24. November 1798 hervorgeht.[1498] Wahrscheinlich spiegeln sich in dem von Christiana Vulpius beschriebenen Alptraum ihre realen Trennungsängste wider.[1499] Goethe geht in seinem Antwortbrief auf die Sorgen seiner Partnerin nicht ausführlich ein, versucht sie aber mit einem eigenhändigen Brief zu beruhigen und wünscht, dass Christianas Fahrt nach Kötschau „so wie alle andre Freuden dieser Woche recht wohl anschlagen und alle Grillen und Träume verjagen mögen.“[1500] Der Brief endet nicht mit einem Liebesbekenntnis, sondern schlicht mit den Worten „Lebe recht wohl und grüße Deine Gesellschaft.“[1501] Allerdings hatte Goethe bereits fünf Tage früher, am 20. November 1798, selbst zur Feder gegriffen und Christiana Vulpius seiner Liebe versichert,[1502] nachdem sie bemerkt hatte, dass sie jede Nacht davon träume, er mache in Jena viele „Äugelchen“.[1503]

In diesem Kontext der Beziehungskrise sind auch die disparaten Signale hinsichtlich der Anrede- und Koseformen zu sehen: auf der einen Seite das fast völlige Fehlen und auf der anderen Seite die Verwendung sehr überschwänglicher, komplexer Anredeformen. Christiana Vulpius scheint nicht zuletzt mit liebkosenden, den Partner überhöhenden Ansprachen um die Gunst Goethes zu werben – ein Versuch, der zumindest 1798 kaum einen Widerhall in seinen Briefen findet. Goethes meist kurze Briefe aus dem Jahr 1798 wirken im Großen und Ganzen distanziert und unpersönlich. Er hebt häufig auf organisatorische, praktische Fragen ab, sodass der Kontrast zu den meist fröhlich-beschwingten, hin und wieder aber auch ihre Sorgen und Verlustängste behutsam thematisierenden Briefen kaum größer sein könnte.

---

ihm über mich erzählen und ich dir. Sie spricht von seiner Seelen-Doublette, wovon die bessere immer vor ihr auftrete. Nach meiner Einsicht in ihre und seine Seele gab es für ihn keine Frau weiter als diese.“ (vgl. BuG IV, S. 391) – Charlotte von Stein schien dieses Gerücht ebenfalls zu kolportieren. In einem Brief, von Urlichs auf den 2. November 1796 datiert, schreibt sie an Charlotte Schiller: „Ich hab’ die Berlepsch nur einmal gesehen; sie war lustig und munter und dick und fett. Vielleicht macht sie jetzt mehr Eindruck auf Goethe, als da sie mager und sentimentalisch war; sie sieht auch etwas gemeiner aus.“ (Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Hrsg. von Ludwig Urlichs, Bd. 2. Stuttgart 1862, S. 315). Nicholas Boyle deutet dies ebenfalls so, als hätte es die bereits geschiedene „Frau von Berlepsch [...] auf Goethe abgesehen.“ (Boyle, Nicholas: Goethe. Der Dichter in seiner Zeit. Bd. 2: 1791–1803. Frankfurt a. M. / Leipzig 2004, S. 552).

1498 Vgl. GC I, Nr. 212.

1499 Vgl. Damm: Christiane und Goethe, S. 254.

1500 GC I, Nr. 213.

1501 Ebd.

1502 Vgl. GC I, Nr. 210.

1503 Vgl. GC I, Nr. 209.

1799 kam es schließlich zu einer Konsolidierung der Beziehung und einer offensichtlichen Wiederannäherung. Es sind im Verhältnis zur Überlieferung wieder mehr eigenhändige Briefe Goethes erhalten, die Kosenamen nehmen leicht zu und der Stil und der Ton der Briefe sind wieder von größerer Nähe geprägt.

An diesem Beispiel wird deutlich, dass die Anrede- und Koseformen, die neben ihrer Formelhaftigkeit auch Raum für Variation und zuweilen größere sprachliche Kreativität lassen, in der vorliegenden Korrespondenz als ein Indikator für den Zustand der Partnerschaft (und damit auch für krisenhafte Zeiten) zu sehen sind. Somit ist es auch möglich, das starke Übergewicht von diktierten Briefen Goethes im Jahr 1798 nicht wie oben ausgeführt als Grund für die meist fehlenden Anredeformen zu sehen, sondern als bewusste Distanzierungsstrategie Goethes, um in dieser schwierigen Phase der Beziehung gar nicht erst in die Lage versetzt zu werden, eine womöglich nicht erwünschte zu große Nähe und Zuneigung über eigenhändige Briefe oder Briefpassagen zu suggerieren.

Zusammenfassend ist im Bereich der nominalen Anrede im Briefwechsel der Goethes festzuhalten, dass ein Großteil der verwendeten Koseformen aus dem konventionellen Bereich der Paarsprache („Lieber/Liebe“, „Schatz“ etc.)[1504] stammt und nur selten kreative, sprachschöpferische Formen wie „Hasenfuß“, „Meerweibchen“ (beides als Selbstbezeichnungen Christianas), „Naturwesen“ oder „Hausschatz“ zu beobachten sind. Propria kommen in der gegenseitigen Anrede weder in ihren Voll- noch in Kurz- oder diminuierten Formen vor. Dasselbe ist für Kunstwörter zu konstatieren, die nicht auftreten. Auch Diminutive wie „Weibchen“ oder „Liebchen“, die Goethe für seine Frau verwendet, sind selten anzutreffen. Dafür sind Anreden und Selbstbezeichnungen, die aus den familiären Rollen resultieren, ein fester Bestandteil der brieflichen Kommunikation des Paares. Trotz eindeutiger Präferenzen bei den Koseformen sind diese nicht festgelegt und beide Partner, wie auch in anderen Beziehungen üblich, verwenden mehrere Namen füreinander.[1505] Daraus resultieren eine gewisse Namenvielfalt in den Briefen und ein bewusster Einsatz abweichender, komplexer Formen bzw. Kosephraseologismen, um wie im Jahre 1798 eine krisenhafte Phase dadurch abzufangen und aufzubrechen.

1504 In Ermangelung diachroner Vergleichsstudien sei zumindest ein Seitenblick auf die Ergebnisse der NAMBOS-Studie, eine internetbasierte Untersuchung aus dem Jahr 2009, erlaubt, auf die auch Nübling verweist (vgl. Nübling: Beziehung überschreibt Geschlecht, S. 113 f.). Diese führt als den mit großem Abstand häufigsten Kosenamen *Schatz* (37 %) und *Schatzi* (9,6 %) auf, gefolgt von *Hase* (3,9 %). Beide finden wir auch schon im Briefwechsel der Goethes. Auf Platz 7 rangiert der Kinship Title *Papa/Papi* (2 %), der in dieser infantileren Form nicht in unserem Briefkorpus vorkommt, aber in Form von *Väterchen* (einmal auch *Vater*) und dem Äquivalent *Mütterchen*.
1505 Vgl. hierzu ausführlicher Leisi: Paar und Sprache, S. 28–32; ebenso Leisi: Namengebung bei Liebespaaren, S. 495–498.

4.4.4 Pronominale Anrede

4.4.4.1 Die Situation um 1800: fünffache Anrede

Nachdem die Anrede in ihrer nominalen Form im vorherigen Kapitel zu den Koseformen thematisiert worden ist, soll nun die Personaldeixis mittels Personal- und Possessivpronomina[1506] im Briefwechsel zwischen Christiana und Johann Wolfgang von Goethe behandelt werden. Zugrunde liegt hier wie schon bei der Analyse der Koseformen das Korpus der gesamten überlieferten Korrespondenz beider Briefpartner. In den eigenhändigen Briefen Christiana von Goethes ist eine gewisse Varianz der Anredeformen bzw. der Personaldeixis festzustellen, deren Auftreten vor allem unter beziehungssprachlichen Aspekten untersucht werden soll. Die Anrede im Allgemeinen und die pronominale Anrede im Speziellen weist grundsätzlich einen starken Partnerbezug auf und enthält dementsprechend Hinweise auf die Beziehung des Sprechers zum Hörer, die situativ variieren kann. Claus Ehrhardt spricht in diesem Zusammenhang (ohne mit der Wortwahl eine Hierarchie ausdrücken zu wollen) von einem primären Aspekt der Anrede, welcher sich auf die Referenz des (deiktischen) Ausdrucks bezieht, und einem sekundären, der sich auf die Beziehung zum Kommunikationspartner und die Situation bezieht.[1507] Darüber hinaus werden andere Deutungsmuster wirksam, die nicht nur auf das Verhältnis von Sprache und Beziehung zielen.

Vorauszuschicken ist, dass auf die Beziehungskommunikation ein komplexes Bündel von Faktoren wirkt, welches somit Einfluss auf die Wahl der Anredeform wie das Duzen oder Siezen hat. Nach Werner Holly betrifft dies neben Aspekten wie Alter, Status, Geschlecht oder kultureller Identität auch persönliche Eigenschaften wie Charakter, Haltung, Einstellung, aber auch die Rollen der an der Kommunikation beteiligten Personen, die situativ variieren können. Holly versucht diese Parameter in vier Dimensionen zu gliedern, wovon zwei besonders hervorzuheben sind, nämlich die *horizontale Dimension* von Nähe und Distanz, die über verschiedenartige (verbale und nonverbale) Signale den „kommunikative[n] Abstand“ der Kommunizierenden aushandelt. Insbesondere die Personalpronomina zeigen hierbei den Prozess des „Sich-näher-Kommens“ oder des „Auf-Abstand-Gehens“ an. Die zweite Dimension betrifft die *vertikale Richtung*, die eng mit Fragen von Status und

1506 Allgemein zu Pronomina und deren Klassifikation aus der Perspektive der Textlinguistik vgl. Harweg, Roland: Pronomina und Textkonstitution (Beihefte zu Poetica, 2). München: 2., verb. und erg. Aufl. 1979; aus dem Blickwinkel der Grammatik vgl. Simon, Horst J.: Für eine grammatische Kategorie ‚Respekt‘ im Deutschen. Synchronie, Diachronie und Typologie der deutschen Anredepronomina (Linguistische Arbeiten, 474). Berlin 2003 sowie Vorderwülbecke: Beschreibung interpersonaler Beziehungen.

1507 Vgl. Ehrhardt: Beziehungsgestaltung und Rationalität, S. 151 f.

Macht verbunden ist und entsprechend symmetrisch im Sinne einer Gleichberechtigung oder asymmetrisch im Sinne von Über- und Unterordnung gestaltet sein kann. Zwei weitere Dimensionen spielen eine wichtige Rolle, sind auf Basis historischer Quellen jedoch noch schwieriger zu beurteilen als die ersten beiden: die *evaluative Dimension*, die positive respektive negative Bewertungen des Selbst und des Partners betrifft und mit „kommunikativer Wertschätzung" überschrieben werden könnte, sowie die *affektive Dimension*, d. h. „kommunikative Gefühlslagen", die ein breites Spektrum zwischen den Polen von Sympathie und Antipathie der Beteiligten abdecken. Holly betont zu Recht, dass es zahlreiche Wechselbeziehungen und Verflechtungen zwischen den genannten Dimensionen gibt und diese nicht als ein vollständiges Raster zu verstehen sind. Vielmehr bieten sie Anhaltspunkte für den Blick auf das kommunikative Beziehungsgeflecht, wobei eine umfassende Modellierung des Beziehungsaspektes in der Kommunikation aufgrund seiner Komplexität nur schwer zu erreichen sein wird.[1508] Diese Beobachtungen gelten allgemein für die Beziehungssprache, aber im Besonderen auch für die Anrede, bei der zumindest die ersten beiden Dimensionen greifbarer sind als bei anderen sprachlichen Phänomenen.

Die historische Entwicklung vom Althochdeutschen an wurde bereits mehrfach in der Forschungsliteratur nachgezeichnet, sodass auf eine ausführliche Darstellung an dieser Stelle verzichtet wird.[1509] Von besonderem Interesse ist hingegen die sprachliche Situation um 1800, in einer Zeit also, in der das Anredeverhalten weit-

1508 Vgl. Holly, Werner: Beziehungsmanagement und Imagearbeit. In: Brinker, Klaus u. a. (Hrsg.): Text- und Gesprächslinguistik / Linguistics of Text and Conversation. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung / An International Handbook of Contemporary Research. 2. Halbbd. (HSK, 16.2). Berlin / New York 2001, S. 1382–1393, hier S. 1384 f (dort auch die Zitate).

1509 Vgl. Augst, Gerhard: Zur Syntax der Höflichkeit. In: Ders. (Hrsg.): Sprachnorm und Sprachwandel. Vier Projekte zu diachroner Sprachbetrachtung (Studienbücher zur Linguistik und Literaturwissenschaft, 7). Wiesbaden 1977, S. 13–60, insb. S. 23–44; vgl. auch die Ausführungen von Ammon, Ulrich: Zur sozialen Funktion der pronominalen Anrede im Deutschen. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 2 (1972), Heft 7, S. 74–88, insb. S. 82–87; Kohz: Anredeverhalten, S. 4–10; Simon: Respekt, S. 92–124; mit Fokus auf das 18. Jahrhundert vgl. Finkenstaedt, Thomas: You und Thou. Studien zur Anrede im Englischen (mit einem Exkurs über die Anrede im Deutschen) (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker, 10 [= 134]). Berlin 1963, S. 232–248; als eine nicht auf rein wissenschaftliches Publikum beschränkte Darstellung vgl. Besch, Werner: Duzen, Siezen, Titulieren. Zur Anrede im Deutschen heute und gestern (Kleine Reihe V & R, 4009). Göttingen ^{2}1998, insb. S. 90–112; eine kurze, auf grobe Linien fokussierte Darstellung findet sich bei Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 438 f.; einen ebenfalls kurzen, auf pragmatische Aspekte der Entwicklung pronominaler Anredeformen konzentrierten Überblick liefern Nübling u. a. in ihrem Einführungswerk: Historische Sprachwissenschaft des Deutschen, S. 207–212); ein kommentiertes Publikationsverzeichnis, das den Forschungsstand zu soziolinguistischen Aspekten der Anrede bis 1986 berücksichtigt, liegt vor in

reichend geregelt war. Die Konventionen orientierten sich generell am sozialen Status des Angesprochenen oder an der sozialen Hierarchie der Korrespondierenden neben anderen Faktoren wie Höflichkeit. Im Laufe der Zeit hat sich ein differenziertes Anredesystem herausgebildet, in welchem sich die ständische Gesellschaftsordnung jener Zeit widerspiegelte.[1510] In diesem Bereich wirkte das barocke Briefzeremoniell mit seiner deutlich hierarchischen Struktur fort, welche den sozialen Status einer Person sprachlich repräsentierte;[1511] dies gilt in besonderem Maße für das ausdifferenzierte System von Titulaturen. Zugleich gab es um 1800 für die Anredepronomina ein breites Variationsspektrum, für dessen Entwicklung wichtige Meilensteine, die das nachfolgende Schema im Überblick enthält, aufgezeigt werden sollen.

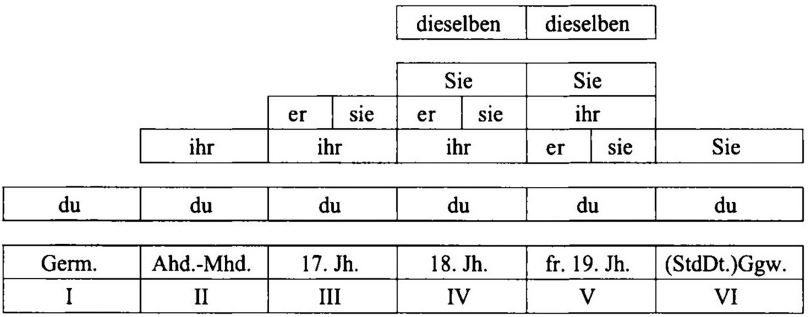


Abb. 31: Entwicklungsstufen der Anrede an eine Einzelperson im Deutschen (aus: Simon: Respekt, S. 93).

In der Zeit des Gotischen und frühen Althochdeutschen lässt sich für die Anrede einer Einzelperson zunächst nur die Anrede mit dem Personalpronomen der 2. P. Sg. *du* nachweisen. Als distanzsprachliche Höflichkeitsform tritt ab dem 9. Jahrhundert die 2. P. Pl. (*Ihr*) auf. Diese Erweiterung des Anredesystems wird meist zurückgehend auf Ausführungen von Jacob Grimm mit dem Einfluss des Lateinischen und im Speziellen mit seinem Ursprung im spätantiken Doppelkaisertum ab dem Jahre 395 n. Chr.

Braun, Friederike / Kohz, Armin / Schubert, Klaus: Anredeforschung. Kommentierte Bibliographie zur Soziolinguistik der Anrede (Ars linguistica, 16). Tübingen 1986.

1510 Vgl. Besch: Duzen, Siezen, Titulieren, S. 90.

1511 Vgl. weiterführend zu Form und Aufbau der titulatorischen Anrede Furger: Briefsteller, S. 102–116; zu Anrede und Titulaturen im Brief in ihrer historischen Entwicklung vgl. auch Kucharska, Elżbieta: Anreden des Adels in der deutschen und der polnischen Briefkultur vom 17. bis Anfang des 20. Jahrhunderts. Eine vergleichende sprachwissenschaftliche Untersuchung. Mit einer Auswahlbibliographie. Neustadt an der Aisch 2000, S. 24–33.

in Verbindung gebracht.[1512] Um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert ist zusätzlich die 3. P. Sg. (*Er, Sie*) belegt, die besonders in Zeiten des Absolutismus Hochkonjunktur hatte.[1513] Das heute noch übliche *Sie* der 3. P. Pl. kam schließlich im 17. Jahrhundert auf.[1514] Darüber hinaus existierte um 1800 eine Anredeform für ranghohe Korrespondenzpartner, welche mit *Dieselben* adressiert wurden. Gottsched führt in seiner Grammatik fünf Arten der Pronominalanrede nach dem Grad der Höflichkeit auf, woraus sich die folgende Abstufung extrahieren lässt: *du* (natürlich), *Ihr* (althöflich), *Er/Sie* (mittelhöflich), *Sie* (neuhöflich) und *Dieselben* (überhöflich).[1515] Die Nuancen des Gebrauchs dieser Formen erläutert Adelung in § 341 seiner *Deutschen Sprachlehre* wie folgt:

1512 Auf diesen Zusammenhang wird in den meisten historischen Abrissen zu den Anredepronomina mehr oder minder zustimmend verwiesen. Vgl. die zuvor erwähnten Darstellungen. Zuweilen wird die Verwendung der 2. P. Pl. als Höflichkeitsform auch mit Cäsar in Verbindung gebracht, der nach seinen militärischen Erfolgen und der damit errungenen Alleinherrschaft vom römischen Volk mit ebendieser Form im Lateinischen angesprochen wurde. Diese sei dann nach dem römischen Vorbild in die deutsche Sprache übernommen worden. Simon weist auf den zweifelhaften Wahrheitsgehalt dieser These hin, da es zu Zeiten Cäsars noch keine deutsche Sprache im eigentlichen Sinn gegeben habe (vgl. Simon: Respekt, S. 103). Kretzenbacher zieht das monokausale Erklärungsmuster des Doppelkaisertums ebenfalls in Zweifel. Er verweist hingegen auf den im Kirchenlatein gebräuchlichen *pluralis majestatis*, mit dem auch die Anrede *vos* in der mit *ir* übersetzten Form in die Volkssprache übernommen worden sei, die sich bereits im Frühneuhochdeutschen als Alternativform zur 2. P. Sg. etabliert habe (vgl. Kretzenbacher: Vom Sie zum Du, S. 24).

1513 Der Anwendungsbereich der 3. P. Sg. *Er/Sie* erfuhr einen raschen Wandel: Schon im ausgehenden 17., beginnenden 18. Jahrhundert wurde diese Form nicht mehr als Anrede an den Herrn, sondern an den Knecht gebraucht (vgl. Ammon: Pronominale Anrede, S. 85).

1514 Vgl. Ammon: Pronominale Anrede, S. 82–87 sowie Besch: Duzen, Siezen, Titulieren, S. 92–94. Eine ausführliche Studie zur sprachgeschichtlichen Entwicklung sowie der damit verbundenen sozio-pragmatischen Hintergründe bietet Listen, Paul: The Emergence of German Polite *Sie*. Cognitive and Sociolinguistic Parameters (Berkeley Insights in Linguistics and Semiotics, 32). New York 1999.

1515 Vgl. Gottsched, Johann Christoph: Vollständigere und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst. Nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und itzigen Jahrhunderts abgestattet und bey dieser fünften Auflage merklich verbessert. Leipzig ^{5}1762, S. 280.

Natürlich.	althöflich.	mittelhöflich.	neuhöflich.	überhöflich.
1 P. Ich bitte dich,	Ich bitte euch,	Ich bitte ihn,	Ich bitte Sie,	Ich bitte dieselben
2 P. Du bittest mich,	Ihr bittet mich,	Er bittet mich,	Sie bitten mich,	Dieselben bitten mich.
3 P. Er bittet mich,	Sie bitten mich,	Dieselben bitten mich.	Ich habe es von Ihnen,	Ich habe es von Denenselben.

– Ausführlich zu Gottsched sowie zur Situation der Anrede im 18. Jahrhundert und verschiedenen Positionen dazu vgl. Listen: German Polite Sie, S. 8–26; zur Höherstellung des Adressaten durch die Verwendung der 3. P. Pl. vgl. Kohz: Anredeverhalten, S. 39.

> Mit *du* sollte eigentlich eine jede einfache Person außer uns angeredet werden, allein die gesellschaftliche Höflichkeit hat hier ein anderes eingeführet, so daß *du* nur noch gegen Gott, in der Dichtkunst, in der Sprache der Vertraulichkeit, und in dem Tone der Herrschaft und Verachtung üblich ist. Außer diesen Fällen redet man sehr geringe Personen mit *ihr*, dem Plural der zweyten Person, ein wenig bessere mit *er* und *sie*, noch höhere mit dem Plural der dritten Person, *sie*, und noch vornehmere wohl gar mit dem Plural des Demonstrativi, *dieselben* an. Das *Euer* oder verkürzt *Ew.* in abstracten Anreden hoher Personen, ist noch ein Überbleibsel der alten Gewohnheit, einzelne oder mehrfache Personen außer uns mit *ihr* anzureden.[1516]

Zu bedenken ist, dass die Adelung'schen Ausführungen (die in ausführlicher Form auch unter den entsprechenden Lemmata in sein *Grammatisch-Kritisches Wörterbuch* eingegangen sind) vorrangig auf die Beschreibung der hochdeutschen Mundart abzielten und mithin regionale, soziale sowie dialektale Varianz in weiten Teilen nicht umfassend berücksichtigten.[1517] Diese Perspektive ergänzend und damit die ungleich größeren Verwendungsspielräume andeutend klagt ein anonymer Beobachter in einem Beitrag aus Bertuchs *Journal des Luxus und der Moden* über die „schwankende Etikette der deutschen Briefe" und verweist dabei auf ein breites regionales und soziales bzw. soziokulturelles Variationsspektrum: „Die Art und Weise, wie unsre Zeitgenossen in verschiedenen Ständen sich unter einander im Umgang anreden, ist sehr verschieden. *Du*, *Er*, *Ihr* und *Sie* mit ihren angehängten Nenn- und Zeit-Wörtern mischen sich mit sonderbar beliebten Nüancen durcheinander [...]."[1518] In der daran anschließenden Erläuterung des konventionalisierten Sprachgebrauchs geht der Beitrag auch auf Aspekte der Verwendung von Anredeformen ein, die sozial-hierarchisch begründet sind und somit Unterschiede aufzeigen, die aus symmetrischen respektive asymmetrischen Kommunikationssituationen resultieren.[1519]

Besonders hervorzuheben ist das freundschaftliche *Du*. Das 18. Jahrhundert ist ein bedeutendes Zeitalter des Privatbriefes und auch des Freundschaftskultes;

1516 Adelung: Deutsche Sprachlehre, S. 238 f. (Hervorhebungen im Original).

1517 Vgl. Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 440.

1518 [Anonym]: Ueber alte und moderne Sprach-Sitte, und Art, sich in verschiedenen Ständen mit Unterschied anzureden. In: Journal des Luxus und der Moden 2 (November 1787), S. 363–374, hier S. 364 (dort auch beide vorausgehende Zitate; Hervorhebungen im Original), https://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpvolume_00055103 (22.03.2024); vgl. auch Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 440.

1519 Vgl. [Anonym]: Alte und moderne Sprach-Sitte, S. 365–374. Vgl. zu den Anredeformen im Familienkreis, gegenüber Bedienten und Sekretären und Juden im Allgemeinen und mit spezifischem Goethe-Bezug auch Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 444–452.

beides bedingte und beförderte sich gegenseitig. Finkenstaedt hebt hervor, dass die „erste Generation des 18. Jahrhunderts [...] nur das *Sie* als Anrede im Brief [kennt], auch wenn man sich noch so zärtlich liebt.“[1520] Spätestens ab den 1770er Jahren etabliert sich zunehmend vor allem im Umkreis der jungen Generation des *Sturm und Drang* das freundschaftliche *Du*.[1521] Allerdings wurde auch in den Kreisen der Stürmer und Dränger unterschieden, wem man sich so innig verbunden fühlte, dass man das vertrauliche *Du* an diese Person richtete. Eine grundsätzliche Tendenz zur Anrede mit dem Personalpronomen der 2. P. Sg. ist nicht festzustellen.[1522]

In Anbetracht der vielfältigen Wahlmöglichkeiten und des sich rasch wandelnden Gebrauchs verwundert es kaum, dass schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts Bestrebungen hin zu einer Reduktion der vielfältigen Anredeformen aufkamen, wie sie beispielsweise Friedrich D. Gedicke 1794 in einer Rede vor der Berlinischen Akademie der Wissenschaften darlegte. Gedicke spricht sich in dieser (aus damals aktuellem Anlass der von ihm kritisch reflektierten Verordnung Robespierres, welche eine einheitliche Anrede im Französischen mit *tu* vorsah)[1523] für die Beschränkung auf die pronominale Anrede mit *Du* und *Sie* aus. Er wendet sich damit entschieden gegen ein nach sozialem Stand differenzierendes Anredesystem.[1524] Im Gegensatz war beispielsweise Georg Christoph Lichtenberg einer der großen Verfechter der mannigfaltigen deutschen Anredepronomina.[1525] Rege diskutiert wurde um 1800 auf deutschsprachigem Gebiet (in Anlehnung an Rousseau) auch die Frage, ob Kinder ihre Eltern duzen sollten, galt doch bis dahin die höfliche *Sie*-Anrede als angemessen.[1526]

4.4.4.2 Pronominale Anrede im Briefwechsel Christiana und Johann Wolfgang von Goethes

Trotz der genannten Reduktionsbestrebungen bei den Anredepronomina blieben die Spielräume um 1800 verhältnismäßig groß, wozu Albrecht Schöne hinsichtlich Goethes Umgang mit den Pronomina bemerkt:

1520 Finkenstaedt: You und Thou, S. 121 (Hervorhebung im Original).
1521 Gewissermaßen programmatisch ist Goethes Brief an Johann Jacob Riese vom 10. Oktober 1765 (vgl. GB 1 I, S. 20), in dem er vehement das *Du* vom Korrespondenzpartner einfordert; vgl. auch Finkenstaedt: You und Thou, S. 234–240 sowie Schöne: Der Briefschreiber Goethe S. 456.
1522 Vgl. Finkenstaedt: You und Thou, S. 238.
1523 Vgl. hierzu ebd., S. 244 f.
1524 Vgl. Gedicke, Friedrich D.: Über *Du* und *Sie* in der deutschen Sprache. In: Ders.: Vermischte Schriften. Berlin 1801, S. 101–140, hier S. 129, zit. nach Ammon: Pronominale Anrede, S. 86 f.
1525 Vgl. Finkenstaedt: You und Thou, S. 238 f.
1526 Vgl. Augst: Höflichkeit, S. 42 f.

> Freilich waren sie [die Pronomina, Anm. d. Verf.] in größerer Zahl verfügbar, als jemals zu früheren oder späteren Zeiten, und ihre noch in rascher Veränderung befindlichen Verwendungsspielräume haben ihm [Goethe, Anm. d. Verf.] ungewöhnlich wechselhafte Handhabungen dieses stilistischen Instrumentariums ermöglicht. Deshalb erweisen sich die unscheinbaren Pronomina bei genauerem Zusehen mitunter doch als aufschlussreiche Indikatoren.[1527]

Schöne zeigt anhand zahlreicher Beispiele, wie Goethe die beschriebenen Spielräume bei den Anredeformen nutzte und diese bei demselben Adressaten zwischen *du* und *Sie* wechseln konnten, gelegentlich gar innerhalb eines Briefes. Besonders bemerkenswert sind in dieser Hinsicht Goethes Briefe an Charlotte von Stein, die von einem häufigen Wechsel zwischen nähesprachlich-vertraulichem *du* und distanzsprachlich-respektvollem *Sie* sowie dem (beziehungssprachlich höchst interessanten) Ringen um diese Anredeformen geprägt sind. Elke Richter verweist auf den raschen Wechsel zum vertraulichen *du* in Goethes frühen Briefen, vermutet dabei aber, dass er im direkten persönlichen Umgang mit dieser Anrede wohl vorsichtiger gewesen sei.[1528]

In seinem Briefwechsel mit Christiana von Goethe findet sich eine solche Varianz hinsichtlich der Dichotomie *du – Sie* nicht. Goethe verwendet für die Anrede seiner Frau durchgehend die 2. P. Sg. Gelegentlich, vor allem in den späteren Jahren, tritt in der briefschließenden Grußformel eine Verbform im Plural auf, wie am 24. Mai 1815 in einem Brief aus Eisenach „Nun lebet wohl und gedenkt mein“[1529] oder in früherer Zeit, am 3. August 1798: „Lebet recht wohl und gedenket mein“.[1530] In diesen Fällen richten sich die Grüße allerdings nicht ausschließlich an seine Frau, sondern auch an den Sohn August oder in späterer Zeit ebenfalls an die Schreiberin und Gesellschafterin Caroline Ulrich.

In den Gegenbriefen Christiana von Goethes zeigt sich ein weniger einheitliches Bild, welches Schöne wie folgt umreißt:

1527 Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 437 f.

1528 Vgl. Richter, Elke: „Wie kann ich seyn ohne Ihnen zu schreiben“. Goethes frühe Briefe an Charlotte von Stein. In: Dies. / Rosenbaum, Alexander (Hrsg.): Charlotte von Stein. Schriftstellerin, Freundin und Mentorin (Supplemente zu den PROPYLÄEN. Forschungsplattform zu Goethes Biographica, 1). Berlin / Boston 2018, S. 3–49, hier S. 26. Charlotte von Stein reflektiert die Bedeutung der Anredepronomina gegenüber Johann Georg Zimmermann in ihrem Brief vom 6. März 1776 wie folgt: „Er [Goethe, Anm. d. Verf.] war sehr gut gegen mich nennte mich im Vertrauen seines Hertzens Du, das verwies ich ihn mit den sanfftesten Ton von der Welt sichs nicht anzugewöhnen weil es nun eben niemand wie ich zu verstehn weis und er ohne dies offt gewiße Verhältniße aus den Augen setz [...].“ (Ebd., S. 27).

1529 GC II, Nr. 584.

1530 GC I, Nr. 191.

> Während Goethe lebenslang bei diesem DU geblieben ist [von dem der Autor annimmt, dass beide es schon in ihren frühen, nicht überlieferten Briefen benutzt haben, Anm. d. Verf.], hat Christiane dann in den Jahren 1795–98 für vier Briefe durchgehend das Anredepronomen der 3. Person Plural verwendet [...] und in sechs anderen Briefen das gewohnt-vertrauliche DU mit diesem förmlichen SIE vermischt [...]. Während man sonst doch anfangs siezte und später erst duzte, ging es hier gerade umgekehrt – ohne daß in diesen Schreiben ein Anlaß ersichtlich würde.[1531]

Auf diesen allgemeinen Beobachtungen aufbauend wird eine weitere Spezifikation, Systematisierung und Erweiterung der verwendeten Anredepronomen in den Briefen Christiana von Goethes vorgenommen, die in Erklärungsansätzen und Hypothesen zu den angesprochenen, nicht auf den ersten Blick ersichtlichen Anlässen einer flexiblen Verwendung der Anredeformen münden sollen. Die Schwierigkeiten und Grenzen bei der Interpretation eines historischen Anredeverhaltens, das von einer gewissen Varianz geprägt ist, liegen auf der Hand. Mit Horst Simon lassen sich diese Hürden – zwar mit Blick auf mittelalterliche Quellen formuliert, aber nichtsdestoweniger auch auf Zeugnisse aus neuerer Zeit anwendbar – auf zwei Punkte bringen: Einerseits ist „die Unsicherheit hinsichtlich der Interpretation der Anredevariation [...] auf das heuristische Problem des modernen Linguisten zurückzuführen – also auf die Unzulänglichkeit der rein schriftlichen Überlieferung und auf den mit dem historischen Abstand zwangsläufig verbundenen Mangel an Einfühlungsvermögen des neuzeitlichen Interpreten“[1532] und andererseits zeigt Christiana Vulpius eine Varianz, die (auf den ersten Blick) nicht systematisch erscheint.[1533]

Zunächst gilt es, das quantitative Verhältnis von Singular- und Pluralanrede zu konturieren. Dafür werden neben den verwendeten Personalpronomina[1534] auch die Possessivpronomina (beides jeweils mit Referenz auf Goethe) herangezogen (vgl. Tab. 36).

Die Sie-Anrede tritt in den Briefen von Christiana Vulpius ab 1795 auf. Aufgrund der Quellenlage ist ein Vergleich mit früheren Briefen kaum möglich, da die Überlieferung erst im Jahr 1793 mit 13 Briefen einsetzt und aus dem Jahr 1794 keine Briefe erhalten sind. Die letzte belegte *Sie*-Anrede stammt aus einem Brief vom Juni 1803 mit wechselnder Personaldeixis. Wie sich dieses sprachliche Charakteristikum in der Folgezeit weiterentwickelte, ist nicht zu sagen, da von 1804 bis 1809 keine Briefe Christiana von Goethes an Goethe überliefert sind und sie anschließend überwiegend diktierte.

1531 Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 481 f. (Hervorhebungen im Original).
1532 Simon: Respekt, S. 98.
1533 Mit Bezug auf die mittelalterlichen Quellen vgl. ebd., S. 98.
1534 Ausführlich zur Beschreibung der Personalpronomina und den grammatischen Kategorien vgl. ebd., S. 10–62.

Tab. 36: Personal- und Possessivpronomina in den Briefen Christiana von Goethes in absoluten Zahlen.[1535]

Pronomina	egh. Briefe[1536]	diktierte Briefe	gesamt	
2. P. Sg. Nom.: ***du***	654	108	762	2. P. Pl.
2. Ps. Sg. Dat.: ***dir***	502[1537]	101[1538]	603	= 1946
2. Ps. Sg. Akk.: ***dich***	298[1539]	59[1540]	357	Formen
Possessivpron.: ***dein°***	150	74	224	
3. P. Pl. Nom./Akk.: ***Sie***	28 (31)*[1541]	0	28 (31)	3. P. Pl.
3. P. Pl. Dat.: ***Ihnen***	4	0	4	= 35 (38)
Possessivpron.: ***Ihr°***	3	0	3	Formen

*Die Anzahl der verwendeten Possessivpronomina schließt alle deklinierten Formen ein.

Aus den oben aufgeführten absoluten Zahlen resultiert, dass Christiana von Goethe in nur etwa zwei Prozent der Fälle ihren Lebensgefährten und Ehemann mit der 3. P. Pl. adressierte. Diese Distanzanrede steht im Einklang mit der Sprachpraxis im ausgehenden 18. Jahrhundert, als die reziprok gebrauchte Anrede mit *Sie* aus der Zeit des Kennenlernens und der Verlobung auch nach der Eheschließung besonders in den gehobenen Ständen beibehalten wurde. Unter Verheirateten aller Stände (mit Ausnahmen des [gehobenen] Adels)[1542] schien es ebenso schick-

1535 Nicht berücksichtigt werden pronomenlose Flexionsformen von Verben, in denen sich die Anrede ebenfalls manifestiert.

1536 Hier sind ebenfalls eigenhändige Nachschriften Christiana von Goethes auf Briefen von Schreiberhand enthalten, die entsprechend bei den diktierten Briefen nicht mitgezählt worden sind.

1537 Darunter sind acht reflexiv gebrauchte Personalpronomen.

1538 Darunter ist ein reflexiv gebrauchtes Personalpronomen.

1539 Darunter sind 32 reflexiv gebrauchte Personalpronomen.

1540 Darunter sind sechs reflexiv gebrauchte Personalpronomen.

1541 Es ist nicht in jedem Fall möglich, aus dem Kontext das Referenzsubjekt oder die Referenzsubjekte der Anrede eindeutig zu identifizieren. In drei Briefen ist die Referenz besonders unklar, weil die Nachricht möglicherweise auf Goethes Diener zielt oder ihn zumindest einschließt. Die Zahl in Klammern enthält diese Zweifelsfälle.

1542 Vgl. dazu Wiesinger, Peter: Zur Pragmatik in österreichischen Adeligenbriefen des 16. Jahrhunderts am Beispiel von Anrede- und Grußweisen. In: Brandt, Gisela (Hrsg.): Bausteine zu einer Geschichte des weiblichen Sprachgebrauchs VI. Sprachgebrauch von Frauen in ihren eigenen Texten. Internationale Fachtagung, Magdeburg 8.–9.9. 2003 (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik, 418). Stuttgart 2004, S. 5–24, insb. S. 8 ff., sowie Prutscher: Anreden in fürstlichen Korrespondenzen, insb. S. 358–360. Beide Beiträge fokussieren auf den adeligen Sprachgebrauch vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, d. h. die Untersuchungsergebnisse beziehen sich auf einen Zeitraum, der stark vom barocken Briefzeremoniell geprägt war. Dass die Orientierung am strikten Briefzeremoniell im 18. Jahrhundert auch in adeligen Kreisen sukzessive aufgebrochen wurde, deutet ein Beispiel im Beitrag Daniela Prutschers an: In einem Brief aus der Zeit um 1740 duzt Caroline Amalia ihren Gatten Ernst Friedrich II. (vgl. Prutscher: Anreden in fürstlichen Korrespondenzen, S. 359).

lich und geläufig gewesen zu sein, sich zu duzen.[1543] Der betrachtete Briefwechsel lässt sich nicht ohne Weiteres in dieses Schema einordnen, da beide Korrespondenten zwar in einem Haushalt zusammenlebten, jedoch bis 1806 unverheiratet waren. Es liegt nahe, dass beide, also auch Christiana von Goethe, bereits in ihren frühen Briefen das vertrauliche *du* verwendet haben, wie es mehrheitlich in ihren überlieferten Briefen vorkommt.[1544] Umso mehr drängt sich die Frage nach möglichen Gründen für die asymmetrische (nicht reziproke) Distanzanrede auf, die ausschließlich in den eigenhändigen Briefen von Christiana Vulpius vorkommt und nicht – wie man vermuten würde – in den ab 1810 von ihr diktierten Briefen. Betrachtet man die Varianz der Anredeform auf Textebene, sind folgende Fälle zu unterscheiden:

1. durchgängige Verwendung der 2. P. Sg. *du* (reziprok und damit symmetrisch)
2. durchgängige Verwendung der 3. P. Pl. *Sie* in vier Briefen bzw. Billetts (nicht reziprok und damit asymmetrisch)
3. acht Briefe,[1545] in denen sowohl die *du*- als auch die *Sie*-Anrede vorkommt
4. Zweifelsfälle, in denen die pronominale Referenz nicht eindeutig aus dem Kontext zu erschließen ist.

Wenig erläuterungsbedürftig ist die reziproke *du*-Anrede (Fall 1), die als Normalfall im vorliegenden Briefwechsel anzusehen ist.[1546] Anders verhält es sich mit den drei nachfolgenden Kategorien, auf die genauer eingegangen werden soll.

1543 Vgl. Anonymus: Alte und moderne Sprach-Sitte, S. 371; auch Art. „Du“, in: AWb, https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=D01175 (22.03.2024) sowie Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 481.

1544 Vgl. Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 481.

1545 Die Angaben weichen leicht von Schönes Ausführungen ab, der von sechs *Du-Sie*-Briefen ausgeht. Bei Schöne unberücksichtigt bleiben zwei Nachschriften von Christiana Vulpius' Hand (vgl. GC I, Nr. 196 [auf einem Brief Augusts] und 290).

1546 Joost weist in den Briefen Lichtenbergs auf die heute distanziert erscheinende Anrede „meine Liebe“ hin und betont zugleich, dass es nicht nur in adeligen Kreisen, sondern auch im Bürgertum üblich gewesen sei, dass sich Ehepaare siezten. „Daher“, so schlussfolgert er, „ist diese Anrede und das vertrauliche Du entweder ein erhebliches Zugeständnis an die soziale Herkunft von Margarete Elisabeth – oder – wahrscheinlicher – es ist ganz außerordentlich privat, ja intim.“ (Joost: Ehebrief Lichtenbergs, S. 80) Während gewisse Parallelen zum Verhältnis der Goethes auf der Hand liegen, so ist die vertrauliche *du*-Anrede für Goethe weniger ungewöhnlich als für Lichtenberg; gleichwohl ist sie in jedem Fall als ein Zeichen großer Vertrautheit und Privatheit in beiderlei Briefwechseln zu werten. Die soziale Herkunft der Frauen, die Joost selbst als Faktor relativiert, spielt meines Erachtens hier eine untergeordnete Rolle, zumal man davon ausgehen kann, dass es sich bei Paaren, die mit ihren unterschiedlichen Herkunftsmilieus gegen die Konventionen der Zeit verstießen, um eine tatsächlich auf Liebe basierende Beziehung handelte. Die vertrauliche Anrede könnte somit ein Indiz für diese große emotionale Nähe sein, die nicht zuletzt in adeligen Kreisen keineswegs eine Selbstverständlichkeit war.

4.4.4.3 Beziehungssprachliche Hintergründe der *Sie*-Anrede

Von besonderer Relevanz sind die vier Briefe, in denen Christiana Vulpius Johann Wolfgang von Goethe durchgängig mit der 3. P. Pl. anspricht. Die vier Briefe, genauer Billetts werden nachfolgend in normalisierter Schreibweise basierend auf GC I (Hervorhebung der Personalpronomina durch die Verf.) abgedruckt.

(1) GC I, Nr. 39, [12. Januar 1795]:
In aller Eile schreibe ich **Ihnen** nur ein paar Worte. Ich bin noch sehr müde von der Redoute, wo es mir recht wohl gefallen hat, aber wie ich nach Hause, da gefiel mir es nicht. – – Mit der Gänseleberpastete habe ich mir alle Mühe gegeben, aber umsonst, es sind keine Gänselebern zu kriegen und keine Trüffeln. Ich wünschte, daß **Sie** bald wieder zurückkommen und mich recht lieb haben. Leben **Sie** recht lieb. Der Kleine wünschte auch sehr, daß **Sie** möchten kommen.

(2) GC I, Nr. 40, [14. oder 16. Januar 1795]:
Mir ist es sehr leid, wenn ich mir denke, daß **Sie** vielleicht in der Kälte sich nicht wohlbefinden. Ich lasse mir es so wohl als möglich in den schönen Stübchen sein. Am Sonntag haben mir Ball gehabt bis frühe um 2 Uhr. Gestern war ich in der Komödie, wo es leidlich voll war, und sehr viel Beifall erhielt; die Schauspieler spielten alle sehr gut, besonders aber die Madame Beck und Herr Malcolmi. Vor itzo ist weiter nichts vorgekommen. Ich wünsche mir, daß **Sie** bald wiederkommen; seien **Sie** doch so gütig und schreiben **Sie** mir ein Wort auf Sonnabend.

Morgen will ich mit der Matiegzeck auf dem Schlitten fahren, weil sie mir nicht ehr Ruh gelassen hat, bis ich es ihr versprochen habe. Die ist den ganzen Tag bei mir, und wenn ein Schlitten kommt, ist sie ganz unklug. Einstweilen wird sich auf die Redoute gefreut. Das Bübchen spricht den ganzen Tag von **Ihnen**; alleweile muß ihm Ernestine die Hand führen, daß er **Ihnen** einen Brief schreiben will. Der gute Junge macht mir viel Freude. Leben **Sie** wohl und behalten mich recht lieb. Wenn **Sie** nicht bei mir sind, so sehe ich recht, wie lieb ich **Sie** habe. Adieu.

(3) GC I, Nr. 91, [25. September 1796] (Nachschrift auf einem Brief von August):
Der Buchbinder will 2 Hundert Stück in 6 Tagen liefern und, wenn sie nicht gar zu stark sind, vor das Stück einen Groschen haben. Leben **Sie** recht lieb.In Eile.C. V.

(4) GC I, Nr. 202, [15. oder 16. Oktober 1798]:
Mir sind eben in Begriff, nach Tiefurt zu gehen. Von den Büchern haben mir nur eins finden können. Von Müller ist die Antwort dabei. Böttiger hat **Ihnen** das heute vom Hofkammer-Rath gewiss schon überbracht. Den Wein sollen **Sie** morgen haben.

Übrigens in Eile. Morgen ein Mehres.

Bei diesen vier Belegen handelt es sich nicht um Briefe von größerem Umfang. Im Grunde kann nur bei Nr. 2 von einem Brief gesprochen werden; Nr. 1 und 4 sind als Billetts einzustufen und bei Nr. 3 handelt es sich nur um eine kurze Nachschrift auf

einem Brief des Sohnes August, also eine kurze Notiz an Goethe. Die drei letztgenannten Schreiben sind nicht nur von Kürze geprägt, sondern auch von einer gewissen Flüchtigkeit, die aus der raschen und von der Schreiberin selbst erwähnten eiligen Niederschrift resultierte. So könnten allein schon die situativen Schreibbedingungen das distanzsprachliche Anredeverhalten ansatzweise erklären, obgleich die *Sie*-Anrede auch innerhalb der in Eile niedergeschriebenen Briefe bzw. Billetts eine Ausnahme bilden.

Unter beziehungssprachlichen Aspekten sind besonderes die Briefe vom 12. und vom 14. Januar 1795 relevant, in denen durchgehend die Anrede der 3. P. Pl. auftritt (Nr. 1 und Nr. 2), die sowohl bei Gräf als auch Spyrka (in Form der durchgängigen *Sie*-Anrede als auch der wechselnden *Du-Sie*-Anrede) als auffällig, aber durch den Inhalt der Briefe nicht erklärbar aufgeführt werden.[1547]

Zu den Rahmenbedingungen der beiden *Sie*-Briefe: Goethe hielt sich zum Entstehungszeitpunkt der Briefe zusammen mit Johann Heinrich Meyer in Jena auf (beide blieben vom 11. bis zum 23. Januar 1795 dort).[1548] In beiden Fällen sind weder Bezugs- noch Antwortbriefe Goethes überliefert, was eine Interpretation zusätzlich erschwert. In einem beigelegten Brief des Sohnes August vom 12. Januar 1795 – dessen Schreibduktus deutlich erkennen lässt, dass entweder seine Mutter oder seine Tante Ernestine dem fünfjährigen Sohn die Hand beim Schreiben geführt haben muss – gibt es einen Hinweis darauf, dass Goethe den Daheimgebliebenen wahrscheinlich noch am Tag seiner Abreise mitgeteilt hatte, dass er einen längeren Aufenthalt in Jena plane. Dies sorgte offensichtlich bei Christiana Vulpius für Unmut, der in ihren beiden darauffolgenden Briefen zum Ausdruck kommt.

Bereits der erste Brief spiegelt deutlich ihre Missstimmung und Verärgerung wider. So berichtet sie zwar von der Redoute, auf der es ihr recht wohl gefallen habe, relativiert dies jedoch sogleich, in dem sie ihre Unzufriedenheit, als sie nach Hause kam, zum Ausdruck bringt. Die Botschaften der Aussage von Christiana Vulpius „Ich bin noch sehr müde von der Redoute, wo es mir recht wohl gefallen hat, aber wie ich nach Hause, da gefiel mir es nicht“, können im Sinne der „Vier Seiten einer Nachricht“ Schulz von Thuns[1549] aus der Senderperspektive wie folgt interpretiert werden:

Sachinhalt: Auf der Redoute gefiel es mir, aber zu Hause nicht.

Selbstoffenbarung: Ich bin unzufrieden/unglücklich.

Appell: Komm zurück nach Hause!

Beziehung: Ich vermisse dich und brauche dich an meiner Seite.

1547 Vgl. GC I, Anm. zu Nr. 39, S. 482 sowie Spyrka, Ines: Kommunikativ-pragmatische Funktion der Anredepronomen in Goethes Briefen. Berlin 1990 (Diss. masch.), S. 77.

1548 Vgl. Unterberger: Goethe-Chronik, S. 181.

1549 Schulz von Thun: Miteinander reden 1, S. 25–30.

Ihr anschließend geschildertes Bemühen um die Besorgung der Zutaten für eine offenbar von Goethe gewünschte Gänseleberpastete fügt sich ebenso in das Bild ihres Unmutes ein, denn diese Besorgungen scheiterten. Der Brief endet mit einer doppelt explizierten Aufforderung, nämlich von ihr selbst und um einer nachdrücklichen Wirkung willen, auch von ihrem Sohn, Goethe möge so schnell wie möglich wieder nach Weimar zurückkehren. Der Kommunikation auf der Beziehungs- und Appellebene kommt in diesem Brief ein großes Gewicht zu, sodass die Vermutung naheliegt, dass die Briefschreiberin die distanzsprachliche Anrede in der 3. P. Pl. bewusst einsetzte, um ihrem Unmut über Goethes längere Abwesenheit und ihren Wunsch nach seiner baldigen Rückkehr Nachdruck zu verleihen.

Die Hauptgründe für die *Sie*-Anrede scheinen somit stärker auf der affektiven Ebene der kommunizierten Gefühlslage der Briefschreiberin zu liegen. Implizit schwingt eine in der evaluativen Dimension angesiedelte, vorsichtig angedeutete Kritik am Partner mit, der eben noch nicht, wie gewünscht, zu Hause an Christiana Vulpius' Seite ist. Die Verärgerung über die für die Schreiberin wenig zufriedenstellende Situation geht offenbar mit einer gewissen Distanzierungsstrategie, einem kommunikativen „Auf-Abstand-Gehens", einher.[1550] Ob diese Distanzherstellung mittels Anrede bewusst als Strategie oder auch kommunikatives Spiel eingesetzt wurde oder eher als unbewusste Reaktion erfolgte, entzieht sich den Deutungsmöglichkeiten.

Im Brief vom 14. Januar 1795 sind die Signale auf der Beziehungsebene auf den ersten Blick deutlich schwächer ausgeprägt und subtiler. Im ersten Satz des Briefes ohne nominale, persönliche Anrede bedauert Christiana Vulpius Goethes unbehagliche Situation (nämlich in den feucht-kühlen Räumen des Jenaer Schlosses, die er während seiner dortigen Aufenthalte bewohnte). Der darauffolgende Satz scheint dieses Mitgefühl in gewisser Weise zu konterkarieren, weil sie darin ihre komfortable Lage darstellt. Ihr *Stübchen* steht dabei symbolisch für einen warmen Raum, da die Stube im Winter anders als die meisten übrigen Räume beheizt wurde. Gerade in diesem Gegensatz zu Goethe wirkt ihre häusliche Situation als Inbegriff von heimeliger Gemütlichkeit, die durch die Diminutivform des *Stübchens* noch gesteigert wird. Der Kontrast der beiden Wohnsituationen könnte also kaum größer sein. Damit ist ein mehr oder minder subtiler Hinweis auf die Annehmlichkeiten des Weimarer Zuhauses verbunden, dessen verlockende Wirkung intendiert oder zumindest nicht völlig unbeabsichtigt war.

Daran anschließend schildert Christiana Vulpius ihre Vergnügungen der vergangenen Tage wie den Besuch eines Tanzballes und des Theaters und blickt freu-

1550 Zu den Dimensionen im Beziehungsmanagement vgl. Holly: Beziehungsmanagement und Imagearbeit, S. 1384 f.

dig auf die vor ihr liegenden Ereignisse: Schlittenfahrten und ein Redoutenbesuch. Sie zeigt sich bemüht, ihrem Partner die Annehmlichkeiten ihres Weimarer Lebens vor Augen zu führen, die sie auch in seiner Abwesenheit ostentativ zu genießen vorgibt. Ohne der Briefschreiberin eine bewusst eingesetzte Strategie unterstellen zu wollen, scheint sich die distanzierte *Sie*-Anrede in diesen emanzipatorischen Akt auf Beziehungsebene einzufügen: Nachdem der vorherige, in unleidlich, nahezu trotzigem Ton verfasste Brief nicht zuletzt als Ausdruck von Sehnsucht nach dem Geliebten einerseits und Einsamkeit andererseits gedeutet werden kann, wirken die Ausführungen zwei Tage später wie ein bewusster (oder bewusst inszenierter) Befreiungsversuch von dieser Last. Es scheint, als wolle sich die Schreiberin selbst vergewissern, dass sie ihr Leben, zumindest temporär, auch ohne den Geliebten gestalten kann, ohne in Trübsal zu verfallen.

Auffällig ist darüber hinaus die Zweiteilung des Briefes, die in der Edition formal durch einen Absatz gekennzeichnet ist und im Original mit einem Seitenumbruch einhergeht. Sowohl die formale als auch die inhaltliche Struktur des Briefes deuten auf eine Schreibunterbrechung hin. So wird bereits am Ende der ersten Seite der Briefabschluss vorbereitet, der im Sinne der Beziehungssprache aufschlussreich ist: „Ich wünsche mir, daß *Sie* bald wiederkommen; seien *Sie* doch so gütig und schreiben *Sie* mir ein Wort auf Sonnabend.“[1551] Selbst wenn man die beiden *Sie*-Anreden durch das vertrauliche *du* ersetzte, bliebe der distanziert-formelle und betont nüchtern-leidenschaftslose Tenor dieses Briefabschlusses erhalten. Diese Wirkung wird vor allem durch das Adverb *gütig* aus dem distanzsprachlichen Register hervorgerufen, dem auf semantischer Ebene eine Asymmetrie anhaftet.[1552] Die Beispiele aus Adelungs Wörterbuch zeigen dieses Machtgefälle deutlich: „[e]in gütiger Herr, ein gütiger Vater [...], [d]er gütige Gott.“[1553] Im Vulpius-Brief korrespondiert der subliminal demütige Appell an die Güte Goethes mit der Bitte „*ein Wort* auf den Sonnabend“[1554] an sie zu richten. Das heißt, die Schreiberin erbittet nicht einmal einen (ausführlichen) Brief, sondern nur eine kurze Nachricht. Die Wahl der lexikalischen Mittel in diesem wahrscheinlich zunächst als Briefabschluss konzipierten Satz ist somit in enger Wechselwirkung zu der von Christiana Vulpius verwendeten *Sie*-Anrede zu sehen und verstärkt die distanzierende Wirkung zusätzlich.

1551 GC I, Nr. 40 (Hervorhebung durch die Verf.).

1552 *Gütig* kommt im Korpus der Briefe Christiana von Goethes (sowohl in den eigenhändigen als auch in den diktierten) nur in diesem einen Brief vor. Häufig verwendet wird hingegen die formelhafte Wendung „Sei doch so gut und [...]“. Dieser Umstand unterstreicht die bewusste Auswahl dieser Wortform.

1553 Art. „Gütig“, in: AWb, https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=G03560 (22.03.2024).

1554 GC I, Nr. 40 (Hervorhebung durch die Verf.).

Der eigentliche Briefabschluss, der sich nach einer längeren Textpassage auf der Rückseite des Blattes befindet, schlägt deutlich versöhnlichere Töne an, auch wenn die Distanzanrede erhalten bleibt. Nachdem Christiana Vulpius von ihrer Gesellschaft und den Plänen für die kommenden Tage berichtet, schreibt sie in liebevollem Ton vom gemeinsamen Sohn August. Er schrieb (vermutlich in direkter räumlicher Nähe zur Mutter) mithilfe seiner Tante Ernestine selbst zeitgleich einen Brief an seinen Vater. Nach dieser Schilderung heißt es abschließend weitaus herzlicher und gleichzeitig durch die Anrede eine gewisse Distanz wahrend: „Leben *Sie* wohl und behalten mich recht lieb. Wenn *Sie* nicht bei mir sind, so sehe ich recht, wie lieb ich *Sie* habe. Adieu.“[1555] Thematisch scheint diese Aufweichung der Reserviertheit in Zusammenhang mit der Erwähnung des gemeinsamen Sohnes zu stehen, die offensichtlich auch mit einer sprachlichen (Wieder-) Annäherung an den Vater und Geliebten Goethe einhergeht.

Für die beiden verbleibenden Billetts mit durchgängiger *Sie*-Anrede (Nr. 3 mit zweimaligem *Sie*; Nr. 4 mit einmaligem *Sie*) kann eine ähnlich gelagerte Botschaft auf der Beziehungsebene wie eben beschrieben nicht festgestellt werden. Beide kurze Schreiben sind in einem formell-geschäftsmäßigem Stil geschrieben, bei dem insofern eine Korrelation zum Inhalt auffällt, als in beiden ausschließlich privatgeschäftliche oder organisatorische Angelegenheiten thematisiert werden. Beide Briefe weisen zwei Besonderheiten auf, die sich in anderen Briefen mit wechselnder *du-Sie*-Anrede wiederfinden, woraus sich weitere Systematisierungsansätze ergeben: Ein erster betrifft die Anrede in der 3. P. Pl. innerhalb der Grußformel und ein weiterer steht im Zusammenhang mit kurzen Nachschriften, die offenbar bestimmte Spezifika aufweisen.

4.4.4.4 Die *Sie*-Anrede in Grußformeln

Von den 28 Belegen der *Sie*-Anrede (ohne drei Zweifelsfälle mit unsicherer Referenz) entfallen allein zehn auf das Vorkommen in Grußformeln in insgesamt sieben Briefen; das entspricht einem Anteil von etwa 35 Prozent. In drei *du-Sie*-Briefen und einem *Sie*-Brief von wenigen Zeilen kommt die Distanzanrede ausschließlich in der abschließenden Grußformel vor. Die Formulierungen weisen ähnlich einem formelhaften Briefabschluss[1556] nur eine begrenzte sprachliche Varianz auf; die

1555 Ebd. (Hervorhebung durch die Verf.)

1556 Zu formelhafter Sprache in Privatbriefen des 19. Jahrhunderts vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 139–196, insb. S. 159–174.

häufigsten lauten: „Leben Sie wohl [...]“ (dreimal), „Leben Sie recht wohl [...]“ (zweimal) und „Leben Sie recht lieb.“[1557] (zweimal).

Insbesondere in den drei Briefen mit wechselnder Personaldeixis wirken die Anreden mit der 3. P. Pl. wie ein Fremdkörper, der nicht so recht zum Rest des Briefes passen will. In zwei Briefen folgt auf die distanzsprachliche Verabschiedung „Leben Sie wohl“ ein nachfolgender Gruß, in dem der Adressat geduzt wird (Hervorhebungen durch die Verf.):

> ***(1) GC I, Nr. 66, [13. Januar 1796]:***
> Leben **Sie** wohl, es bleibt dabei, mir kommen. Das Bübchen läßt **Dich** vielmals grüßen. Behalte uns beide lieb.
>
> ***(2) GC I, Nr. 72, 21. Februar 1796:***
> Leben **Sie** wohl und [behalten] mich lieb. Mit der Köchin **vergiß** nicht.

Eine Erklärung, die primär als Botschaft auf der Beziehungsseite angesiedelt wäre, erscheint in diesen Fällen wenig wahrscheinlich, da es sich bei den Grußformeln um (weitestgehend kontextunabhängige) formelhafte Sprache handelt. Anrede- und Schlussformeln dienen in Briefen ebenso wie einleitende, gliedernde und briefbeendende Formeln der Text- und Textsortenkonstitution.[1558]

Weshalb Christiana Vulpius ausgerechnet in diesen verhältnismäßig festgefügten und sprachlich-stilistisch wenig variablen abschließenden Routineformeln – und nur in diesen vier Fällen[1559] – die distanzsprachliche Anrede verwendete, leuchtet nicht ein. Interessanterweise stammen die vier Sonderfälle alle aus dem Jahr 1796, aus einer Zeit also, in der Christiana Vulpius schon über einige Schreibpraxis verfügte. Das Jahr 1796 gehört zwar nicht zu den überlieferungsstärksten Jahrgängen (wohl auch deshalb, weil sich Goethe nur gute vier Monate außerhalb

1557 Diese Grußformel kommt nur in Verbindung mit der 3. P. Pl. vor, nicht aber im Imperativ der 2. P. Sg.

1558 Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 157 sowie Lüger, Heinz-Helmut: Phraseologismen als Argumentationsersatz? Zur Funktion vorgeprägten Sprachgebrauchs im politischen Diskurs. In: Sandig, Barbara / Püschel, Ulrich (Hrsg.): Stilistik. Bd. 3: Argumentationsstile (Germanistische Linguistik, 112/113). Hildesheim / New York 1993, S. 255–284, hier S. 285. – Elspaß stellt in den Auswandererbriefen des 19. Jahrhunderts fest, dass die Routineformeln in diesen Schreiben häufig wie Fremdkörper wirken. Orthographisch und grammatisch sind sie normkonformer und auffallend stilistisch markiert, beispielsweise mit Dativ- und Genitivkonstruktionen, die hier deutlich häufiger als in den Passagen mit kreativer Sprache vertreten sind. Er geht davon aus, dass „Routineformeln als Ganzes, d. h. auch inklusive grammatischer oder graphischer Auffälligkeiten, abgerufen und verwendet werden.“ (Ebd., S. 170 [Hervorhebung im Original]).

1559 In dem erwähnten *Sie*-Brief vom 26. September 1796 (GC I, Nr. 91), bei dem es sich eigentlich um ein kurzes Billett von zwei Sätzen handelt, tritt die einzige verwendete pronominale Form mit Personaldeixis in der briefabschließenden Grußformel auf.

Weimars aufhielt), aber dennoch gab es einen regen brieflichen Austausch.[1560] Ohne sich zu sehr in spekulative Bahnen begeben zu wollen, scheint es, bezogen auf das Gesamtphänomen der distanzsprachlichen Anrede in den Grußformeln, d. h. in den briefbeschließenden Routineformeln, am ehesten denkbar, dass sich hierin die – im Verhältnis zum mündlichen Gespräch – formellere Form des Briefes widerspiegelt.

4.4.4.5 Die *Sie*-Anrede in Nachschriften

Im Briefwechsel gibt es bei beiden Korrespondenten sowohl in den eigenhändigen als auch in den diktierten Briefen Nachschriften, die auf den Abschluss des eigentlichen Brieftextes (nach einer unterschiedlich langen Schreibpause) folgen oder sich im Fall von Christiana Vulpius zweimal auch auf Briefen des Sohnes August befinden. Insgesamt sind vier eigenhändige Nachschriften von Christiana Vulpius zu verzeichnen,[1561] von denen wiederum zwei mit der markierten *Sie*-Anrede versehen sind. Ein Postskriptum findet sich auf ihrem Brief vom 27. und 28. April 1801.[1562] Christiana Vulpius vermerkte als Schreibzeitpunkt „Abends um halb 10 Uhr“. Wahrscheinlich am nächsten Morgen fügte August noch einige Zeilen an seinen Vater auf demselben Blatt hinzu. Unter Augusts Brieftext folgt eine kurze, aus einem Satz mit Aufforderungs- oder Anweisungscharakter bestehende Nachschrift von Christianas Hand, in der sie die förmliche *Sie*-Anrede verwendete: „Lassen Sie Sophien und die Hofmeistern auf dem Lindenberge gießen.“[1563] Eine weitere Nachschrift befindet sich ebenfalls auf einem Brief Augusts vom 13. August 1798, die ebenfalls eine kurze Anweisung enthält: „Dem Überbringer dieses geben Sie kein Geld, es ist der kleine Knecht, lassen Sie aber etwas zu essen geben.“[1564]

In beiden Postskripta kommt die Distanzanrede mit der 3. P. Pl. ausschließlich in der Nachschrift vor. Es wäre denkbar, dass die Anweisungen in beiden Fällen einen Bezug zu einem Nicht-Kommunikanten, speziell zu Goethes Sekretär Geist aufweisen, der Goethe zu dieser Zeit auf seinen Reisen begleitete. Geist wird die an Goethe gerichteten Briefe sicherlich nicht gelesen haben, aber vermutlich

1560 Überliefert sind immerhin 14 Briefe von Christiana Vulpius und 19 von Goethe; zusätzlich werden in der historisch-kritischen Briefausgabe Goethes vier weitere erschlossene Briefe Goethes aufgeführt (vgl. GB 10 I, S. XI f.).

1561 GC I, Nr. 15, Nr. 196 (auf Augusts Brief); 290 (unter Augusts Nachschrift auf ihrem Brief) und 367 (auf Augusts Brief).

1562 GC I, Nr. 290.

1563 Ebd.

1564 GC I, Nr. 196.

wird er einige Anweisungen ausgeführt haben. Der Adressat der Handlungsanweisung könnte also eher der Diener als Goethe selbst gewesen sein.

4.4.4.6 Personaldeixis in Rede- und Gesprächswiedergabe

In den eigenhändig geschriebenen Vulpius-Briefen werden von der Schreiberin gelegentlich Gesprächssituationen mit Dritten wiedergegeben, in denen die Adressatendeixis vom Rest des Briefes abweichen kann. Es handelt sich dabei um die Wiedergabe von (mündlich oder schriftlich gestellten) Anfragen oder Aufträgen Dritter, die Christiana Vulpius Goethe übermittelt.

> ***(1) GC I, Nr. 122, [27. Mai 1797] (Hervorhebungen durch die Verf.):***
> Alleweile kommt Brecht zu mir und sagt mir, daß Gerning geschrieben hat, daß er fragen sollte, ob **Sie** an Meyern was mitzugeben hätten; wenn es nicht viel wäre, so wollte er es mitnehmen.

> ***(2) GC I, Nr. 128, [3. Juni 1797] (Hervorhebungen durch die Verf.):***
> Der Bauverwalter war da und fraget, ob **Sie** nichts befohlen hätten, und wegen der bewußten Sachen würde er wohl nicht eher [als] bis zu Ende künftiger Woche nüberkommen, weil **Sie** erst den beiden Pächtern ihre Meinung abwarten müßten.[1565]

> ***(3) GC I, Nr. 131, [7. Juni 1797], Nachschrift (Hervorhebungen durch die Verf.):***
> Alleweile kommt Götze zu mir und sagt mir, daß ihn der Hofkammer-Rath hat kommen lassen und ihm gesagt hat, daß sie mitgehen sollte, und er wollte davor sorgen, daß die Madame Beck sie zu sich nähme; aber sie müsse nicht denken, wenn sie was könnte, daß sie etwa in ein paar Jahren fortginge. Da sagte der alte Götze: davor stünd er als Vater, ich sollte es **dem Herrn Geheimen Rat** schreiben, daß er, wenn **Sie** es verlangten, es schriftlich von sich geben wollte, daß sie, so lange er lebte, sich nicht unterstehen dürfte, aus Weimar zu gehen. [...] Er bittet also nur um ein Carolin oder etwas; er müßte ihr doch allerlei kaufen und mitgeben, und **der Herr Geheime Rath** wüßten wohl, was ein armer Hofbedienter hätte, daß es ihm nur nicht gar zu schwer fällt.
>
> **Leb** wohl. Das war ein langer Brief.

Bei den drei vorausgehenden Briefstellen, in denen auf Goethe mit der 3. P. Pl. referiert wird, fällt auf, dass alle in der indirekten Redewiedergabe auftreten. Christiana Vulpius scheint hier Elemente der direkten und der indirekten Redewiedergabe zu vermischen. Es kommt in der Folge zu einer ungenügenden Trennung der grammatischen Indikatoren beider Redewiedergabearten. So bezeichnet Christiana Vulpius ihren Partner aus Perspektive des Hofbedienten Götze als den *Herrn Geheimerat*, wie es bei einer direkten Redewidergabe der Fall wäre, nicht jedoch bei der hier verwendeten indirekten Form, für die die 2. P. Sg. angezeigt wäre. Möglicherweise

---

1565 Im Fall der zweiten *Sie*-Anrede ist die Referenz nicht eindeutig zu bestimmen, sodass diese als Zweifelsfall einzustufen ist; vgl. hierzu das nachfolgende Kapitel 4.4.4.7.

beeinflussten die distanzsprachlichen Formen, die Dritte im Gespräch mit Christiana Vulpius für Goethe verwendeten, in diesen Fällen ihre Pronomenwahl. In der briefabschließenden Grußformel wechselt die Schreiberin hingegen in die 2. P. Sg.

4.4.4.7 Zweifelsfälle aufgrund uneindeutiger Referenz

Auf einige Zweifelsfälle ist noch hinzuweisen, in denen das Bezugsobjekt oder die Bezugsobjekte nicht eindeutig aus dem Kontext zu erschließen sind, d. h. eine Disambiguierung nicht zweifelsfrei möglich ist. Das bedeutet, dass nicht zu entscheiden ist, ob es sich um eine reine Adressaten- bzw. Kommunikantendeixis handelt oder ob darüber hinaus zusätzlich eine Unbeteiligten-/Nicht-Kommunikantendeixis vorliegt, oder anders formuliert: Verweist das jeweilige Personal- oder Possessivpronomen nur auf Goethe allein oder auf Goethe und (mindestens) eine weitere Person? Fraglich ist dies beispielsweise in einem Brief aus dem Jahr 1797, der bereits oben unter 4.4.4.6 in kürzerer Form zitiert wurde und im vollständigen, normalisiert edierten Text wie folgt lautet:

> Heute kann ich **Dir** noch nicht so viel, als ich wünschte, schreiben, weil ich, wie es gehet, wenn man ein paar Tage nicht da war, allerlei zu thun findet. Der Bauverwalter war da und fraget, ob **Sie** nichts befohlen hätten, und wegen der bewußten Sachen würde er wohl nicht eher [als] bis zu Ende künftiger Woche nüberkommen, weil **Sie** erst den beiden Pächtern ihre Meinung abwarten müßten. Auf Rossel ist wieder seit **Ihrem** Gebot dreimal geboten; das beste ist noch nicht 8 Tage, das ist von Grunern in Jena, und der alte Pachter Hoffmann liegt am Tode. Mir sind recht wohl wieder angekommen, aber ein bißchen betrübt. Im Wagen haben mir um die Wette ein bißchen geheult.
>
> Leben **Sie** recht wohl.
>
> Ich danke noch vielmal vor alles.[1566]

Bei den durch Fettdruck hervorgehobenen Pronomina ist die Referenz auf Goethe eindeutig, während bei den unterstrichenen und fett gedruckten Pronomina zwei Interpretationen möglich sind, denn beide könnten sich entweder nur auf Goethe beziehen oder aber auf Goethe und auf den Bauverwalter Steffany. Im ersten Fall wäre die Anrede dann als Distanzanrede für Goethe zu werten, im zweiten als Distanzanrede im Plural, weil die Schreiberin eine der beiden Personen (Steffany), auf die Bezug genommen wird, siezt. So verfährt sie auch, als sie in einem Brief aus Lauchstädt von Goethe und Schiller spricht und es heißt:

> [...] Viel Badegäste sind noch gar nicht hier, aber es ist alles bestellt und fast kein Quartier mehr zu haben. Alles aber erwartet **Sie** und Schiller. Ich habe auch gesagt, daß **Sie** beide so bald, als es **Ihre** Geschäfte zuließen, kommen würden. Ich bin sehr heiter und vergnügt; es

1566 GC I, Nr. 128 (Hervorhebung durch die Verf.).

> ist mir, als hätte ich wieder ganz neues Leben bekommen. Und dieß danke ich alles **Dir**, Lieber, und werde ewig dankbar sein.[1567]

In diesem Beispiel sind alle in Fettdruck hervorgehobenen Referenzsubjekte unstrittig. Jene, die fett und unterstrichen gesetzt sind, referieren auf Goethe und Schiller; die Disambiguierung erfolgt durch das Pronomen *beide*. Dementsprechend entschied sich Christiana Vulpius für die formellere, distanzsprachliche Form der 3. P. Pl. Nur einmal spricht sie auch Goethe mit *Sie* an, später wiederum mit *du*. Dieser Brief gehört folglich zu den Briefen mit wechselnder *du-Sie*-Referenz.

Ein weiterer *du-Sie*-Brief mit uneindeutiger Personaldeixis betrifft das Schreiben vom 24. Februar 1796, in dem es heißt:

> Hier folget wieder Bier; keine leeren Flaschen habe ich nicht bekommen, sehen **Sie** darauf, daß sie Geist ordentlich rüberschickt. Der Köchin will ich heute durch die Boten-Frau sagen lassen, daß ich sie nicht brauchen könnte; mit der Bedingung ist es geschehen.
>
> Ich habe aber zu Hause eine schöne Entdeckung gemacht. Weil ich allemal, wenn **Sie** verreisen, den Hausschlüssel zu mir nehme, so sehe ich ihn vorgestern Abend an der Wand hängen, und da fiel mir, ich weiß nicht wie, ein: der sieht aus wie dein Capital! [...][1568]

Im weiteren Verlauf des Briefes kommt nur noch die 2. P. Sg. vor. Es muss offenbleiben, ob die 3. P. Pl im zweiten Absatz sich allein auf Goethe oder auf Goethe und den ihn begleitenden Diener und späteren Sekretär Ludwig Geist bezieht, der bereits zu Beginn des Briefes erwähnt wurde. Erneut mit möglichem Bezug auf Geist ist das Referenzsubjekt in nachfolgender Briefpassage mehrdeutig:

> Wenn Geist Kartoffeln kriegen kann, so soll er sie nur in einen Sack thun und, wenn ***Sie*** rüberfahren, auf den Wagen vorne binden. Es ist auch noch ein Nößelfläschchen mit nüber gekommen, schicken ***Sie*** mir es mit, es gehört in Keller.[1569]

Die aufgeführten Fälle wurden in der quantitativen Analyse (vgl. Tab. 36) nicht berücksichtigt.

4.4.4.8 Zusammenfassende Deutung: Intention vs. Kompetenz

Hinsichtlich der Varianz der pronominalen Anrede in den Briefen Christiana von Goethes wurde gezeigt, dass unterschiedliche Erklärungszusammenhänge zu berücksichtigen sind. Dabei ist grundlegend zu unterscheiden, ob eine Form aufgrund der Kompetenz der Schreiberin oder aufgrund ihrer Intention verwendet

1567 GC I, Nr. 350 (Hervorhebung durch die Verf.).
1568 GC I, Nr. 73 (Hervorhebung durch die Verf.).
1569 GC I, Nr. 255 (Hervorhebung durch die Verf.).

wird.[1570] Bei zwei Briefen aus dem Jahr 1795 wurde herausgearbeitet, dass die durchgängige Verwendung der distanzsprachlichen Anrede Goethes in der 3. P. Pl. mit der gesendeten Botschaft auf der Beziehungsebene korreliert. Hier scheint folglich die Intention der Schreiberin und nicht eine etwaige Unkenntnis der angemessenen sprachlichen Realisation zugrunde zu liegen. Im Hintergrund steht somit eine mehr oder minder bewusste Aussage zur Beziehungskonstellation und konkret zur Positionierung der Senderin zum Empfänger in diesem speziellen situativen Kontext. Die sprachliche Distanzierungsstrategie scheint somit Ausdruck einer emotionalen Verfassung zu sein, die nicht nur mit Unmut oder Ärger umschrieben werden kann, sondern auch mit Einsamkeit und Sehnsucht.[1571] In den anderen *Sie*- sowie *du-Sie*-Briefen konnten keine vergleichbaren Anhaltspunkte für eine solche Intention gefunden werden. Für diese ist weder eine Beziehungsbotschaft noch eine anderweitige Intention vorderhand zu erkennen; und da die markierte Anrede mit der 3. P. Pl. zwar nicht ausschließlich, aber doch häufig in formelhaften Passagen am Briefende sowie in zwei Nachschriften vorkommt, deutet dies möglicher-

1570 Vgl. Kohz: Anredeverhalten, S. 81.

1571 Spyrka schreibt in Bezug auf Goethes Anrede von Frauen, mit denen er in Liebe verbunden war (wozu selbstverständlich Christiana Vulpius neben Friederike Brion, Annette Schönkopf, Charlotte Buff, Charlotte von Stein, Marianne von Willemer und Ulrike von Levetzow zählten): „Gerade durch die Tatsache, daß das Du in Liebesbeziehungen nicht ein durch verwandtschaftliche Bindungen (familiäres Du) oder gleiche Gesinnung (freundschaftliches Du) mehr oder weniger einmalig besiegelte und somit überwiegend auf Dauer beibehaltene Konvention ist, sondern als Abbild emotionaler Zustände der Partner weit eher von diesen abhängig ist, bewirkt, daß die Anrede veränderlich bleibt.“ (Spyrka: Anredepronomen, S. 67) – Hier wäre eine weitere Differenzierung der Beziehungsebene zwischen Goethe und den genannten Frauen wichtig, denn die Bindung an diese Frauen und womöglich die Tiefe der Zuneigung zu ihnen und damit auch die Beziehung als solche waren recht unterschiedlich. Während die Anredepronomina in einem sich annähernden, werbenden Verhältnis oder im Zustand tief empfundener Liebe und Zuneigung (allerdings ohne Aussicht auf ein Zusammenleben wie mit Charlotte von Stein) ein Zeichen für ein Ringen und die (immer wieder neue) Aushandlung der Beziehung zueinander widerspiegeln, ist der Stellenwert einer gefestigten Partnerschaft und somit auch der mit den Anredepronomina verbundenen Implikationen ein anderer. In der Beziehung zwischen Goethe und Christiana Vulpius würde man folglich keine Varianz in der Verwendung der Anredepronomen erwarten, außer in ironisch-neckender Weise. Insbesondere in Anbetracht der Briefüberlieferung, die erst nach mehreren Jahren des Zusammenlebens einsetzt, wäre doch vielmehr eine Konstanz, wie sie sich auch bei Goethe zeigt, der zu erwartende Normalfall. Spyrka zeigt dies bei der konkreten Analyse der Goethe-Briefe an Christiana Vulpius auf und charakterisiert diese Beziehung der Anrede nach im Vergleich zu jener zu Charlotte von Stein und Charlotte Buff als „für diese Untersuchung als am wenigsten widersprüchliche Partnerin“, da deren Beziehung schnell klare Formen angenommen habe. Spyrka konstatiert weiter: „Und die pronominale Anrede in ihrer Einheitlichkeit läßt gleich gar keine Rückschlüsse auf eventuelle Veränderungen des Verhältnisses zu.“ (alle Zitate bei Spyrka: Anredepronomen, S. 75).

weise auf gewisse Defizite im Umgang mit der Vielfalt der zu Verfügung stehenden Personalpronomina hin. Ein gewisser Einfluss distanzsprachlicher Elemente aufgrund der Textsorte Brief im Gegensatz zum nähesprachlichen mündlichen Gespräch ist nicht auszuschließen.

Zudem ist die idiolektale Verwendungsvariabilität der Anredepronomina grundlegend vor dem Hintergrund der sprachgeschichtlichen Entwicklung in der Zeit um 1800 zu sehen, die hinsichtlich der Anredeformen von einem breiten Spektrum geprägt ist. Obwohl aufgrund der weitgehenden Regelungen für jede Sprecher-Hörer- oder Schreiber-Adressaten-Dyade ein oder bei asymmetrischen Kommunikationssituationen zwei „Normalpronomen" zu erwarten sind, ist eine flexible Verwendung von mehreren (in der Regel zwei) Anredeformen möglich.[1572] Das zeigen nicht nur Untersuchungen von literarischen Texten der Zeit,[1573] sondern auch von Briefen aus dem ausgehenden 18. Jahrhundert. Die pronominalen Anredeformen sind um 1800 nicht nur vielfältiger, sondern wurden auch in derselben Korrespondenzkonstellation flexibler als im heutigen Sprachgebrauch eingesetzt. So variierte auch Goethe zuweilen in der Verwendung der Anredepronomina und wechselte zwischen vertraulicher und distanzierter Anrede in seinen Briefen an denselben Adressaten oder dieselbe Adressatin.[1574]

Obwohl man mit einiger Berechtigung (jedoch aufgrund der fehlenden Quellen nicht zweifelsfrei zu belegen) annehmen kann, dass Christiana und Johann Wolfgang von Goethe zu Beginn ihrer Liebesbeziehung rasch zum informellen und vertrauten *du* übergegangen waren,[1575] befanden sie sich bis zur förmlichen Eheschließung 1806 in einer besonderen Situation. Sie waren über einen langen Zeitraum hinweg offiziell eben kein Ehepaar, auch wenn sie modern gesprochen in einer ‚eheähnlichen Gemeinschaft' lebten oder wie Goethe es formuliert haben soll, er sei „verheyrathet nur nicht mit cermonie",[1576] und dies für die damalige

1572 Vgl. Simon: Respekt, S. 114.

1573 Vgl. hierzu Foulger, L. E.: Forms of Address in the German Comedy of the Later Eighteenth Century. In: New German Studies 12 (1984), S. 83–94; Metcalf, George J.: Forms of Address in German (1500–1800). St Louis, Missouri 1938; Schmidt, Michael: Kommunikation und Konvention. Über den Gebrauch von Anredeformen in Schillers *Kabale und Liebe*. In: Klees, Michael / Nasdala, Gerhard (Hrsg.): „Mir ekelt vor diesem tintengleksenden Sekulum". Beiträge des Studentenkolloquiums im Rahmen der Weimarer Schiller-Tage 1995. Fernwald 1996, S. 43–67, sowie Simon: Respekt, S. 114.

1574 Vgl. Spyrka: Anredepronomen, passim.

1575 Vgl. Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 481; Spyrka: Anredepronomen, S. 76.

1576 Charlotte von Stein an Friedrich von Stein, 17. Mai 1796, in: BuG IV, S. 222.

Zeit verhältnismäßig öffentlich vertraten.[1577] Es ist vorstellbar, dass hieraus im Sinne der Situationsbezogenheit oder Kontexteinbindung und Abhängigkeit von sozialen Faktoren eine Diskrepanz zwischen privatem und offiziellem, d. h. öffentlichem Anredeverhalten resultierte,[1578] das vor allem Christiana Vulpius als die sozial niedriger stehende Person tangierte. Beide Kommunikationspartner sind nicht nur als Individuen zu sehen, sondern zugleich als Vertreter ihres sozialen Ranges und ihrer gesellschaftlichen Position. Gleichwohl ist die Anrede kein direkter Reflex auf die bestehenden Gesellschaftsstrukturen; sie spiegelt vielmehr das Bewusstsein der Gesellschaftsmitglieder wider.[1579] Somit gilt für die verwendete Anredeform laut Finkenstaed, dass sie „stets abhängig von bewußter oder unbewußter Bewertung durch die Gesellschaft“[1580] ist. Solange beide nicht förmlich getraut waren, wäre im offiziellen Kontext, d. h. in Anwesenheit Dritter, entweder eine reziproke Höflichkeitsanrede mit der 3. P. Pl. angemessen gewesen oder eine nicht reziproke, asymmetrische Anrede: Christiana Vulpius an Johann Wolfgang von Goethe (höhergestellt) mit der 3. P. Pl. *Sie* und in umgekehrter Richtung Johann Wolfgang von Goethe an Christiana Vulpius (niedriger gestellt): 2. P. Sg. *du.*

Eine asymmetrische Anrede in formellen Gesprächssituationen unter Anwesenheit Dritter ist in Quellen von Zeitgenossen auch für die Zeit nach der Eheschließung belegt. So ließ Wilhelm von Humboldt seine Frau am 9. Januar 1809 an folgender Beobachtung teilhaben: „Habe ich dir schon erzählt, daß er die Frau ‚Du‘ und sie ihn ‚Sie‘ nennt? Das, siehst Du, liebes Kind, ist ein Respekt!“[1581] Auf Basis dieser Überlieferungen vermutet Albrecht Schöne:

> So ging das wortwörtlich auch in ihren Briefwechsel ein, in dessen asymmetrischen Anredeformen die Verbindung der Manufakturarbeiterin aus Bertuchs Kunstblumen-Werkstatt mit dem Weimarer Wirklichen Geheimen Rat und Staatsminister auf respektvoll-herzliche und heiter anmutende Weise aufgehoben ist.[1582]

Es ist nicht auszuschließen, dass sich die je nach Kontext differenzierte mündliche Anredepraxis auf die Anredeformen im Briefwechsel auswirkte. Im privaten Kreis der Familie werden sich beide gegenseitig ohne Zweifel geduzt haben, wäh-

1577 Zum alltagssprachlichen Begriffsverständnis von Beziehung sowie zu Beziehungsausdrücken, -formen und einer Definition vgl. Sager: Sprache und Beziehung, S. 164–186, besonders aufschlussreich u. a. im Hinblick auf die Nominalphrase ‚wilde Ehe‘ auch S. 177.

1578 Vgl. auch Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 483.

1579 Vgl. Spyrka: Anredepronomen, S. 5–7.

1580 Finkenstaedt: You und thou, S. 252.

1581 BuG VII, S. 5. Ähnlich auch Johann Heinrich Voß, der Jüngere, an Bernhard Rudolf Abeken am 26. April 1807 (vgl. Bode: Goethe in vertraulichen Briefen, Bd. 2, S. 355).

1582 Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 483.

rend Christiana von Goethe ihren Gatten in Gesellschaft wohl siezte. Vermutlich wollte sie damit die Konvention und Etikette wahren und Goethe für alle Anwesenden offenkundig den ihm aufgrund seiner Stellung gebührenden Respekt entgegenbringen. Albrecht Schöne ist beizupflichten, der in diesem Verhalten ein Zugeständnis an die höfische Gesellschaft und deren Umgangsformen sieht, die sich stark an den Standesunterschieden orientierte(n).[1583]

Spyrkas Untersuchung zu Goethes Verwendung der Anredepronomina deutet ebenfalls in eine ähnliche Richtung, nämlich dass Christiana Vulpius mit „zunehmendem Hineinwachsen in Goethes Obliegenheiten ihren sozialen Abstand stärker empfunden und ihm so Ausdruck verliehen“[1584] haben möge. Dagegen spricht allerdings das lediglich sporadische Auftreten, häufig in formelhaften Textpassagen und bevorzugt innerhalb der Schlussformel oder in Nachschriften. Spyrka geht ferner davon aus, dass bezogen auf die beiden wichtigsten Faktoren bei der Wahl der Anredeform (die soziale und die emotionale Komponente), in diesem Fall „innerhalb eines sozial-asymmetrischen/familiär-symmetrischen Verhältnisses die vertikale Statusdimension z. T. die für eine Lebensgemeinschaft oder Ehe am höchsten anzusetzende Vertrautheit (emotionale Komponente)“[1585] überlagert. Spyrka hält den wechselnden Gebrauch der Anrede für nicht situativ, sondern für durch die beiden Persönlichkeiten der Partner oder Eheleute, besonders des Mannes bedingt. Die Anrede übernehme dadurch zuweilen eine ausgleichende Funktion zwischen sozialem Status und der persönlich-emotionalen Beziehung beider Partner.[1586]

Die sowohl von Spyrka als auch von Schöne angeführten Begründungen des Siezens von Christiana Vulpius, welches vorrangig mit der sozial asymmetrischen Beziehung in Verbindung gebracht wird, sind ein nicht zu vernachlässigender Hintergrund und stehen in engem Zusammenhang mit der Frage nach den Machtverhältnissen, die sich in und mittels Sprache ausdrücken, zumal Normabweichungen im Bereich der Anredeformen als Versuch gedeutet werden können, um eine Beziehung neu auszuhandeln.[1587] Zu diesem Thema haben Brown und Gilman einen einflussreichen Aufsatz *The Pronouns of Power and Solidarity* vorgelegt. Der darin vertretende Ansatz ist bis heute vielfach zitiert und im Laufe der Zeit weiterentwickelt worden.[1588] Ausgehend von der sprachgeschichtlichen Ent-

1583 Vgl. ebd.
1584 Spyrka: Anredepronomen, S. 77.
1585 Ebd., S. 78.
1586 Vgl. ebd.
1587 Vgl. Vorderwülbecke: Beschreibung interpersonaler Beziehungen, S. 298.
1588 Vgl. Brown/Gillman: Pronouns of Power; für eine Zusammenfassung der Hauptthesen sowie der kritischen Auseinandersetzung mit dem Modell von Brown/Gilman vgl. u. a. Buchenau,

wicklung der Anredesysteme in westeuropäischen Sprachen (vor allem im Deutschen, Französischen und Italienischen) zeigen die Autoren die Korrelation zwischen diesem Prozess und gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen auf. Die Hauptthese der sogenannten „power semantic" besagt, dass sich soziale Macht- und Hierarchiestrukturen, die sich z. B. durch Alter, Geburt, Stand oder den beruflichen Status konstituieren, auf die Verwendung von Anredeformen auswirken: Eine sozial höherstehende Person verwendet gegenüber einer statusniederen Person das Pronomen im Singular, während sie umgekehrt mit einer Pluralform adressiert wird. Aus solchen asymmetrischen Beziehungen ergibt sich dieser Argumentation zufolge auch ein asymmetrisches, also nicht-reziprokes Anredeverhalten. Unter gleichrangigen Personen in symmetrischen Beziehungen werden hingegen reziproke Anredeformen verwendet.[1589] Der wesentliche Punkt ist also „die Steuerung des Pronomengebrauchs durch die soziale Hierarchie",[1590] die bis in das 19. Jahrhundert hinein vorherrschend blieb.

In einem zweiten Konzept, „solidarity semantic" genannt, tritt anstelle der Machtstrukturen die Frage nach Gemeinsamkeiten in den Vordergrund. Brown und Gilman gehen davon aus, dass der Pronomengebrauch unter statusgleichen Personen vom Ausmaß der Solidarität und der Gemeinsamkeiten zwischen den beteiligten Personen bestimmt wird. Hier sind also nicht mehr hierarchieabhängige Auswahlkriterien entscheidend, sondern Faktoren der Verbundenheit beispielsweise auf sozialer, emotionaler, beruflicher oder weltanschaulicher Ebene. Ist ein gewisses Maß an Gemeinsamkeiten vorhanden, mündet dieses in eine reziproke Singularanrede; fehlen verbindende Merkmale oder sind sie nicht ausgeprägt genug, wird die reziproke Pluralanrede gewählt.[1591]

Die Autoren sehen die mit asymmetrischem, nicht-reziprokem Anredeverhalten verbundene „power semantic" als Kennzeichen von relativ statischen Gesellschaften, in denen Macht vor allem an geburtsständische Prinzipien gebunden sei, während sich die „solidarity semantic" durch zunehmende soziale Mobilität und eine egalitärere Ideologie mit Beginn der Neuzeit zu einem Charakteristikum offener Gesellschaften entwickelte.[1592]

Die Kritikpunkte am Modell von Brown/Gilman, auf die vor allem Friederike Braun in einem viel rezipierten Aufsatz hinweist, können an dieser Stelle nicht in

Klaus: Die Distanzanrede im Russischen, Polnischen und Deutschen und ihre historischen Hintergründe (Berliner Slawistische Arbeiten, 4). Frankfurt a. M. / New York 1997, S. 23–28 sowie Kretzenbacher: Vom Sie zum Du, S. 26–29.

1589 Vgl. Brown/Gillman: Pronouns of Power, S. 255–257.

1590 Buchenau: Distanzanrede, S. 22.

1591 Vgl. Brown/Gillman: Pronouns of Power, S. 257–261.

1592 Vgl. ebd., S. 264; auch Buchenau: Distanzanrede, S. 22.

aller Ausführlichkeit erläutert werden. Zu diesen zählen u. a. die Fokussierung auf westeuropäische Sprachen, das systemlinguistische Herangehen ohne gebührende Berücksichtigung von Variation im Sprachgebrauch sowie die Beschränkung auf die Dichotomie von Anredeformen ohne hinreichende Beachtung von zuweilen nebeneinander gebrauchten Anredeformen[1593] (die vor allem um 1800 noch vielfältig vorhanden waren). Als problematisch – zumindest als Basis eines umfassenderen theoretischen Modells – erweist sich darüber hinaus die schmale und mittlerweile veraltete Datenbasis, die auf einer Umfrage zum Anredeverhalten basiert, die im Jahr 1957 durchgeführt wurde. In Zweifel gezogen wird zudem die binäre Opposition zwischen dem Gebrauch von Singular- und Pluralpronomen und die damit einhergehende Interpretation der reziproken Erwiderung der Singularanrede als Ausdruck von Solidarität und der nicht-reziproken Verwendung als Anzeichen für Machtunterschiede.[1594] Eine Reduzierung auf die alleinige Widerspiegelung sozialer Verhältnisse sei laut Kretzenbacher insbesondere mit Verweis auf Fragen der Höflichkeitsforschung irreführend.[1595] Trotz des Erweiterungsbedarfs des Modells, der in der Forschung bereits gesehen und teilweise umgesetzt worden ist, sind vor allem die auch in der vorliegenden Arbeit verwendeten Begriffe der Symmetrie/Asymmetrie sowie Reziprozität/Non-Reziprozität von großem Nutzen.

Man kann also davon ausgehen, dass die teilweise nicht reziprok verwendeten Anredeformen in gewissem Maß von der gesellschaftlich asymmetrischen Beziehung zwischen Christiana und Johann Wolfgang von Goethe geprägt waren. Denn aus dem unterschiedlichen sozialen Status, verbunden mit einer langjährigen unehelichen Partnerschaft, resultierte aller Wahrscheinlichkeit nach auch eine unterschiedliche Verwendung der Anredepronomina, die je nach situationsspezifischen Erfordernissen (wie die Anwesenheit dritter Personen außerhalb des familiären Umfeldes) angepasst werden konnte und musste. Dies gilt grundlegend auch für die nominale Anrede mit Koseformen, deren Verwendung insbesondere bei Paarbeziehungen zwischen dem privaten und dem öffentlichen Gebrauch va-

1593 Vgl. Braun, Friederike: Die Leistungsfähigkeit der von Brown/Gilman und Brown/Ford eingeführten anredetheoretischen Kategorien bei der praktischen Analyse von Anredesystemen. In: Winter, Werner (Hrsg.): Anredeverhalten (Ars linguistica, 13). Tübingen 1984, S. 41–72.

1594 Vgl. Kretzenbacher: Vom Sie zum Du, S. 26–28. Im weiteren Verlauf seines Aufsatzes zeigt Kretzenbacher das beträchtliche Variationsspektrum der Anrede im Deutschen mit seinen unterschiedlichen Konnotationen auf und verweist anhand einiger Beispiele auf die unterschiedlichen pragmatischen Kontexte der Verwendung des Singular-*du*.

1595 Vgl. Kretzenbacher: Vom Sie zum Du, S. 28. – Zum Zusammenhang von Anredeformen und Höflichkeit neben einem kurzen Abriss zur Geschichte der Anredeformen und einem Forschungsüberblick vgl. auch Ehrhardt: Beziehungsgestaltung und Rationalität, S. 141–155.

riieren kann. Das heißt, dass Koseformen oftmals nur dem internen Gebrauch zwischen zwei Personen oder innerhalb der Familie vorbehalten sind.

Die vorhergehende Analyse zeigt ferner, dass die Zusammenhänge komplexer und divergenter sind und sich nicht auf ein Phänomen, sei es sozialer, emotionaler oder schreibkompetenzzentrierter Natur, reduzieren lassen. Insbesondere für die beiden *Sie*-Briefe aus dem Jahr 1795 ist festzuhalten, dass der Standesunterschied als Argumentationszusammenhang nicht vordergründig zu sein scheint. Allenfalls könnte ein Zusammenhang zu Machtstrukturen und damit zu einer gewissen sprachlichen ‚Machtdemonstration' insofern zu sehen sein, als Christiana Vulpius mit der konsequenten, durchgängigen Verwendung der 3. P. Pl. die Stärke und Willenskraft zeigt, sich von ihrem geliebten Partner in gewissem Maß zu distanzieren und zu emanzipieren. Aber viel entscheidender scheint doch die transportierte Botschaft auf der Beziehungsebene zu sein, die Brown/Gilman auf einer allgemeineren Ebene andeuten:

> The general meaning of an unexpected pronoun choice is simply that the speaker, for the moment, views his relationship as one that calls for the pronoun used. This kind of variation in language behaviour expresses a contemporaneous feeling or attitude. These variations are not consistent personal styles but departures from one's own custom and the customs of a group in response to a mood.[1596]

Auch das Auftreten der *Sie*-Anrede in formelhaften Textelementen kann meines Erachtens nicht mit sozialen oder emotionalen Faktoren erklärt werden. Vielmehr scheinen hier die (nicht vollständig ausgeprägte) sprachliche Versiertheit und der Umgang mit der Textsorte Brief eine Rolle zu spielen.

In jedem Fall widersprechen die Befunde der naheliegenden Vermutung, Christiana Vulpius könnte anfänglich in den 1790er Jahren zunächst noch das distanzsprachlichere, formellere *Sie* verwendet haben und dann zum nähesprachlichen, informell-persönlichen *du* übergegangen sein, wie es in Paarbriefwechseln der Zeit (korrespondierend mit dem Eintritt in eine offiziell geschlossene Ehegemeinschaft) häufig vorkommt. Die distanzsprachliche Anrede kommt in den Jahren 1795 bis 1803 nur sporadisch vor.

Ebenso wenig ist der These beizupflichten, dass Johann Wolfgang von Goethe Christiana von Goethe geduzt, während sie ihn gesiezt habe. Diese Behauptung geht auf mehrere zeitgenössische Berichte zurück. Sie basiert nicht nur auf den bereits erwähnten Beobachtungen Wilhelm von Humboldts, sondern auch auf einer Tagebuchnotiz von Franz Bernhard Joseph von Bucholtz, der im September 1812 bei den Goethes zu Gast war. Wilhelm Bode nahm dieses Notat in seine Sammlung

1596 Brown/Gillman: Pronouns of Power, S. 274.

zu *Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen* auf. Bucholtz schildert zunächst die Tafelrunde und bemerkt dann zu Goethe und dessen Frau: „er [...] [Goethe, Anm. d. Verf.] sprach galant, artig mit Demoiselle Ulrich; halb scherzend und mit Würde zugleich mit seiner Frau (es mag ein eigenthümliches Verhältnis sein, er nannte sie Du, sie ihn Sie. ‚Erlauben Sie, das wir uns jetzt entfernen.') [...]."[1597] Allerdings sollte hier entschieden zwischen offiziell-repräsentativen und informell-familiären Gesprächssituationen und Personenkonstellationen unterschieden werden. Dies legt die bevorzugte Verwendung der Anrede im Numerus der vertrauten 2. P. Sg. im Briefwechsel unzweifelhaft nahe. Man könnte zudem vermuten, dass Christiana von Goethe die distanzsprachlichere, asymmetrische Anredeform in öffentlichen Gesprächssituationen bewusst wählte, um keinen Anstoß zu erregen, gerade weil ihre langjährige, uneheliche Verbindung bekannt war.

4.4.5 Beziehungslexik

Die Paarsprache oder der Privatcode zweier Menschen wird auf verschiedenen sprachlichen Ebenen zum Ausdruck gebracht. Neben den bereits innerhalb der Anrede behandelten (Kose-)Namen ist die aus Wörtern oder Wendungen bestehende Beziehungslexik ein zentraler Bereich. Morphologische und syntaktische Charakteristika können ebenfalls vorkommen, sind jedoch aufgrund ihres seltenen Auftretens von untergeordneter Relevanz.[1598]

Leisi sieht die Besonderheiten hinsichtlich des speziellen Lexikons eines Paares in der Bedeutungsveränderung von Wörtern oder Wendungen. Er weist dabei auf Parallelen zwischen der Paarsprache (dem kleinsten „Mini-Soziolekt") und dem „Slang" (einer „Großgruppensprache") hin, unter den auch Sonderwortschätze fallen. Zu unterscheiden ist basierend auf der anglo-amerikanischen Sprachwissenschaft zwischen dem „vocational slang" (der gesamte emotionale Wortschatz einer Berufs- oder Sondergruppe) und dem „general slang" (der spezifische Wortschatz der Jugend in urbanen Lebensräumen im Allgemeinen). Zwischen dieser Kleinst- oder Großgruppensprache liegt beispielsweise noch die Familiensprache, die unterschiedlich stark ausgeprägt sein kann und in Wechselwirkung zur Paarsprache steht.[1599]

1597 F. B. Bucholtz, Tagebuch vom 27. September 1812, in: BuG VIII, S. 283.
1598 Vgl. Leisi: Paar und Sprache, S. 35.
1599 Vgl. ebd., S. 36.

In der biographisch orientierten Literatur wird meist der Begriff „Ehesprache“ oder wie bei Gräf „Haus- und Familiensprache“, im Goethe-Wörterbuch „Liebes- und Ehesprache“ verwendet.[1600] Hier werden die Bezeichnungen „Paarsprache“ oder „Beziehungslexik“ bevorzugt, weil diese erstens nicht auf ein Ehepaar (im Sinne einer offiziell legitimierten Partnerschaft) festgelegt sind und zweitens aus dem Briefwechsel meist nicht zweifelsfrei beurteilt werden kann, welche Ausdrücke und Wendungen nur der Paarsprache vorbehalten waren und welche darüber hinaus auch innerhalb des Familienkreises benutzt wurden. Es geht um die Wörter und Wendungen, die zwei eng miteinander verbundene Menschen exklusiv in ihrem privaten Umgang miteinander verwenden und die meist nicht vor Dritten offenbart werden oder, um in Leisis Terminologie zu bleiben, es geht um den „Privatcode eines Paares“.[1601] Dabei begibt man sich zwangsläufig in den intimsten Bereich, in den uns Ego-Dokumente einen Eindruck gewähren und mit dem entsprechend sensibel umzugehen ist.

Ein Gebiet mit großem sprachschöpferischem Potential ist selbstredend der Bereich der Erotik und der Gefühlsäußerungen:

> Das Gebiet der Erotik erfüllt alle Voraussetzungen für reiche Wortproduktivität: es ist das Gebiet der Emotionalität schlechthin; in der erotischen Begegnung kommt die Paarbeziehung zu ihrem Höhepunkt; die Außenwelt soll bewußt ausgeschlossen bleiben. Der Privatwortschatz ist darum hier besonders reich.[1602]

Dies gilt auch für den Briefwechsel der Goethes. Bekannt und viel zitiert sind die harmlosen „Äugelchen“, die häufig in den Briefen (im Fall der eigenhändigen Briefe von Christiana Vulpius in unterschiedlichen Schreibungen) erwähnt werden. Im Goethe-Wörterbuch sind 19 Belege in Goethes Briefen[1603] mit dem Hinweis vermerkt, dass diese ausschließlich in den Briefen an Christiana von Goethe zwischen dem 21. August 1792 und dem 17. November 1812 vorkommen.[1604] In den Briefen Christiana von Goethes finden sich 32 Belege,[1605] wovon einer auf die

1600 Vgl. u. a. GC II, S. 865, Anm. 3; Biedrzynski: Goethes Weimar, S. 125; Krausnick: Du bist mein Liebstes auf der Welt, S. 24 sowie Art. „Äugelchen“, in: GWb, https://www.woerterbuchnetz.de/GWB?lemid=A05282 (15.01.2024).

1601 Leisi: Paar und Sprache, S. 35.

1602 Ebd., S. 37.

1603 GC I, Nr. 3, 7, 50–53, 152, 185, 210, 358, GC II, Nr. 421, 422, 425, 433, 435, 498, 505, 510, 538.

1604 Vgl. Art. „Äugelchen“, in: GWb, https://www.woerterbuchnetz.de/GWB?lemid=A05282 (15.01.2024).

1605 GC I, Nr. 20, 45, 75, 76, 92, 100, 124, 140, 151, 153, 183 (zweimal), 197, 203, 209, 264 (zweimal), 275, 283 (zweimal), 300, 317a*, 317b* (zweimal), 319, 353 (zweimal), 356, 359, 360, 366, GC II, Nr. 488 (* nicht in GC enthalten).

Verbform „äugeln“[1606] entfällt. Das Bedeutungsspektrum des Lemmas umfasst dabei sowohl ‚verliebte Augen machen‘ im Sinne eines ‚Flirts‘ sowie das ‚Liebäugeln‘, und zugleich kann ein „Äugelchen“ auf eine Person bezogen sein, mit der ‚geliebäugelt‘, also ‚geflirtet‘ wird.[1607]

In Goethes Brief vom 7. Juli 1803 scheinen Goethe die Berichte von den vielen „Äugelchen“ etwas zu beunruhigen, sodass aus der spielerischen Diminutivform plötzlich ernsthafte „Augen“ werden, vor denen sich seine Partnerin in Acht nehmen möge.[1608] Sie greift dieses Sprachspiel in neckender Weise in ihrem Antwortbrief auf: „Dieser Brief [Goethes Brief vom 7. Juli, Anm. d. Verf.] hat mich sehr glücklich gemacht! Wie Du gibt es keinen Mann in der ganzen Welt. Und wegen der *Augen* kannst Du ganz außer Sorge sein; aber *Äuglichen* gibt es, daß man sich nicht zu retten weiß.“[1609] Da beide sehr freimütig und offen von ihren kleinen Tändeleien berichten – vor allem während ihrer Badereisen – ist davon auszugehen, dass diese beiderseitig nicht als ernsthafte Bedrohung für die eigene Beziehung empfunden wurden. Gleichwohl sind ab und zu zärtlich mahnende Worte zu vernehmen, die daran erinnern, dass weder der eine noch die andere es mit den „Äugelchen“ übertreiben solle,[1610] oder es klingt eine vorsichtige Mahnung mit einer eigenen Versicherung der Liebe an.[1611]

Ein produktives Wortfeld der Beziehungslexik sind die vom Kosenamen „Hase“ abgeleiteten Nomen, Adjektive und Verben, die in den eigenhändigen Briefen von Christiana Vulpius vorkommen und ein breites Bedeutungsspektrum abdecken. Zunächst zählt die bereits erwähnte Koseform „Hase“ (einschließlich der Pluralform bezogen auf Mutter und Sohn) dazu, die Gräf als „weich anschmiegendes, zärtliches, liebevolles Wesen“[1612] umschreibt. Auch Goethe selbst verwendet diesen Kosenamen einmal in dieser Bedeutung für seine Frau und für Caroline

1606 GC II, Nr. 366. – Im ThWb wird das Lemma *äugeln* aufgelöst mit ‚sich (heimlich) immer wieder ansehen‘ (Art. „äugeln“, in: ThWb I, Sp. 390.); bei Goethe nur in seiner (späteren) Versdichtung belegt im Sinne von ‚bedeutsame, meist liebevolle Blicke werfen, austauschen‘ (Art. „äugeln“, in: GWb, https://www.woerterbuchnetz.de/GWB?lemid=A05284 [15.01.2024]).

1607 Vgl. Art. „Äugelchen“, in: GWb, https://www.woerterbuchnetz.de/GWB?lemid=A05282 (15.01.2024).

1608 Vgl. GC II, Nr. 358.

1609 GC II, Nr. 359 (Hervorhebung durch die Verf.).

1610 Vgl. u. a. GC I, Nr. 152, 185, 209 und 358.

1611 Vgl. u. a. GC I, Nr. 52 und 53.

Ulrich.[1613] Bei beiden Briefpartnern ist auch der „Hasenfuß“ als Kosename belegt.[1614] Daneben spricht Christiana Vulpius zweimal von ihrer „Hasigkeit“, was so viel bedeutet wie ‚Sehnsucht‘,[1615] aber auch ‚Liebreiz, Charme‘.[1616]

Die Semantik von „hasig sein“ ist in Christiana von Goethes Briefen breit angelegt. Es kann so viel heißen wie ‚fröhlich, ausgelassen‘ sein[1617] – eine Bedeutungsnuance, die sich mit dem dialektalen Gebrauch von „häsig“ oder „hasig“ deckt, für den das Thüringische Wörterbuch ‚albern, ausgelassen‘ angibt.[1618] Ebenso meint es ‚anschmiegsam‘ oder ‚für Zärtlichkeiten empfänglich sein‘ mit einer sexuell-erotischen Konnotation.[1619] Das prädikativ gebrauchte Adjektiv „hasig“ kommt auch bei Goethe vor: „Ich lege ein kleines Halstuch für Carolinchen [Caroline Ulrich, Anm. d. Verf.] bei, welches recht hasig ist und ihr Freude machen wird.“.[1620] Im Goethe-Wörterbuch heißt es hierzu etwas vage „wohl iSv [im Sinne von, Anm. d. Verf.] weich wie ein Hasenfell“.[1621] Zu ergänzen wäre die Bedeutung ‚liebreizend‘, ‚allerliebst‘ analog zu dem Bedeutungsspektrum von „Hasigkeit“ in den Briefen Christiana von Goethes.

In ihren Briefen findet sich außerdem einmal das Verb „hasen“ und die davon abgeleitete Partizipialform „gehast“. So schreibt sie in einem Brief an Goethe vom 3. Mai 1800 über den Maler Friedrich Bury, der im Haus am Frauenplan zu Gast war: „Der Herr Bury hatte auch eine sehr große Freude über das Tuch, er ist auch fleißig und mannichmal wird auch etwas gehast.“.[1622] Hiermit ist wohl am ehesten ‚geflirtet‘ gemeint oder ‚sich gegenseitig mit Schmeicheleien, Aufmerksamkeit bedenken‘, wobei eine gewisse erotische Konnotation nicht ausgeschlossen ist.

1613 Vgl. GC II, Nr. 560. – Im GWb wird für die Verwendung mit Bezug auf Menschen unter der Bedeutung 3b auf „für eine weibl (geliebte, begehrte) Person; auch als Kosename [...]“ verwiesen (Art. „Hase“ in GWb, https://www.woerterbuchnetz.de/GWB?lemid=H00973 [15.01.2024]).

1614 Bei C. Vulpius in GC I, Nr. 283; bei J.W. von Goethe im Plural bezogen auf C. von Goethe und C. Ulrich in GC II, Nr. 560; vgl. auch Art. „Hasenfuß“ in: GWb, https://www.woerterbuchnetz.de/GWB?lemid=H00982 (15.01.2024).

1615 Vgl. GC I, Nr. 121.

1616 Vgl. GC I, Nr. 140.

1617 Vgl. GC I, Nr. 122.

1618 Art. „häsig“, in: ThWb II, Sp. 904.

1619 Vgl. GC I, Nr. 126 und 171.

1620 GC II, Nr. 490.

1621 Art. „hasig“, in: GWb, https://www.woerterbuchnetz.de/GWB?lemid=H00995 (15.01.2024).

1622 GC I, Nr. 264.

Im Bereich des erotischen Wortschatzes sind in den Briefen von Christiana Vulpius des Weiteren die „Schlampampsstündchen“[1623] oder als Verbform „schlampampsen“[1624] belegt. Wie es zu dieser Wortneuschöpfung kam, ist nicht aufzulösen. Eine Möglichkeit wäre die Ableitung von „schlampampen“ im Sinne von ‚reichlich essen und trinken‘, ‚schlemmen‘. Der Ausdruck kommt vor allem im Nord- und Zentralthüringischen vor.[1625] Gräf löst die „Schlampampsstündchen“ als ‚Plauder- und Kosestündchen‘ auf,[1626] wobei eine deutlich sexuelle Konnotation naheliegt. Goethe spricht in einem Brief von 1808 mit einer ähnlichen Bedeutung davon, dass er sich sehr nach den „Schlender- und Hätschelstündchen“[1627] sehne.

Eine weitere Wortschöpfung ist aufgrund ihrer Unleserlichkeit in den Briefen schwer zu deuten, scheint aber zumindest im zweiten nachfolgend aufgeführten Fall eine deutlich erotische Konnotation aufzuweisen. In Christiana Vulpius’ Brief vom 22. Februar 1797 schreibt sie: „ich vü[n]sche Dir daß der **Her von ~~Sch~~ Sckenfuhs** bey Dir ein kähren möchte und Dir die aller beste und fordrefelichste laune zum gedicht mit krichen.“[1628] Gräfs in diesem Fall recht freie Textauslegung lautet: „Ich wünsche Dir, daß der **Herr von Schönfuß** [?] bei Dir einkehren möchte und Dir die allerbeste und förderseligste Laune zum Gedicht mitbringe.“[1629] In einem zweiten Brief knapp vier Monate später taucht derselbe Ausdruck noch einmal auf, jedoch in leicht abweichender Schreibung. Dort heißt es in ihrem Brief mit einer stärker erotischen Konnotation: *Wen ich nur erst vieder um dich bin so soll du gevis vieder heuder werden da soll der **Her von Schkenfus** fiel da Seyn*.[1630] In Gräfs Edition lautet der Satz in normalisierter Schreibung: „Wenn ich nur erst wieder um Dich bin, so sollst Du gewiß wieder heiter werden; da soll der **Herr von Schönfuß [?]** viel [?] da sein.“[1631] Gräf kommentiert das Lemma unter der ersten Belegstelle wie folgt: „[…] da ich in dieser Wortform keinen Sinn zu finden vermochte, habe ich vorerst ‚Schönfuß‘ eingesetzt (etwa ehelicher Aus-

1623 Vgl. GC I, Nr. 13, 183 und 226.

1624 GC I, Nr. 28.

1625 vgl. Art. „schlampampen“, in: ThWb V, Sp. 636. – Bei Adelung ist „schlampampen“ auch im Niedersächsischen im Sinne von ‚schlämmen, prassen‘ belegt (vgl. auch Art. „Schlampen“, in: AWb, https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=S01787 [15.01.2024]).

1626 GC II, S. 867, Anm. 13.

1627 GC II, Nr. 434.

1628 JWG 38 (Hervorhebung durch die Verf.).

1629 GC I, Nr. 98 (Hervorhebung durch die Verf.). – Dieses Zitat enthält einen der wenigen Lesefehler Gräfs; die „förderseligste Laune“ wäre nach dem Handschriftenbefund zu korrigieren in „vortrefflichste Laune“.

1630 JWG58.

1631 GC I, Nr. 133.

druck für Amor?) [...].“[1632] Letzterer Aufforderung kann aufgrund der Uneindeutigkeit auch an dieser Stelle nur bedingt nachgekommen werden. „Herr von Schönfuß“ ist als Lesung einleuchtend, bezieht man die dialektale Entrundung des Umlautes von *ö* zu *e* sowie den versehentlichen Einschub des Konsonanten *k* ein. Dass es sich bei dem Einschub um ein Versehen handelt, legt die Schreibung aus dem erstzitierten Brief nahe, in der die Schreiberin zunächst *Sch* tilgte, um es anschließend zu *Sckenfuhs* zu korrigieren. Auch Gräfs Deutung als Umschreibung für ‚Amor‘ ist beizupflichten, auch wenn das Gemeinte in dem zweiten Brief noch etwas darüber hinauszugehen scheint. Die sprachliche Wendung „Herr von Schönfuß“ könnte in diesem Fall eine explizit sexuelle Botschaft transportieren und auch als Anspielung auf das männliche Geschlechtsteil gesehen werden.[1633]

Ein weiteres Themenfeld mit kreativen, sprachschöpferischen Ausdrücken im Briefwechsel der Goethes erstreckt sich auf die Schwangerschaften und damit verbundenen körperlichen Veränderungen. In den Briefen beider wird die Schwangerschaft scherzhaft als „Krabskrälligkeit“[1634] bezeichnet, einmal bezieht Christiana Vulpius diese Wortschöpfung auch auf das ungeborene Kind selbst.[1635] Im Goethe Wörterbuch wird die onomatopoetische Wortbildung in Beziehung zu dem wachsenden Versorgungsbedürfnis der werdenden Mutter gesetzt – „krabseln“ kommt in Goethes Brief vom 7. Juni 1793 vor und meint in diesem Kontext ‚besorgen, zusammenraffen‘ – und wird verstärkt durch die Vorstellung des (Fest-)Krallens.[1636] Damit umfasst der Ausdruck zwei Bedeutungsebenen: einerseits den äußeren Rahmen der Schwangerschaft, nämlich die zunehmende Verantwortung für die Versorgung der wachsenden Familie, und andererseits die schon in der Schwangerschaft bestehende enge Verbindung der werdenden Mutter zu ihrem heranwachsenden Kind im Mutterleib. Damit vereint diese Bezeichnung gewissermaßen die Verantwortlichkeiten beider Elternteile in sich.

Ein weiterer Ausdruck, der in dieses Themenfeld und zur Intimsprache gehört, ist das bzw. sind die „Pfuiteufelchen“ mit drei Belegstellen, davon zwei in den Briefen von Christiana Vulpius[1637] und einer in einem Brief Goethes.[1638] Hierbei handelt es sich zunächst um eine ironische Brechung des Ausrufs „Pfui Teu-

1632 GC II, S. 878, Anm. 98.

1633 Vgl. Eissler: Goethe, Bd. 2, S. 1413.

1634 Vgl. in den Briefen von Christiana Vulpius: GC I, Nr. 15, 18 und 36; Goethe: GC I, Nr. 14.

1635 Vgl. GC I, Nr. 36.

1636 Vgl. GC I, Nr. 19 sowie Art. „krabseln“, in: GWb, https://www.woerterbuchnetz.de/GWB?lemid=K03682 (15.01.2024) sowie Art. „Krabskrälligkeit“, in: GWb, https://www.woerterbuchnetz.de/GWB?lemid=K03683 (15.01.2024).

1637 Vgl. GC I, Nr. 15 und 22.

1638 GC I, Nr. 17.

fel!“, der nicht nur Missfallen, sondern auch Empörung oder gar Ekel ausdrücken kann.[1639] In allen drei Fällen werden damit Körperteile oder körperliche Zustände bezeichnet, über die man aus Schamgefühl nicht offen zu sprechen oder zu schreiben pflegte, da sie die intimsten Bereiche des (Zusammen-)Lebens berühren und dadurch auch eine intim-erotische Komponente aufweisen. Der Ausdruck „Pfuiteufelchen“ ist eine interessante Umschreibung von etwas „Unanständigem“, das man nicht näher bezeichnen kann oder will. Einerseits weist der Neologismus durch die Ableitung von einem stark negativ besetzten Ausdruck unmissverständlich auf diesen Tabubruch hin. Andererseits verschleiert er das eigentlich Gemeinte und hebt diesen Tabubruch in ironisch-scherzhafter Weise gerade durch diese Betonung ebendesselben in Verbindung mit der verharmlosenden Diminutivendung auf.

Was aber ist nun das eigentlich Gemeinte? In Christiana Vulpius’ Brief vom Juni 1793 bezieht sich der Ausdruck eindeutig auf das ungeborene Kind, das im Oktober seinen Besuch machen, d. h. zur Welt kommen werde.[1640] In einem früheren Brief geht aus dem Kontext aufgrund des Akkusativs, der zuweilen anstelle des Dativs verwendet wird, nicht eindeutig hervor, ob es sich um eine Verwendung im Singular oder Plural handelt. Im Mai 1793 heißt es:

> Ich bin recht wohl mit der Krabskrälligkeit. Und nun noch eine Bitte an Dich. In Jena und in Weimar habe ich eine große Bequemlichkeit zu den Pfuiteufelchen gesehen. Das sind so weiße Saloppen von klaren weißen Zeuge ohne Streifen, ganz glatt; sie werden es in Frankfurt schon wissen.[1641]

Handelte es sich um die Singularform, könnte hier entweder die Schwangerschaft oder das ungeborene Kind gemeint sein. Der Ausdruck könnte sich aber im Fall der Pluralform ähnlich wie in Goethes Brief vom 3. Juni 1793 auch auf die weiblichen, durch die Schwangerschaft volleren Brüste beziehen.[1642] Letztere Deutung ist wohl die wahrscheinlichere, da es sich bei einer Saloppe um ein großes Umschlagtuch handelt,[1643] mit dem die körperlichen Veränderungen durch die Schwangerschaft bis zu einem gewissen Grad kaschiert oder bedeckt werden konnten.

1639 Vgl. Art. „PFUI, *interjection*“, in DWb, https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=P04526 (15.01.2024) sowie Art. „pfui“, in: DWDS, https://www.dwds.de/wb/pfui (15.01.2024).

1640 Vgl. GC I, Nr. 22.

1641 GC I, Nr. 15, im Original heißt es: *ich bin recht wohl mit der Crabskrällich keit. und nu noch / eine Biette an dich in Jena und in weimar habe ich mir grosse Bekewenlichkeit zu den fui teufelichesn gesehen. daß sind so weisse salloben von glaren weissen zeuge ohme Strufen gans glat sie werden es in frank furt schon wissen* (JWG2).

1642 Vgl. GC I, Nr. 17 sowie Art. „Pfuiteufelchen“, in: GWb, https://www.woerterbuchnetz.de/GWB?lemid=P01669 (14.01.2024).

1643 Vgl. Art. „Saloppe“, in: ThWb V, Sp. 345; vgl. Kapitel 3.3.4.2.

Ein letzter Bereich, der zur Sprache kommen soll, sind Gefühlsregungen und Gemütszustände, die in den Briefen Christiana von Goethes gelegentlich auch in Form des Privatcodes zum Ausdruck kommen, wobei es in diesem Bereich Überschneidungen zum dialektalen Wortschatz gibt.[1644] Wenn sie verärgert oder verdrießlich ist – meist wegen der Abwesenheit Goethes und ihrer Sehnsucht nach ihm – so „gramselt" sie. Das kommt besonders häufig im Jahr 1797 vor[1645] und auch noch einmal im März 1798.[1646] Neben dem Verb „gramseln" kommt das Adjektiv „gramselich" vor, in attributiver Verwendung, als sie sich für einen „gramselichen Brief"[1647] entschuldigte, und prädikativ, als ihr „gramselich zu Muthe"[1648] war. Abgeleitet ist diese Wortbildung von „grämeln" oder „grämlich".[1649] Letzteres kommt auch in zwei Briefen aus den Jahren 1802 und 1803 vor.[1650] „Grämeln" meint ‚leichten Unwillen äußern', was nach Adelung in der vertraulichen Sprechart vorkommt;[1651] „grämlich" charakterisiert Adelung als „anhaltend mürrisch, üble Laune habend, und solche im äußern an den Tag legend [...]; ein nur im gemeinen Leben übliches Wort, wofür in den niedrigen Sprecharten auch grämisch, im Oberdeutschen aber grämig und gramhaft üblich ist."[1652]

Grundsätzlich ist zu konstatieren, dass die Beziehungslexik in den Briefen Christiana von Goethes deutlich ausgeprägter ist und häufiger vorkommt als in den Briefen ihres Mannes. Worauf diese Diskrepanz im Einzelnen zurückzuführen ist, lässt sich aufgrund der unterschiedlichen Überlieferungslage nicht mit Sicherheit sagen. Ein wichtiger Faktor ist wie schon bei der Anrede die Eigenhändigkeit der Briefe. Bis auf die „Äugelchen", die auch in den von Christiana von Goethe diktierten Briefen vorkommen, beschränken sich die anderen Belege auf ihre eigenhändig geschriebenen Briefe – was angesichts der Intimität der Paarsprache kaum überraschen dürfte. Dies erklärt zu einem gewissen Teil auch, weshalb der Privatcode in Johann Wolfgang von Goethes Briefen weniger präsent ist, schließlich beginnt er bereits 1796 damit, seine Briefe mehrheitlich zu diktieren. In den ersten Jahren der Briefüberlieferung ist die Beziehungslexik ausgeprägter und vielfältiger, was nicht zuletzt an den Schwangerschaften liegt, von denen wir nach dem 19. Dezember

1644 Vgl. hierzu Kapitel 4.3.4.2.
1645 Vgl. GC I, Nr. 142, 145, 151 und 153.
1646 Vgl. GC I, Nr. 158.
1647 GC I, Nr. 153.
1648 GC I, Nr. 158.
1649 Vgl. Art. „Grämeln", in: AWb, https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=G02847 (15.01.2024).
1650 GC I, Nr. 304 und 380.
1651 Art. „Grämeln", in: AWb.
1652 Art. „Grämlich", in: AWb; vgl. die Einträge zu *gramig*, *gramisch*/*grämisch* und *gramlich*/*grämlich*, in: ThWb II, Sp. 689.

1802, als das letzte Kind nach nur vier Tagen starb, keine Nachweise in den Quellen mehr finden.[1653]

Zu fragen wäre auch, inwieweit eine Geschlechtsspezifik in der Verwendung der Paarsprache eine Rolle spielen könnte. Dieser Aspekt lässt sich, wie schon häufiger erwähnt, nur schwer isoliert und ohne Vergleichsstudien beurteilen. Anhand des vorliegenden Briefkorpus gestaltet sich die Untersuchung des Privatcodes schwierig, da es sich zum einen um ein Phänomen handelt, welches nicht allzu häufig sowie ausschließlich in den eigenhändig geschriebenen Briefen zu beobachten ist, und zum anderen die fragmentarische Überlieferungslage dessen konstante Beobachtung nicht zulässt. Man wird also mit bruchstückhaften Einblicken vorliebnehmen müssen und darf auf weitere Studien in diesem Feld hoffen.

4.4.6 Sprachliche Bewältigung emotional schwieriger Themen

In den Briefen Christiana und Johann Wolfgang von Goethes werden vielfältige Themenbereiche angesprochen, von denen eine Auswahl repräsentativer, für beziehungssprachliche Aspekte besonders relevanter Themengebiete getroffen wurde. Dabei ist es unabdingbar, nicht nur auf Themenfelder zu blicken, die Eingang in die Briefe gefunden haben, sondern auch auf solche, die bewusst ausgespart wurden.[1654]

4.4.6.1 Trennung in Kriegszeiten

Beziehungssprachlich von besonderem Interesse sind die Briefe aus den ersten überlieferten Jahrgängen 1792 (nur Briefe von Johann Wolfgang von Goethe überliefert) und 1793 (Briefe von Johann Wolfgang von Goethe sowie Christiana Vul-

1653 Es ist nicht auszuschließen, dass es auch danach noch weitere Fehlgeburten in einem früheren Stadium der Schwangerschaft gab, die aber in den Briefen nicht thematisiert werden.

1654 Eng verknüpft sind diese Themenbereiche mit expressiven Sprechakten (Expressiva), denen der Ausdruck von Gefühlen zugrundeliegt. Eine weitreichendere Untersuchung im Sinne der Sprechakttheorie kann hier nicht geleistet werden, erscheint aber als ein geeigneter Gegenstand für weitere Analysen, ebenso wie die grundsätzliche Untersuchung des Zusammenhangs von Emotion und deren sprachlicher Realisierung. Im Folgenden liegt das Hauptaugenmerk auf psychisch belastenden Themenbereichen, die implizit oder explizit vor allem mit Angst, teilweise mit Trauer, aber auch Sehnsucht verbunden sind. Ein weiteres interessantes Untersuchungsfeld wäre die Realisation positiver Emotionen wie Freude, Liebe, Glück, die vor allem in Christiana von Goethes Briefen häufig vorkommen und oftmals explizit ausgedrückt werden. – Zum Zusammenhang von Sprache und Emotion vgl. weiterführend Schwarz-Friesel, Monika: Sprache und Emotion (UTB, 2939). Tübingen / Basel: 2., aktual. und erw. Aufl. 2013 sowie mit Bezug auf die Sprechakttheorie Marten-Cleef, Susanne: Gefühle ausdrücken. Die expressiven Sprechakte (Göppinger Arbeiten zur Germanistik, 559). Göppingen 1991.

pius überliefert). In diesen Jahren waren die äußeren Umstände für das Paar bedrückend, denn Goethe musste zunächst Herzog Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach von August bis Dezember 1792 auf dem Feldzug gegen das revolutionäre Frankreich begleiten und schließlich im darauffolgenden Jahr von Mai bis August an der Belagerung von Mainz teilnehmen.[1655] Es ist unschwer vorstellbar, dass dies die junge Familie in eine höchst schwierige Lage versetzte, umso mehr da Christiana Vulpius mit dem zwei- bis dreijährigen August als unverheiratete Frau ohne jegliche rechtliche und finanzielle Absicherung im Todesfall ihres Partners mittellos in Weimar zurückgeblieben wäre.

Um in dieser sorgenvollen Zeit der Trennung den eigenen Gefühlen schriftlich Ausdruck zu verleihen, nutzten beide sprachliche Distanzierungsstrategien, die sich vor allem in der Verwendung des unpersönlichen Indefinitpronomens *man*[1656] niederschlagen. Als paradigmatisches Beispiel soll zunächst der erste erhaltene Brief Goethes, den er noch aus Gotha am 9. August 1792 auf dem Weg nach Frankreich abgesandt hatte, abgedruckt werden:

> Es ist gar zu nichts nütze, daß **man** sich von denen entfernt, die **man** liebt, die Zeit geht hin und **man** findet keinen Ersatz. Wir sind in Gotha angelangt, und ich denke bald wieder weg zu gehen, ich habe nirgends Ruhe. Meyer wird Dir erzählen, wie ich gleich in Erfurt bin von Wanzen gequält worden und wie ich mich auch hier vor der Nacht fürchtete. Da sind die Zimmerleute besser, die doch nur Morgends pochen. Ich bin aber wohl und hoffe, es soll mir noch wohler werden, wenn ich erst einmal Eisenach im Rücken habe. Von hier schicke ich Dir nichts als den schönsten Gruß und **die Versicherung, daß ich Dich sehr liebe**. Von Frankfurt soll aber bald das zierlichste Krämchen ankommen. Lebe wohl, liebe mich, halte alles gut in Ordnung und küsse den Kleinen.
>
> Gotha, den 9. August 1792.
> G.[1657]

Goethe beginnt seinen Brief mit einem Satz, der gleich dreimal das Pronomen *man* enthält. Dieses Indefinitpronomen ist polysem,[1658] wozu Adelung bemerkt:

1655 Für einen Überblick über Goethes Lebensstationen vgl. Unterberger: Goethe-Chronik, S. 164–167 sowie S. 170–172.

1656 Die nachfolgend aufgeführten Fälle behandeln nur die beziehungssprachlich relevanten Fälle. Darüber hinaus wird *man* auch in anderen Kontexten wie allgemeinen Feststellungen z. B. innerhalb von Reiseberichten gebraucht, ohne dass hier ein besonders häufiges Vorkommen zu verzeichnen wäre.

1657 GC I, Nr. 1 (Hervorhebung durch die Verf.).

1658 Zur Polysemie des Pronomens vgl. Dimova, Anna: Die Polysemie des Pronomens *man* in der deutschen Gegenwartssprache und die Kontextbedingungen für seine Monosemierung. In: Beiträge zur Erforschung der deutschen Sprache 1 (1981), S. 41–75; Dimova, Anna: Die Polysemie des Pronomens *man* unter Berücksichtigung seiner Äquivalente im Bulgarischen. In: Deutsch als Fremdsprache 18 (1981), Heft 1, S. 38–44; Zifonun, Gisela: „*Man lebt nur einmal.*“. Morphosyntax

„Man ist wirklich ein persönliches Fürwort, aber ein sehr unbestimmtes, welches die Zahl, das Geschlecht, und übrigen Verhältnisse der handelnden Person unentschieden lässet, aber doch immer etwas Persönliches bedeutet.“[1659]

Auf ganz allgemeiner Ebene betrachtet kann *man* stellvertretend für das eigene Ich stehen, es kann aber auch das Spektrum bis hin zur gesamten Menschheit abdecken.[1660] Lobenstein-Reichmann betont die implizierte Identitätslosigkeit des Indefinitpronomens und ordnet seine Verwendung in ihrem dreigliedrigen Schema der intra-, inter- und transpersonellen Beziehungstypen letzterem Bereich zu.[1661] Sie spricht bei der Referenz auf eine dritte Person von „einer Grammatik des *Es*, der Versachlichung und Objektivierung, des Ding- und Weltbezugs.“ Dies könne mit einer neutralen bis positiven Versachlichung einhergehen, es könne aber im Hinblick auf Personenverhältnisse auch zu einer „Grammatik der Distanznahme“ werden. Indem ein Dritter ins Spiel gebracht wird, kommt es zu einer Art „pronominale[r] Passivierung“.[1662] Lobenstein-Reichmann hat bei diesem Dritten vor allem die Öffentlichkeit, die Gesellschaft, den Staat, institutionelle Zusammenhänge und dergleichen im Blick, sodass sie vor allem auf die bereits erwähnte Passivität oder Objektivierung, die zugleich mit einer Art Handlungsentzug und der Auf- oder Abgabe von Verantwortung verbunden ist, abhebt. Betrachtet man nun die Verwendung von *man* im Kontext des Goethe-Briefes, scheint sich darüber hinaus ein weiteres Deutungsmuster abzuzeichnen, das zwar ebenfalls auf einer Distanzierungsstrategie basiert, aber eine eher therapeutische Funktion aufweist, die eine heilsame, emotional wohltuende Wirkung auf eine Zweierbeziehung entfalten kann, wie nachfolgend gezeigt werden soll.

Im Deutschen Wörterbuch werden sechs unterschiedliche Verwendungsweisen beschrieben.[1663] Im Kontext des Goethe-Briefes handelt es sich um ein den Sprecher inkludierendes, also ein inklusives *man*, oder, wie im Deutschen Wörterbuch vermerkt, um ein *man*, das „in seiner unbestimmtheit ein bestimmtes subject mit ein[schließt]“, wobei es sich um ein „ich“ handeln kann, „wenn dasselbe nicht ausdrücklich hervorgehoben, nicht von einer allgemeinheit oder unbestimmtheit völlig losgelöst werden soll“, oder um ein „wir“.[1664] Goethe hätte in sei-

---

und Semantik des Pronomens *man*. In: Deutsche Sprache 28 (2000), Heft 3, S. 232–253; zusammenfassend auch Fröhlich: man im Deutschen, S. 14–19.

1659 Art. „2. Man“, in: AWb, https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=M00231 (15.01.2024).

1660 Vgl. Duden. Grammatik, S. 321.

1661 Vgl. Lobenstein-Reichmann: Sprachgeschichte als Geschichte menschlicher Beziehungen, S. 361.

1662 Vgl. ebd. (dort auch die Zitate).

1663 Vgl. Art. „MAN“, in: DWb, https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=M00799 (15.01.2024).

1664 Vgl. ebd.

nem Satz statt des unpersönlichen Pronomens *man* (1) auch das Personalpronomen der 1. P. Sg. (2) einsetzen können:

(1) Es ist gar zu nichts nütze, daß **man** sich von denen entfernt, die **man** liebt, die Zeit geht hin und **man** findet keinen Ersatz.
(2) Es ist gar zu nichts nütze, daß **ich mich** von denen entferne, die **ich** liebe, die Zeit geht hin und **ich** finde keinen Ersatz.

In der Gegenüberstellung dieser beiden Varianten wird der Bedeutungsunterschied evident: Die von Goethe gewählte Variante (1) ist einerseits unpersönlicher und formuliert damit zugleich eine gewissermaßen allgemeingültige Gesetzmäßigkeit, in die sich der Sprecher als *einer*, der ebenso empfindet wie viele andere, sieht. In dieser Form scheint der Schreiber seine Gefühle, die einsetzende Sehnsucht nach der Familie, die damit verbundene Einsamkeit und nicht zuletzt die Sorge um die Familie während der eigenen Abwesenheit überhaupt erst zu Papier bringen zu können. Die Transformation der eigenen Person und der eigenen Lage in eine Allgemeinheit und die damit verbundene Abstraktion von der eigenen Person haben dabei aus psychologischer Sicht etwas Tröstliches, und zwar im doppelten Sinn: *Man* – und dies kann sowohl sprecher- als auch hörerinkludierend verstanden werden – steht mit seinen Emotionen und seiner Lebenssituation nicht allein, sondern fühlt sich als Teil einer (imaginierten, nicht näher spezifizierten) Gruppe. Dies schafft im Sinne einer Selbstvergewisserung Verbundenheit und Sicherheit und suggeriert zugleich, dass *man* mit seinen Problemen keineswegs alleinsteht. Aus beziehungssprachlicher Sicht beschränkt sich das heilsame Potential einer solchen Äußerung damit nicht allein auf den Sender, sondern ebenso auf die Empfängerin, wodurch die Tragik der Situation und die emotionale Last gemindert werden.

Der darauffolgende Satz setzt mit dem Personalpronomen in der 1. P. Pl. fort und nimmt die konkrete Schilderung der gegenwärtigen Situation des Schreibers auf. Dieser abrupte Wechsel von der zunächst allgemeinen, unpersönlichen Ebene zur konkreten sprecherbezogenen Situation lässt den ersten Satz des Briefes isoliert erscheinen. Dadurch rückt er in die Nähe eines Ausspruches, einer Sentenz, mit welcher der gesamte Brief überschrieben werden könnte. Auch die nachfolgenden Liebesbekundungen (ebenfalls im Text hervorgehoben) sind in der persönlichen 1. P. Sg. formuliert.

Ähnliche Strategien finden sich auch in weiteren Briefen Goethes aus den Jahren 1792/93, die geprägt sind von diesen sentenzartigen Aussprüchen, die dann allerdings in Form eines Einschubes in den eigenen Liebes- und Sehnsuchtsbekundungen auftreten. Um dies zu illustrieren, werden noch drei weitere Beispiele aufgeführt (Hervorhebungen durch die Verf.):

(1) Trier, den [25.] August 1792 (GC I, Nr. 4)
[...] **Mein** einziger Wunsch ist, Dich und den Kleinen wiederzusehen, **man** weiß gar nicht, was **man** hat, wenn **man** zusammen ist. **Ich** vermisse Dich sehr und **liebe** Dich von Herzen. [...]

(2) bei Verdun, 8. September 1792 (GC I, Nr. 7)
[...] Eh **wir** hier abreisen, wird ein Körbchen abgehen mit Liqueur und Zuckerwerk, davon genieße was mit Herrn Meyer, das übrige hebe auf, **ich** schicke Dir noch allerlei in die Haushaltung. Wenn dieser Brief ankommt, bist Du vielleicht schon im vordern Quartier. Richte nur alles wohl ein und bereite Dich, eine liebe kleine Köchin zu werden. Es ist doch nichts besser, als wenn **man** sich liebt und zusammen ist. Lebe recht wohl und bleibe mein. **Ich** habe Dich recht herzlich lieb. [...]

(3) bei Marienborn, 22. Juni 1793 (GC I, Nr. 23)
Deinen Brief vom 14. erhalte **ich** eben. Es ist recht gut, daß **man** sich doch ein Wort sagen kann, wenn es gleich fatal genug ist, daß die Tage und Nächte vergehen, ohne daß **man** beisammen ist. Deine Briefe hab **ich** alle erhalten und mich ihrer gefreut, **ich** habe Dir auch oft geschrieben, und Du wirst meine Briefe nach und nach empfangen. [...]

Behalte mich auch lieb. Denn das ist das Beste für Dich und für **mich**. Das Gute in der Welt ist viel schmäler gesät, als **man** denkt; was **man** hat, muß **man** halten. Lebe wohl, liebes Kind. Die Zeit wird **mir** lang, bis **ich** zu Dir komme.

G.

Bei Christiana Vulpius scheint die eben skizzierte sprachliche Strategie weniger ausgeprägt zu sein als bei Goethe, zu finden ist sie aber auch in ihren überlieferten Briefen von 1793 (aus dem Jahr 1792 sind keine Briefe erhalten), wie die beiden nachfolgenden Zitate belegen:

(1) [Weimar, Mitte Juli 1793] (GC I, Nr. 28)
[...] Daß es sehr traurig bei Dir aussieht, kann **ich** mir denken, **ich** denke immer an Dich und an das alles, **man** wird beinahe hier nicht frohe. Mein einziger Wunsch ist nur, wenn Du nur hier wärst. **Wir** wollen uns nur recht lieb behalten, das ist noch das Beste auf der Welt, und wenn **mir** wieder zusammen sind, uns es einander recht oft sagen, wie hübsch es ist, einander treu zu sein. [...]

(2) Weimar, 19. [Juli 1793] (GC I, Nr. 29)
Daß Du **mir** so oft schreibest, beruhigt **mich** noch in dieser Zeit, denn **man** wird über alles das, was **man** hört, gar nicht froh. [...]

Der Kleine läßt Dich schön grüßen und wünscht auch sehnlich, daß Du möchtest wiederkommen. **Ich** werde aber nicht ruhig, denn, wie **man** hört, so soll es itzo im Lager gar gefährlich sein, und wie kann **ich** froh sein, wenn Du in Gefahr bist. Es ist doch recht übel, daß, wenn **man** glücklich ist, auch immer Betrübniß haben muß. Leb wohl und behalt **mich** nur recht lieb, und verzeih **mir** meinen kramseligen Brief.

Das Pronomen *man* wird zunächst in beiden Fällen in einem ähnlichen Kontext verwendet: Durch die Nachrichten, die sie erreichen, ist sie beunruhigt; dieser Gedanke wird durch das sprecherinkludierende Indefinitpronomen der Personalisierung ein Stück weit entrückt und damit auf eine abstraktere Ebene gehoben. Das heißt, die Schreiberin ist mit dieser Formulierung Teil einer Gruppe von Menschen, die aufgrund der herrschenden unsicheren Zeitumstände in Sorge lebt. Sie steht mit diesen Empfindungen also nicht allein – nicht nur sie, sondern *man* konnte in diesen bewegten Zeiten gar nicht froh sein.

Noch deutlicher wird die Distanzierungsstrategie in einem weiteren Beispiel, welches zugleich einen zweiten Themenbereich berührt, der in den Briefen nur sehr selten, um genau zu sein zweimal, angesprochen wird: Christiana Vulpius' Schwangerschaften und die damit verbundenen Ängste sowie Kindsverluste.

4.4.6.2 Schwangerschaften und Kindsverluste

Wir wissen von fünf Kindern, die Christiana Vulpius zur Welt gebracht hat, wovon jedoch nur der erstgeborene Sohn August das Erwachsenenalter erreichte. 1791 erlitt Christiana Vulpius eine Totgeburt; 1793 und 1802 gebar sie jeweils eine Tochter und 1795 einen Sohn, die alle nach nur wenigen Tagen starben.[1665] Dass Christiana Vulpius bei ihrer zweiten Schwangerschaft 1793 nach ihren traurigen Erfahrungen vor der Entbindung in Sorge war, thematisiert sie in einem Brief an ihren Partner vom 14. Juni 1793. Sie drückt darin die Hoffnung aus, dass Goethe wieder rechtzeitig in Weimar eintreffen möge, um ihr beizustehen: „Denn **ich** weiß, weil **Du mich** lieb hast, wirst **Du mich** in den Umständen nicht bis auf die letzte allein lassen, denn **man** ängstet sich doch immer.“[1666]

In diesem Brief erfolgt zunächst eine Selbstvergewisserung, gerade nicht in fragender Form, sondern als Aussage; anschließend verwendet Christiana Vulpius das unpersönliche, polyseme *man*, um ihre Angst auszudrücken und zugleich einzubetten. Es steht also nicht in erster Linie das individuelle Empfinden im Vordergrund, sondern das einer ganzen Gruppe von Menschen.[1667] In diesem Fall handelt es sich auch um ein hörerinkludierendes *man*, schließt also Goethe mit

1665 Als Ursache für diese Totgeburt und die frühen Todesfälle wird eine Rhesusfaktor- bzw. Blutgruppen-Unverträglichkeit der Eltern vermutet (vgl. Schiffter: Lebenslust, Krankheit und Tod, S. 232).

1666 GC I, Nr. 20. – Vgl. zu Goethes Abwesenheiten in der Zeit um die bevorstehenden Geburten Eissler: Goethe, Bd. 2, S. 1417.

1667 Die Verallgemeinerung der Aussage erscheint an dieser Stelle auch angesichts der real existierenden Gefahren einer Geburt und der hohen Sterberate von Müttern und Kindern in Zeiten ohne moderne schulmedizinische Behandlungsmöglichkeiten auch faktisch begründet.

ein. Dadurch appelliert sie indirekt noch stärker an seine Verantwortung. Hätte sie die Ängste stattdessen nur auf sich selbst bezogen, hätte das ihre Argumentation in gewisser Weise geschwächt. Indem sie aber den Adressaten einbezieht und voraussetzt, dass dieser und womöglich andere Menschen ähnlich empfinden, wird die Appellwirkung ihrer Aussage – die mit „Komm bitte vor der Geburt zu mir zurück und stehe mir bei!“ paraphrasiert werden könnte – deutlich verstärkt.

Es gibt noch einen weiteren Brief, in dem Christiana Vulpius Goethe von dem schlechten Gesundheitszustand des elf Tage alten Sohnes Carl (30.10.1795–16.11.1795) berichtet, der nach etwas mehr als zwei Wochen starb:

> Es thut mir leid, daß ich Dir nicht schreiben kann, daß wir beide wohl sind. Ich bin recht wohl, so daß ich außer Bette sein kann. Aber das Kleine ist seit 2 Tagen sehr matt und schläft den ganzen Tag. Und wenn es essen und trinken soll, so muß man es aufwecken. Und da ißt es auch. Der Doctor und die Liebern trösten zwar gut, aber ich läugne es nicht, ich bin sehr ängstlich dabei. Ich wollte Dir, mein Lieber, erst nichts schreiben, aber es ist doch besser, Du weißt es, und deßhalb schicke ich Dir einen Boten, daß ich auch gleich ein Wort von Dir höre und etwas getröstet werde. Durchlaucht Herzog hat heute schon 2 mal geschicket, ob Du noch nicht zurück wärst. Der Gustel läßt Dich schönstens grüßen und freut sich, Dich bald wiederzusehen. Sei so gut und schreibe mir ein Wort zu meinem Trost. Leb wohl, zu Ende der Woche erwarte ich [Dich]. Behalte mich lieb.[1668]

Dieser in Anbetracht der besorgniserregenden Entwicklung auf den ersten Blick unaufgeregt wirkende Brief beginnt – und dies ist aus beziehungssprachlicher Perspektive bemerkenswert – mit einer an den Empfänger gerichteten Entschuldigung dafür, dass die Briefschreiberin nicht das Wohlbefinden von Mutter und Sohn vermelden kann. Diese Brieferöffnung fungiert zugleich als Ankündigung der schlechten Nachrichten, die noch folgen werden und mit denen Christiana Vulpius Goethe selbstverständlich am liebsten verschont hätte. Dass sie mit sich rang, ob sie Goethe schon zu diesem Zeitpunkt in Kenntnis setzten sollte, geht aus dem weiteren Briefverlauf hervor. Sie wollte ihren Partner erst dann informieren, wenn die Notwendigkeit bestand und sie ihm die Meldung damit nicht länger vorenthalten konnte. Vorgeschaltet wird die positive Nachricht, dass die Mutter wohlauf sei, erst dann folgen die Informationen zum bedenklichen Zustand des Neugeborenen. Christiana Vulpius bittet Goethe abschließend nicht, sobald wie

1668 GC I, Nr. 62.

möglich nach Weimar zurückzukehren, sondern setzt voraus, dass er dies tun werde. Darin zeigt sich das tiefe Vertrauensverhältnis, das beide verband, denn für die Schreiberin ist es völlig selbstverständlich, dass sie sich auf den Beistand ihres Partners verlassen kann, ohne explizit darum bitten oder diesen einfordern zu müssen.

Effi Biedrzynski konstatiert in ihrer Darstellung *Goethes Weimar*:

> Selbst in jenen Zeiten hoher Kindersterblichkeit eine trübe Bilanz, die Christiane quälen und verstören mußte, was allerdings an ihren Briefen, den einzigen authentischen Zeugnissen ihres Denkens und Fühlens, bei dem sich trostlos wiederholenden mortalen Ausgang ihrer Schwangerschaften kaum abzulesen ist.[1669]

Goethe habe darauf mit Schweigen und intensiver Arbeit reagiert. Weiter heißt es:

> Christiane dagegen schien weiter lebhaft, munter, vergnügt. Vielleicht weil sie wußte, daß Goethe Aufheiterung, gute Laune, Unverdrossenheit von ihr erwartete; vielleicht aber stellte sich ihre naiv-derbe Natur tatsächlich nach jedem Schlag rasch wieder her; vielleicht aber ist doch der schrille Ton, der nun manchmal in ihrem Geplauder hörbar wird, Zeichen eines verborgenen Verletztseins, Zeichen ihres Kummers, ihres geheimen Leidens an ‚Körper und Gemüt'.[1670]

Die aufgeführten Zitate sind nach einer eingehenden Beschäftigung mit den Quellen in einigen Punkten kommentierungswürdig. Dass sich nur wenige Hinweise auf die traurigen Umstände und den Umgang damit in den Quellen finden, ist nicht zu bestreiten; es ist aber keinesfalls verwunderlich. Zunächst lässt sich diese Tatsache damit erklären, dass der Briefwechsel nur fragmentarisch überliefert ist und er ohnehin nur einen geringen Teil der Paarkommunikation ausmachte, die in den meisten Fällen mündlich stattfand. Die Notwendigkeit, den Kindstod in den Briefen aufzugreifen und die damit einhergehenden Gedanken und Emotionen schriftlich zu thematisieren, bestand folglich kaum. Zu bedenken ist zudem die nicht unerhebliche Hürde, Gefühlen sprachlich Ausdruck zu verleihen – noch dazu solchen, die mit traumatischen Erlebnissen verbunden sind. So verweist u. a. Schwarz-Friesel auf das bekannte Problem der Unaussprechlichkeit von Gefühlen, d. h. „[d]ie Empfindung eines Gefühls ist nicht gleichzusetzen mit seiner Ausdrückbarkeit. Tief und intensiv zu fühlen bedeutet nicht notwendigerweise auch, in der Lage zu sein, dies adäquat mittels Sprache darstellen zu können."[1671] Man möchte hinzufügen: schriftlich. Besonders intensive Empfindungen wie Liebe, aber auch Schmerz und Trauer lassen sich häufig nicht oder für die

1669 Biedrzynski: Goethes Weimar, S. 126.
1670 Ebd., S. 127.
1671 Schwarz-Friesel: Sprache und Emotion, S. 236.

Betroffenen nur ungenügend in Worte fassen. Das Problem liegt hierbei im Transformationsprozess eines individuell empfundenen inneren Zustandes in eine kodifizierte, von anderen wahrnehmbare und damit auch intersubjektive sprachliche Repräsentation. Damit gehen eine Kategorisierung, Klassifizierung und Objektivierung und somit auch eine Entindividualisierung des subjektiven, einmaligen Gefühls einher. Die individuelle Empfindung wird dadurch „vom einmaligen zum intersubjektiven Zustand", der prinzipiell reproduzierbar ist.[1672]

Dennoch zeigen die zwei bereits erwähnten Zitate, vermehrt um ein drittes, indirektes Zeugnis aus den Briefen von Christiana Vulpius, die schriftliche Auseinandersetzung mit diesem Thema. Jenes Zeugnis sei der Vollständigkeit halber erwähnt: Knapp ein Jahr, nachdem Christiana Vulpius zum wiederholten Mal den Verlust eines Kindes zu beklagen hatte, äußert sie sich auf Goethes Mitteilung über den bedenklichen Zustand von Schillers Sohn Ernst (geboren am 10. Juli 1796) Ende September / Anfang Oktober 1796 so: „Daß Du bei solchen Umständen wenig Freude hast, kann ich mir wohl denken, und wenn man weiß, wie wehe es thut, ein Kind zu verlieren, so empfindet man den Verlust mit jedermann."[1673] Für den außenstehenden Leser mag dies nicht mehr als eine vage Andeutung des Schmerzes und der Trauer sein, die Christiana Vulpius empfunden haben muss – und die wieder mit einer unpersönlichen *man*-Formulierung einhergeht und sich damit in das Muster einer sprachlichen Distanzierungsstrategie (hinter der ein gewisser Schutzmechanismus vor der eigenen Trauer vermutet werden kann) fügt. Dennoch kann man davon ausgehen, dass es mehr der Worte nicht bedurfte, schließlich wusste auch Goethe nur allzu gut, was dies in der Realität bedeutete.

Biedrzynskis Einschätzung trifft in dem Punkt zu, dass Christiana Vulpius in ihren Briefen trotz der schmerzlichen Verluste meist heiter und vergnügt wirkt, vermutlich nicht zuletzt, weil dieses Verhalten Goethes Erwartungshaltung entsprach, der sie gerecht werden wollte. Die Auffassung hingegen, dass sie sich aufgrund ihrer „derb-naive[n] Natur"[1674] nach diesen Schicksalsschlägen rasch wieder erholt habe, ist insbesondere in dieser harschen Formulierung ein Urteil, das der Nachwelt nicht zusteht, zumal es nicht durch die Quellen gedeckt ist. Der dahinterliegende Grundtenor eines wenig emotionalen Umgangs mit solchen in der Frühen Neuzeit nicht selten vorkommenden Todesfällen war allerdings bis in die 1980er Jahre hinein weitgehend Konsens in der Forschung. Man ging davon aus, dass Eltern dem (frühen) Tod ihrer Kinder mehr oder minder gleichgültig gegenüberstanden, was

1672 Vgl. ebd., S. 237 f. (dort auch das Zitat). – Zum sprachlichen und gesellschaftlichen Umgang mit Trauer und Angst, auch zur Verbalisierung von Tod vgl. weiterführend ebd., S. 247–288.
1673 GC I, Nr. 92.
1674 Biedrzynski: Goethes Weimar, S. 127.

nicht zuletzt mit der Allgegenwärtigkeit von frühen Todesfällen begründet wurde. Diese auf Philippe Ariès[1675] zurückgehende These wird mittlerweile basierend auf einer breiten und vielfältigen Quellengrundlage, die nicht ausschließlich auf schriftlichen Zeugnissen beruht, begründet in Zweifel gezogen.[1676] Jarzabowski führt als Argument gegen die These der emotionalen Unempfindlichkeit neuere Forschungsergebnisse an, die Praktiken belegen, die selbst bei kleinen, schwächlichen oder kranken Kindern auf die Erhaltung des Lebens durch geeignete Maßnahmen abzielten oder die zumindest eine schmerzlindernde Wirkung während des Sterbeprozesses haben sollten.[1677] Allerdings lässt sich aus diesen Ergebnissen nicht ohne Weiteres auf eine enge emotionale Bindung zwischen Mutter und Kind oder zwischen Eltern und Kind schließen; auch dies ist differenziert und unter Einbeziehung mannigfaltiger historischer Verhältnisse zu betrachten.[1678] Hier sei mit dem englischen Sozialhistoriker Stephen Wilson auf die grundsätzliche Schwierigkeit verwiesen, dass sich die Lebensbedingungen zwischen der vormodernen Zeit und unserer heutigen Lebenswelt wesentlich unterscheiden und man somit bei Deutungen unterschiedlicher Verhaltensweisen und Gefühlsäußerungen der Menschen Vorsicht walten lassen sollte, weil sich deren Motive nicht notwendigerweise aus den Quellen erschließen.[1679]

Bei der Deutung der vermeintlichen Sprachlosigkeit in Christiana Vulpius' Briefen angesichts der sich wiederholenden Todesfälle ist folglich Zurückhaltung angebracht. Der Medizinhistoriker Rudolf Schiffter bemerkt hierzu ungeachtet der thematischen Aussparung in den Briefen des Paares Vulpius-Goethe, dass „solche Er-

1675 Vgl. Ariès, Philippe / von Hentig, Hartmut (Hrsg.): Geschichte der Kindheit (dtv, 30138). München [18]2014.

1676 Vgl. Jarzebowski, Claudia: Kindheit und Emotion. Kinder und ihre Lebenswelten in der europäischen Frühen Neuzeit. Berlin / Boston 2018, S. 71.

1677 Vgl. ebd.

1678 Vgl. ebd., insb. S. 72–73; für das 18. Jahrhundert vgl. Opitz, Claudia: Pflicht-Gefühl. Zur Codierung von Mutterliebe zwischen Renaissance und Aufklärung. In: Kasten, Ingrid / Stedman, Gesa / Zimmermann, Margarete (Hrsg.): Kulturen der Gefühle in Mittelalter und Früher Neuzeit (Querelles, 7). Stuttgart 2002, S. 154–170. Opitz setzt sich in ihrem Aufsatz auch mit der einflussreichen These der „erfundenen" Mutterliebe auseinander, die neben Ariès auch auf Elisabeth Badinter zurückgeht und im Laufe der Jahre neben Zustimmung auch viel Kritik erfahren hat.

1679 Vgl. Wilson, Stephen: The Myth of Motherhood a myth: The Historical View of European Child-Rearing. In: Social History 9 (1984), Heft 2, S. 181–198, zit. nach Opitz: Pflicht-Gefühl, S. 155. – Es wurde häufig festgestellt, dass in den Quellen der Zeit kaum über den Tod von Kindern berichtet wurde, was wiederum die These der Teilnahmslosigkeit und Gleichgültigkeit diesen Verlusten gegenüber nährte. Elisabeth Badinter deutet Schweigen als einen Schutz vor der Trauer (vgl. dies.: Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute. München 1981, S. 61; vgl. auch Jarzebowski: Kindheit, S. 73).

eignisse erhebliche psychische (und unvermeidliche körperliche) Belastungen“[1680] darstellten. Aus dem Briefwechsel mit Goethe lässt sich ein solch hartes Urteil gegenüber Christiana von Goethe wie jenes von Biedrzynski jedenfalls nicht rechtfertigen. Ihr Umgang mit diesen Verlusten ist aus den erhaltenen Quellen nur ansatzweise rekonstruierbar und die wenigen vorhandenen Andeutungen sprechen dezidiert gegen eine emotionale Gleichgültigkeit. Die Briefe weisen vielmehr auf eine liebevolle Fürsorge für ihren Sohn August und auf eine ausgeprägte emotionale Bindung zu dem lebenden Kind hin. Es ist also kaum vorstellbar, dass die Fehlgeburten und frühen Todesfälle ihrer Kinder spurlos an ihr (und an Goethe) vorübergegangen sein sollen. Bei Biedrzynski ist zu bedenken, dass in ihren Deutungen sowie im gesamten Eintrag zu Christiana von Goethe in ihrem Nachschlagewerk die Diskrepanz zwischen dem großen Dichter und der ‚einfachen‘, aus Sicht der Autorin ihm nicht würdigen Frau hindurchscheint. Diese grundlegende Haltung scheint auch das eben diskutierte Urteil beeinflusst zu haben.

4.4.6.3 Unpässlichkeiten und Krankheit

Ein weiterer Bereich, der Überschneidungen zum vorherigen Themenfeld aufweist, ist die Beschäftigung mit Krankheiten, von denen man im Hause Goethe-Vulpius nicht verschont blieb. Christiana Vulpius wurde in ihrem Elternhaus schon früh mit Todesfällen konfrontiert; von ihren zehn (Halb-)Geschwistern erreichten nur ihr Bruder Christian August und ihre Halbschwester Ernestine das Erwachsenenalter, ihre Mutter starb, als Christiana sechs Jahre alt war. Schwere Krankheiten und frühe Todesfälle waren weder in ihrer Familie noch in den meisten anderen Familien am Ende der Frühen Neuzeit eine Seltenheit.

Bevor Bewältigungsstrategien in diesem Themenfeld betrachtet werden, sind die Gesundheitszustände Christiana und Johann Wolfgang von Goethes genauer zu erläutern, da diese den Rahmen für die thematische Beschäftigung setzen.

Zu Christiana von Goethes körperlicher Verfassung gibt es unterschiedliche Einschätzungen. So sieht Sigrid Damm in ihr eine Frau, „deren Körper von fünf Schwangerschaften gekennzeichnet ist, die unter dem Tod von vier ihrer Kinder leidet, die lebenslang von Krankheiten gequält wird“ und unter Bluthochdruck sowie Nierenproblemen gelitten habe.[1681] Während die Folgen der Schwangerschaften, deren Anzahl wohl über den fünf dokumentierten gelegen haben dürfte, und der Kindsverluste nicht zu bezweifeln sind, sind die Krankheiten mit den genannten Symptomen differenzierter zu betrachten und zu kontextualisieren. Der Medizinhistoriker Roland Schiffter verweist im Gegensatz zu Damm auf eine rela-

1680 Schiffter: Lebenslust, Krankheit und Tod, S. 222.
1681 Vgl. Damm: Christiane und Goethe, S. 10 f. (dort auch das Zitat).

tiv robuste Gesundheit Christiana von Goethes bis in das Jahr 1815 und beurteilt ihren Allgemeinzustand folgendermaßen:

> Gewiß ist immer wieder einmal die Rede von Unpäßlichkeiten und gestörtem Befinden, von Arztkonsultationen, Heilwasserkuren und Bäderreisen, aber viel öfter liest man Berichte sowohl von ungewöhnlich häufigen Theatererlebnissen, Redouten, Kutschreisen und dann bald anhaltenden Tanzvergnügungen als auch von der fleißigen Besorgung der aufwendigen Hauswirtschaft und Hausverwaltung, von Acker- und Gartenarbeiten und vielen anstrengenden Pflichten und Tätigkeiten, die jeweils eine gute Gesundheit und große körperliche Leistungsfähigkeit und geistige Wachheit voraussetzen, jedenfalls mit wesentlich erhöhtem Blutdruck und *Nierenproblemen* nicht hätten bewältigt werden können.[1682]

Schiffters Deutung des körperlichen Zustandes ist aufgrund seiner medizinischen Expertise die glaubwürdigere, zumal Christiana von Goethes Konstitution nicht von ihrem Tod her zu denken ist, der in zeitgenössischen Zeugnissen als äußerst qualvoll beschrieben wurde. Einbezogen werden muss allein Christiana von Goethes eigener Umgang mit gesundheitlichen Problemen und die deren Darstellung in den Briefen an Goethe: Wie in der Folge noch genauer auszuführen sein wird, versucht sie, körperliche Unpässlichkeiten und Leiden meist so lange wie möglich vor Goethe zu verbergen und, wenn möglich, zu verharmlosen und zu relativieren. Außerdem ist in Anbetracht der großen Lücken des Briefwechsels davon auszugehen, dass man nur in Teilen über ihren Gesundheitszustand informiert ist. Gleichwohl würden schwerwiegendere Krankheiten wahrscheinlich entweder im Briefwechsel selbst oder in anderen Ego-Dokumenten des Goethe-Umfeldes auch für Christiana von Goethe einen Widerhall finden. Die Konstitution ihres Gatten ist hingegen nicht zuletzt durch dessen Tagebuchaufzeichnungen und seine umfangreichen Briefkorrespondenzen deutlich besser dokumentiert. Ein umfassendes Bild, welches notwendigerweise ein retrospektiv ausgedeutetes sein muss, wird in beiden Fällen nicht zu erlangen sein.

Es ist zu konstatieren, dass sich Christiana von Goethe eines – gemessen an den Verhältnissen ihrer Zeit – guten Gesundheitszustandes erfreut haben dürfte. Sie litt wahrscheinlich nicht wie Goethe (der 30 Jahre älter wurde als sie) mehrfach unter

1682 Schiffter: Lebenslust, Krankheit und Tod, S. 221 (Hervorhebung im Original). – Schiffters lesenswerte Analyse des Gesundheitsbildes Christiana von Goethes ist in der Rahmendarstellung der Beziehungsgeschichte und der damit verbundenen Deutungen eng an Sigrid Damms Ausführungen angelehnt, worauf der Autor selbst mit der Erwähnung von Damms Darstellung hinweist (vgl. ebd., S. 219). So ist beispielsweise zu bedenken, dass es sich bei der Auffassung, der Umzug von Goethe und Christiana Vulpius in eines der in der Vorstadt gelegenen Jägerhäuser sei aufgrund des konsternierten Hofes und dessen Missbilligung der unehelichen Beziehung veranlasst worden, nur um *eine* mögliche Interpretation handelt, der am deutlichsten Volker Wahl widerspricht (vgl. ebd., S. 221; Damm: Christiane und Goethe, S. 135 sowie Wahl: Carl August, Goethe und Voigt, hier S. 189 f.).

lebensbedrohlichen Krankheiten; zumindest sieht Schiffter auf Basis ihrer Briefe keine eindeutigen Anzeichen diagnostizierbarer oder identifizierbarer Krankheiten bis in die letzten Lebensjahre hinein.[1683] Im Bereich ihrer psychischen Konstitution wird auf ihre Neigung zu depressiven Verstimmungen hingewiesen. Auf diese könnten Stimmungsschwankungen und psychosomatisch bedingte Magenkrämpfe hindeuten.[1684] Ob diese Symptome allerdings zwingend für depressive Züge sprechen oder nicht harmloserer Natur waren, sei dahingestellt. Christiana Vulpius deutet 1801 nach einer achttägigen Krankheit ohne erkennbare Ursache während Goethes und Augusts Aufenthalt in Bad Pyrmont jedenfalls selbst an, dass es wohl nichts als Sehnsucht nach Goethe und dem Sohn gewesen sei.[1685] Dass sie unter Goethes häufigen Abwesenheiten und Reisen litt, ihn sehr vermisste und so meist auf eine baldige Rückkehr drängte, ist ihren Briefen zweifellos zu entnehmen. Exemplarisch hierfür steht der Brief vom 2. Februar 1797:

> Ohne Dich ist mir alle Freude nichts; ich habe, seit ich von Frankfurt weg bin, keine rechte vergnügte Stunde gehabt. Ich habe Dir es immer seither verschwiegen, aber länger will es nicht gehen. Ich habe mir auch alle mögliche Zerstreuung gemacht, aber es will nicht gehen; selbst das Schauspiel will nicht recht schmecken. Sei ja nicht böse auf mich, daß ich Dir so einen gramselichen Brief schreibe, er ist ganz aus dem Herzen raus.[1686]

1683 Vgl. Schiffter: Lebenslust, Krankheit und Tod, S. 219.

1684 Vgl. Heene, Rainer: Christiane v. Goethes letzte Erkrankung. In: Fortschritte der Neurologie, Psychiatrie 68 (2000), Heft 11, S. 483–488, hier S. 484, sowie Schiffter: Lebenslust, Krankheit und Tod, S. 231.

1685 Vgl. GC I, Nr. 295. – Besonders offenkundig wird eine depressive Phase im Mai 1802. Am 5. Mai lässt sie Goethe wissen, dass sie schon seit einigen Tagen unwohl sei (vgl. GC I, Nr. 329). Am 20. Mai wird sie gegenüber Nicolaus Meyer sehr viel deutlicher: „Schon längst hätte ich Ihnen, mein lieber Freund, einige Zeilen schreiben sollen, aber seit 4 Wochen befinde ich mich so übel, daß mir alle Lust zum Leben vergeht, und das Schreiben mir ganz unmöglich ist. [...] Der gute Mann [Goethe, Anm. d. Verf.] betrübt sich sehr wegen meiner Gesundheit, ich gebrauche immer Dr. Strake, entweder wird es besser, oder man geht sachte zur Ruh, wo es doch am besten ist. [...] Ich kann mit jetzo recht gut vorstellen, wie Ihnen zu zumute war, als Sie krank waren nun geht es mir ebenso, alles ist mir verhaßt, und doch fehlt mir eigentlich nichts, ich habe alles, was ich nur wünsche, es geht aber nichts auf dieser Welt über Gesundheit und frohen Muth, wenn man das nicht hat, so ist das ganze Leben nichts.“ (Kasten, Nr. 13) Schiffter spricht hier von einer „handfeste[n] Depression“, weist aber zugleich auf Christiana Vulpius' Schwangerschaft hin (vgl. Ders.: Lebenslust, Krankheit und Tod, S. 231). Sie befand sich zu dieser Zeit im 2. bis 3. Monat ihrer Schwangerschaft, was die unspezifischen Zustände des Unwohlseins erklären könnte. Wahrscheinlich wussten weder die Ärzte noch sie selbst zu diesem Zeitpunkt von diesen Umständen, die auch ihre Verstimmung und den für sie untypischen Unmut und Verdruss erklären könnten.

1686 GC I, Nr. 153.

Erst ab 1814 verschlechterte sich der allgemeine Gesundheitszustand Christiana von Goethes. Basierend auf Friedrich Wilhelm Riemers Aufzeichnungen geht Schiffter davon aus, dass sie in diesem Jahr einen epileptischen Anfall erlitt, dem weitere folgten. In ihrem Brief an Goethe vom 3. August erwähnt sie nur, dass sie sich nicht wohl befunden[1687] und der Arzt Huschke eine Badekur angeordnet habe.[1688] Zu Anfang des Jahres 1815 verschlechterte sich ihr Zustand nochmals, auch wenn sich relativ rasch Erholungsphasen einstellten. In einem Brief Riemers an Carl Ludwig Ernst Frommann ist die Rede von einem „Schlag oder einer Art von Schlag“,[1689] der sich während einer Spazierfahrt in der Kutsche am 9. Januar 1815 ereignet hatte.[1690] In der neueren Forschung wird dies nicht mehr als Schlaganfall gedeutet, sondern als epileptischer Anfall.[1691] Ein solcher wiederholte sich schon kurz darauf Anfang Februar, wie Charlotte Schiller Carl Ludwig von Knebel in einem Brief vom 8. des Monats mitteilte.[1692] Die Patientin erholte sich anschließend den Sommer über in Karlsbad. Das Jahr 1816, ihr Todesjahr, war zunächst geprägt von vielen hauswirtschaftlichen und geselligen Aktivitäten, die nur von gelegentlichen Unpässlichkeiten unterbrochen wurden. Ein weiterer epileptischer Anfall erfolgte Mitte Mai, ab Ende des Monats trat schließlich eine Häufung der als „Grand mal“ bezeichneten Anfälle auf, in deren Folge Christiana von Goethe am 6. Juni 1816 im Alter von 52 Jahren starb.[1693]

1687 Vgl. GC II, Nr. 561.

1688 Vgl. Schiffter: Lebenslust, Krankheit und Tod, S. 243.

1689 BuG X, S. 3.

1690 Vgl. GT V 1, S. 241. – Ein erster epileptischer Anfall könnte bereits 1799 eingetreten sein, als Christiana Vulpius dem in Jena arbeitenden Goethe von einer Art Ohnmacht berichtete (vgl. GC I, Nr. 250 sowie Schiffter: Lebenslust, Krankheit und Tod, S. 229).

1691 Auf die Diagnose Schlaganfall wird noch in GT V 2, S. 743, oder bei Damm, die eine Kolik oder einen Schlaganfall vermutet (vgl. dies.: Christiane und Goethe, S. 447), hingewiesen und sie findet sich u. a. schon bei Vulpius (vgl. ders.: Christiane, S. 108) und Kleßmann (vgl. ders.: Christiane, S. 92). Zur Diagnose der Epilepsie vgl. Schiffter: Lebenslust, Krankheit und Tod, S. 244 sowie Heene: Christiane v. Goethes letzte Erkrankung, S. 484.

1692 Vgl. BuG X, S. 10.; vgl. auch Schiffter: Lebenslust, Krankheit und Tod, S. 244 f. sowie Heene: Christiane v. Goethes letzte Erkrankung, S. 484.

1693 Eine Beschreibung des Krankheitsverlaufes und eine Einordnung der schriftlichen Zeugnisse von Zeitgenossen ist zu lesen bei Schiffter: Lebenslust, Krankheit und Tod, S. 246–258. Die von einigen Zeitgenossen kolportierten Spekulationen, Christiana von Goethes angeblich übermäßige Genussfreuden hätten zu ihrem qualvollen Tod geführt oder dazu beigetragen, stuft Schiffter als haltlos ein (vgl. ebd., S. 256). Ebenso weist Schiffter darauf hin, dass die Schilderungen eines qualvollen Todes aufgrund der verstörenden Wirkung der epileptischen Anfälle aus Perspektive der Anwesenden zwar nachvollziehbar seien, dass die Betroffenen selbst – und so wohl auch Christiana von Goethe – jedoch (in der Bewusstlosigkeit) keine Schmerzen verspüren, allenfalls können anschließend rasch abklingende Schmerzen durch den Biss auf die Zunge auftreten (vgl. ebd. S. 266). Die Diagnose der Epilepsie als Todesursache tritt nicht erst in jüngster

Mit Blick auf den Briefwechsel ist nun nach Johann Wolfgang von Goethes Umgang mit Krankheiten und Tod zu fragen, den seine Frau ausgesprochen gut kannte und dementsprechend bei ihren schriftlichen Mitteilungen berücksichtigte. Goethes Arzt Carl Vogel, der ihn in den Tagen vor seinem Tod begleitete, schrieb in seinem Bericht über die letzte Krankheit zur Haltung seines Patienten: „Krankheit hielt *Goethe* für das grösste irdische Uebel.“[1694]

Goethe wurde mehrfach von teils lebensbedrohlichen Krankheiten heimgesucht und litt häufiger an Unpässlichkeiten sowie unter psychosomatischen Erkrankungen. In seinen Briefen äußerte er sich oft über seine Erkrankungen; sie waren zeit seines Lebens ein Thema im Austausch mit seinem Umfeld. Diese Quellen bilden die Grundlage für pathographische Studien zu Goethes Krankheiten, die u. a. von Medizinern, Medizinhistorikern oder Psychoanalytikern unter verschiedenen Gesichtspunkten ausgewertet wurden.[1695] Dabei wurde der Zusammenhang zwischen Goethes psychischer Verfassung und Zuständen starker seelischer Erregung und der „Flucht in eigene Krankheiten“ wiederholt herausgearbeitet.[1696] Ein prägnantes Beispiel hierfür ist seine eigene Erkrankung während der letzten von Anfällen geprägten Lebenstage seiner Frau. Er litt vermutlich an einem fiebrigen Infekt, der aber wohl in engem Zusammenhang zu seinen Ängsten um seine Frau zu sehen ist und somit als psychosomatisch gedeutet werden kann.[1697]

Christiana Vulpius schrieb über Goethe zutreffend in einem Brief an ihren Vertrauten Nicolaus Meyer, der selbst als Arzt praktizierte, er sei „manichmall ganz hibekonder“[1698] – ein Hypochonder also. Goethe war sich dieser Neigung wohl bewusst, wie aus *Dichtung und Wahrheit* hervorgeht: „Schon von Hause hatte ich einen gewissen hypochondrischen Zug mitgebracht, der sich in dem

Zeit auf, sondern wurde bereits zeitgenössisch vermutet. So schreibt Johanna Schopenhauer in ihrem bekannten Bericht über die letzten Lebenstage Christiana von Goethes an Elisa von der Recke von der „fallende[n] Sucht“, einer historischen Bezeichnung für Epilepsie (Brief vom 25. Juni 1816; vgl. BuG X, S. 297), oder auch in einem Brief von Johann Diederich Gries an Bernhard Rudolph Abeken vom 30. Juni 1816 (vgl. ebd., S. 312).

1694 Vogel, Carl: Die letzte Krankheit Goethe's, beschrieben und nebst einigen andern Bemerkungen über denselben, mitgetheilt von Dr. Carl Vogel, Grossherzogl. Sächsischem Hofrathe und Leibarzte zu Weimar. Nebst einer Nachschrift von C. W. Hufeland. In: Journal der practischen Heilkunde (1833), S. 3–32, hier S. 24 (Hervorhebung im Original).

1695 Vgl. Seidler, Eduard: „... keine vier Wochen eigentliches Behagen ...“. Goethes Leiden und Krankheiten. In: Acta Historica Leopoldina 59 (2012), S. 9–28, hier S. 10.

1696 Vgl. Wilpert: Goethe-Lexikon, S. 586.

1697 Vgl. Schiffter: Lebenslust, Krankheit und Tod, S. 253; zu den Krankheitsverläufen Goethes und seiner Frau vgl. GT V 1, insb. S. 373–375.

1698 Brief vom 21. April [1803] (NM4).

neuen sitzenden und schleichenden Leben eher verstärkte als verschwächte.“[1699] Im 18. Jahrhundert sah man Hypochondrie bisweilen als eine Krankheit an. Sie galt nach Moritz Heinrich Romberg, dem Begründer der Neurologie, als Männerkrankheit und Gegenstück zur weiblichen Hysterie.[1700] Wie sehr Christiana Vulpius unter den hypochondrischen Zuständen Goethes litt, vertraute sie Nicolaus Meyer in demselben Brief an, aus dem oben bereits zitiert wurde und der in der Edition von Kasten auf den 21. April 1803 datiert wird:

> Ich lebe ganz still und sehe fast keinen Menschen. Das Theater ist noch einzig und allein meine Freude, ich lebe aber sehr in Sorge wegen des Geh. Raths, er ist manchmal ganz hypochonder und ich stehe viel aus, weil es aber Krankheit, so thue ich alles gerne. Habe aber so gar Niemanden, dem ich mich vertrauen kann und mag. Schreiben Sie mir aber auf dieses nichts, denn man muß ihm ja nicht sagen, daß er krank ist; ich glaube aber er wird wieder einmal recht krank.[1701]

Dieses Zitat offenbart nicht nur ihren eigenen Gemütszustand, sondern liefert zugleich den Schlüssel zu Christiana von Goethes Umgang mit Krankheiten im Briefwechsel mit Goethe: Da sie seine Veranlagung und Neigung zur Hypochondrie und sein ausgesprochen schwieriges Verhältnis zu diesem für ihn psychisch belastenden Themenbereich kannte, versuchte sie, alles damit in Zusammenhang Stehende soweit wie möglich zu verschweigen oder abzumildern. Im genannten Fall betrifft dies ihre Befürchtungen bezüglich Goethes eigenen Befindens, die sie nur dem Freund anvertraute. Gegenüber Goethe erwähnte sie auch ihre eigenen Befindensstörungen, Unpässlichkeiten und leichten Erkrankungen sowie die des Sohnes zumeist erst, wenn diese bereits überstanden waren oder zumindest eine Besserung absehbar war. Sie war also stets bemüht, ihre eigenen Befindlichkeiten zurückzustellen, um Goethe nicht zu beunruhigen oder zu belasten. In ihren Briefen lassen sich zahlreiche Belege dafür finden, von denen nur wenige prägnante erwähnt werden können.

In einem von Gräf auf den 23. November 1799 datierten Brief schrieb sie an Goethe in Jena Folgendes:

> Heute bin ich wieder wohl, aber drei Tage habe ich im Bette gelegen und bin recht krank gewesen. Der Herr Professor [Johann Heinrich Meyer, Anm. d. Verf.] wollte Dir einen Boten schicken, aber ich that es nicht, denn ich kenn meine Natur schon: ich bin gleich sehr krank, aber es vergeht auch bald wieder. Es ist hier so eine Seuche, es ist eine Art von Ruhr, und wer

1699 Goethe, Johann Wolfgang von: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Zweiter Theil. In: WA I, 27, S. 185.
1700 Vgl. Romberg, Moritz Heinrich: Lehrbuch der Nerven-Krankheiten des Menschen, Teil 1,1. Berlin 1840, S. 190 f.
1701 Kasten, Nr. 53.

> sich nicht abwartet, so wird es schlimm. Aber ich habe recht eingenommen und mich gut gehalten, so ist [es] nun vorüber. Den Gustel habe ich heute was abzuführen einnehmen lassen, damit er mir nicht auch krank werde; und morgen soll Karl auch etwas kriegen.[1702]

Goethe goutierte ihre Zurückhaltung und äußerte sich am Folgetag froh und dankbar darüber: „Ich danke Dir, mein liebes Herz, daß Du mir von Deinem Übel nichts gesagt hast, bis es vorbei war, Du weißt, welchen herzlichen Antheil ich an Dir nehme. Es ist mir tröstlich, das gute Kind bei Dir zu wissen.“[1703] Obwohl Schiffter davon ausgeht, dass es sich bei der Erkrankung nur um einen „harmlose[n] und folgenlose[n] Magen-Darm-Infekt“[1704] gehandelt habe, ist das bemerkenswerte an dieser Kommunikationsstrategie, dass Christiana Vulpius Johann Heinrich Meyer davon abhielt, Goethe zu informieren, obwohl es in deren beider Wahrnehmung Anzeichen für eine ernsthaftere Erkrankung Christianas gab (auch Meyer kannte nach mehreren Jahren des Zusammenlebens im Haus am Frauenplan Goethes Natur hinlänglich). Dass die Erkrankung sie stark mitgenommen hatte, gestand Christiana Vulpius in ihrem Brief vom 25. des Monats ein.[1705] Zugleich kündigte sie die bereits getroffenen Präventivmaßnahmen für den Sohn August und Schillers Sohn Karl, den sie zu dieser Zeit in Obhut hatte, an, um Goethe auch in dieser Hinsicht zu beruhigen.

Dass es sich dabei tatsächlich um eine wiederkehrende Kommunikations- oder auch Vermeidungs- oder Verzögerungsstrategie auf Seiten von Christiana Vulpius handelt, zeigen u. a. auch die Briefe beider Korrespondenzpartner von Anfang Oktober 1799.[1706] Goethe schilderte zunächst, dass er von seinem Sohn und seinem späteren Schwager erfahren habe, dass Christiana nicht wohl sei, und riet ihr, sich alsbald an den Hofmedikus zu wenden. Sie litt an starkem Zahnweh und hatte „so etwas wie eine Ohnmacht“ bekommen. Um Goethe nicht in Sorge zu versetzen, hatte sie August angewiesen, ihre Beschwerden zu verschweigen, und war entsprechend verärgert über ihren Bruder: „Lieber, bester Schatz, ich habe dem Gustel gesagt, er soll nicht sagen, daß ich nicht wohl bin. Muß es mein Bruder doch sagen!“[1707] Da Goethe nun im Bilde war, erläuterte sie ihm ihre Beschwerden genauer.

1702 GC I, Nr. 257.

1703 GC I, Nr. 258.

1704 Schiffter: Lebenslust, Krankheit und Tod, S. 229.

1705 In diesem Brief heißt es: „Ich danke Dir von ganzem Herzen vor Deinen lieben Brief. Ich bin wieder munter und wohl; es hatte mich aber sehr mitgenommen. Es mußte so etwas eine ganze Zeit in mir gelegen haben, denn ich war immer verdrüßlich und gramselig. Itzo ist es aber wieder der ganze Hase wie sonst.“ (GC I, Nr. 259).

1706 Vgl. GC I, Nr. 249 und 250.

1707 GC I, Nr. 250.

Ähnlich verfuhr sie auch bei Krankheiten des Sohnes August, die sie Goethe oftmals erst mitteilte, wenn August schon wieder genesen war oder sich auf dem Weg der Besserung befand, wie beispielsweise aus Goethes Brief vom 10. Oktober 1792 aus Verdun hervorgeht: „Du hast wohlgethan, mir nichts vom Uebel des Kleinen zu schreiben, bis es vorbei war. Ich wünsche, euch beide bald wiederzusehen und euch an mein Herz zu drücken.“[1708] Im Februar 1796 erfuhr Goethe nur deshalb, dass sein Sohn krank war und das Bett hüten musste, weil August seine Mutter dazu gedrängt hatte, es dem Vater mitzuteilen; schließlich hoffte er auf eine kleine Aufmerksamkeit des Vaters, wie er zwei Tage später durch seine Mutter wissen ließ:

> Das arme Bübchen ist sehr krank gewesen, aber heute ist er doch wieder außer Bette, er hatte sich sehr stark verkältet. Er hat mir nicht Ruhe gelassen, ich sollte es dem Väterchen schreiben. Du brauchst Dir aber keine Sorgen zu machen, denn er ist heute wieder ganz munter und will wieder illuminiren. Er freut sich, das Väterchen abzuholen.[1709]

Ihre eigenen Sorgen um Goethes Wohl und das des Sohnes, wenn er einmal nicht bei ihr war, konnte sie indessen nicht immer verbergen. Als sie im November 1796 davon hörte, dass in Ilmenau viele Menschen krank seien und stürben, war sie alarmiert und bat Goethe, so bald wie möglich zurückzukehren. Ihre geplante Teilnahme an der Kirchweihe sagte sie ab, weil sie sich unter diesen Umständen nicht sorglos vergnügen könne.[1710] Im März 1797 war sie beunruhigt, weil ihr zu Ohren gekommen war, dass Goethe kränker sei, als er ihr gegenüber behauptete, und setzte hinzu: „[...] ich bin recht in Sorge. Aber nicht wahr, Lieber, Du hättest mir es gewiß geschrieben oder mich zu Dir kommen lassen. Dem Bübchen darf ich gar nichts davon wissen lassen, sonst weint es den ganzen Tag.“[1711]

Am deutlichsten artikulierte sie ihre Ängste und ihren Kummer einmal mehr gegenüber Nicolaus Meyer in zwei Briefen aus den Jahren 1805 und 1806. Diese fallen in eine Zeit, in der sie nicht nur Sorgen um den sich zusehends verschlechternden Gesundheitszustand ihrer Halbschwester Ernestine, die am 7. Januar 1806 starb, belasteten. Auch die Tante Juliane Auguste war dem Tod nahe, Goethes körperliche Verfassung schwankte stark und darüber hinaus waren zusätzliche Belastungen im Haushalt abzufangen, was Christiana Vulpius nun allein schultern musste:

> Meine Arbeiten und Bemühungen häufen sich alle Tage mehr und ich komme fast den ganzen Tag nicht zu mir selbst, und wegen der Preußen, die bey uns sind, haben wir alle Tage

1708 GC I, Nr. 10.
1709 GC I, Nr. 70.
1710 Vgl. GC I, Nr. 96.
1711 GC I, Nr. 108.

> etliche Officiers zu Tisch und auch welche im Hause, und nun kommt noch dazu, dass ich dieses alles ganz allein besorgen muß, denn die gute Ernestine hat ausgelitten [...]. Sie können denken, wie unaussprechlich leid mir es thut, daß für diese Jugend keine Hilfe mehr ward. Die Tante ist auch ganz stumpf geworden und ich fürchte auch sehr für sie – mit dem Geheimen Rath geht es wieder leidlich, aber ich fürchte auch nur daß es Flickwerk ist. O Gott wenn ich mir denke, daß eine Zeit kommen könnte, wo ich so ganz allein stehen könnte, das verdürb' mir manche frohe Stunde. Außerdem würden Sie aber wenn wir uns wiedersehen sollten, mich wenig verändert finden, die Tanzlust und Alles ist noch so wie sonst, nur das ist der Unterschied, daß ich etwas stärker geworden bin, und wenn es das Schicksal zuließe, wäre ich noch immer so heiter als sonst.[1712]

Aus diesem Zitat wird ersichtlich, dass sich Christiana Vulpius zu Anfang des Jahres 1806 in einer psychisch belastenden Situation befand und sie wahrscheinlich wenig Gelegenheit hatte, diese mit Nicolaus Meyer geteilten Sorgen an anderer Stelle zu kommunizieren, vor allem nachdem sie in ihrer Halbschwester Ernestine eine wichtige emotionale Stütze verloren hatte. Dementsprechend offenkundig ist ihre Verzweiflung in diesem Brief, die sich nicht zuletzt in der Interjektion „O Gott“ manifestiert. Interjektionen, die zu den expressiven Emotionsausdrücken gehören und ein unmittelbar empfundenes Gefühl ausdrücken,[1713] kommen ansonsten höchst selten in ihren Briefen vor, sodass die Verwendung an dieser Stelle ihre Betroffenheit und Verzweiflung unterstreicht.[1714] Ihr Bemühen, sich von ihrem Kummer zu befreien, sich selbst wieder davon zu distanzieren – freilich mit mäßigem Erfolg –, ist in dem thematischen Umschwung auf ihre Tanzlust im letzten Satz des Zitates erkennbar.

Es gibt weitere Beispiele dafür, dass Christiana von Goethe ihre Sorgen vor allem Nicolaus Meyer anvertraute und sich dabei immer bemühte, Rücksicht auf Goethes Befindlichkeiten zu nehmen. Wenn sie Meyer also von Krankheiten, seien es ihre eigenen oder die Goethes, berichtete, forderte sie den Freund auf, diese Meldungen nicht in seinen Briefen aufzugreifen oder seine Antwortbriefe

1712 Kasten, Nr. 119.

1713 Vgl. Schwarz-Friesel: Sprache und Emotion, S. 146 f.

1714 Die Primärinterjektion *O* oder *Oh* kann neben der kontextspezifischen Bedeutung verschiedene weitere Funktionen haben, sie kann u. a. Betroffenheit, Enttäuschung, Bewunderung, Freude und Ärger ausdrücken (vgl. Nübling, Damaris: Die prototypische Interjektion: Ein Definitionsvorschlag. In: Zeitschrift für Semiotik 26 (2004), Heft 1, S. 11–46, hier S. 13). Schwarz-Friesel weist darauf hin, dass die spezifische, kontextabhängige Interpretation auf dem großen semantischen Potential von Interjektionen beruht. Steht eine Interjektion am Satzanfang (linksperipher), verweist sie auf den „emotionalen Wert der darauffolgenden Proposition“. Die Interjektion liefert im Rahmen eines Satzes demnach den „spezifischen emotionalen Kommentar und damit jeweils einen bestimmten kommunikativen Sinn“. (vgl. dies.: Sprache und Emotion, S. 157 [dort auch die Zitate]).

nicht direkt an sie zu adressieren, damit sie nicht in Goethes Hände gelangten. Als sie dem Freund schon im April 1805 von Goethes bedenklichem Gesundheitszustand (zu einer Zeit, in der sich auch ihre Schwester und Tante nicht wohl befanden) berichtete, bat sie Meyer: „Wenn Sie mir auf diesen Brief antworten, so adressieren Sie ihn an meinen Bruder, oder an die Frau Doktorin Buchholz, weil ich weiß, der Geheimer Rat hat es nicht gern, wenn ich was von seiner Krankheit schreibe[n]“.[1715] Nach einer Schilderung der Symptome verlieh sie ihrer Forderung Nachdruck: „Ich bitte Sie aber nochmals, wenn Sie mir auf diesen Brief antworten, den Brief nicht gradezu an mich zu adressieren weil er sonst immer in seine Hände kömmt.“[1716]

In dem eben zitierten Brief kommt an anderer Stelle ihre Einsamkeit und soziale Isolation zum Ausdruck: Sie habe außer ihm „und dem Geheimen Rath keinen Freund auf dieser Welt“ und Meyer sei durch die räumliche Entfernung für sie eigentlich verloren.[1717] Man kann davon ausgehen, dass Christiana von Goethe solche bedrückenden Gedanken größtenteils von Goethe fernhielt, um ihm keine zusätzliche Bürde aufzuerlegen. Die psychische Last, die gerade in Zeiten vermehrter Krankheitsfälle mit befürchtetem tödlichem Ausgang[1718] nahezu unerträglich gewesen sein muss, kann man anhand der Meyer-Briefe nur erahnen; Briefe an Goethe haben sich aus dieser Zeit nicht erhalten.

Aus dem Briefwechsel mit Goethe gewinnt man insbesondere im Vergleich mit den überlieferten Briefen an Nicolaus Meyer den Eindruck, dass sich Christiana von Goethe bemühte, ihren Gatten so gut es ging mit für ihn schmerzlichen und belastenden Themenbereichen zu verschonen. Dabei zeigen sich gewisse Vermeidungsstrategien:[1719] Die betreffenden Themenbereiche wurden zwar nicht komplett tabuisiert und in der schriftlichen Kommunikation ausgeklammert, doch sie wurden zumindest häufig in positive (aktuelle oder zukünftig zu erwar-

1715 Kasten, Nr. 99.

1716 Ebd. – Ein weiteres Beispiel für eine ähnliche Aufforderung an Meyer, bestimmte Themen im Antwortbrief an sie auszusparen, finden sich in Kasten, Nr. 22.

1717 Vgl. ebd (dort auch das Zitat).

1718 Liest man die Briefe Christiana von Goethes an Nicolaus Meyer, entsteht der Eindruck, dass die Briefschreiberin weniger Angst vor ihrem eigenen Tod hatte als vielmehr vor dem ihrer geliebten Mitmenschen, allen voran natürlich vor Goethes Ableben. Dass sie diese generell tabuisierte Thematik überhaupt anspricht, zeigt das enge Vertrauensverhältnis zu dem Bremer Freund. (vgl. zur Tabuisierung von Tod und Angst vor dem Tod Kapitel 8 in Schwarz-Friesel: Sprache und Emotion).

1719 Erving Goffman ordnet Vermeidungsrituale, zu denen er vor allem Verbote, Untersagungen und Tabus zählt, in das System von Ehrerbietung ein. Dabei bilden sie einen Gegenpol zu Zuvorkommenheitsritualen (vgl. Goffman, Erving: Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation [Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, 594]. Frankfurt a. M. 1971, S. 81).

tende) Entwicklungszusammenhänge eingeflochten, sodass sie Goethes sensiblen Reaktionen Rechnung trugen.

Auf der einen Seite ist also eine große Rücksichtnahme auf Goethes Gemütszustände zu konstatieren, auf der anderen Seite setzte Christiana Vulpius gelegentlich harmlose Unpässlichkeiten ihrerseits auf der Beziehungsebene ein, um eine klare Beziehungsbotschaft zu senden. So versuchte sie gelegentlich, Goethe mit einem Appell an sein schlechtes Gewissen indirekt dazu zu bewegen, sie nicht zu lange allein zu lassen. Neben Formulierungen wie „Leb wohl; ich wünsche nur, Du wärst hier, weil ich immer so vergnügt bin.“,[1720] mit denen sie positive Anreize für eine baldige Rückkehr Goethes zu setzen versuchte, finden sich auch klagende Worte, wie am Abend des 27. April 1801 im Zusammenhang mit ihrem Befinden:

> Lieber, ich danke Dir nochmals, daß Du mich hast zu der Fahrt beredet; ich kann mich doch ein bißchen abwarten und denke bald wieder heiter und wohl zu werden.[1721]

Am nächsten Tag setzte sie den Brief fort und schloss ihn mit den Worten:

> Es ist mir itzo, als könnte ich gar nicht mehr vergnügt sein ohne Dich. Die Liebe ist sehr groß, und behalte mich nur lieb. Den Mai wollen wir hier recht zufrieden und glücklich sein.[1722]

Am deutlichsten thematisierte sie diesen Zusammenhang in dem bereits erwähnten Brief vom Juli 1801: „Es geht mir, mein Lieber, itzo wieder ganz leidlich, aber 8 Tage war ich recht krank und wußte doch nicht, was mir fehlte. Ich glaube, es war Sehnsucht nach Dir und dem guten Kinde. Man sollte sich eigentlich gar nicht von dem, was man recht liebt, trennen. Und doch kann man nicht immer beisammen sein.“[1723] Sie forderte Goethe in diesem Brief zwar nicht explizit auf, baldmöglichst von seiner Badereise zurückzukehren, aber die Botschaft oder genauer der Appell auf der Beziehungsebene schwingt implizit mit.

1720 GC I, Nr. 126; vgl. ein Beispiel in GC I, Nr. 18.
1721 GC I, Nr. 126
1722 GC I, Nr. 290.
1723 GC I, Nr. 295.

4.4.7 Weitere Charakteristika der Beziehungssprache

4.4.7.1 Temporalität in den Briefen Christiana von Goethes

Betrachtet man den Briefwechsel der Goethes im Allgemeinen und die Briefe Christiana von Goethes im Besonderen, fällt auf, dass der Blick zumeist auf die Gegenwart und Zukunft gerichtet ist. Das heißt einerseits, dass vor allem gegenwärtige Ereignisse thematisiert werden. Dies schließt auch Vorkommnisse und Beschäftigungen der jüngsten Vergangenheit ein, wenn von Ereignissen des Tages oder der Vortage berichtet wird. Andererseits finden sich vor allem in Christiana von Goethes Briefen häufig (meist gegen Ende des Brieftexts) Passagen, in denen sie sich die Zeit ausmalt, in der das Paar im gemeinsamen Zuhause wiedervereint sein wird.

Im Jahr 1793, als der Zeitraum der Trennung wegen Goethes Teilnahme an der Belagerung von Mainz nicht absehbar war und zu vermuten stand, dass sich seine Abwesenheit über mehrere Monate ausdehnen würde, räumte Christiana Vulpius diesen Zukunftsphantasien breiteren Raum ein. So übermittelte sie am 14. Juni ihrem Geliebten den innigen Wunsch: „Wenn Du nur unsern Garten sehen sollst, er ist schön, daß man sich gar nicht heraus sehnet. Ach Gott, wenn die schöne Tage erst wieder kommen, wo wir zusammen drin herumgehen, alsdenn will ich mich recht freuen.“[1724] Etwa einen Monat später schrieb sie in ähnlicher Manier: „Das Abendbrot wird meist im Garten verzehrt. Wenn Du nur wiederkömmst, wenn noch schöne Tage sind, daß wir noch mannichmal im Garten am Hause schlampampsen können, da freue ich mich darauf.“[1725] Oder am 8. August:

> Wenn ich mir einen rechten vergnügten Augenblick machen will, denke ich mir Deine Ankunft und erzähle meinem Bübchen, wie mir uns freuen wollen, und das gute Thierchen freut sich mit. Ich denke mir immer, wenn Du nur noch zu Ende dieses Monats kämst und noch ein paar gute Tage im Garten genießen könntest und auf dem Altan [...].[1726]

Das wiederkehrende Motiv des Gartens[1727] ist 1793 besonders präsent; gewiss evozierte es Erinnerungen an schöne, gemeinsam verlebte Stunden und steht generell für das Zusammensein in der sommerlichen Idylle in der Natur. Dieses

1724 GC I, Nr. 20.
1725 GC I, Nr. 28.
1726 GC I, Nr. 32.
1727 In Brief Nr. 32 ist der Garten am Stern des heute als Goethes Gartenhaus bezeichneten Häuschens im Park an der Ilm gemeint, wo sich auch ein Altan befand, während es sich in Brief Nr. 28 und vermutlich auch Nr. 20 um den Garten handelt, der sich dem Haus am Frauenplan anschließt.

Beispiel zeigt das Zusammenspiel von „Beziehungsgeschichte“ (basierend auf gemeinsamen Erinnerungen), „Beziehungsgegenwart“ (Sehnsucht aufgrund gegenwärtiger Trennung) und „Beziehungszukunft“ (Hoffnung auf baldige Rückkehr und wiederkehrende gemeinsame Erlebnisse).[1728]

Im Kontext kürzerer räumlicher Trennungsphasen kommt diese Zukunftsgewandtheit des Öfteren zum Vorschein, immer verbunden mit positiven Visionen und Emotionen, sei es, dass sich die Briefschreiberin gerade in einer sehr vergnüglichen Stimmung befinde, in der der Geliebte sie noch antreffen möge,[1729] dass sie Haus und Garten hergerichtet habe, sodass er „alles in der größten Ordnung“[1730] finden werde oder dass er hoffentlich die Früchte und Blumen im Garten noch bewundern könne.[1731] Die heimelige Atmosphäre spielt hier eine zentrale Rolle und soll auf beziehungssprachlicher Ebene als Anreiz für Goethe dienen, baldmöglichst zurückzukehren. So wird gewissermaßen ein indirekter Appell an den Abwesenden gerichtet, der sehnsüchtig von Frau und Kind erwartet wird.

Die gegenwarts- und zukunftsgewandte Temporalität in den Briefen vor der Eheschließung ist unter einem weiteren Gesichtspunkt interessant, nämlich dem des unerschütterlichen Grundvertrauens von Christiana Vulpius in die Paarbeziehung, das vornehmlich für die Zeit vor der Eheschließung im Kontext der zeittypischen Konventionen nicht unbedingt selbstverständlich ist. Es gibt kein schriftliches Zeugnis von ihr, in dem sie Goethe jemals zu einer Heirat gedrängt oder dieses Thema auch nur angedeutet hätte. Zumindest erweckt der überlieferte Briefwechsel, der erst über drei Jahre nach Beginn der Liebesbeziehung einsetzt, diesen Eindruck. Gestützt wird diese Einschätzung auch durch Äußerungen von Christiana Vulpius im Zusammenhang mit einer Liebschaft ihrer Halbschwester Ernestine, die letztlich nicht zu der erhofften ehelichen Verbindung führte.[1732] Nachdem eine geplante, gemeinsame Fahrt nach Kötschau ausgefallen war, weil „[d]ie Verliebten [...] üble Laune“ hatten, führte Christiana Vulpius in demselben Brief vom 27. November 1798 weiter aus: „Aber ich bin

1728 Vgl. Lobenstein-Reichmann: Beziehungsbezeichnungen im Frühneuhochdeutschen, S. 389.

1729 Vgl. u. a. GC I, Nr. 18, 124, 126 und 353.

1730 GC I, Nr. 264; vgl. z. B. auch GC I, Nr. 26, 32, 106 und 204.

1731 Vgl. u. a. GC I, Nr. 32 und 344.

1732 Im Jahre 1798 wird im Briefwechsel der Goethes mehrfach Friedrich Heinrich Christoph Gotthard Lützow erwähnt, ein Jenaer Student der Rechte, der als Heiratskandidat für Ernestine in Aussicht stand. Die Heiratspläne waren offenbar schon weit gediehen, als die Familie Lützows mithilfe des befreundeten Pfarrers Heinrich Toel einschritt. Toel wandte sich am 25. Januar 1799 als Vermittler in einem Brief an Goethe, wodurch die Heiratsabsichten vereitelt wurden. Von Lützow kehrte auf Goethes Empfehlung hin wohl im Frühjahr 1799 in seine Heimat nach Jever zurück (vgl. hierzu Wenzel, Manfred: Goethe und Toel: Briefwechsel 1799. In: Oldenburger Jahrbuch 94 (1994), S. 189–202).

sehr froh, daß ich nicht von den Launen so eines ehrbarlichen [erbärmlichen, Anm. d. Verf.] Liebhabers abhänge. Denn es ist was Elendes, so eine lange Liebschaft.“[1733] Hieraus ist erkennbar, dass sie selbst ihre uneheliche Beziehung zu Goethe nicht als eine solche Liebschaft verstand, die gar plötzlich enden könnte. Vielmehr spricht aus ihren Briefen ein nahezu unerschütterliches Grundvertrauen in Goethes Loyalität und die wechselseitige Liebe, wenngleich es auch in dieser Beziehung Krisenzeiten wie im Jahr 1798 zu überstehen galt, die mit einer gewissen Verunsicherung und Verlustängsten einhergingen.[1734]

Dieses Grundvertrauen mag erstaunen, bedenkt man doch die objektiv juristisch schwierige Lage einer unverheirateten Frau mit einem unehelichen Kind. Diese Problematik ist im Briefwechsel jedoch kaum zu spüren, obwohl Christiana Vulpius, wie weithin bekannt ist, vielen Anfeindungen ausgesetzt war und wusste, dass ihr die meisten Zeitgenossinnen und Zeitgenossen ihre Partnerschaft mit Goethe missgönnten.[1735] Die bereits erwähnten Sorgen, die Christiana Vulpius gegenüber Nicolaus Meyer äußerte, dass eine Zeit kommen könnte, in der sie auf sich allein gestellt wäre, beziehen sich ausschließlich auf Goethes Krankheit und die Furcht vor seinem Tod, nicht aber auf eine anderweitige Beendigung des Liebesverhältnisses.

4.4.7.2 Direktive Sprechakte: Die Äußerung von Bitten, Wünschen und Aufforderungen

Bei Bitten, Wünschen und Aufforderungen (oder allgemeiner bei Direktiva nach John R. Searles Klassifikation der Sprechakte)[1736] sind interessante Kommunikationsmuster zu beobachten, die sich nicht nur für weitere Untersuchungen und Systematisierungen beziehungssprachlicher Natur eignen, sondern eingebettet in einen größeren Untersuchungskontext auch hinsichtlich der Variablen Gender oder des Zusammenhangs von Sprache und Macht lohnend erscheinen.[1737]

Auffällig sind zunächst große Unterschiede im kommunikativen Verhalten beider Briefpartner, so u. a. im Grad der Direktheit. Während Johann Wolfgang

1733 GC I, Nr. 215.

1734 Zu den Beziehungskrisen insbesondere im Jahr 1805 vgl. die Ausführungen Eisslers (ders.: Goethe, Bd. 2, S. 1428).

1735 Briefe wie jener vom 24. November 1798, in denen sie berichtet: „Itzo gehen bei uns die Winterfreuden an, und ich will mir sie durch nichts lassen verbittern. Die Weimarer thäten es gerne, aber ich achte auf nichts.“ (GC I, Nr. 212), stellen eine Ausnahme dar.

1736 Vgl. Searle, John R.: A classification of illocutionary acts. In: Language in Society 5 (1976), Heft 1, S. 1–23.

1737 Für eine kurze Übersicht besonders geeigneter Untersuchungsgegenstände für den Zusammenhang von Sprache und Beziehung mit Blick auf Sprechakte vgl. Lobenstein-Reichmann: Sprachgeschichte als Geschichte menschlicher Beziehungen, S. 353–357.

von Goethe in aller Regel direkt, ohne Umschweife seinen (Auf-)Forderungen Ausdruck verleiht, erfolgt dies bei Christiana von Goethe zumeist in indirekter, impliziter, teilweise sprachlich kreativer Form.

Goethe formuliert seine Bitten oder Anweisungen Christiana von Goethe gegenüber deutlich als Appell zuweilen im Imperativ (jedoch, soweit dies anhand der Edition zu erkennen ist, nicht durch Ausrufezeichen gekennzeichnet),[1738] sodass sie teilweise Befehlen nahekommen. Exemplarisch heißt es am 9. April 1795: „Die Chocolade fangt an zu fehlen. Schicke mir doch welche, auch Sonnabend wieder Wein.“[1739] Oder wie im nachfolgenden Beispiel mit zwei Aufforderungen, die erste aus Sprecherperspektive formuliert und die zweite mit imperativischer Konstruktion:

> Aus dem Feuerwerk, wie ich Dir schon geschrieben habe, wird nichts, und ich erwarte Nachricht, ob Du mich Sonnabend besuchen wirst, worauf ich mich sehr freue; ich kann noch nicht mit hinübergehen, ich kann euch aber auch nicht da behalten, denn es ist noch sehr viel zu thun, wobei ich mir ganz allein überlassen sein muß. Schicke mir mit den zurückkehrenden Botenweibern drei kleine Fläschchen Pyrmonter und bringe mir etwa 6 große mit; desgleichen schicke drei Bouteillen rothen Wein und bringe 6 Stück mit.[1740]

Während die obigen Beispiele für den modernen Leser einen Befehlscharakter aufweisen, gibt es auch Briefe, in denen die Aufforderungen in die Grußformel eingeflochten sind und dadurch weniger distanziert anmuten, wie am 14. März 1797: „Lebe recht wohl, grüße den Kleinen, schicke mir, was indessen angekommen ist, und behalte mich lieb.“[1741] oder mit einer einleitenden Formel versehen im Postskriptum: „Sei doch so gut und schicke mir wieder 1 Pfund Chocolade herüber.“[1742] Befehl und Bitte dienen aus sprechakttheoretischer Sicht zunächst demselben Zweck: Mit beiden illokutionären Sprechakten möchte der Sprecher oder Absender den Hörer oder Empfänger der Nachricht dazu veranlassen, etwas zu tun. Nur der Weg, der im Idealfall zur erwünschten Handlung des Kommunikationspartners führt, wird unterschiedlich beschritten. Durch den Befehl wird die Ausführung des beabsichtigten perlokutionären Aktes durch die Adressatin, nämlich das Zusenden des Verlangten, stark forciert.

1738 Aus diachroner Perspektive ist an dieser Stelle der historische Wandel der Interpunktion zu berücksichtigen. Generell auffällig erscheint – und so auch bei Christiana und Johann Wolfgang von Goethe –, dass in vielen Briefen und Briefwechseln der Zeit um 1800 Ausrufezeichen und Fragezeichen nur sehr sparsam verwendet wurden, obwohl aus der Satzkonstruktion Aufforderungs- oder Fragesätze resultieren.

1739 GC I, Nr. 42.

1740 GC I, Nr. 84.

1741 GC I, Nr. 109.

1742 GC I, Nr. 161.

In den Briefen Christiana von Goethes finden sich ähnlich direkte Aufforderungen, wie die nachfolgenden Beispiele zeigen; sie bilden jedoch die Ausnahme und nicht die Regel. Im Mai 1797 fordert sie Goethe auf: „Wenn Du drüben etwas Sommergewächs kriegen kannst, so schicke mir was.“;[1743] im März 1798: „Hier folget der Brief an die liebe Mutter; schicke mir ihn den Mittewoch wieder, und den Freitag will ich ihn fortschicken.“;[1744] am 17. Dezember 1803 etwas nachdrücklicher: „Wegen des Geldes schreibe mir ja bald“[1745] oder in Verbindung mit der Verwendung der distanzsprachlichen 3. P. Pl. im November 1799: „Wenn Geist Kartoffeln kriegen kann, so soll er sie nur in einen Sack thun und, wenn Sie rüberfahren, auf den Wagen vorne binden. Es ist auch noch ein Nößelfläschchen mit nüber gekommen, schicken Sie mir es mit, es gehört in Keller.“[1746] Besonders die Anweisungen für den Diener Geist werden ohne Umschweife und Höflichkeitsmarker formuliert wie „Geist muß mir folgende leere Bouteillen liefern [...].“[1747] oder auch nachdrücklich an Goethe als Übermittler der Anweisung: „Ich soll noch 4 Bouteillen Wein mitschicken den Montag; sage aber ja Geisten, daß ich die leeren Flaschen wieder ordentlich zurück bekomme.“[1748]

Es entsteht der Eindruck, dass direkte Aufforderungen und Befehle von Christiana von Goethe vor allem dann verwendet werden, wenn sie im Kontext des häuslich-organisatorischen Bereiches liegen – einer Sphäre also, für die sie maßgeblich verantwortlich war. Gelegentlich sind diese Aufforderungen in indirekte Sprechakte eingebunden und werden in Form von Wiedergutmachungen oder Belohnungen für die von ihr erduldeten längeren auswärtigen Aufenthalte Goethes vorgebracht wie im April 1795: „Weil Du so lange drüben bleibest, werde ich wohl etwas Seife bekommen.“,[1749] im März 1797: „Ich komme auch noch mit einer Bitte bei Dir an: es steht mit meiner Seife schlecht, und hier ist sie wieder theuer geworden. Ich dächte, wenn das Gedicht fertig wär, bekäme ich einen halben Stein.“[1750] oder sehr deutlich im Oktober 1799: „Da Du so lange weg bist, musst Du mir zweimal so viel Baumwolle mitbringen.“[1751]

Geht es um Bitten und Wünsche, die ihre eigenen Bedürfnisse betreffen, formuliert sie keine Aufforderungen, sondern wie zu erwarten vorsichtige Bitten

1743 GC I, Nr. 124.
1744 GC I, Nr. 164.
1745 GC I, Nr. 380.
1746 GC I, Nr. 255.
1747 GC I, Nr. 279.
1748 GC I, Nr. 306.
1749 GC I, Nr. 48.
1750 GC I, Nr. 106.
1751 GC I, Nr. 244.

oder Hinweise, worüber sie sich freuen oder was sie erwarten würde. Diese sind zum Teil sprachlich recht kreativ und im Sinne der Höflichkeit meistens in indirekte Sprechakte eingebettet. Ein eindrückliches Exempel lesen wir in einem Brief kurz vor Weihnachten des Jahres 1800:

> Nun wünschte ich nur, der heilige Christ verlör in Jena 10 Ellen weißen Halb-Atlas, die Elle zu 12 Groschen, das wären 5 Thaler; das wäre dem heiligen Christ ein Leichtes. Oder nur 5 und ½ Elle Calico-Halb-Atlas, das wäre nur 2 Thaler 18 Groschen, die Elle zu 12 Groschen. Das müßte der heilige Christ aber bald verlieren; solltest Du ihm etwa unverhofft begegnen, so kannst Du mit ihm darüber sprechen. Du mußt aber ja nicht böse werden, daß ich Dich mit einem solchen Auftrage beschwere; ich werde auch nicht böse, wenn es mir abgeschlagen wird.
>
> Wenn er nichts verliert, so ziehe ich mich wieder wie das vorige Mal an und bin auch zufrieden.[1752]

Die liebevolle und kreative Umschreibung ihres Weihnachtswunsches zahlte sich offenbar aus, wie ihrem Brief vom 23. Dezember zu entnehmen ist.

Im Mai 1798 formulierte sie ihre Forderung etwas direkter, aber dennoch auf sehr charmante Art und Weise. Nachdem sie ihre Beschäftigungen und Erledigungen der letzten Tage aufgezählt hatte, meinte sie, eine Belohnung verdient zu haben, und schreibt: „Nun hoffe ich aber auch, daß mein Allersuperbester auch ein Laubthälerchen an mich wenden wird, weil ich so ein großer tugendhafter Schatz bin.“[1753]

Häufig verwendet Christiana von Goethe konjunktivische Konstruktionen in ihren direktiven Sprechakten für Bitten, für die stellvertretend nur zwei Beispiele genannt seien: „Ich habe mir auch gestern Seife gekauft; aber wenn mir der Schatz nur ein halbes Viertel-Steinichen mitbrächte, so wär es gar nicht übel, es ist nur wegen des Grabsens.“[1754] Als sie Goethe davon überzeugen will, arbeitsmäßig etwas kürzer zu treten, formuliert sie diesen Wunsch zwar konjunktivisch und im Sinne seiner eigenen Entscheidung, ohne jedoch die eigentliche Absicht der Äußerung bzw. den auf beziehungssprachlicher Ebene damit verbundenen Appell zu sehr zu verschleiern:

> Daß wieder etwas fertig sein würde, dachte ich mir gleich, der Schatz muß immer fleißig sein. Ich dächte aber, Du fingst nichts Neues an, und sähest, daß vielleicht das Gedicht fertig wär, und machtest itzo eine Weile nichts mehr, denn es ist doch ein bißchen zu arg, und am Ende könnte es Dir doch auch schaden.[1755]

1752 GC I, Nr. 286.
1753 GC I, Nr. 171.
1754 GC I, Nr. 126.
1755 GC I, Nr. 131.

In ähnlicher Weise äußert sich Christiana Vulpius auch im März 1798: „Ich dächte, es wäre das Beste, Du kämest bald herüber und brächtest hier alles in Ordnung, und gingst zu besserer Jahrzeit wieder nüber.“[1756]

Die konjunktivische Phrase „Ich dächte“ kommt in Christiana von Goethes Briefen häufig als einleitende Formel für Direktiva vor, seien es Bitten, Wünsche oder Vorschläge.[1757] Häufig ist diese Formel verbunden mit der als Vorschlag, Wunsch oder Hoffnung formulierten impliziten Aufforderung, Goethe möge möglichst bald nach Weimar zurückkehren. Eine andere einleitende, formelhafte Phrase, die auch Goethe zuweilen verwendet, ist „Sei (doch) so gut und [...]“.[1758] Nur als Direktivum in den Briefen Christiana von Goethes kommt einleitend „Wenn es (dir) möglich ist [...]“ vor.[1759]

Die indirekten Sprechakte in Direktiva in den Briefen Christiana von Goethes könnten weiterführend auf bestimmte Korrelationen beispielsweise hinsichtlich einer geschlechtsspezifischen Verwendungsweise untersucht werden, wobei historische Vergleichsstudien nötig wären. Allerdings bestünde auch hier die Schwierigkeit, einzelne Variablen voneinander isoliert zu betrachten, da weitere Faktoren wie das Alter, aber auch die unterschiedlichen Rollen und ein Machtgefälle innerhalb der Partnerschaft und Ehe zu bedenken wären. Goethe, der wie üblich als Mann der Vorsteher des Hauses und Ernährer war, hatte die Enscheidungsgewalt über die Finanzen. So mussten Wünsche der Frau, die außerhalb des üblichen Haushaltsgeldes lagen, an ihn gerichtet werden. Christiana von Goethe erhielt ein Vierteljahresgeld, mit dem sie im Idealfall auskommen oder, wenn zusätzliches Geld vonnöten war, dies rechtfertigen musste. Umgekehrt galt es als selbstverständlich, dass Christiana von Goethe ihren Mann mit allem Nötigen auch während seiner Jenaer Aufenthalte versorgte.

Weiteres Potential läge des Weiteren in der Analyse der auffallend häufig vorkommenden Modalpartikeln bei Bitten und Wünschen in den Briefen Christiana von Goethes, die nach ihren einzelnen Funktionen differenziert zu betrachten wären.

1756 GC I, Nr. 164.

1757 In Christiana von Goethes Briefen vgl. GC I, Nr. 58, 66, 73, 76, 95, 106, 110, 131, 136, 164, 166, 168, 227, 250, 261, 289, 318 und 338; als Vermutung auch in GC I, Nr. 124.

1758 In Christiana von Goethes Briefen ist diese Wendung insgesamt 19-mal belegt (vgl. GC I, Nr. 62, 116, 136, 144, 183, 200, 226, 237, 238, 244, 256, 276, 279, 335, 366 und 374 sowie GC II, Nr. 501 502 und 519; in Johann Wolfgang von Goethes Briefen finden sich sieben Belege (vgl. GC I, Nr. 161, 231 sowie GC II, Nr. 402, 466, 475, 476 und 479).

1759 Vgl. GC I, Nr. 24, 32, 228, 306, 356 sowie GC II, Nr. 488, 495 und 517.

4.4.7.3 Betrachtung der Beziehungssprache unter Berücksichtigung der Konversationsmaximen von Grice und des Kommunikationsmodells von Jakobson

Zwei weitere Ansätze, die nachfolgend als einander ergänzend herangezogen werden können, basieren auf den Konversationsmaximen von Paul Grice sowie auf dem von Roman Jakobson vorgeschlagenen Kommunikationsmodell, wobei insbesondere die phatische Funktion einer Mitteilung für unseren Kontext der Briefe Christiana von Goethes eine maßgebliche Rolle spielt.[1760]

In seinem viel beachteten Aufsatz *Logic and Conversation* von 1975 schrieb Grice der menschlichen Kommunikation die grundlegende Eigenschaft zu, dass es in der Kommunikation einen Unterschied zwischen dem explizit Gesagten und dem Gemeinten (Implikatur) gibt und geht davon aus, dass sich Gesprächspartner rational und kooperativ verhalten, weil sie (zumindest zum Teil) ein gemeinsames Ziel oder gemeinsame Ziele verfolgen. Daraus folgt die Grundannahme des sogenannten *Kooperationsprinzips*, welches Gesprächspartner als grundlegende Übereinkunft einer jeden (funktionierenden) Kommunikation wechselseitig erwarten dürften und dessen Hauptforderung ist: „Make your conversational contribution such as is required, at the stage at which it occurs, by the accepted purpose or direction of the talk exchange in which you are engaged.“[1761]

In Übereinstimmung mit diesem übergeordneten Kooperationsprinzip postuliert Grice vier Maximen sowie Untermaximen zu diesen.[1762]

1. Maxim of Quantity
   a. Make your contribution as informative as is required (for the current purposes of the exchange).
   b. Do not make your contribution more informative than is required.
2. Maxim of Quality: Try to make your contribution one that is true.
   a. Do not say what you believe to be false.
   b. Do not say that for which you lack adequate evidence.
3. Maxim of Relation: Be relevant.

1760 In einer vertieften Studie zur Beziehungssprache wäre dieser Ansatz u. a. um die Erkenntnisse zur Historischen Dialogforschung zu erweitern; vgl. einführend hierzu: Kilian: Dialogforschung.

1761 Grice, Herbert Paul: Logic and Conversation. In: Cole, Peter / Morgan, Jerry L. (Hrsg.): Speech Acts (Syntax and Semantics, 3). New York 1975, S. 41–58, hier S. 45. Das Kooperationsprinzip sieht Grice auch als Grundlage für das Gelingen indirekter Sprechakte, d. h. diese Bereitschaft vorausgesetzt, ist es möglich für den Sprecher, a zu sagen, aber b (Implikatur) zu meinen, während der Hörer trotzdem b (die Implikatur) erschließt. – Für eine anschauliche Zusammenfassung der Grice'schen Position in deutscher Sprache, von denen es freilich zahlreiche gibt, vgl. u. a. Harras, Gisela: Handlungssprache und Sprechhandlung. Eine Einführung in die theoretischen Grundlagen. Berlin / New York: 2., durchges. und erw. Aufl. 2004, S. 228–261.

1762 Vgl. für die nachfolgende Auflistung Grice: Logic and Conversation, S. 45 f.

4. Maxim of Manner: Be perspicuous.
   a. Avoid obscurity of expression.
   b. Avoid ambiguity.
   c. Be brief (avoid unnecessary prolixity).
   d. Be orderly.

Gisela Harras fasst das Kooperationsprinzip unter der Berücksichtigung der genannten Maximen wie folgt zusammen: „Alle Sprecher einer Sprache unterstellen sich wechselseitig, dass sie informativ, wahr (plausibel), kohärent und ordentlich formuliert miteinander kommunizieren.“[1763]

Zur Maxime der Quantität: Hierzu zählt, seinen Gesprächsbeitrag, im vorliegenden Fall im Sinne eines brieflichen Korrespondenzbeitrages, weder zu kurz und damit zu wenig informativ, noch zu ausschweifend zu gestalten. Grundsätzlich spielt die Frage der Quantität, genauer die Länge eines Briefes (dies meint weniger die Ausführlichkeit in der Darstellung einzelner Themenbereiche als vielmehr den gesamten Brief), im Briefwechsel immer wieder eine Rolle. Anhand metasprachlicher Bemerkungen ist zu erkennen, dass vor allem Goethe dieses Kriterium wiederholt aufgreift und eine ungebührliche Kürze der Briefe seiner Frau thematisiert oder auch anmahnt. Einerseits ermuntert Goethe sie, längere Briefe zu schreiben, und lobt sie, wenn sie dies beherzigt.[1764] Andererseits schlägt er zuweilen auch (implizit) kritische Töne an wie am 15. Februar 1799: „Ich danke Dir für Deine Briefe, die doch dießmal so gar kurz nicht sind.“[1765] Goethes Dank enthält Lob und Kritik zugleich. Durch den temporaldeiktischen Ausdruck *dießmal* wird die Kritik impliziert,[1766] dass Christiana Vulpius’ Briefe ansonsten sehr kurz oder zu kurz sind. Die gelegentlich vorkommenden Aufforderungen zu „umständlicheren“, d. h. umfangreichen Briefen deuten darauf hin, dass der Briefempfänger nicht immer mit der Quantität des Geschriebenen zufrieden war.

Christiana von Goethe beklagte sich ihrem Gatten gegenüber nicht in ähnlicher Weise, legte aber besonders Nicolaus Meyer gegenüber Wert auf ausführliche Briefe, sicher nicht zuletzt, da sie Anteil am Leben des weit entfernt wohnenden Freundes nehmen wollte. Sie wertete lange Briefe als eine Art Freundschaftsindikator. An Nicolaus Meyer richtete sie beispielsweise in einem undatierten Brief, den

1763 Harras: Handlungssprache und Sprechhandlung, S. 229.

1764 Vgl. hierzu Kapitel 3.4.3. Beispielsweise heißt es in Goethes Brief vom 28. Juni 1803: „Schreibe nur wie bisher hübsch ausführlich und umständlich, wie es Dir geht.“ (vgl. GC I, Nr. 354).

1765 GC I, Nr. 219, ähnlich GC II, Nr. 407.

1766 Vgl. zur Implikatur (dem Gemeinten im Unterschied zum Gesagten) Grice: Logic and Conversation, S. 43 f.

Hans Kasten im September 1803 verortet, die Kritik, dass Meyer zwar sicher viel zu tun habe und dennoch seine Briefe nicht „so kurz und trocken“ sein sollten.[1767] Fallen Meyers Briefe kürzer als erwünscht aus, sorgte sie sich, dass sie möglicherweise bald gar keine Briefe mehr von ihm erhalten würde, wie aus dem Brief vom 21. April [1803] zu entnehmen ist:

> Neulich als Ihr Brief kam, war er [Goethe, Anm. d. Verf.] sehr lustig, und sagte zu mir: „sehe nur einmal was dem Doctor seine Briefe an Dich so klein und unbedeutend werden, erinnerst Du Dich, ich habe Dir es einmal voraus prophezeit, und wirst Du bald gar keine mehr bekommen.“ Lassen Sie das nicht in Erfüllung gehen und schreiben Sie mir bald und viel. Denn eine ganze Zeit habe ich sehr wenig von Ihnen gehört, ich denke mir aber fest, daß Sie noch der Freund sind, der Sie waren, so wie ich auch das bleibe, was ich war.[1768]

Bezüglich einer ausführlicheren Darstellung eines einzelnen Themenbereiches scheint es nur wenige Äußerungen Goethes zu geben. Einmal forderte er explizit eine detaillierte Beschreibung eines Sachverhaltes ein, nämlich als sie beabsichtigten, ein Krautland zu kaufen. Genauer verlangte er eine ausführlichere Schilderung des Kaufobjektes von Christiana Vulpius.[1769] Kommunikative Störungen aufgrund der Verletzung der Maxime der Quantität sind im beiderseitigen brieflichen Austausch nicht festzustellen.

Hinsichtlich der Maxime der Modalität, deren oberste Forderung es ist, sich klar und deutlich auszudrücken, soll vor allem der letztgenannten Untermaxime (im Sinne einer normativen Regel) etwas mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden, die lautet: „Be orderly.“ Hierzu gehört, die Dinge in der richtigen Reihenfolge zu formulieren. Die Briefe Christiana von Goethes sind in dieser Hinsicht sehr interessant, weil sie nicht selten assoziative Verknüpfungen aufweisen. Diese erinnern strukturell an ein mündliches Gespräch und wirken auf den Leser auf der Ebene des Sachinhaltes zunächst etwas sprunghaft. Die Grenze zur Maxime der Relevanz, die besagt, dass nur für das Thema relevante Dinge angeführt werden sollen, ist nicht in jedem Fall trennscharf zu ziehen, weshalb hier beide als korrespondierend behandelt werden.

Exemplarisch sei ein Brief betrachtet, den Gräf auf den 19. November 1798 datiert:

> Da mir Herr Gerning soeben sagen läßt, daß er morgen nach Jena geht, so will ich Dir nur sagen, daß ich und das Kind uns beide recht wohl befinden, und daß morgen bei uns großes Schlachtfest ist, und daß, wenn Du bei mir hier wärst, mir gar nichts fehlte, und daß ich mir aber feste vorgenommen habe, Dich unverhofft zu besuchen. Wenn Du einmal auf den

1767 Kasten, Nr. 63.
1768 Kasten, Nr. 53.
1769 Vgl. GC I, Nr. 69.

> Abend nach Hause kommen wirst, so wirst Du Dein Schätzchen finden und Dich gewiß freun. Ins Theater gehe ich allemal. Das ist noch das Einzige, was mir itzo Freude macht; und mit der Matiegzek freue ich mich auf die Redoute. Vielleicht bist Du da auch hier. Schreibe mir, wie es Dir mit Deinen Arbeiten geht. Mir ist es, als wärst Du schon sehr lange weg; wenn es Dir nicht glücken will, so komm lieber zu mir. Du mußt mir es nicht übelnehmen, ich bin Dein Hase und möchte nur immer bei Dir sein. Äugelchen könnte ich hier genug machen, aber ich finde kein Vergnügen daran. Wenn Du hier bist, mache ich eher manchmal welche; aber wenn Du nicht da bist, geht es gar nicht. Ich bitte Dich recht sehr, mache ja in Jena nicht zu viel; es träumt mich alle Nacht davon. Es ist aber, weil ich immer am Tage daran denke.[1770]

Inhaltlich weist der Brief folgende Struktur auf:

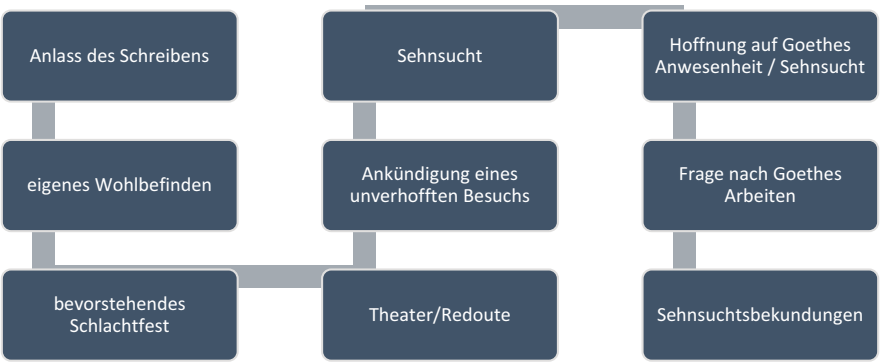


Abb. 32: Themenabfolge in Christiana Vulpius' Brief vom 19. November 1798.

Die Themenbereiche wechseln in rascher Folge, ohne dass sie inhaltlich immer ausreichend gefüllt wären. Daran anknüpfend lässt sich fragen, ob dadurch die beiden genannten Maximen der Modalität und Relevanz verletzt werden. Eine eindeutige Antwort ist u. a. deshalb nicht ohne Weiteres möglich, da inhaltliche Leerstellen auch entstehen können, weil der Korrespondenzpartner bereits Kenntnis des jeweiligen Sachverhaltes besitzt. Dies scheint beispielsweise für die beiden kurzen Hinweise auf Theater- und Redoutenfreuden zu gelten. Für den außenstehenden Leser fehlen zwar Informationen zum Theaterstück oder der Redoute. Allerdings ist davon auszugehen, dass der Adressat Goethe als Theaterintendant mit dem Spielplan vertraut war; auch bei den meisten Redouten handelte es sich um regelmäßig wiederkehrende Veranstaltungen, die jedoch immer ein anderes Programm aufwiesen. Dass sich Christiana Vulpius auf

1770 GC I, Nr. 209.

beide Vergnügungen sehr freute, ist ebenfalls eine Konstante in ihrem Leben und beständiges Thema im Briefwechsel, sodass dies Goethe wohl bekannt war.

Schaut man etwas genauer auf die Struktur des Briefes, wird deutlich, dass für die Argumentationsstruktur die Beziehungsebene entscheidend ist oder konkret die Sehnsucht der Briefschreiberin nach dem Partner. Der Brief ist also weniger durch eine inhaltliche Konsistenz der Themenbereiche gekennzeichnet als vielmehr durch den alles bestimmenden Appell auf der Beziehungsebene, der wie folgt lauten könnte: „Komm bald zu mir zurück, denn ich vermisse dich sehr." Diesem beziehungssprachlichen Appell wird der Sachinhalt nachgeordnet oder, anders formuliert, nahezu jeder einzelne Themenbereich, so kurz er teilweise auch nur angedeutet wird, weist eine starke, übergeordnete beziehungssprachliche Komponente auf, die den Sachinhalt der Äußerung bestimmt. Übergeordnetes Ziel des gesamten Briefes ist es somit, Goethe zu einer baldigen Rückkehr zu bewegen. Die Argumentation ist auf diesen Fokus hin ausgerichtet, wie die folgende Nachzeichnung der Themen (Abb. 33) verdeutlicht:

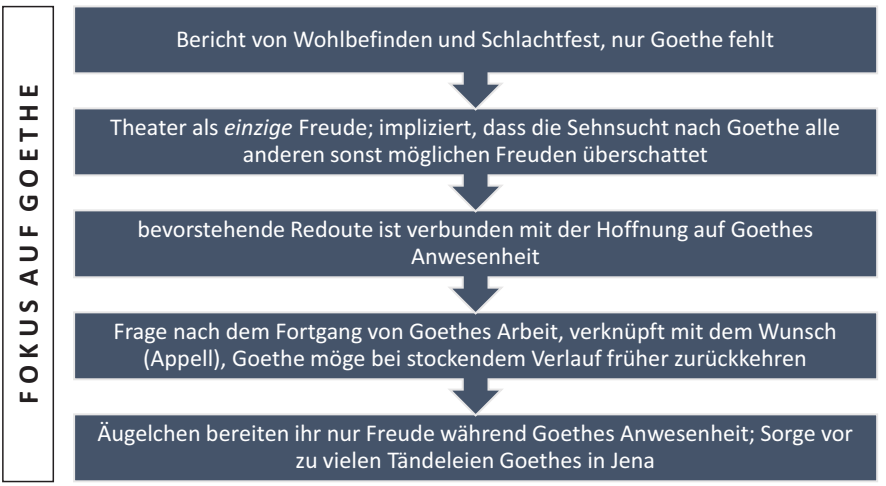


Abb. 33: Beziehungsebene der Themenstrukturierung.

Die zunächst scheinbare Verletzung einer oder mehrerer Konversationsmaximen wird relativiert, wenn man sich den primären beziehungssprachlichen Zweck des Briefes vor Augen führt. In diesem Fall bestimmt nach dem Modell Schulz von Thuns die Äußerung auf der Beziehungsebene den Sachinhalt, den Appell und die Selbstkundgabe. Dieses Muster ist keineswegs ein Einzelfall unter den Vulpius-Briefen. Legt man das Kommunikationsmodell von Jakobson zugrunde, das die

Funktionen einer Äußerung stärker ausdifferenziert, ist die phatische Funktion die primäre.[1771] Diese soll anhand eines weiteren Beispielbriefes näher erläutert werden.

Unter den Briefen Christiana von Goethes gibt es einige, die den primären Zweck verfolgen, den Kontakt zum abwesenden Partner aufrechtzuerhalten. Zu dieser Gruppe gehören vor allem kurze Briefe bzw. Billetts, die Christiana Vulpius schrieb, obwohl sie kaum Zeit für das Verfassen von Briefen erübrigen konnte, wie am 7. August 1797 in Hanau, als sie sich auf der Rückreise von Frankfurt befand, während Goethe weiterhin dort bei seiner Mutter verweilte, um anschließend in die Schweiz weiterzureisen:

> Ich will Dir durch Deinen Geist [Goethes Diener, Anm. d. Verf.] nur ein paar Worte sagen. Ganz zufrieden bin ich freilich nicht, daß Du, mein Lieber, nicht bei mir bist, ich will mich aber recht gut aufführen und nicht gramseln und mir nur immer denken, wie lieb Du mich hast, und wie gut Du es mit mir meinst. Ich danke Dir noch vor alle Liebe und Güte. Ich bin nur zufrieden, wenn ich mir denke, daß der gute Schatz bei der lieben Frau Rath ist, wo es Dir gut geht. Empfiehl mich ja noch vielmal, und ich will ihr von Weimar schreiben. Leb wohl.
>
> In Eile.[1772]

Der Brief vermittelt kaum inhaltliche Informationen, vielmehr steht die Beziehungsebene der Kommunikation noch stärker als im vorhergehenden Beispielbrief im Vordergrund. Um zu einer angemessenen Deutung dieser Briefe zu gelangen und sich ihrer eigentlichen Funktion bewusst zu werden, sind die Ausführungen von Jakobson zu den von ihm vorgeschlagenen sechs Funktionen einer sprachlichen Mitteilung hilfreich.[1773] Jakobsons Konzept stellt eine Erweiterung des Organonmodells von Karl Bühler dar, welches die drei auf Bühler zurückgehenden Funktionen referentiell (Bühler: Darstellungsfunktion), emotiv (Ausdrucksfunktion), konativ (Appellfunktion) sowie zusätzlich die Funktionen poetisch, phatisch und metasprachlich umfasst (vgl. Abb. 34).

Jakobson verweist auf die „hierarchische Anordnung“ dieser Funktionen, bei der die „dominierende Funktion“ jeweils die „Struktur der Mitteilung“ bestimme.[1774] Trotz der Bedeutung jeder einzelnen Funktion für die gesamte Mitteilung soll der Fokus nun vorrangig auf der phatischen Funktion liegen, da diese für das Verständnis des obigen Beispielbriefes von besonderer Relevanz ist – oder um mit Jakobson

1771 Vgl. Jakobson, Roman: Linguistik und Poetik. In: Ders.: Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921–1971. Hrsg. von Elmar Holenstein und Tarcisius Schelbert. Frankfurt a. M. 1979, S. 83–119.
1772 GC I, Nr. 138.
1773 Vgl. Jakobson: Linguistik und Poetik.
1774 Ebd., S. 88.

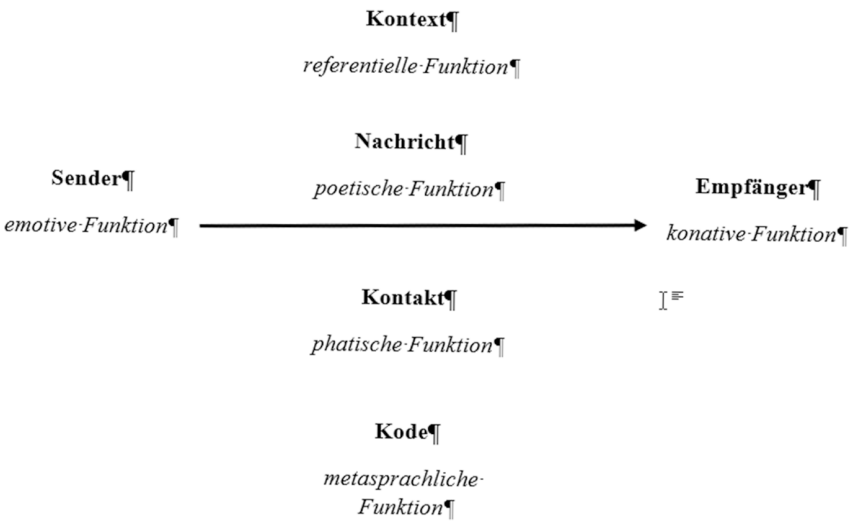


Abb. 34: Kommunikationsmodell nach Jakobson (1960).

zu sprechen, die phatische Funktion ist die hierarchisch übergeordnete und damit dominante.

Jakobsons Ausführungen zur phatischen Funktion basieren maßgeblich auf Bronislaw Malinowskis Konzept der „phatic communion“,[1775] der phatischen Gemeinschaft. Das Wesen des meist als „phatische Kommunikation“ bezeichneten Konzepts fasst Senft wie folgt zusammen:

> To briefly summarize again, based on Malinowski's definition and influenced by Jakobson's concept of the 'phatic function' of verbal communication, the terms 'phatic communion' (and 'phatic communication') are generally used to refer to utterances that are said to have exclusively social, bonding functions like establishing and maintaining a friendly and harmonious atmosphere in interpersonal relations, especially during the opening and closing

1775 Vgl. Malinowski, Bronislaw: The Problem of Meaning in Primitive Languages. In: Ogden, Charles Kay / Richards, Ivor Armstrong (Hrsg.): The Meaning of Meaning. A Study of the Influence of Language upon Thought and of the Science of Symbolism. London 1923, S. 296–336, insb. S. 312–316. – Meist wird in linguistischen Arbeiten im Zusammenhang mit Malinowskis Konzept mit dem Terminus der „phatischen Kommunikation“ referiert, was auf Jakobsons einflussreiche Arbeit zurückgeht. Malinowski selbst führte den Begriff der „phatic communion“ ein (vgl. hierzu Senft, Gunter: Phatic communion. In: Ders. / Östman, Jan-Ola / Verschueren, Jef (Hrsg.): Culture and Language Use (Handbook of Pragmatics Highlights, 2). Amsterdam u. a. 2009, S. 226–233, hier S. 227).

> stages of social – verbal – encounters. These utterances are understood as a means for keeping the communication channel open.[1776]

Jakobson adaptiert Malinowskis Konzept und sieht den Hauptzweck der phatischen Funktion einer Mitteilung darin, den Kontakt zu einer anderen Person aufzunehmen, also eine Kommunikation überhaupt erst anzubahnen, sie zu verlängern oder auch zu unterbrechen. Man könnte also auch davon sprechen, dass es sich bei dem zitierten Brief vom August 1797 um einen „Kontaktbrief" im beschriebenen Sinn handelt, d. h. primärer Zweck ist das Aufrechterhalten des Kontaktes und der stete Kommunikationsfluss, soweit dies im Rahmen des brieflichen Austausches möglich war.

Malinowski versteht unter der *phatic communion* etwas ausdifferenzierter „a type of speech in which ties of union are created by a mere exchange of words".[1777] Weiter heißt es: „which serves to establish bonds of personal union between people brought together by the mere need of companionship and does not serve any purpose of communicating ideas."[1778] Es steht also die soziale Funktion von Sprache im Vordergrund,[1779] welche in der Ethnologie auch als „bonding function" bezeichnet wird.[1780] Sowohl Malinowski als auch Jakobson haben bei ihren Beispielen vor allem ritualisierte sprachliche Formeln im Blick, Malinowski nennt für den englischen Sprachraum zur Anbahnung der Kommunikation oder des Grußes Phrasen wie „How do you do?", „Ah, here you are", „Where do you come from?" oder „Nice day today".[1781] Im Deutschen wird gerade im mündlichen Dialog die häufig eingangs gestellte Frage nach dem Wohlbefinden gestellt: „Wie geht's (dir/Ihnen)?"

Auf unser obiges Briefzitat zurückkommend ist ein wichtiger Unterschied zu den Konzepten von Jakobson und von Malinowski festzustellen, und dieser betrifft den Ritualisierungsgrad. In den Briefen Christiana von Goethes finden sich zahlreiche Beispiele für formelhafte Sprache, die primär eine phatische Funktion aufweisen – vor allem sei an die briefabschließende Formel erinnert, die häufig mit kleineren Abweichungen lautet: „Behalte mich lieb und schreibe bald." Für die Kontaktbriefe kann ein ähnlicher Ritualisierungsgrad aber nicht festgestellt werden. Zugleich bilden die vom Sender ausgehende emotive Funktion (die Liebes- und Sehnsuchtsbekundungen) sowie die auf den Empfänger gerichtete konative Funktion (der hinter der Äußerung liegende, implizite Appell, Goethe möge

1776 Senft: Phatic communion, S. 228.
1777 Malinowski: Meaning in Primitive Languages, S. 315.
1778 Ebd., S. 315 f.
1779 Vgl. ebd., S. 315.
1780 Vgl. Senft: Phatic communion, S. 227.
1781 Vgl. Malinowski: Meaning in Primitive Languages, S. 313 f.

schnellstmöglich heimkehren), die neben der phatischen Funktion zentral für die Aussage sind, eine Konstante in diesen Kontaktbriefen. Die grundlegende Nachricht auf der Beziehungsebene ist folglich immer ähnlich, nur die konkrete sprachliche Realisation erfolgt in unterschiedlicher Art und Weise und ist nicht im gleichen Maße formelhaft wie die Beispiele bei Jakobson oder Malinowski.

Die „verbalen Streicheleinheiten", die Christiana Vulpius im zitierten und vielen weiteren Briefen verteilt, zeichnen sich durch eine enge Verschmelzung der drei genannten Funktionen phatisch, emotiv und konativ aus und könnten in der Paarkommunikation auch als Beziehungssprechen im engeren Sinn bezeichnet werden. Vordergründig sind nicht die Informationsvermittlung, die Darstellungs- oder Sachebene, sondern vielmehr die Aufrechterhaltung des engen Kontaktes beider Partner, die Festigung der Paarbeziehung als solcher und die Selbstvergewisserung als Paar in Zeiten räumlicher Trennung einschließlich der damit verbundenen Gefühle und Emotionen sowie der Wunsch nach einem baldigen Wiedersehen. Die eigentliche Relevanz dieser Briefe wird erst deutlich, wenn man die beziehungssprachliche Perspektive einnimmt; erst durch diese erschließt sich oftmals die zugrundeliegende Argumentationsstruktur und Kohärenz der Briefe.

5 Zusammenfassung und Ausblick

h[eu]de ist mein brif gevieß be[ß]er geschrieben den ich habe mir ser grosse mühe geben es [ist] *mür aber auch scho[n] 2 Mahl Schli[m] gevorden und vähr der brif nicht an dich ich häte lä[n]gest schönn auf gehört.* (JWG145) Was Christiana Vulpius in diesem Brief vom 1. Oktober 1800 an Johann Wolfgang von Goethe schreibt, ist keine topische Demutsgeste gegenüber einem vermeintlich überlegenen männlichen Briefpartner. Vielmehr ist es Ausdruck eines ehrlichen und oft höchst anstrengenden Bemühens, in Phasen räumlicher Trennung mit dem geliebten Mann in stetem Kontakt zu bleiben. Für Christiana von Goethe steht nicht der große Geist ihres Mannes im Vordergrund, für sie ist er ihr Geliebter, ihr Ehemann und Vater ihres Sohnes. Mit ihm kommuniziert sie – so ungleich die Beziehung auf andere auch gewirkt haben mag – (meist) auf Augenhöhe. Erst durch ihre Liebesbeziehung zu Goethe und die damit verbundenen Erfordernisse wurde sie zu einer Briefschreiberin, die in das Licht historischer Aufmerksamkeit treten konnte.

Mit einem stärkeren Fokus auf Goethe bemerkt Kurt Eissler in seiner psychoanalytischen Studie, „daß beide Briefschreiber während dieser Jahre sich auf derselben Ebene verständigten." Er fährt fort:

> Es ist vielleicht eines der am meisten beeindruckenden Zeichen von Goethes Humanität, daß in den Briefen jener Periode nicht ein Satz gefunden werden kann, der Gezwungenheit, Herablassung oder ein Bemühen verrät, das Niveau auf das ihre zu senken. Die Briefe fließen mit vollkommener Leichigkeit, Herzlichkeit und Wärme, ohne eine Zeile, von der man vermuten könnte, daß sie Christiane Schwierigkeiten beim Verstehen oder beim Erfassen der vollen Bedeutung gemacht hätte. Das ist ein unglaubliches Kunststück, wenn man den Unterschied zwischen dem Niveau ihrer Bildung betrachtet.[1782]

Hieran werden bereits die Gegensätze deutlich, zwischen denen sich Christiana von Goethe nicht nur als Briefschreiberin bewegte: Sie musste sich im Umkreis Goethes behaupten, ohne dass sie in vielerlei Hinsicht die nötigen Voraussetzungen dafür mitbrachte. Um sie als Briefschreiberin mit ihren schriftlichen Zeugnissen besser verorten und verstehen zu können, waren es die Lebensumstände ihrer Kindheit und Jugend, die zunächst ausführlich dargestellt und analysiert wurden. Hier wurden mithilfe der Bourdieu'schen Kapitalformen die Ambivalenzen herausgearbeitet, die diese frühe Lebensphase von Christiana Vulpius stark geprägt haben müssen.

Die Familie war zwar vor allem väterlicherseits in einem akademisch-gebildeten Milieu verwurzelt und mütterlicherseits durch das Handwerk zu einem nicht uner-

1782 Eissler: Goethe, Bd. 2, S. 1422 (dort auch das vorhergehende Zitat).

Open Access. © 2024 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. BY-NC-ND Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung - Nicht-kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111342290-005

heblichen Vermögen gekommen. Doch in beiden Linien kam es bereits in der Großelterngeneration zu ökonomischen Schwierigkeiten. Dies hatte zur Folge, dass dem Vater Johann Friedrich Vulpius ein Studienabschluss versagt blieb und er in der Folge nur gering besoldete Verwaltungsämter bekleiden konnte. Dennoch ermöglichte er seinem ältesten Sohn Christian August eine gymnasiale Ausbildung. Dieser hatte das Gymnasium nicht nur, wie für die Aufnahme eines Studiums erforderlich, zwei Jahre besucht, sondern wurde sieben Jahre lang als Schüler des Wilhelm-Ernst-Gymnasiums geführt.[1783] Das anschließende Studium wurde über ein herzogliches Stipendium finanziert.

Trotz der finanziell prekären Lage wurde an der Bildungstradition der Familie festgehalten. So lernten auch die beiden überlebenden Töchter, Christiana und Ernestine Vulpius, wohl im familiären Umfeld Lesen und Schreiben und wurden – wie aus den brieflichen Zeugnissen geschlossen werden kann – gut auf ihre für die damalige Zeit primären Aufgaben im häuslich-familiären Bereich vorbereitet. Eine darüber hinausgehende schöngeistige Bildung wurde ihnen allein schon aufgrund der äußerst begrenzten finanziellen Mittel nicht zuteil und wäre bei einer Familie, die sich in ihrer Existenz mehrfach bedroht sah, wohl auch kaum zu erwarten.

Johann Friedrich Vulpius verstand es, gemeinsam mit seinen beiden Ehefrauen trotz der beschränkten Lebensverhältnisse im Rahmen der Möglichkeiten ‚soziales Kapital' in Form eines über den Familienkreis hinausgehenden Unterstützernetzwerks aufzubauen. Davon zeugen die Taufpaten der zehn Kinder. Unter diesen befanden sich nicht nur niedere und mittlere Hof- und Verwaltungsbeamte, sondern auch der Arzt Christian Gottlieb Hufeland, der Schriftsteller und damalige Geheime Sekretär des Herzogs, Friedrich Justin Bertuch, die Ehefrau des Arztes Buchholz und Besitzerin der Hofapotheke, Johanna Maria Buchholz, sowie der Oberkonsistorialrat Johann Sebastian Gottschalg. Vulpius machte ebenfalls von seinem Privileg Gebrauch, seine Kinder ausnahmslos in der Hofkirche taufen zu lassen. Eine Taufe innerhalb der Hofgemeinde ging mit der Aufnahme in einen fest definierten Kreis einher, der von anderen Gemeinden in seiner Exklusivität wahrgenommen wurde. Die Zugehörigkeit zur Hofgemeinde kann somit als soziales Distinktionsmittel gesehen werden,[1784] dessen sich die Familie Vulpius bewusst war.

Die Familie war um die Aufrechterhaltung ihrer sozialen Stellung bemüht, was sich nicht nur in ihrer eigenen familiären Tradition und den Patenschaften zeigt. Vielmehr war sie auch über das sozialräumliche Umfeld fest in der Mittelschicht

1783 Vgl. für die Schülerlisten: LATh – HStA Weimar, Bestand: Höhere Schulen in Weimar, Nr. 60, Bl. 327v.

1784 Vgl. Hunstock: Weimarer Hofgemeinde, S. 102–108.

oder – wie es Andreas Meier in Anlehnung an Schmidt ausdrückt – im „gebildeten Mittelstand“[1785] verankert. Gleichwohl standen in der Fremdwahrnehmung nicht die respektable soziale Einbindung der Familie und die damit einhergehende Reputation im Vordergrund; viel deutlicher wurden die ärmlichen Lebensumstände wahrgenommen, die durch den Verlust der Kopistenstelle des Vaters dramatische Ausmaße angenommen hatten. Hierdurch sah sich die Familie nicht nur ihrer Existenzgrundlage beraubt. Damit ging auch ihr ‚symbolisches Kapital‘ als Summe der anderen Kapitalformen verloren. Die wohl nicht in jeder Hinsicht tadellose Lebensführung des Vaters, der Gerüchten zufolge der Trunksucht verfallen gewesen sein soll,[1786] kam erschwerend hinzu. Es ist nicht anders vorstellbar, als dass diese prekären Lebensumstände die Kindheit und Jugend von Christiana Vulpius maßgeblich geprägt haben werden. Schließlich sah sie sich als junge Frau gezwungen, einer bezahlten Arbeit als Putzmacherin in der Bertuch’schen Blumenfabrik nachzugehen, um die Familie finanziell zu unterstützen.

Christiana von Goethe gehört bereits von ihren familiären Voraussetzungen her nicht zu den vornehmlich bürgerlichen und teilweise auch adeligen Kreisen, die die Briefkultur um 1800 prägten und beförderten. Wie nicht nur aus der chirographischen Gestaltung und der Materialität ihrer Briefe, sondern auch aus metasprachlichen Äußerungen in ihren Selbstzeugnissen hervorgeht, dominierten bei ihr pragmatische Schreibanlässe, die mit keiner offensichtlichen Neigung oder Leidenschaft zum Briefschreiben einhergingen. Vorherrschend ist bei ihr, wie bei den meisten weniger schreibroutinierten Personen, die Notwendigkeit des schriftlichen Austausches in Trennungszeiten. In der späteren Wahrnehmung ihrer Briefe führte dies zu einer gewissen Sonderstellung, weil sich Christiana von Goethe an der ausgeprägten Briefkultur des Goethe-Umfeldes messen lassen musste, ohne dieser anzugehören.

Im Gegensatz zu vielen bekannten schreibfreudigen Frauen der Zeit um 1800 äußerte sie ihre Abneigung gegen die *eigenhändige* Niederschrift der Briefe offen, und zwar nicht zuletzt in ihren Briefen an Johann Wolfgang von Goethe und an ihren gemeinsamen Sohn. In Briefen an diesen engsten Familienkreis sind kaum topische Züge hinter diesen Aussagen zu vermuten wie beispielsweise bei der vermeintlich „tintenscheuen“,[1787] aber tatsächlich vielschreibenden Catharina Elisabeth Goethe.

Für Christiana von Goethe stellte sowohl die mechanische Seite des Briefschreibens eine Herausforderung dar, worauf chirographische Besonderheiten

1785 Meier: Die triviale Klassik, S. XVI.

1786 Vgl. Vulpius: Christiane, S. 14.

1787 Die Briefe der Frau Rath Goethe, Bd. 2, S. 158 (im Original „Tintenscheu“ mit Majuskel).

hindeuten, als auch die orthographische Ebene, weil sie die (noch nicht kodifizierten) Normen und Konventionen der Zeit nicht erlernt hatte. Schon der Herausgeber des Ehebriefwechsels Hans Gerhard Gräf kam zu der Einschätzung, dass Christiana von Goethe nicht „das Was“ in ihren Briefen Schwierigkeiten bereitete: „stets weiß sie genau, was sie mitteilen will, aber das Hantieren mit Feder, Tinte und Papier, das ist ein saures Stück Arbeit für sie.“[1788] Nach der Eheschließung 1806 und vor allem mit der Beschäftigung Caroline Ulrichs als ihre Gesellschafterin, die Ende November 1809 mit in das Haus am Frauenplan eingezogen war, konnte sie den ihr unliebsamen und mühevollen mechanischen Schreibvorgang delegieren. Von dieser Möglichkeit, nach Goethes Vorbild meist verbunden mit einem Diktat, machte Christiana von Goethe fortan bis auf wenige Ausnahmen Gebrauch. Diese Lösung ihres „Schreibproblems“ führte dazu, dass nach einer großen Überlieferungslücke in der Ehekorrespondenz (1804 und 1809) ab 1810 nur noch vereinzelt eigenhändige Briefe erhalten sind.

Von nicht unerheblicher Relevanz für den Schreibprozess waren die mit häuslichen Aufgaben und Beschäftigungen ausgefüllten Tage Christiana von Goethes als Vorsteherin des großen Goethe’schen Anwesens am Frauenplan: Gärten waren zu bewirtschaften, darüber hinaus mehrere Krautländer zu bestellen, Nutztiere wie Schweine, Hühner und später auch temporär Pferde für die eigene Kutsche waren zu versorgen. Bei vielen Verrichtungen wie dem Wäschewaschen, dem Reinemachen, dem Einkochen von Wintervorräten, der Herstellung von Garn und dem Nähen von Kleidung übernahm sie nicht nur die Organisation und Aufsicht, sondern arbeitete selbst tüchtig mit. Vor allem in den Jahren vor der Eheschließung musste die Korrespondenz, die während Goethes Arbeitsphasen in Jena besonders rege, meist täglich geführt worden ist, in die häuslichen Arbeiten integriert werden.

Diese Gegebenheiten ließen Christiana von Goethe wie vielen anderen Frauen häufig kaum Zeit und Raum, um ausführliche Mitteilungen zu verfassen. Entschuldigungen wegen verzögerter Antwortbriefe finden sich nicht selten in der Korrespondenz mit dem befreundeten Nicolaus Meyer. Gegenüber Goethe war hingegen oftmals eine unverzügliche Reaktion erforderlich. Besonders wenn Goethe Arbeitsmaterialien, warme Kleidungsstücke, Verpflegung und dergleichen in Jena benötigte, musste umgehend gehandelt und geantwortet werden. Je nach Dringlichkeit hieß dies am nächsten Tag oder gelegentlich auch sofort, um dem rückkehrenden Boten oder der Botenfrau alles Nötige und Geforderte mitgeben zu können. In solchen Fällen antwortete Christiana von Goethe nur mit kurzen Billetts. In diesen konnten Gattungsspezifika wie die Angabe von Ort und Datum oder die Anrede

1788 Gräf: Einführung, S. XXVII.

schon aufgrund der charakteristischen Knappheit außer Acht gelassen werden, ohne dass dies vom Empfänger als Manko oder gar Affront empfunden worden wäre.

Viele der geschilderten Bedingungen, die in ähnlicher Form auch für andere Frauen des Bürgertums galten, wirkten sich unmittelbar auf die Briefform aus. Christiana von Goethe verfügte wie viele ihrer Zeitgenossinnen nicht über die zeitlichen Spielräume, um erst ein Briefkonzept anzufertigen, das anschließend noch einmal in Schönschrift abgeschrieben wurde. Ob sie dem Medium Brief so viel Bedeutung beimaß, dass sie dies unter anderen Umständen getan hätte, entzieht sich unserer Kenntnis. Allerdings besaß sie hinsichtlich der räumlichen Gegebenheiten und des Mobiliars ein Privileg: Im Gegensatz zu vielen anderen Frauen aus den mittleren und unteren Gesellschaftsschichten verfügte sie über ein eigenes Schreibpult und eigene Räumlichkeiten, in denen sie zuweilen sicher auch ungestört schreiben konnte.

Die Rahmenbedingungen Christiana von Goethes als Briefschreiberin lassen sich im Wesentlichen auf drei Punkte bringen: 1. eine fehlende umfassende Schreibbildung in der Kindheit und Jugend, 2. begrenzte Zeitressourcen, die ihr für Briefkorrespondenzen aufgrund der Führung eines großen Hauswesens zur Verfügung standen und 3. ein pragmatisches Verständnis des Mediums Brief, auf das in Zeiten räumlicher Trennung als notwendiges Kommunikationsmittel zurückgegriffen wurde. Christiana von Goethe schrieb ihre Briefe also nicht um des Schreibens willen, sondern um die kommunikative und soziale Interaktion mit Johann Wolfgang von Goethe, anderen Familienmitgliedern und engen Vertrauten über räumliche Distanzen hinweg aufrechtzuerhalten.

Die eben genannten Faktoren wirkten sich auf den Schreibprozess und damit auch auf das Schreibresultat, ihre Briefe selbst, aus. Diese Briefe Christiana von Goethes wurden im vierten Kapitel der vorliegenden Arbeit einer empirischen Untersuchung unterzogen. Ziel der Analyse war es, ein breites Spektrum der sprachlichen Ebenen zu untersuchen, deren wichtigste Ergebnisse hier zusammengefasst werden. Besonders im orthographischen Bereich ist eine sprechsprachlich-dialektale Tendenz zu erkennen, wie im Briefkorpus u. a. die Umsetzung der mitteldeutschen Konsonantenschwächung oder der Spirantisierung von [g] vornehmlich im Auslaut zeigt. Darüber hinaus sind dialektale Interferenzen bei einer Schreiberin, die nicht über Fremdsprachenkenntnisse verfügte, erwartungsgemäß bei der Schreibung von Fremdwörtern überdurchschnittlich häufig zu finden. Gerade in diesem Bereich ist vielfach eine Dialektgraphie zu konstatieren.

Von dieser sprechsprachlich-dialektal begründeten Varianz zu unterscheiden sind zum einen Phänomene, die ihre Ursache auf graphematischer Ebene oder im Bereich der Phonem-Graphem-Korrespondenz haben. Hierzu gehören die Verein-

fachung von komplexen Konsonantenclustern wie <-nds>, <-tst>, <-ntl-> und <-ngst> oder komplexen Graphemen wie <sch> ebenso wie die Varianz bei der Schreibung wenig frequenter Grapheme wie <qu> oder <x>. Zum anderen wurde die Variation von Allographen wie die Endung *-ieren*/*-iren* oder *ey*- vs. *ei*-Schreibung untersucht, die von der einschlägigen Forschungsliteratur noch bis in das 19. Jahrhundert hinein als Schwankungsfälle identifiziert worden sind. Eine Varianz in diesem Bereich geht demnach nicht auf regionalsprachliche oder dialektale Einflüsse zurück.[1789]

Für ein umfassendes Bild der sprachlichen Charakteristika Christiana von Goethes sind nicht nur die erwähnten Interferenzen aus der mündlichen Sprache von Bedeutung. Zugleich war eine Analyse des umgekehrten Falles geboten: Es gibt dialektale und regionalsprachliche Spezifika, deren Umsetzung man im Briefkorpus erwarten würde, die aber in den Zeugnissen nicht oder nur selten auftreten. Das betrifft beispielsweise die Monophthongierung von Diphthongen, die nur in Einzelfällen zu verzeichnen ist. Darüber hinaus kommen die im ilmthüringischen Dialekt vorherrschenden Entrundungen von Vokalen in den Briefen kaum vor. Gelegentlich ist das umgekehrte Phänomen belegt, d. h. Fälle von *ö*- statt *e*- oder *ü*- statt *i*-Schreibungen, die als hyperkorrekte Schreibweisen mit einer Orientierung an der prestigeträchtigeren Form gedeutet werden können. Auf syntaktischer Ebene erfolgte die dialektal erwartbare Polynegation in nur fünf Fällen und stellt damit ein marginales Phänomen dar. Ebenso wenig präsent sind Kasusschwankungen nach der Präposition *wegen*, die in den eindeutig bestimmbaren Fällen überwiegend mit Genitivrektion auftritt. Am damaligen überregionalen Sprachgebrauch und damit an den distanzsprachlicheren Varianten (und nicht am Dialekt oder der Regionalsprache) orientierte sich Christiana von Goethe ebenso hinsichtlich der Verwendung von *als*, *wie* oder *als wie* in Vergleichskonstruktionen.

Die Untersuchungsergebnisse zeigen, dass eine sprechsprachlich-dialektale Färbung der Briefsprache Christiana von Goethes vorliegt, diese aber in bestimmten Bereichen wie der Fremdwortschreibung stärker auftritt als in anderen, die deutlicher an der angestrebten schriftsprachlichen Norm der Zeit orientiert sind. Es handelt sich grosso modo um eine dialektale Umgangssprache zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit, die von zusätzlicher Varianz geprägt ist.

Diese Befunde lassen jedoch nicht den Schluss zu, dass Christiana von Goethe keine kompetente Briefschreiberin gewesen wäre. Ihr stand nicht nur stets genau vor Augen, welche Informationen sie ihren Briefpartnern wie mitteilen wollte, sie wusste selbstverständlich auch um die Existenz schriftsprachlicher Normen und Konventionen. Obwohl sie nicht über ein hinreichendes orthographisches Regel-

1789 Vgl. auch Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 426.

wissen verfügte, um zu einer systematischen Anwendung zu gelangen, setzte sie keineswegs einfach „ihr breites Weimarisch in Zeichen um“,[1790] wie Effi Biedrzynski behauptete.

So zeigt sich ein Sprachbewusstsein der Schreiberin u. a. in den nicht selten vorkommenden Hyperkorrekturen. Diese gelten zwar zunächst primär als Anzeichen für „Kompetenzgrenzen“ von Schreibenden, weil diese die angestrebte Varietät oder das gewünschte Register nicht bedienen können.[1791] Sie deuten aber auch auf ein Streben nach der Orientierung an schriftsprachlichen bzw. distanzsprachlicheren Konventionen und damit auf einen reflektierten und bewussten Umgang mit Sprache hin. Hier wird der Hypothese von Anja Voeste gefolgt, die Hyperkorrekturen nicht nur defizitorientiert betrachtet, sondern als Indizien für ein vorhandenes Sprachbewusstsein wertet.[1792] Hierauf deutet auch der thematische Aufbau der Briefe Christiana von Goethes hin, welcher besonders in den Briefen an Goethe auf den ersten Blick zwar recht assoziativ und unverbunden wirkt. Betrachtet man die Briefe jedoch aus beziehungssprachlicher Perspektive, wird deutlich, dass häufig nicht die angesprochenen Themenbereiche den Textaufbau bestimmen, sondern das Zusammenspiel von phatischer, emotiver und konativer Funktion textstrukturierend wirkt.

Die Frage nach möglichen Entwicklungstendenzen in der schriftsprachlichen Kompetenz Christiana von Goethes kann aufgrund der zeitlich begrenzten Streuung der überlieferten Quellen (80 Prozent der Briefe wurden zwischen 1793 und 1803 geschrieben) nicht hinreichend beantwortet werden. Am auffälligsten ist sicherlich eine zunehmende thematische Vielfalt in ihren Briefen im Laufe der Zeit, die vor allem durch eine stärkere Emanzipation von ihrem primären Wirkungsort und Aufgabenfeld, dem Haus und der Organisation des Hauswesens, bedingt ist. Den Haushalt führte sie bis an ihr Lebensende weiterhin zuverlässig. Darüber hinaus erweiterte sie aber auch ihre eigenen Interessensphären, begab sich mehr in Gesellschaft, besuchte häufig Theater- und Tanzveranstaltungen und unternahm vermehrt Reisen (insbesondere zum Sommertheater nach Lauchstädt). Ein Indikator für dieses breitere Themenspektrum ist nicht zuletzt der vielgestaltige Fremdwortgebrauch in den Briefen.

Abschließend sei ein letzter pragmatischer Aspekt der Untersuchung, die Beziehungssprache im Ehebriefwechsel, aufgegriffen. Hieran sollten sowohl das Potential für weitere Forschungen als auch die damit verbundenen Herausforderungen aufgezeigt werden. Die Untersuchung nahm neben der Beziehungslexik (oder Ehe-

1790 Biedrzynski: Goethes Weimar, S. 125.
1791 Vgl. Kehrein/Fischer: Nähe, Distanz und Regionalsprachlichkeit, S. 235.
1792 Vgl. Voeste: A mensa et thoro, S. 256.

sprache) und sprachlichen Bewältigungsstrategien emotional belastender Situationen schwerpunktmäßig die Anredeformen in den Briefen in den Blick. Letztere eignen sich aufgrund ihrer phatischen und identifikatorischen Funktion besonders, um interpersonelle Beziehungen sprachlich genauer zu analysieren.

Es konnte gezeigt werden, dass beide Briefpartner Anredeformen, genauer Anredenomina, bevorzugten, die aus dem klassischen Repertoire der Paarsprache stammen wie „Lieber, Liebster“ und „Liebe, Liebstes“. Zuweilen finden sich in den Briefen von Christiana Vulpius – nicht jedoch in denen ihres Partners – komplexe Kosephraseologismen wie „Lieber, allerbester, einziggeliebter Schatz“ sowie „mein allerbester, superber, geliebter Schatz“. Diese kommen selten vor und stehen in engem Zusammenhang zu einer krisenhaften Zeit der Beziehung, in der sich die Frau offensichtlich schriftsprachlich auf diese Weise darum bemühte, die Liebe und Zuneigung ihres Partners zurückzugewinnen. Die Analyse von Anredeformen vermochte es also, beziehungsgeschichtliche Einschnitte wie im Jahr 1798 sichtbar zu machen. Dass zumindest von Goethes Seite zu dieser Zeit eine gewisse Distanzierung eingetreten war, wird durch andere Ereignisse wie den Kauf des Landgutes in Oberroßla, welches auch als Rückzugsort für Christiana Vulpius vorgesehen war, gestützt. Im Folgejahr kam es zu einer Wiederannäherung der beiden und einer Konsolidierung der Beziehung.

Ferner ist die Anredeform „Lieber Geheimrat“ hervorzuheben, mit der Christiana von Goethe ihren Ehemann ab 1810 meist in ihren Briefen ansprach. Diese innerhalb einer Paarbeziehung überraschend distanzsprachliche Anrede ist vor der Eheschließung nicht zu verzeichnen. Die Erklärung hierfür liegt weder primär in einer asymmetrischen Kommunikationssituation, die sich in einer distanzierten Anrede manifestieren könnte, noch in einer womöglich abgekühlten Beziehung der beiden. Vielmehr ist diese Anrede den nach der Heirat veränderten Schreibbedingungen geschuldet: Christiana von Goethe pflegte ihre Briefe fortan zu diktieren und griff nur noch selten selbst zu Feder. Mithin scheint es sich hier um Konzilianz und Zurückhaltung gegenüber der Schreiberin gehandelt zu haben, da das Diktat zu einer öffentlicheren Kommunikations- und Schreibsituation führte.

Ähnliche Auffälligkeiten gibt es auch im Bereich der pronominalen Anrede in den eigenhändigen Briefen von Christiana Vulpius, die Goethe zwischen 1795 und 1803 in Ausnahmefällen mit der distanzsprachlichen 3. P. Pl. adressierte. In zwei Briefen scheinen Botschaften auf der Beziehungsebene eine wichtige Rolle zu spielen, die auch eine bewusste kommunikative Distanzierungsstrategie der Briefschreiberin nicht ausschließen. In anderen Fällen könnten die nicht reziprok verwendeten Anredeformen Reflexe der asymmetrischen Beziehung des lange Zeit unverheirateten Paares widerspiegeln. Diese besondere Lage erforderte stärker als bei anderen Ehepaaren einen sensiblen und situativ variablen Umgang mit

Anredeformen; hier könnten sich sprachliche Konventionen oder Umgangsformen aus dem mündlichen Sprachgebrauch in der Briefsprache niedergeschlagen haben. Eine Verschiebung vom distanzsprachlichen *Sie* zum nähesprachlichen *du* im Verlauf der Beziehung kann nicht bestätigt werden, da die Distanzformen vereinzelt in unterschiedlichen Jahren auftreten.

Das Potential einer solchen beziehungssprachlichen Perspektive auf die Briefe Christiana und Johann Wolfgang von Goethes konnte in der vorliegenden Arbeit exemplarisch aufgezeigt werden und bietet darüber hinaus Anknüpfungspunkte für weitere Forschungen. Diese sind mit Herausforderungen verbunden, die abschließend umrissen werden sollen.

Der retrospektive Blick auf die Quellen und der immer größer werdende historische Abstand, je weiter man in die Vergangenheit zurückblickt, liegen in der Natur der Dinge. Umso wichtiger ist eine Kontextualisierung, die die jeweiligen historischen Gegebenheiten und Voraussetzungen einbezieht. In diesem Sinne sind auch Angelika Linkes Forderungen für die Perspektiven einer Kommunikationsgeschichte zu verstehen, wenn sie sagt, dass der zentrale Untersuchungsgegenstand die kommunikativen Muster und Strukturen seien, „welche für bestimmte historische Kommunikationsgemeinschaften charakteristisch bzw. konstitutiv sind." Dies steht in engem Zusammenhang zu „der Frage nach den für eine historische Kommunikationsgemeinschaft sozial möglichen bzw. kulturell typischen Beziehungsstrukturen."[1793]

In ähnlicher Weise unterstreicht Anja Lobenstein-Reichmann eine grundlegende Komponente, die neben der Reziprozität einer jeden Beziehung inhärent ist und die oben bereits erwähnt wurde: die Geschichtlichkeit.[1794] Diese umfasst nicht nur die eben erwähnten übergeordneten sozialen, gesellschaftlichen und kulturellen Zusammenhänge (oder bei Lobenstein-Reichmann die „transpersonelle Geschichte"), sondern auch das persönliche Verhältnis, sprich die Verbindung oder Beziehung zweier Menschen auf persönlicher Ebene. Pointiert heißt es bei Lobenstein-Reichmann: „Beziehung *ist* Geschichte".[1795] Damit wird deutlich, dass Geschichte einer jeden interpersonellen Beziehung innewohnt und eine solche Beziehung nicht ohne deren Geschichte, die auf gemeinsamen Erfahrungen basiert, zu denken ist.

Aus der „prozesshafte[n] Verbindung zweier Menschen", die auf „zusammenhängenden Kommunikations-, Wahrnehmungs-, Erinnerungs-, Emotions- und Bedürfniserfahrungen von Beteiligten beruht", entspringen gegenseitige Er-

1793 Beide Zitate bei Linke: Kommunikationsgeschichte, S. 39.
1794 Vgl. Lobenstein-Reichmann: Beziehungsbezeichnungen im Frühneuhochdeutschen, S. 389.
1795 Ebd.

wartungshaltungen. Aus der Prozesshaftigkeit resultieren ferner auch Wechselwirkungen zwischen der Vergangenheit – der Beziehungsgeschichte, dem aktuellen Beziehungsgeschehen – der Beziehungsgegenwart sowie zukünftigen Entwicklungen im Sinne einer „antizipierte[n] Beziehungszukunft". Bezogen auf sprachliche Prozesse bedeutet das, dass „die interpersonelle Beziehung das Produkt vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Sprechens, eingebettet in transpersonelle Vernetzungen" ist.[1796] Angesichts dieser Komplexität wird deutlich, dass ein Einblick in die Sprache einer interpersonellen Beziehung – und zwar auf der intimsten Stufe einer Paarbeziehung – sowie in die dahinterliegenden Strukturen aus einer entsprechend großen historischen Distanz nur in Ansätzen möglich ist und Deutungen entsprechend vorsichtig zu formulieren sind. Gerade die Wirkung des Gesagten oder Geschriebenen ist normalerweise nicht oder nur schwer zu rekonstruieren: „Perlokutive Effekte bleiben schon im Hier und Jetzt in der Regel verschlossen, erst recht in der Geschichte."[1797] Erschwerend hinzu kommt das Fehlen paralinguistischer Informationen, die das Medium Brief unweigerlich mit sich bringt; anders als bei Materialien, die zur Gesprächsanalyse herangezogen werden, enthalten Briefe – wie generell fast alle schriftlichen Zeugnisse – diese Informationen nicht.

Die bereits angedeutete Komplexität des Beziehungssystems einhergehend mit der Verwendung eines Privatcodes, den Leisi als charakteristisch für Paarbeziehungen annimmt und der keineswegs über die Beziehungsdauer hinweg konstant bleibt oder bleiben muss,[1798] erschwert forschungsseitig die Segmentierung in einzelne Indikatoren, die die Beziehung als Ganzes kennzeichnen.[1799] Gleichwohl ist eine Fokussierung auf Einzelaspekte zunächst unumgänglich, um in einem späteren Forschungsstadium zu einem höheren Systematisierungsgrad sowie einer komplexeren Betrachtungsweise zu gelangen. Dabei sind selbstverständlich Interdependenzen zwischen unterschiedlichen Faktoren zu beachten.

1796 Vgl. ebd., S. 389 f. (dort auch alle vorausgehenden Zitate).

1797 Lobenstein-Reichmann: Beziehungsbezeichnungen im Frühneuhochdeutschen, S. 388. – Auf eine ähnliche Problematik weist Kilian hinsichtlich der historischen Dialogforschung hin, da „ein Dialogforscher aus dem 21. Jahrhundert schwerlich die Innenperspektive eines Gesprächsbeteiligten aus dem 8. bis 19. Jahrhundert einnehmen kann – unter anderem deshalb, weil er die sprachkulturellen und sprachpragmatischen Handlungsmittel und -formen, die für die Einnahme der Innenperspektive notwendig sind, ja erst rekonstruieren will." (Kilian: Dialogforschung, S. 59) Dieser Widerspruch ist aufzulösen, indem das hermeneutische Vorgehen bestehend aus verstehender Analyse und Synthese angewandt wird (vgl. ebd.).

1798 Vgl. Leisi: Paar und Sprache, passim.

1799 Vgl. hierzu die auf Sager basierende Diskussion um „Objekt- und Konzeptindikatoren" in Vorderwülbecke: Beschreibung interpersonaler Beziehungen, S. 304 f.

Es hat sich gezeigt, dass der zunächst offensichtlich wirkende Zusammenhang zwischen der reziproken oder umgekehrt nicht-reziproken Verwendung von Anredeformen nicht ausschließlich als Ausdruck von sozialen Strukturen und Machtverhältnissen gedeutet werden kann. Im Einzelfall, wie auch im Briefwechsel der Goethes, haben wir es häufig mit sich überlagernden Komponenten zu tun: So ist fraglich, inwieweit der nicht zu leugnende soziale Unterschied nach Jahren der Partnerschaft in der alltäglichen Paarbeziehung überhaupt zum Tragen kam. Wie lassen sich davon beispielsweise Gender-Effekte oder der Faktor eines großen Altersunterschiedes oder aber beziehungssprachliche Elemente isolieren? Nicht selten wird man auf ein Konglomerat von Faktoren und Aspekten treffen, die in ihren Wechselwirkungen zueinander ins Verhältnis zu setzen sind.

Zudem gewähren uns die überlieferten Quellen immer nur einen Einblick in einen Bruchteil der intrapersonellen oder der Paarkommunikation. Selbst bei dem in der Praxis kaum vorhandenen Idealfall einer lückenlosen Überlieferung aller schriftlichen Zeugnisse, die ein Paar im Laufe seiner Beziehung austauschte, fehlt immer noch die mündliche Kommunikation, die den überwiegenden Teil ausmacht. Beziehungen sind schließlich nicht nur das Resultat einer Serie von wechselseitig ausgetauschten Texten, vielmehr sind sie „das Produkt schriftlich wie mündlich verlaufender kommunikativer Handlungen zwischen zwei oder mehreren Personen über einen gewissen Zeitraum hinweg“.[1800]

Die aufgeführten Herausforderungen sind keineswegs als Einwand gegen den Ansatz einer Sprachgeschichte als Beziehungs- oder im weiteren Sinne einer Kommunikationsgeschichte zu verstehen. Vielmehr liegt genau darin der Reiz dieses Ansatzes, der künftig in weiteren Studien voranzutreiben wäre, um sukzessive ein umfassendes und zugleich handhabbares Instrumentarium für die Untersuchung des Zusammenhangs von Sprache und Beziehung zu entwickeln. Der Briefwechsel zwischen Christiana und Johann Wolfgang von Goethe bietet hierfür eine lohnende Grundlage.

1800 Lobenstein-Reichmann: Beziehungsbezeichnungen im Frühneuhochdeutschen, S. 389.

6 Quellen- und Literaturverzeichnis

6.1 Quellen und Literatur

Das nachfolgende Literaturverzeichnis enthält neben der verwendeten Forschungsliteratur auch gedruckte historische Quellen sowie (digitale) Editionen. Die Sortierung erfolgt alphabetisch, bei Editionen nach dem Titel.

Achtundvierzig Briefe von Johann Gottlieb Fichte und seinen Verwandten. Hrsg. von Moritz Weinhold. Leipzig 1862.

Adelung, Johann Christoph: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen, 4 Tle. Zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe. Leipzig 1793–1801, Online-Version: https://woerterbuchnetz.de/?sigle=Adelung&lemid=A00001 (22.03.2024)

Adelung, Johann Christoph: Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache, zur Erläuterung der Deutschen Sprachlehre für Schulen, 2 Bde. Leipzig 1782.

Adelung, Johann Christoph: Deutsche Sprachlehre. Zum Gebrauche der Schulen in den Königl. Preuß. Landen. Berlin 1781.

Admoni, Vladimir G.: Historische Syntax des Deutschen. Tübingen 1990.

Aehnlich, Barbara / Witzenhausen, Elisabeth: Review zu LAKomp. Lemmatize, annotate and compare texts in non-standardized languages. RIDE (2015), doi: 10.18716/ride.a.15.7. (01.03.2024)

Ágel, Vilmos / Gardt, Andreas (Hrsg.): Paradigmen der aktuellen Sprachgeschichtsforschung (Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte, 5). Berlin / Boston 2014.

Ágel, Vilmos / Hennig, Mathilde (Hrsg.): Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung. Berlin / New York 2010.

Ágel, Vilmos / Hennig, Mathilde (Hrsg.): Zugänge zur Grammatik der gesprochenen Sprache. (Reihe Germanistische Linguistik, 269). Tübingen 2007.

Ágel, Vilmos / Hennig, Mathilde: Grammatik aus Nähe und Distanz. Theorie und Praxis am Beispiel von Nähetexten. 1650–2000. Tübingen 2006.

Ágel, Vilmos / Hennig, Mathilde: Theorie des Nähe- und Distanzsprechens. In: Dies. (Hrsg.): Grammatik aus Nähe und Distanz, S. 3–31.

Ágel, Vilmos / Hennig, Mathilde: Überlegungen zur Theorie und Praxis des Nähe- und Distanzsprechens. In: Dies. (Hrsg.): Grammatik der gesprochenen Sprache, S. 179–214.

Ágel, Vilmos: Syntax des Neuhochdeutschen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. In: Besch, Werner u. a. (Hrsg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Teilband (HSK, 2.2). Berlin / New York: 2., vollständig neu bearb. und erw. Aufl. 2000, S. 1855–1903.

Albert, Georg: Innovative Schriftlichkeit in digitalen Texten. Syntaktische Variation und stilistische Differenzierung in Chat und Forum. Berlin 2013.

Ammon, Ulrich: Zur sozialen Funktion der pronominalen Anrede im Deutschen. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 2 (1972), Heft 7, S. 74–88.

Anderegg, Johannes: Schreibe mir oft! Zum Medium Brief zwischen 1750 bis 1830. Göttingen 2001.

Aniol, Jessica: „… so ist mein Leben jetzt zwischen vornehmen tun und häuslichen getheilt …“. Das Leben der Verlegergattin Caroline Bertuch (1751–1810). In: Weimar-Jena: Die große Stadt. Das kulturhistorische Archiv 4 (2011), Heft 2, S. 115–127.

Open Access. © 2024 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. BY-NC-ND Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung - Nicht-kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0 International Lizenz.

https://doi.org/10.1515/9783111342290-006

Aniol, Jessica: „… so ist mein Leben jetzt zwischen vornehmen thun und häuslichen getheilt …“. Familiäre und gesellschaftliche Handlungsmöglichkeiten um 1800 am Beispiel Caroline Bertuchs in Weimar. Jena 2008 (Wissenschaftliche Hausarbeit in Rahmen der Ersten Staatsprüfung für das Lehramt an Gynmasien).

[Anonym]: „Ameublement“. In: Journal des Luxus und der Moden 8 (Februar 1793), S. 126–128, https://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpvolume_00055293 (22.03.2024).

[Anonym]: Ueber alte und moderne Sprach-Sitte, und Art, sich in verschiedenen Ständen mit Unterschied anzureden. In: Journal des Luxus und der Moden 2 (November 1787), S. 363–374, https://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpvolume_00055103 (22.03.2024).

[Anonym]: Art. „Nikolaus Meyer“. In: Lexikon Westfälischer Autorinnen und Autoren 1750–1950, https://www.lexikon-westfaelischer-autorinnen-und-autoren.de/autoren/meyer-nikolaus/#biographie (02.02.2024).

Ariès, Philippe / von Hentig, Hartmut (Hrsg.): Geschichte der Kindheit (dtv, 30138). München [18]2014.

von Arnim, Bettina: Goethe’s Briefwechsel mit einem Kinde. Seinem Denkmal, 2 Bde. Berlin 1835.

Arto-Haumacher, Rafael: Gellerts Briefpraxis und Brieflehre. Der Anfang einer neuen Briefkultur. Wiesbaden 1995.

Auer, Anita / Schreier, Daniel / Watts, Richard J. (Hrsg): Letter Writing and Language Change (Studies in English Language). Cambridge/UK 2015.

Auer, Peter: Schreiben in der Hypotaxe – Sprechen in der Parataxe? Kritische Bemerkungen zu einem Gemeinplatz. In: Deutsch als Fremdsprache 39 (2002), S. 131–137.

Augst, Gerhard: Linguistische und psycholinguistische Modellierungen einer orthographischen Kompetenz. In: Werner, Otmar (Hrsg.): Probleme der Graphie (ScriptOralia, 57). Tübingen 1994, S. 25–49.

Augst, Gerhard: Orthografie / Orthography. In: Ammon, Ulrich u. a. (Hrsg.): Sociolinguistics / Soziolinguistik. An International Handbook of the Science of Language and Society / Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. 1. Teilbd. (HSK, 3.1). Berlin / New York: 2. vollständig neu bearb. u. erw. Aufl. 2004, S. 646–652.

Augst, Gerhard: Zur graphischen Bezeichnung der Vokalqualität bei Fremdwörtern. In: Zabel, Hermann (Hrsg.): Fremdwortorthographie. Beiträge zu historischen und aktuellen Fragestellungen (Reihe Germanistische Linguistik, 79). Berlin 1987, S. 94–110.

Augst, Gerhard: Zur Syntax der Höflichkeit. In: Ders. (Hrsg.): Sprachnorm und Sprachwandel. Vier Projekte zu diachroner Sprachbetrachtung (Studienbücher zur Linguistik und Literaturwissenschaft, 7). Wiesbaden 1977, S. 13–60.

August von Goethe. Wir waren sehr heiter. Reisetagebuch 1819. Hrsg. von Gabriele Radecke. Berlin 2007.

August Wilhelm Schlegel. Digitale Edition der Korrespondenz. Hrsg. von Jochen Strobel und Claudia Bamberg. Dresden / Marburg / Trier 2014–2020, https://august-wilhelm-schlegel.de (08.03.2024).

Auhagen, Ann Elisabeth / Salisch, Maria von: Einleitende Worte. In: Dies. (Hrsg.): Zwischenmenschliche Beziehungen. Göttingen u. a. 1993, S. 1–4.

Badinter, Elisabeth: Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute. München 1981.

Bake, Rita: Vorindustrielle Frauenerwerbsarbeit. Arbeits- und Lebensweise von Manufakturarbeiterinnen im Deutschland des 18. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung Hamburgs (Pahl-Rugenstein-Hochschulschriften Gesellschafts- und Naturwissenschaften, 177). Köln 1984.

Balestra, Miriam Bianca: Vokalschreibungen im Deutschen. Eine graphotaktische Analyse einsilbiger Nomen. Frankfurt a. M. u. a. 2017.
Barner, Wilfried: Gelehrte Freundschaft im 18. Jahrhundert. Zu ihren traditionalen Voraussetzungen. In: Mauser, Wolfram / Becker-Cantarino, Barbara (Hrsg.): Frauenfreundschaft – Männerfreundschaft. Literarische Diskurse im 18. Jahrhundert. Tübingen 1991, S. 23–45.
Becker-Cantarino, Barbara: Schriftstellerinnen der Romantik. Epoche – Werke – Wirkung (Arbeitsbücher zur Literaturgeschichte). München 2000.
Becker-Cantarino, Barbara: Leben als Text. Briefe als Ausdrucks- und Verständigungsmittel in der Briefkultur des 18. Jahrhunderts. In: Gnüg, Hiltrud / Möhrmann, Renate (Hrsg.): Frauen, Literatur, Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Stuttgart: 2., vollst. neu bearb. und erw. Aufl. 1999, S. 129–146.
Becker-Cantarino, Barbara: Rebecca Claudius. Zur sozialgeschichtlichen Realität des „Bauernmädchen“. In: Fechner, Jörg-Ulrich (Hrsg.): Matthias Claudius 1740–1815. Leben – Zeit – Werk (Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung, 21). Berlin 1996, S. 69–90.
Becker-Cantarino, Barbara (Hrsg.): Die Frau von der Reformation zur Romantik. Die Situation der Frau vor dem Hintergrund der Literatur- und Sozialgeschichte (Modern German Studies, 7). Bonn ^{2}1980.
Becker-Cantarino, Barbara: (Sozial-)Geschichte der Frau in Deutschland, 1500–1800. Ein Forschungsbericht. In: Dies. (Hrsg.): Die Frau von der Reformation zur Romantik, S. 243–281.
Behalte mich ja lieb! Christianes und Goethes Ehebriefe. Auswahl und Nachwort von Sigrid Damm. Frankfurt a. M. / Leipzig 1998.
Behringer, Wolfgang: Postamt und Briefkasten. In: Beyrer / Täubrich (Hrsg.): Der Brief, S. 55–67.
Bergius, Johann Heinrich Ludwig: Neues Policey- und Cameral-Magazin, nach alphabetischer Ordnung, 5. Band, welcher die Buchstaben R und S in sich enthält, Leipzig 1779.
Berner, Elisabeth: Zum Wesen und Begriff der Anrede. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Pädagogischen Hochschule „Karl Liebknecht“ Potsdam 26 (1982), S. 801–811.
[Bertuch, Friedrich Justin]: „Ameublement. Ein bequemes Damen-Büreau“. In: Journal des Luxus und der Moden 14 (Dezember 1799), S. 654 f., https://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpvolume_00055550 (22.03.2024).
Bertuch, Friedrich Justin: Beschreibung der herzogl. Freyen Zeichenschule in Weimar. In: Monatsschrift der Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften zu Berlin 1789.
Besch, Werner / Wolf, Norbert Richard: Geschichte der deutschen Sprache. Längsschnitte – Zeitstufen – linguistische Studien (Grundlagen der Germanistik, 47). Berlin 2009.
Besch, Werner: Duzen, Siezen, Titulieren. Zur Anrede im Deutschen heute und gestern (Kleine Reihe V & R, 4009). Göttingen ^{2}1998.
Besch, Werner: Standardisierungsprozesse im deutschen Sprachraum. In: Sociolinguistica 2 (1988), S. 186–208.
Bettinas Briefwechsel mit Goethe. Auf Grund ihres handschriftlichen Nachlasses nebst zeitgenössischen Dokumenten über ihr persönliches Verhältnis zu Goethe. Hrsg. von Reinhold Steig. Leipzig 1922.
Beyrer, Klaus: Der alte Weg eines Briefes. Von der Botenpost zum Postboten. In: Beyrer / Täubrich (Hrsg.): Der Brief, S. 11–25.
Beyrer, Klaus / Täubrich, Hans-Christian (Hrsg.): Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation. Anläßlich der Ausstellung „Der Brief, eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation“ (Kataloge der Museumsstiftung Post und Telekommunikation, 1). Heidelberg 1996.

Biedrzynski, Effi: Goethes Weimar. Das Lexikon der Personen und Schauplätze. Göttingen: überarb. Aufl. der 1992 erschienenen Ausgabe 2023.
Blechschmidt, Stefan: Johanna Christiana (*Christiane*) Sophia Vulpius, verh. von Goethe (1765–1816). In: Freyer, Stefanie u. a. (Hrsg.): FrauenGestalten, S. 368–372.
Blochmann, Elisabeth: Das Frauenzimmer und die Gelehrsamkeit. Eine Studie über die Anfänge des Mädchenschulwesens in Deutschland (Anthropologie und Erziehung, 17). Heidelberg 1966.
Bode, Wilhelm: Goethes Sohn. Biographie. Hrsg. v. Gabriele Radecke. Berlin ^{2}2004.
Bödeker, Hans Erich / Hinrichs, Ernst (Hrsg.): Alphabetisierung und Literalisierung in Deutschland in der frühen Neuzeit (Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung, 26). Tübingen 1999.
Bödeker, Hans Erich / Hinrichs, Ernst: Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): Alphabetisierung und Literalisierung, S. 3–7.
Böhm, Manuela / Gessinger, Joachim: Schriftwechsel. In: Baumann, Monika / Ossner, Jakob (Hrsg.): Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie. Schreibfähigkeiten (OBST, 67). Oldenburg 2004, S. 11–48.
Böhmer, Sebastian: Zu einer „Semantik von unten". Medien-, material- und diskursphilologische Studien zu Schrift und Schreiben in der Zeit von 1770 bis 1834 (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte, 381). Heidelberg 2018.
Böhmer, Sebastian: Schreiben. In: Ders. u. a. (Hrsg.): Weimarer Klassik. Kultur des Sinnlichen. Katalog zur Ausstellung vom 16. März bis 10. Juni 2012. Berlin / Weimar 2012, S. 266–23.
Böhne, Woldemar: Die Pädagogischen Bestrebungen Ernst des Frommen von Gotha. Nach archivalischen Quellen dargestellt. Gotha 1888.
Bohnenkamp-Renken, Anne: Schreibgeräte. In: Dies. / Wiethölter, Waltraud (Hrsg.): Der Brief – Ereignis & Objekt. Katalog der Ausstellung im Freien Deutschen Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum. 11. September bis 16. November 2008. Frankfurt a. M. / Basel 2008, S. 19–72.
Bollwage, Max: Buchstabengeschichte(n). Wie das Alphabet entstand und warum unsere Buchstaben so aussehen. Graz 2010.
Böttiger, Karl August: Literarische Zustände und Zeitgenossen. Begegnungen und Gespräche im klassischen Weimar. Hrsg. von Klaus Gerlach und René Sternke. Berlin 1998.
Bourdieu, Pierre: Was heißt sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches. Wien ^{2}2015.
Bourdieu, Pierre: Ökonomisches Kapital – Kulturelles Kapital – Soziales Kapital. In: Ders.: Die verborgenen Mechanismen der Macht (Schriften zu Politik & Kultur, 1). Hrsg. von Margareta Steinrücke. Hamburg: durchges. Neuaufl. der Erstaufl. von 1992, 2015, S. 49–79.
Bourdieu, Pierre: Sozialer Raum und ‚Klassen'. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen. Frankfurt a. M. 1985.
Boyle, Nicholas: Goethe. Der Dichter in seiner Zeit, 2 Bde. Frankfurt a. M. / Leipzig 2004.
Braasch, E. O.: Die Württembergischen Vorfahren der Christiane Vulpius, verehel. Goethe. Übersichtstafeln zum Vortrag. Karlsruhe 1965.
Braun, Friederike: Die Leistungsfähigkeit der von Brown/Gilman und Brown/Ford eingeführten anredetheoretischen Kategorien bei der praktischen Analyse von Anredesystemen. In: Winter, Werner (Hrsg.): Anredeverhalten (Ars linguistica, 13). Tübingen 1984, S. 41–72.
Braun, Friederike / Kohz, Armin / Schubert, Klaus: Anredeforschung. Kommentierte Bibliographie zur Soziolinguistik der Anrede (Ars linguistica, 16). Tübingen 1986.
Braungart, Wolfgang: Bertuch und die Freie Zeichenschule in Weimar. Ein Aufklärer als Förderer der Künste. In: Kaiser, Gerhard R. / Seifert, Siegfried (Hrsg.): Friedrich Justin Bertuch (1747–1822). Verleger, Schriftsteller und Unternehmer im klassischen Weimar. Tübingen 2000, S. 279–290.
Breitbarth, Anne / Jäger, Agnes: History of negation in High and Low German. In: Jäger, Agnes / Ferraresi, Gisella / Weiß, Helmut (Hrsg.): Clause Structure and Word Order in the History of German (Oxford Studies in Diachronic and Historical Linguistics, 28). Oxford / New York 2018, S. 181–219.

Briefe an Goethe. Gesamtausgabe in Regestform [Regestausgabe] Bd. 1–5: Nationale Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar. Goethe- und Schiller-Archiv. Herausgeber: Karl-Heinz Hahn. Redaktor: Irmtraut Schmid. Weimar 1980–1992; Ergänzungsband zu den Bänden 1–5. Hrsg. von der Stiftung Weimarer Klassik / Goethe- und Schiller-Archiv. Bearbeitet von Manfred Koltes unter Mitarbeit von Ulrike Bischof und Sabine Schäfer. Weimar 1995; Bd. 6–8: Hrsg. von der Stiftung Weimarer Klassik / Goethe- und Schiller-Archiv [Bd. 8: Klassik Stiftung Weimar]. Bearbeitet von Manfred Koltes unter Mitarbeit von Ulrike Bischof und Sabine Schäfer. Weimar 2000, 2004, 2011; ab Bd. 9: In Verbindung mit der Sächsischen Akademie der Wissenschaften und der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur hrsg. von der Klassik Stiftung Weimar Goethe- und Schiller-Archiv. Bearbeitet von Manfred Koltes, Ulrike Bischof, Christian Hain und Sabine Schäfer. Weimar 2017; ab Bd. 10: Bearbeitet von Christian Hain, Ulrike Bischof, Claudia Höfner, Manfred Koltes und Sabine Schäfer. – Bd. 1: 1764–1795 (1980); Bd. 2:1796–1798 (1981); Bd. 3: 1799–1801 (1983); Bd. 4: 1802–1804 (1988); Bd. 5 1805–1810 (1992); Ergänzungsband zu den Bänden 1 bis 5 (1995); Bd. 6 1811–1815 (2000); Bd. 7: 1816–1817 (2004); Bd. 8: 1818–1819 (2011); Bd. 9: 1820–1822 (2017); Bd. 10: 1823–1824 (2023).

Die Briefe der Frau Rath Goethe. Gesammelt und hrsg. von Albert Köster, 2 Bde. Leipzig 1904.

Briefe von Goethe und Christiane v. Goethe, von F. W. Riemer und Christian August Vulpius an August v. Goethe in Heidelberg (1808–1809), nebst drei Briefen von Goethe an Thibaut. Mitgetheilt von Bernhard Suphan. In: Goethe-Jahrbuch 10 (1889), S. 3–45.

Briefe von Goethes Frau an Nicolaus Meyer. Mit Einleitung, Facsimiles, einer Lebensskizze Nicolaus Meyers und Porträts. [Hrsg. v. Clementine Schricker]. Straßburg 1887.

Briefwechsel Christian Fürchtegott Gellert's mit Demoiselle Lucius. Nebst einem Anhange, enthaltend: 1. Eine Rede Gellert's, gehalten vor dem Churfürsten in Leipzig. 2. Ein Gedicht Gellert's an den Churfürsten. 3. Ein Brief Rabener's an Gellert, und dessen Antwort. 4. Das Gespräch Gellert's mit dem König Friedrich II. 5. Ein Brief Gellert's an Cramer. Hrsg. von Friedrich Adolf Ebert. Leipzig 1823.

Brockmeyer, Rainer: Geschichte des deutschen Briefes von Gottsched bis zum Sturm und Drang. Münster 1961.

Brown, Roger / Gillman, Albert: The Pronouns of Power and Solidarity. In: Sebeok, Thomas (Hrsg.): Style in Language. Cambridge / Mass.: ^{2}1968, S. 253–276.

Brunt, Richard James: The Influence of the French Language on the German Vocabulary (1649–1735) (Studia Linguistica Germanica, 18). Berlin / New York 2010.

Buchenau, Klaus: Die Distanzanrede im Russischen, Polnischen und Deutschen und ihre historischen Hintergründe (Berliner Slawistische Arbeiten, 4). Frankfurt a. M. / New York 1997.

Bühling, Werner: Die Post in Weimar. Das Postwesen und seine Entwicklung in und um Weimar in vier Jahrhunderten. Weimar 1995.

Carl-Maria-von-Weber-Gesamtausgabe. Digitale Edition, https://weber-gesamtausgabe.de (Version 4.9.1 vom 5. Februar 2024) (03.02.2024).

Carstens, Carsten Erich: Art. „Rodde, Dorothea Freifrau von". In: ADB 29 (1889), S. 1–2, Online-Version: https://www.deutsche-biographie.de/pnd118608347.html#adbcontent (03.02.2024).

Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Hrsg. von Ludwig Urlichs, 3 Bde. Stuttgart 1860–1865.

Charlotte von Stein. Schriftstellerin, Freundin und Mentorin. Hrsg. von Elke Richter und Alexander Rosenbaum (Supplemente zu den PROPYLÄEN. Forschungsplattform zu Goethes Biographica, 1). Berlin / Boston 2018.

Chartier, Roger: Die Praktiken des Schreibens. In: Ariès, Philippe / Chartier, Roger (Hrsg.): Geschichte des privaten Lebens. 3. Band: Von der Renaissance zur Aufklärung. Augsburg 1999, S. 115–165.

Cherubim, Dieter / Grosse, Siegfried / Mattheier, Klaus Jens (Hrsg.): Sprache und bürgerliche Nation: Beiträge zur deutschen und europäischen Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts. Berlin / New York 1998.

Cherubim, Dieter / Mattheier, Klaus (Hrsg.): Voraussetzungen und Grundlagen der Gegenwartssprache. Sprach- und sozialgeschichtliche Untersuchungen zum 19. Jahrhundert. Berlin / New York 1989.

Christen, Helen: Der Liebhaber und die Geliebte. Geschlecht und Sprache im Bereich privater Lebensformen. In: Bulletin VALS-ASLA 72 (2000), S. 167–179.

Christian August Vulpius. Eine Korrespondenz zur Kulturgeschichte der Goethezeit (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte, 28). Hrsg. von Andreas Meier, 2 Bde. Berlin 2003.

Christiane Goethe. Tagebuch 1816 und Briefe. In Verbindung mit dem Goethe-National-Museum Weimar nach der Handschrift hrsg. von Sigrid Damm. Frankfurt a. M. / Leipzig 1999.

Coseriu, Eugenio: Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens. Bearb. und hrsg. von Heinrich Weber (Tübinger Beiträge zur Linguistik, 508). Tübingen ^{2}2007.

Daley, Margaretmary: Women of Letters. A Study of Self and Genre in the Personal Writing of Caroline Schlegel-Schelling, Rahel Levin Varnhagen, and Bettina von Arnim (Studies in German Literature, Linguistics, and Culture). Columbia / SC 1998.

Damm, Sigrid: Christiane und Goethe. Eine Recherche. Frankfurt a. M. 1998.

Davies, Winifred V. / Langer, Nils: The Making of Bad Language. Lay Linguistic Stigmatisations in German. Past and Present (VarioLingua. Nonstandard – Standard – Substandard, 28). Frankfurt a. M. u. a. 2006.

Debes, Dietmar: „Hirzel, Salomon“. In: NDB 9 (1972), S. 247–248, https://www.deutsche-biographie.de/pnd119098512.htmlxndbcontent (08.02.2024).

Deinhardt, Katja: Kirchenbücher als Quelle für eine stadtgeschichtliche Studie am Beispiel Jenas um 1800. In: Ries (Hrsg.): Zwischen Universität und Stadt, S. 155–178.

Denkler, Markus / Elspaß, Stephan: Nähesprachlichkeit und Regionalsprachlichkeit in historischer Perspektive. In: Niederdeutsches Jahrbuch 130 (2007), S. 79–108.

Deutsche Orthographie. Unter der Leitung von Dieter Nerius bearb. von Renate Baudusch u. a., Hildesheim: 4., neu bearb. Aufl. 2007.

Deutsche Post AG (Hrsg.): Goethe und Weimar. Vorphilatelistische und philatelistische Spuren Goethes, seiner Stadt und ihrer Postverbindungen. Hamburg 1999.

Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, 16 Bde. Leipzig 1854–1961, Online-Version 01/23: https://woerterbuchnetz.de/?sigle=DWB&lemid=A00001 (12.02.2024).

Di Meola, Claudio: Rektionsschwankungen bei Präpositionen – erlaubt, verboten, unbeachtet. In: Konopka, Marek / Strecker, Bruno (Hrsg.): Deutsche Grammatik – Regeln, Normen, Sprachgebrauch (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2008). Berlin / New York 2009, S. 195–221.

Dimova, Anna: Die Polysemie des Pronomens *man* in der deutschen Gegenwartssprache und die Kontextbedingungen für seine Monosemierung. In: Beiträge zur Erforschung der deutschen Sprache 1 (1981), S. 41–75.

Dimova, Anna: Die Polysemie des Pronomens *man* unter Berücksichtigung seiner Äquivalente im Bulgarischen. In: Deutsch als Fremdsprache 18 (1981), Heft 1, S. 38–44.

Di Pianduni, Claudia: Mütterliche Briefe und „Väterlicher Rath“: Mädchenbildung im Zeitalter der Aufklärung bei Campe und La Roche. Koblenz 2014 (Diss. masch.).

Dipper, Stefanie / Kübler, Sandra: German Treebanks: TIGER and TüBa-D/Z. In: Ide, Nancy / Pustejovsky, James (Hrsg.): Handbook of Linguistic Annotation. Dordrecht 2017, S. 595–639.

Dipper, Stefanie u. a.: HiTS: Ein Tagset für historische Sprachstufen des Deutschen. In: Journal for Language Technology and Computational Linguistics 28 (2013), Heft 1, S. 85–137.
Doebber, Adolph: Goethe und sein Gut Ober-Roßla. Nach den Akten im Goethe- und Schiller-Archiv und im Geh. Haupt- und Staats-Archiv zu Weimar. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 6 (1919), S. 195–239.
Dossena, Marina / Del Lungo Camiciotti, Gabriella (Hrsg.): Letter Writing in Late Modern Europe (Pragmatics & Beyond New Series, 218). Amsterdam / Philadelphia 2012.
Dossena, Marina / Del Lungo Camiciotti, Gabriella: Introduction. In: Dies. (Hrsg.): Letter Writing in Late Modern Europe, S. 1–12.
Duden. Die deutsche Rechtschreibung. Auf der Grundlage der aktuellen amtlichen Rechtschreibregeln (Duden, 1). Hrsg. von der Dudenredaktion. Berlin: 27., völlig neu bearb. und erw. Aufl. 2017.
Duden. Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch (Duden, 4). Hrsg. von Angelika Wöllstein und der Dudenredaktion. Mannheim u. a.: 9., vollständig überarb. und aktual. Aufl. 2016.
Duden. Fremdwörterbuch. Auf der Grundlage der neuen amtlichen Rechtschreibregeln (Duden, 5). Hrsg. von der Dudenredaktion. Mannheim u. a. 2005.
Düring, Marten u. a. (Hrsg.): Handbuch Historische Netzwerkforschung: Grundlagen und Anwendungen (Schriften des Kulturwissenschaftlichen Instituts Essen [KWI] zur Methodenforschung, 1), Münster 2016.
Dürr, Renate: Von der Ausbildung zur Bildung. Erziehung zur Ehefrau und Hausmutter in der Frühen Neuzeit. In: Kleinau/Opitz (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Bd. I, S. 189–206.
Durrell, Martin: Textsortenspezifische und regionale Unterschiede bei der Standardisierung der deutschen Sprache. In: Kwekkeboom / Waldenberger (Hrsg.): PerspektivWechsel, Bd. 1, S. 211–231.
Dürscheid, Christa: Äußerungsformen im Kontinuum von Mündlichkeit und Schriftlichkeit – Sprachwissenschaftliche und sprachdidaktische Aspekte. In: Neuland, Eva (Hrsg.): Variation im heutigen Deutsch. Perspektiven für den Sprachunterricht (Sprache – Kommunikation – Kultur. Soziolinguistische Beiträge, 4). Frankfurt a. M. u. a. 2020, S. 375–388.
Dürscheid, Christa / Schneider, Jan Georg: Standardsprache und Variation (narr STARTER). Tübingen 2019.
Dürscheid, Christa: Einführung in die Schriftlinguistik. Mit einem Kapitel zur Typographie von Jürgen Spitzmüller (UTB, 3740). Göttingen: 5., aktual. und korr. Aufl. 2016.
Eberhardt, Hans: Weimar zur Goethezeit. Gesellschafts- und Wirtschaftsstruktur (Tradition und Gegenwart: Weimarer Schriften, 31). Weimar 1988.
Eberhardt, Hans: Johann Gottfried Herder in Weimar. In: Amtsblatt der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Thüringen 31 (1978), S. 198–207.
Eberhardt, Hans: Goethes Umwelt. Forschungen zur gesellschaftlichen Struktur Thüringens. Weimar 1951.
edition humboldt digital. Hrsg. von der Berlin-Branenburgischen Akademie der Wissenschaften durch Ottmar Ette (Version 9 vom 04.07.2023), https://edition-humboldt.de (05.04.2024).
Ehrhardt, Claus: Beziehungsgestaltung und Rationalität. Eine linguistische Theorie der Höflichkeit (Hesperides, 18). Trieste 2002.
Eibl, Karl: Nachbemerkungen zu dieser Ausgabe. In: GC II (1989), S. 991–993.
Eichelberger, Carsten: Zur Genese der Weimarer Kirchengemeinden. In: Ries (Hrsg.): Zwischen Hof und Stadt, S. 13–26.
Eisenberg, Peter: Das Fremdwort im Deutschen. Berlin / New York: 3., überarb. und erw. Aufl. 2018.

Eisenberg, Peter: Das deutsche Schriftsystem. In: Günther, Hartmut / Ludwig, Otto (Hrsg.): Schrift und Schriftlichkeit / Writing and Its Use. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung / An Interdisciplinary Handbook of International Research. 2. Halbbd. (HSK, 10.2). Berlin / New York 1996, S. 1451–1455.

Eissler, K[urt] R[obert]: Goethe. Eine psychoanalytische Studie 1775–1786. In Verbindung mit Wolfram Mauser und Johannes Cremerius hrsg. von Rüdiger Scholz, 2 Bde. München: ungekürzte Ausg. 1987.

Ellermann, Karin: Weimar den Vorzug zu sichern …: Aus der Geschichte des Goethe- und Schiller-Archivs von 1885 bis 1945. Erfurt 2011.

Ellermann, Karin: Philologen im Dienste des Weimarer Hofes. Max Morris – Hans Gerhard Gräf – Max Hecker. In: Seemann, Hellmut Th. / Valk, Thorsten (Hrsg.): Das Zeitalter der Enkel. Kulturpolitik und Klassikrezeption unter Carl Alexander. Jahrbuch der Klassik Stiftung Weimar 2010. Göttingen 2010, S. 182–196.

Elmentaler, Michael: Historische Graphematik des Deutschen. Eine Einführung (Narr Studienbücher). Tübingen 2018.

Elspaß, Stephan / Maitz, Péter: Zur Ideologie des ‚Gesprochenen Standarddeutsch'. In: Hagemann, Jörg / Klein, Wolf Peter / Staffeldt, Sven (Hrsg.): Pragmatischer Standard (Stauffenburg Linguistik, 73). Tübingen 2013, S. 35–48.

Elspaß, Stephan / Maitz, Péter: Zur sozialen und sprachpolitischen Verantwortung der Variationslinguistik. In: Glaser, Elvira / Schmidt, Jürgen Erich / Frey, Natascha (Hrsg.): Dynamik des Dialekts – Wandel und Variation. Akten des 3. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD) (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik – Beihefte, 144). Stuttgart 2011, S. 221–240.

Elspaß, Stephan: Alltagsdeutsch. In: Krumm, Hans-Jürgen u. a. (Hrsg.): Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch. 1. Teilbd. (HSK, 35.1). Berlin / New York 2010, S. 418–424.

Elspaß, Stephan: Zum Verhältnis von ‚Nähegrammatik' und Regionalsprachlichkeit in historischen Texten. In: Ágel / Hennig (Hrsg.): Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung, S. 66–83.

Elspaß, Stephan: Briefe rheinischer Auswanderer als Quellen einer Regionalsprachgeschichte. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 72 (2008), S. 147–165.

Elspaß, Stephan: Vom Mittelneuhochdeutschen (bis ca. 1950) zum Gegenwartsdeutsch. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 75 (2008), Heft 1, S. 1–20.

Elspaß, Stephan u. a. (Hrsg.): Germanic Language Histories 'from below' (1700–2000) (Studia Linguistica Germanica, 86). Berlin 2007.

Elspaß, Stephan: Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert (Reihe Germanistische Linguistik, 263). Tübingen 2005.

Elspaß, Stephan: Standardisierung des Deutschen. Ansichten aus der neueren Sprachgeschichte ‚von unten'. In: Eichinger, Ludwig M. / Kallmeyer, Werner (Hrsg.): Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2004). Berlin / New York 2005, S. 63–99.

Elspaß, Stephan: Standard German in the 19th century? (Counter-) Evidence from the Private Correspondence of 'Ordinary People'. In: Linn, Andrew Robert / McLelland, Nicola (Hrsg.): Standardization. Studies from the Germanic languages (Current Issues in Linguistic Theory, 235). Amsterdam / Philadelphia / PA 2002, S. 43–65.

Emde, Ruth B.: Kommentar zur Autobiographie 1777–1801. In: Selbstinszenierungen im klassischen Weimar, S. 265–337.

Endres, Rudolf: Adel in der frühen Neuzeit (Enzyklopädie Deutscher Geschichte, 18). München 1993.
Engelsing, Rolf: Zur Sozialgeschichte deutscher Mittel- und Unterschichten (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 4). Göttingen 1978.
Ermert, Karl: Briefsorten. Untersuchung zu Theorie und Empirie der Textklassifikation (Reihe Germanistische Linguistik, 20). Tübingen 1979.
Ertzdorff, Xenia von / Neukirch, Dieter (Hrsg.): Reisen und Reiseliteratur im Mittelalter und in der frühen Neuzeit (Chloe. Beihefte zum Daphnis, 13). Amsterdam 1992.
Esch, Arnold: Überlieferungs-Chance und Überlieferungs-Zufall als methodisches Problem des Historikers. In: Historische Zeitschrift 240 (1985), Heft 3, S. 529–570.
Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. Hrsg. von Wolfgang Pfeifer u. a., digitalisierte und von Wolfgang Pfeifer überarb. Version im Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache (DWDS), https://www.dwds.de/d/wb-etymwb (27.01.2024).
Falk-Frühbrodt, Christine: Was ist Legasthenie? LRS-Legasthenie-Leserechtschreibschwäche, https://www.iflw.de/blog/lrs-legasthenie-leserechtschreibschwaeche/was-ist-legas–thenie/ (14.04.2023).
Feilke, Helmuth / Hennig, Mathilde (Hrsg.): Zur Karriere von ‚Nähe und Distanz'. Rezeption und Diskussion des Koch-Oesterreicher-Modells (Reihe Germanistische Linguistik, 306). Berlin / Boston 2016.
Feilke, Helmuth / Hennig, Mathilde: Perspektiven auf ‚Nähe und Distanz' – Zur Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): Zur Karriere von ‚Nähe und Distanz, S. 1–10.
Fertig, Ludwig: Die Hofmeister. Ein Beitrag zur Geschichte des Lehrerstandes und der bürgerlichen Intelligenz. Stuttgart 1979.
Fiehler, Reinhard: Thesen zur Struktur einer Grammatik der gesprochenen Sprache. In: Ágel / Hennig (Hrsg.): Grammatik der gesprochenen Sprache, S. 297–314.
Finkenstaedt, Thomas: You und Thou. Studien zur Anrede im Englischen (mit einem Exkurs über die Anrede im Deutschen) (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker, 10 [= 134]). Berlin 1963.
Fleischer, Jürg: Zum Verhältnis von Dialektsyntax und Syntax in der Nähekommunikation. In: Ágel / Hennig (Hrsg.): Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung, S. 85–108.
Fleischer, Wolfgang: Strukturelle Untersuchungen zur Geschichte des Neuhochdeutschen. (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse, 112, Heft 6). Berlin 1966.
Fleming-Wieczorek, Anke: Die Briefe an Friedrich Justin Bertuch. Eine Studie zu kommunikativen, sprachlichen und sozialen Verhältnissen im klassischen Weimar (Sprache & Kultur). Aachen 1996.
Foulger, L. E.: Forms of Address in the German Comedy of the Later Eighteenth Century. In: New German Studies 12 (1984), S. 83–94.
Francke, Otto: Geschichte des Wilhelm-Ernst-Gymnasiums in Weimar. Weimar 1916.
Frank, Rainer: Kosenamenbildung und Kosenamengebungstendenzen im Ruhrgebiet. In: Onoma 19 (1975), S. 511–527.
Freitag, Egon: „Das ganz stille Glück meines Lebens". Anna Dorothea Wieland (1746–1801). In: Die Pforte. Veröffentlichungen des Freundeskreises Goethe-Nationalmuseum e.V. (2002), Heft 6, S. 55–66.
Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nicolaus Meyer. Aus den Jahren 1800 bis 1831. [Hrsg. v. Salomon Hirzel]. Leipzig 1856.
Frevert, Ute: Frauen-Geschichte. Zwischen bürgerlicher Verbesserung und neuer Weiblichkeit (Edition Suhrkamp, 1284 [= Neue Folge, 284], Neue historische Bibliothek). Frankfurt a. M. 1986.

Freyer, Stefanie: Der Weimarer Hof um 1800. Eine Sozialgeschichte jenseits des Mythos. (Bibliothek Altes Reich, 13). München 2013.
Freyer, Stefanie / Horn, Katrin / Grochowina, Nicole (Hrsg.): FrauenGestalten Weimar-Jena um 1800. Ein bio-bibliographisches Lexikon (Ereignis Weimar-Jena, 22). Heidelberg: 2., überarb. Aufl. 2009.
Friedrich, Cornelia: Kontamination – Zur Form und Funktion eines Wortbildungstyps im Deutschen. Erlangen-Nürnberg 2008 (Diss. masch.), https://d-nb.info/991329481/34 (03.04.2024).
Frindte, Julia: Heiraten und Patenschaften. Verflechtungen zwischen Universität und Stadt in Jena um 1800. In: Ries (Hrsg.): Zwischen Universität und Stadt, S. 51–75.
Fuchs, Anne: Caroline Wilhelmine Henriette Johanna Riemer, geb. Ulrich (1790–1855). In: Freyer, Stefanie (Hrsg.): FrauenGestalten, S. 267–269.
Fuhrhop, Nanna: Orthografie (Kurze Einführungen in die germanistische Linguistik, 1). Heidelberg: 5., aktual. Aufl. 2020.
Fuhrhop, Nanna / Buchmann, Franziska: -ier(en) vs. -ir(en). Die Verbendung und ihre Schreibung in Geschichte und Erwerb. In: Klein, Wolf Peter / Staffeldt, Sven (Hrsg.): Die Kodifizierung der Sprache. Strukturen, Funktionen, Konsequenzen (Würzburger elektronische sprachwissenschaftliche Arbeiten, 17). Würzburg 2016, S. 212–236, https://opus.bibliothek.uni-wuerzburg.de/opus4-wuerzburg/frontdoor/deliver/index/docId/13808/file/WespA17_Kodex_Klein_Staffeldt.pdf (03.04.2023).
Fuhrhop, Nanna / Peters, Jörg: Einführung in die Phonologie und Graphematik. Stuttgart / Weimar 2013.
Furger, Carmen: Briefsteller. Das Medium „Brief“ im 17. und frühen 18. Jahrhundert. Köln / Weimar / Wien 2010.
Füssel, Stephan: Georg Joachim Göschen. Ein Verleger der Spätaufklärung und der deutschen Klassik, 2 Bde. Berlin / New York 1999.
Gall, Lothar (Hrsg.): Stadt und Bürgertum im 19. Jahrhundert, München 1990.
Gall, Lothar: Bürgertum in Deutschland. Berlin 1989.
Gallmann, Peter: Interpunktion (Syngrapheme). In: Günther, Hartmut / Ludwig, Otto (Hrsg.): Schrift und Schriftlichkeit / Writing and Its Use. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung / An Interdisciplinary Handbook of International Research. 2. Halbbd. (HSK, 10.2). Berlin / New York 1996, S. 1456–1467.
Gallmann, Peter: Graphische Elemente der geschriebenen Sprache. Grundlagen für eine Reform der Orthographie (Reihe Germanistische Linguistik, 60). Tübingen 1985.
Gallmann, Peter / Sitta, Horst: Deutsche Grammatik. Zürich: 5., vollständig überarb. Aufl. 2007.
Gebhard, Jürgen: Untersuchungen zur graphischen Norm des Neuhochdeutschen und ihrer Beschreibung im 18. Jahrhundert. Bonn 1983.
Geiger, Ludwig: Einleitung des Herausgebers. In: Frau Rat Goethe. Gesammelte Briefe. Anhang: Goethes Briefe an seine Mutter. Hrsg. von Ludwig Geiger. Leipzig: Neudruck 1922, S. V–XXXV.
Gellert, C[hristian] F[ürchtegott]: Briefe, nebst einer Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen. Leipzig 1751.
Germershausen, Christian Friedrich: Die Hausmutter in allen ihren Geschäfften, 5 Bde. Leipzig 1778–1785.
Gerteis, Klaus: Das „Postkutschenzeitalter“. Bedingungen der Kommunikation im 18. Jahrhundert. In: Aufklärung 4 (1989), Heft 1, S. 55–78.
Gessinger, Joachim: Kommunikative Verdichtung und Schriftlichkeit: Lesen, Schreiben und gesellschaftliche Organisation im 18. Jahrhundert. In: Gardt, Andreas / Mattheier, Klaus J. / Reichmann, Oskar (Hrsg.): Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien (Reihe Germanistische Linguistik, 156). Tübingen 1995, S. 279–306.

Gestrich, Andreas: Familiale Werteerziehung im deutschen Bürgertum um 1800. In: Hahn / Hein (Hrsg.): Bürgerliche Werte um 1800, S. 121–140.

Glinz, Hans: Zur Beurteilung des Satzbaus in deutschen Texten aus verschiedener Zeit. In: Nerius, Dieter (Hrsg.): Entwicklungstendenzen der deutschen Sprache seit dem 18. Jahrhundert. Arbeitstagung der Bilateralen Germanistenkommission DDR-UdSSR und der Sektion Sprach- und Literaturwissenschaft der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock aus Anlaß des 125jährigen Bestehens der Germanistik an der Universität Rostock (Linguistische Studien. Reihe A, 111). Berlin 1983, S. 135–157.

Goethe. Begegnungen und Gespräche. Bd. 1–2. Hrsg. von Ernst Grumach und Renate Grumach. Berlin 1965–1966; Bd. 3, Bd. 5, Bd. 6, Bd. 8 und Bd. 14. Begründet von Ernst Grumach und Renate Grumach. Hrsg. von Renate Grumach. Berlin / New York 1977–2013; Bd. 10 f. Begründet von Ernst Grumach und Renate Grumach. In Verbindung mit der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur und der Klassik Stiftung Weimar Goethe-und Schiller-Archiv hrsg. von Renate Grumach und Bastian Röther. Berlin / New York 2018 ff. – Bd. 1: 1749–1776. Hrsg. von Renate Grumach (1965); Bd. 2: 1777–1785. Hrsg. von Renate Grumach (1966); Bd. 3: 1786–1792. Hrsg. von Renate Grumach (1977); Bd. 4: 1793–1799. Hrsg. von Renate Grumach (1980); Bd. 5: 1800–1805. Hrsg. von Renate Grumach (1985); Bd. 6: 1806–1808. Hrsg. von Renate Grumach (1999); Bd. 7: 1809–1810. Hrsg. von Renate Grumach und Bastian Röther (2022); Bd. 8: 1811–1812. Bearbeitet von Anke Schmidt-Peter (2013); Bd. 10: 1815–1816. Bearbeitet von Angelika Reimann (2018); Bd. 14: 1823–1824. Bearbeitet von Angelika Reimann (2011).

Goethe in meinem Leben. Erinnerungen und Betrachtungen von Bernhard Rudolf Abeken. Nebst weiteren Mittheilungen über Goethe, Schiller, Wieland und ihre Zeit aus Abekens Nachlaß. Hrsg. von Adolf Heuermann. Weimar 1904.

Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen. Zusammengestellt von Wilhelm Bode, neu hrsg. von Regine Otto, 3 Bde. Berlin / Weimar 1979.

Goethe Wörterbuch. Bd. 1–2. Hrsg. von der Akademie der Wissenschaften der DDR, der Akademie der Wissenschaften in Göttingen und der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Stuttgart / Berlin / Köln / Mainz 1978–1989. – Bd. 3 ff. Hrsg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, der Akademie der Wissenschaften in Göttingen und der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Stuttgart / Berlin / Köln 1998 ff., Online-Version: https://woerterbuchnetz.de/#3 (22.03.2024).

Goethes Bremer Freund Dr. Nicolaus Meyer. Briefwechsel mit Goethe und dem Weimarer Kreise. Im Auftrag des Goethe- und Schiller-Archivs hrsg. von Hans Kasten. Bremen 1926.

Goethes Briefwechsel mit seinem Sohn August. Mit Einleitung, Kommentar und Register. Hrsg. von Gerlinde Ulm Sandford, 2 Bde. Weimar 2005.

Goethes Briefwechsel mit seiner Frau (Insel Taschenbuch, 1100). Hrsg. von Hans Gerhard Gräf, 2 Bde. Frankfurt a. M. 1989.

Goethes Briefwechsel mit seiner Frau. Hrsg. von Hans Gerhard Gräf, 2 Bde. Frankfurt a. M. 1916.

Goethes Werke. Hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen [Weimarer Ausgabe]. 143 Bde. – I. Abtheilung: Goethes Werke. 55 Bde. Weimar 1887–1918; II. Abtheilung: Goethes Naturwissenschaftliche Schriften. 13 Bde. Weimar 1890–1904; III. Abtheilung: Goethes Tagebücher. 15 Bde. Weimar 1887–1919; IV. Abtheilung: Goethes Briefe. 50 Bde. Weimar 1887–1912.

Goffman, Erving: Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, 594). Frankfurt a. M. 1971.

Golz, Jochen: Art. „Brief“. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte, Bd. I: A–G. Gemeinsam mit Harald Fricke hrsg. von Klaus Weimar. Berlin ^{3}2007, S. 251–255.

Gottsched, Johann Christoph: Vollständigere und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst. Nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und itzigen Jahrhunderts abgestattet und bey dieser fünften Auflage merklich verbessert. Leipzig ^{5}1762, S. 280.

Gräf, Hans Gerhard: Einführung. In: GC I (1989), S. 11–53.

Gräf, Hans Gerhard: Vorwort. In: Goethes Ehe in Briefen. Hrsg. von Hans Gerhard Gräf. Frankfurt a. M. 1921.

Gräf, Hans Gerhard: Einführung. In: GC I, S. XIII–LIV.

Graser, Helmut: Quellen vom unteren Rand der Schriftlichkeit – die Stimme der einfachen Leute in der Stadt der Frühen Neuzeit? In: Elspaß, Stephan / Negele, Michaela (Hrsg.): Sprachvariation und Sprachwandel in der Stadt der Frühen Neuzeit (Sprache – Literatur und Geschichte, 38). Heidelberg 2011, S. 15–48.

Grice, Herbert Paul: Logic and Conversation. In: Cole, Peter / Morgan, Jerry L. (Hrsg.): Speech Acts (Syntax and Semantics, 3). New York 1975, S. 41–58.

Grimberg, Martin / Hölscher, Thomas: „Als ob man spräche“. Die private Korrespondenz. In: Grosse, Siegfried u. a. (Hrsg.): „Denn das Schreiben gehört nicht zu meiner täglichen Beschäftigung“. Der Alltag kleiner Leute in Bittschriften, Briefen und Berichten aus dem 19. Jahrhundert. Ein Lesebuch. Bonn 1989, S. 89–91.

Grimm, Jacob: Über den Personenwechsel in der Rede. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1856. Berlin 1856.

Großes vollständiges Universal-Lexikon. Hrsg. von Johann Heinrich Zedler, 64 Bde. Leipzig u. a. 1731–1754 (Online-Version: https://www.zedler-lexikon.de/index.html?c=startseite&l=de (22.03.2024).

Grotlüschen, Anke u. a.: LEO 2018. Leben mit geringer Literalität. Hamburg 2019, S. 5, Online-Version: https://leo.blogs.uni-hamburg.de (22.03.2024).

Grucza, Franciszek u. a. (Hrsg.): Vielheit und Einheit der Germanistik weltweit. Akten des XII. Internationalen Germanistenkongresses Warschau 2010, Bd. 17: Diachronische, diatopische und typologische Aspekte des Sprachwandels. Betreut und bearb. von Martin Durrell (Publikationen der Internationalen Vereinigung für Germanistik [IVG], Bd. 17). Frankfurt a. M. u. a. 2013.

Günther, Gitta: Weimar-Chronik. Stadtgeschichte in Daten. Erste Folge: Von der Urgesellschaft bis September 1775 (Tradition und Gegenwart. Weimarer Schriften, 20). Weimar 1987.

Günther, Gitta / Wallraf, Lothar (Hrsg.): Geschichte der Stadt Weimar. Weimar: 2., durchges. Aufl. 1976.

Günthner, Susanne: Zum kausalen und konzessiven Gebrauch des Konnektors wo im gesprochenen Umgangsdeutsch. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 20 (2002), Heft 3, S. 320–341.

Güthert, Kerstin: Herausbildung von Norm und Usus Scribendi im Bereich der Worttrennung am Zeilenende (1500–1800) (Germanistische Bibliothek, 24). Heidelberg 2005.

Habermann, Alexandra / Klemmt, Rainer / Siefkes, Frauke: Lexikon deutscher wissenschaftlicher Bibliothekare. 1925–1980 (Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie. Sonderhefte, 42). Frankfurt a. M. 1985.

Hahn, Hans-Werner / Hein, Dieter (Hrsg.): Bürgerliche Werte um 1800. Entwurf, Vermittlung, Rezeption. Köln / Weimar / Wien 2005.

Hahn, Hans-Werner: Bürgerliche Werte um 1800. Zur Einführung. In: Ders. / Hein (Hrsg.): Bürgerliche Werte um 1800, S. 9–50.

Hahn, Hans-Werner / Greiling, Werner / Ries, Klaus (Hrsg.): Bürgertum in Thüringen. Lebenswelt und Lebenswege im frühen 19. Jahrhundert (Hain Wissenschaft). Rudolstadt 2001.
Hahn, Hans-Werner: Bürgertum in Thüringen im 19. Jahrhundert: Forschungsdesiderate und Forschungskonzepte. In: Ders. / Greiling / Ries (Hrsg.): Bürgertum in Thüringen, S. 7–25.
Hahn, Karl-Heinz / Ehrlich, Willi: Goethe in Weimar. Dokumente seines Lebens und Wirkens. Austellung im Goethe- und Schiller-Archiv 1975. Weimar 1975.
Hammerstein, Notker: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Bd. 2: 18. Jahrhundert. Vom späten 17. Jahrhundert bis zur Neuordnung Deutschlands um 1800. München 2005.
Hardach-Pinke, Irene: Kinderalltag. Aspekte von Kontinuität und Wandel der Kindheit in autobiographischen Zeugnissen 1700 bis 1900 (Campus Forschung, 189). Frankfurt a. M. / New York 1981.
Harras, Gisela: Handlungssprache und Sprechhandlung. Eine Einführung in die theoretischen Grundlagen. Berlin / New York: 2., durchges. und erw. Aufl. 2004.
Hartung, Fritz: Das Großherzogtum Sachsen unter der Regierung Carl Augusts 1775–1828 (Carl August. Darstellungen und Briefe zur Geschichte des Weimarischen Fürstenhauses und Landes, II. Abteilung). Weimar 1923.
Harweg, Roland: Pronomina und Textkonstitution (Beihefte zu Poetica, 2). München: 2., verb. und erg. Aufl. 1979.
Heene, Rainer: Christiane v. Goethes letzte Erkrankung. In: Fortschritte der Neurologie, Psychiatrie 68 (2000), Heft 11, S. 483–488.
Heidbrink, Horst / Lück, Helmut E. / Schmidtmann, Heide: Psychologie sozialer Beziehungen. Stuttgart 2009.
Hein, Dieter u. a.: Zusammenfassung. In: Gall (Hrsg.): Stadt und Bürgertum, S. 223–228.
Helfrich, Uta: Sprachliche Galanterie?! Französisch-deutsche Sprachmischung als Kennzeichen der ‚Alamodesprache' im 17. Jahrhundert. In: Kramer, Johannes / Winkelmann, Otto (Hrsg.): Das Galloromanische in Deutschland (pro lingua, 8). Wilhelmsfeld 1990, S. 77–88.
Henning, Friedrich-Wilhelm: Deutsche Wirtschafts- und Sozialgeschichte im Mittelalter und in der frühen Neuzeit (Handbuch der Wirtschafts- und Sozialgeschichte Deutschlands, 1). Paderborn 1991.
Henning, Hans: Die Entwicklung Weimars in der Zeit der Emanzipation des Bürgertums. 1750 bis 1830. In: Günther/Wallraf (Hrsg.): Geschichte der Stadt Weimar, S. 230–337.
Henzen, Walter: Schriftsprache und Mundart. Ein Überblick über ihr Verhältnis und ihre Zwischenstufen im Deutschen (Bibliotheca Germanica, 5). Bern: 2., neu bearb. Aufl. 1954.
Herders Reise nach Italien. Herders Briefwechsel mit seiner Gattin, vom August 1788 bis Juli 1789. Hrsg. von Heinrich Düntzer und Ferdinand Gottfried von Herder. Gießen 1859.
Herders Sämmtliche Werke. Hrsg. von Bernhard Suphan, 33 Bde. Berlin 1877–1913.
Herrmann, Ulrich (Hrsg.): „Die Bildung des Bürgers". Die Formierung der bürgerlichen Gesellschaft und die Gebildeten im 18. Jahrhundert. Weinheim ^{2}1989.
Herrmann, Ulrich: Erziehung und Unterricht für Mädchen im 18. Jahrhundert. In: Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung, Bd. 3. Im Auftrag der Lessing-Akademie hrsg. von Günter Schulz. Bremen / Wolfenbüttel 1976, S. 101–135.
Herzfeld, Erika: Preußische Manufakturen. Großgewerbliche Fertigung von Porzellan, Seide, Gobelins, Uhren, Tapeten, Waffen, Papier u. a. im 17. und 18. Jahrhundert in und um Berlin. Bayreuth 1994.
Hinde, Robert A.: Relationships. A Dialectical Perspective. Hove 1997.

Hochfürstl. SachsenWeimar- und Eisenachischer Hof- und Addreß-Calender, auf das SchaltJahr 1760. Mit Hochfürstl. gnädigster Erlaubniß. Weimar [o. J.], https://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpvolume_00093704 (03.02.2024).

Hochfürstl. SachsenWeimar- und Eisenachischer Hof- und Addreß-Calender, auf das Jahr Christi 1762. Mit Hochfürstl. gnädigster Erlaubniß. Weimar [o. J.], https://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpvolume_00093764 (03.02.2024).

Hochfürstl. SachsenWeimar- und Eisenachischer Hof- und Addreß-Calender, auf das Jahr Christi 1764, https://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpvolume_00093769 (03.02.2024).

Hochfürstl. SachsenWeimar- und Eisenachischer Hof- und Addreß-Calender, auf das Jahr Christi 1765, https://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpvolume_00093770 (03.02.2024).

Hochfürstl. SachsenWeimar- und Eisenachischer Hof- und Addreß-Calender, auf das Jahr Christi 1766, https://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpvolume_00093772 (03.02.2024).

Hochfürstl. SachsenWeimar- und Eisenachischer Hof- und Addreß-Calender, auf das Jahr Christi 1767, https://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpvolume_00093775 (03.02.2024).

Hochfürstl. SachsenWeimar- und Eisenachischer Hof- und Addreß-Calender, auf das Jahr Christi 1769, https://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpvolume_00094386 (03.02.2024).

Hochfürstl. SachsenWeimar- und Eisenachischer Hof- und Addreß-Calender, auf das Schalt-Jahr 1804. Mit Hochfürstl. gnädigster Erlaubniß. Jena [o. J.], https://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpvolume_00094763 (03.02.2024).

Höchli, Stefan: Zur Geschichte der Interpunktion im Deutschen. Eine kritische Darstellung der Lehrschriften von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bis zum Ende des 18. Jahrhunderts (Studia Linguistica Germanica, 17). Berlin / New York 1981.

Höhnl, Dieter: Christiana von Goethe. Zum 200. Todestag. Hrsg. vom Freundeskreis des Goethe-Nationalmuseums e. V. und dem Stadtmuseum Weimar. Konzeption und Auswahl der Texte: Dieter Höhnl. Weimar 2016.

Höhnl, Dieter: Christian August Vulpius und seine Zeitgenossen. In: Košenina, Alexander (Hrsg.): Andere Klassik. Das Werk von Christian August Vulpius (1762–1827). Hannover 2012, S. 62–73.

Holler, Wolfgang / Knebel, Kristin (Hrsg.): Goethes Wohnhaus. Weimar 2011.

Holly, Werner: Beziehungsmanagement und Imagearbeit. In: Brinker, Klaus u. a. (Hrsg.): Text- und Gesprächslinguistik / Linguistics of Text and Conversation. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung / An International Handbook of Contemporary Research. 2. Halbbd. (HSK, 16.2). Berlin / New York 2001, S. 1382–1393.

Hoock-Demarle, Marie-Claire: Die Frauen der Goethezeit. München 1990.

Hunstock, Sebastian: Die (groß-)herzogliche Residenzstadt Weimar um 1800. Städtische Entwicklungen im Übergang von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft (1770–1830). Jena 2011.

Hunstock, Sebastian: Die sozialen Verflechtungen der Weimarer Hofgemeinde vom Regierungsantritt Carl Augusts bis zum Ende des Alten Reiches (1775–1806). In: Ries (Hrsg.): Zwischen Hof und Stadt, S. 79–110.

Huschke, Wolfgang: Einige orts- und familiengeschichtliche Betrachtungen über Goethes Weimar. In: Schlesinger, Walter (Hrsg.): Festschrift für Friedrich von Zahn. Bd. 1: Zur Geschichte und Volkskunde Mitteldeutschlands. Köln/Graz 1968, S. 539–597.

Huschke, Wolfgang: Forschungen zur Geschichte der führenden Gesellschaftsschicht im klassischen Weimar. Mit 12 Tabellen. In: Forschungen zur thüringischen Landesgeschichte. Friedrich Schneider zum 70. Geburtstag am 14. Oktober 1857 (Veröffentlichungen des Thüringischen Landeshauptarchivs Weimar, 1). Weimar 1958, S. 55–114.

Huschke, Wolfgang: Die Beamtenschaft der Weimarischen Zentralbehörden beim Eintritt Goethes in den Weimarischen Staatsdienst (1776). In: Forschungen aus mitteldeutschen Archiven. Zum 60. Geburtstag von Hellmut Kretzschmar. Hrsg. von der Staatlichen Archivverwaltung im Staatssekretariat für Innere Angelegenheiten. Berlin 1953, S. 190–218.

Jacobs, Wilhelm G.: Johann Gottlieb Fichte. Eine Biographie. Berlin 2012.

Jagemann, Caroline: Autobiographie 1777–1801. In: Selbstinszenierungen im klassischen Weimar, S. 91–337.

Jäger, Agnes / Penka, Doris: Development of Sentential Negation in the History of German. In: Ackema, Peter u. a. (Hrsg.): Comparative Germanic Syntax. The State of the Art (Linguistik Aktuell / Linguistics Today, 191). Amsterdam u. a. 2012, S. 199–222.

Jäger, Agnes: History of German Negation (Linguistik Aktuell / Linguistics Today, 118). Amsterdam u. a. 2008.

Jakobson, Roman: Linguistik und Poetik. In: Ders.: Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921–1971. Hrsg. von Elmar Holenstein und Tarcisius Schelbert. Frankfurt a. M. 1979, S. 83–119.

Jannidis, Fotis: Netzwerke. In: Ders. / Kohle, Hubertus / Rehbein, Malte (Hrsg.): Digital Humanities. Eine Einführung. Stuttgart 2017, S. 147–161.

Jansen, Dorothea: Einführung in die Netzwerkanalyse: Grundlagen, Methoden, Forschungsbeispiele. Wiesbaden: 2., erw. Aufl. 2003.

Jarzebowski, Claudia: Kindheit und Emotion. Kinder und ihre Lebenswelten in der europäischen Frühen Neuzeit. Berlin / Boston 2018.

Jean Paul – Sämtliche Briefe digital. Hrsg. im Auftrag der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften von Markus Bernauer, Norbert Miller und Frederike Neuber (2018 ff.), https://www.jeanpaul-edition.de (08.03.2024).

Johann Wolfgang Goethe: Briefe. Historisch-kritische Ausgabe. Im Auftrag der Klassik-Stiftung Weimar / Goethe- und Schiller-Archiv / (ab 2017:) In Verbindung mit der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig und der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar / Goethe- und Schiller-Archiv hrsg. von Georg Kurscheidt, Norbert Oellers und Elke Richter. (ab 2020) In Verbindung mit der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig und der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar / Goethe-und Schiller-Archiv hrsg. von Frieder von Ammon, Jutta Eckle, Georg Kurscheidt und Elke Richter. Berlin 2008 ff. – Bd. 1 I–II: 23. Mai 1764–30. Dezember 1772. Text und Kommentar. Hrsg. von Elke Richter und Georg Kurscheidt (2008); Bd. 2 I–II: Anfang 1773–Ende Oktober 1775. Text und Kommentar. Hrsg. von Georg Kurscheidt und Elke Richter (2008); Bd. 3 I–II: 8. November 1775–Ende 1779. Text und Kommentar. Hrsg. von Georg Kurscheidt und Elke Richter unter Mitarbeit von Gerhard Müller und Bettina Zschiedrich (Kommentar) (2014); Bd. 4 I–II: 1780–1781. Text und Kommentar. Hrsg. von Elke Richter und Héctor Canal unter Mitarbeit von Bettina Zschiedrich (Text); unter Mitwirkung von Ulrike Leuschner und Ariane Ludwig (Kommentar) (2020); Bd. 6 I–II: Anfang 1785–3. September 1786. Text und Kommentar. Hrsg. von Volker Giel unter Mitarbeit von Susanne Fenske und Yvonne Pietsch (Text); unter Mitarbeit von Yvonne Pietsch, Markus Bernauer und Gerhard Müller (Kommentar) (2010); Bd. 7 I–II: 18. September 1786–10. Juni 1788. Text und Kommentar. Hrsg. von Volker Giel unter Mitarbeit von Susanne Fenske und Yvonne Pietsch (Text); unter Mitarbeit von Yvonne Pietsch, Markus Bernauer und Gerhard Müller (Kommentar) (2012); Bd. 8 I–II: 20. Juni 1788–Ende 1790. Text und Kommentar. Hrsg. von Volker Giel und Norbert Oellers unter Mitarbeit von Yvonne Pietsch (Text); unter Mitarbeit von Gerhard Müller und Yvonne Pietsch (Kommentar) (2017); Bd. 9 I–II: 1791–1793. Text und Kommentar. Hrsg. von Volker Giel und Norbert Oellers unter Mitarbeit von Yvonne Pietsch (Text); unter

Mitarbeit von Gerhard Müller und Yvonne Pietsch (Kommentar) (2020); Bd. 10 I–II: 1794–1795. Hrsg. von Jutta Eckle und Georg Kurscheidt (2019); Bd. 11 I–II: 1796. Hrsg. von Jutta Eckle und Georg Kurscheidt (2021); Bd. 13 I–II: 1798. Hrsg. von Yvonne Pietsch und Alexander Rosenbaum unter Mitarbeit von Anja Stehfest (2022); Bd. 14 I–II: Johannes Barth und Georg Kurscheidt (2021).

Johann Wolfgang Goethe: Tagebücher. Historisch-kritische Ausgabe. Im Auftrag der Stiftung Weimarer Klassik [ab Bd. V (2007): Klassik Stiftung Weimar] hrsg. [Bd. 1–6: von Jochen Golz unter Mitarbeit von Wolfgang Albrecht, Andreas Döhler und Edith Zehm]. Stuttgart, Weimar 1998 ff. – Bd. I 1–2: 1775–1787. Text und Kommentar. Hrsg. von Wolfgang Albrecht und Andreas Döhler (1998); Bd. II 1: 1790–1800. Text. Hrsg. von Edith Zehm (2000); Bd. II 2: 1790–1800. Kommentar. Hrsg. von Wolfgang Albrecht und Edith Zehm (2000); Bd. III 1–2: 1801–1808. Text und Kommentar. Hrsg. von Andreas Döhler (2004); Bd IV 1–2: 1809–1812. Text und Kommentar. Hrsg. von Edith Zehm, Sebastian Mangold und Ariane Ludwig (2008); Bd. V 1–2: 1813–1816. Text und Kommentar. Hrsg. von Wolfgang Albrecht (2007); Bd. VI 1–2: 1817–1818. Text und Kommentar. Hrsg. von Andreas Döhler (2014); Bd. VII 1–2: 1819–1820. Text und Kommentar. Hrsg. von Edith Zehm, Sebastian Mangold und Ariane Ludwig (2014); Bd. VIII 1–2:1821–1822. Text und Kommentar. Hrsg. von Wolfgang Albrecht (2015).

Johann Wolfgang von Goethe. Briefwechsel mit Friedrich Wilhelm Riemer. Im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv hrsg. von Héctor Canal und Jutta Eckle, unter Mitarbeit von Uta Grießbach, Annette Mönnich und Florian Schnee (Version 1.1 (August 2022), https://ores.klassik-stiftung.de/ords/f?p=408:1 (22.03.2024).

Joost, Ulrich: „Arme Ohmel“, „12 Zolle lange Schelmen“ und ein „loser Upstart Gentleman“. Über einen Ehebrief Lichtenbergs und dabei etwas zu Liebeskodierungen. In: Schuster, Jörg / Strobel, Jochen (Hrsg.): Briefkultur. Texte und Interpretationen – von Martin Luther bis Thomas Bernhard. Berlin / Boston 2013, S. 75–91.

Joost, Ulrich: Theodor Storm – Constanze Esmarch. Briefwechsel (1844–1846). In: Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft 46 (2005), S. 189–193.

Jussen, Bernhard: Patenschaft und Adoption im frühen Mittelalter. Künstliche Verwandtschaft als soziale Praxis (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 98). Göttingen 1991.

Kahl, Paul: „Ich bin im Punkte der Freundschaft ein Fels im Meer“. Elf unveröffentlichte Briefe aus der Sammlung Stolberg (II). – Boie, Auguste Stolberg, Gerstenberg. In: Lichtenberg-Jahrbuch (2004), S. 152–174.

Kästner, Carl Gottfried: Allgemeines Adressbuch der Residenzstadt Weimar für das Jahr 1839. Neu hrsg. als Reprint mit Ergänzungen und Erläuterungen von Hubert Erzmann und Jens Riederer. Mit dem Stadtplan von Carl Ferdinand Weiland. Weimar 2013.

Kehrein, Roland / Fischer, Hanna: Nähe, Distanz und Regionalsprache. In: Feilke/Hennig (Hrsg.): Zur Karriere von ‚Nähe und Distanz‘, S. 213–257.

Kern, Bärbel / Kern, Horst: Madame Doctorin Schlözer. Ein Frauenleben in den Widersprüchen der Aufklärung. München: 2., durchges. Aufl. 1990.

Keßler, Martin: Johann Gottfried Herder – der Theologe unter den Klassikern. Das Amt des Generalsuperintendenten von Sachsen-Weimar (Arbeiten zur Kirchengeschichte 102 / I und II), 2 Bde. Berlin / New York 2007.

Kilian, Jörg: Historische Dialogforschung. Eine Einführung (Germanistische Arbeitshefte, 41). Tübingen 2005.

Killius, Christina: Die Antiqua-Fraktur-Debatte und ihre historische Herleitung (Mainzer Studien zur Buchwissenschaft, 7). Wiesbaden 1999.

Klauß, Jochen: Der „Kunschtmeyer“. Johann Heinrich Meyer: Freund und Orakel Goethes. Weimar 2001.
Klauß, Jochen: Alltag im ‚klassischen‘ Weimar. 1750–1850. Weimar 1990.
Kleinau, Elke / Opitz, Claudia (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, 2 Bde. Frankfurt a. M. 1996.
Klenk, Marion: Sprache im Kontext sozialer Lebenswelt. Eine Untersuchung zur Arbeiterschriftsprache im 19. Jahrhundert (Reihe Germanistische Linguistik, 181). Tübingen 1997.
Kleßmann, Eckart: Christiane. Goethes Geliebte und Gefährtin. Zürich 1992.
Klinger, Kerrin: Die Anfänge der Weimarer Zeichenschule (1774–1806). Zwischen Fachausbildung und Dilettantismus. Kromsdorf 2013.
Knoop, Ulrich: Zur Begrifflichkeit der Sprachgeschichtsschreibung. Der ‚Dialekt‘ als Sprache des ‚gemeinen mannes‘ und die Kodifikation der Sprache im 18. Jahrhundert. In: Munske, Horst Haider u. a. (Hrsg.): Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien: Ludwig Erich Schmitt zum 80. Geburtstag von seinen Marburger Schülern. Berlin / New York 1988, S. 336–350.
Koch, Peter / Oesterreicher, Wulf: 30 Jahre ‚Sprache der Nähe – Sprache der Distanz‘. Zu Anfängen und Entwicklung von Konzepten im Feld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. In: Feilke / Hennig (Hrsg.): Zur Karriere von ‚Nähe und Distanz‘, S. 11–72.
Koch, Peter / Oesterreicher, Wulf: Schriftlichkeit und kommunikative Distanz. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 35 (2007), Heft 3, S. 346–375.
Koch, Peter / Oesterreicher, Wulf: Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch 36 (1985), S. 15–43.
Kocka, Jürgen: Das lange 19. Jahrhundert. Arbeit, Nation und bürgerliche Gesellschaft (Gebhardt Handbuch der deutschen Geschichte, 13). Stuttgart: 10., völlig neu bearb. Aufl. 2001.
Kocka, Jürgen (Hrsg.): Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich (Kleine Vandenhoeck-Reihe, 1573–1575), 3 Bde. Göttingen 1995.
Köhler, Otto: Die Matrikel der Universität Jena. Bd. 3: 1723 bis 1764 (Veröffentlichungen der Universitätsbibliothek Jena). München 1992.
Kohz, Armin: Linguistische Aspekte des Anredeverhaltens. Untersuchungen am Deutschen und Schwedischen. Mit einer selektiven Bibliographie zur Linguistik der Anrede und des Grußes (Kommunikation und Institution, 5). Tübingen 1982.
Konopka, Marek: Strittige Erscheinungen der deutschen Syntax im 18. Jahrhundert (Reihe Germanistische Linguistik, 173). Tübingen 1996.
Korth, Johann Wilhelm David: Art. „Schule (Winkel-)“. In: Oekonomische Encyklopädie oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft in alphabethischer Ordnung. Hrsg. von Johann Georg Krünitz, Bd. 149 (1828), S. 457, Online-Version: www.kruenitz1.uni-trier.de (22.03.2024).
Köster, Albert: Einleitung des Herausgebers. In: Die Briefe der Frau Rath Goethe, Bd. 1, S. VII–XXI.
Kraft, Herbert: Editionsphilologie. Mit Beiträgen von Diana Schilling und Gert Vonhoff. Frankfurt a. M.: 2., neu bearb. und erw. Aufl. 2001.
Kretzenbacher, Heinz Leonhard: Vom *Sie* zum *Du* – und retour? In: Ders. / Segebrecht, Wulf (Hrsg.): Vom Sie zum Du – mehr als eine neue Konvention? Antworten auf die Preisfrage der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung vom Jahr 1989. Hamburg / Zürich 1991, S. 9–77.
Krumbholz, Paul: Geschichte des Weimarischen Schulwesens (Monumenta Germaniae Paedagogica, 61). Berlin 1934.

Kucharska, Elżbieta: Anreden des Adels in der deutschen und der polnischen Briefkultur vom 17. bis Anfang des 20. Jahrhunderts. Eine vergleichende sprachwissenschaftliche Untersuchung. Mit einer Auswahlbibliographie. Neustadt an der Aisch 2000.

Kühn, Manfred: Johann Gottlieb Fichte. Ein deutscher Philosoph. München 2012.

Kwekkeboom, Sarah / Waldenberger, Sandra (Hrsg.): PerspektivWechsel oder: Die Wiederentdeckung der Philologie. Bd. 1: Sprachdaten und Grundlagenforschung in der Historischen Linguistik. Berlin 2016.

Labov, William: Hypercorrection by the Lower Middle Class as a Factor in Linguistic Change. In Bright, William (Hrsg.): Sociolinguistics. Proceedings of the UCLA Sociolinguistic Conference (Janua Linguarum, Series Minor, 20). The Hague / Paris 1966, S. 84–113.

Langer, Nils: Linguistic Purism in Action. How auxiliary tun was stigmatized in Early New High German (Studia Linguistica Germanica, 60). Berlin / New York 2010.

Laukhard, Friedrich Christian: F. C. Laukhards Leben und Schicksale, von ihm selbst beschrieben, und zur Warnung für Eltern und studierende Jünglinge herausgegeben. Ein Beitrag zur Charakteristik der Universitäten in Deutschland, 2 Bde. Halle 1792.

Leben Sie recht lieb. In Eile. Briefe von Goethes Geliebter und Ehefrau. Hrsg. von Katharina Maier. Wiesbaden 2016.

Le Collen, Eric: Feder, Tinte und Papier. Die Geschichte schönen Schreibgeräts. Hildesheim 1999.

Lefèvre, Michel: Die Sprache der Lieselotte von der Pfalz. Eine sprachliche Untersuchung der deutschen Briefe (1676–1714) der Herzogin von Orleans an ihre Tante, die Kurfürstin Sophie von Hannover (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik, 321). Stuttgart 1996.

Leisi, Ernst: Aspekte der Namengebung bei Liebespaaren. In: Debus, Friedhelm / Seibicke, Willfried (Hrsg.): Reader zur Namenkunde II. Anthroponymie (Germanistische Linguistik115/118). Hildesheim 1993, S. 491–499.

Leisi, Ernst: Paar und Sprache. Linguistische Aspekte der Zweierbeziehung (Uni-Taschenbücher, 824). Heidelberg: 4., durchgesehene Aufl. 1993.

Lemnitzer, Lothar / Zinsmeister, Heike: Korpuslinguistik. Eine Einführung (Narr-Studienbücher). Tübingen: 2., durchges. und aktual. Aufl. 2010.

Lenz, Alexandra N.: Hyperdialektalismen und Hyperkorrektionen – Indizien für Varietätengrenzen. In: Dies. / Mattheier, Klaus J. (Hrsg.): Varietäten – Theorie und Empirie (VarioLingua. Nonstandard – Standard – Substandard, 23). Frankfurt a. M. u. a. 2005, S. 75–95.

Lenz, Barbara: Negationsverstärkung und Jespersens Zyklus im Deutschen und in anderen europäischen Sprachen. In: Lang, Ewald / Zifonun, Gisela (Hrsg.): Deutsch – typologisch (Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1995). Berlin 1996, S. 183–200.

Lex, Beate: Ortsnamen der ‘Thüringischen Landeschronik’ (Codex Gothanus Chart. B 180). Jena: Magisterarbeit 2001.

Lexikon Westfälischer Autorinnen und Autoren 1750–1950, https://www.lexikon-westfaelischer-autorinnen-und-autoren.de (02.02.2024).

Linke, Angelika: Kommunikationsgeschichte. In: Ágel, Vilmos / Gardt, Andreas (Hrsg.): Paradigmen der aktuellen Sprachgeschichtsforschung (Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte, 5). Berlin / Boston 2014, S. 22–45.

Linke, Angelika: Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Stuttgart 1996.

Linke, Angelika / Schröter, Juliane: Sprache in Beziehungen – Beziehungen in Sprache. Überlegungen zur Konstitution eines linguistischen Forschungsfeldes. In: Dies. (Hrsg.): Sprache und Beziehung (Linguistik, Impulse & Tendenzen, 69). Berlin / Boston 2017, S. 1–31.

Lipold, Günther: Möglichkeiten der Komparation in den deutschen Dialekten. In: Besch, Werner u. a. (Hrsg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung, 2. Halbbd. (HSK, 1.2). Berlin / New York 1983, S. 1232–1241.

Listen, Paul: The Emergence of German Polite *Sie*. Cognitive and Sociolinguistic Parameters. (Berkeley Insights in Linguistics and Semiotics, 32). New York 1999.

Lobenstein-Reichmann, Anja: Sprachgeschichte als Geschichte menschlicher Beziehungen. In: Bär, Jochen A. / Lobenstein-Reichmann, Anja / Riecke, Jörg (Hrsg.): Handbuch Sprache in der Geschichte (Handbücher Sprachwissen, 8) Berlin / Boston 2019, S. 343–369.

Lobenstein-Reichmann, Anja: Beziehungsbezeichnungen im Frühneuhochdeutschen. In: Linke / Schröter (Hrsg.): Sprache und Beziehung, S. 385–415.

Lobenstein-Reichmann, Anja: Sprachgeschichte als Beziehungs- und Gesellschaftsgeschichte. In: Ágel / Gardt (Hrsg.): Paradigmen der aktuellen Sprachgeschichtsforschung, S. 46-62.

Lobenstein-Reichmann, Anja: Verbale Gewalt – ein Forschungsgegenstand der Sprachgeschichtsschreibung. In: Ernst, Peter (Hrsg.): Historische Pragmatik (Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte, 3). Berlin / Boston 2012, S. 215–238.

Löffler, Cordula: Analphabetismus in Wechselwirkung mit gesprochener Sprache. Zu Sprachentwicklung, Sprachbewusstsein, Variationskompetenz und systematisch fundierter Förderung von Analphabeten. Aachen 2002 (Reprint).

Löffler, Heinrich: Germanistische Soziolinguistik (Grundlagen der Germanistik, 28). Berlin: 5., neu bearb. Aufl. 2016.

Lötscher, Andreas: Auf der Suche nach syntaktischen „Nähe-Distanz“-Signalen in frühneuhochdeutschen Texten. In: Ágel / Hennig (Hrsg.): Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung, S. 111–134.

Ludwig, Otto: Alphabetisierung und Volksschulunterricht im 19. Jahrhundert. Der Beitrag der Schreib- und Stilübungen. In: Cherubim / Grosse / Mattheier (Hrsg.): Sprache und bürgerliche Nation, S. 148–166.

Ludwig, Otto: Art. „Geschriebene Sprache“. In: Lexikon der germanistischen Linguistik. Hrsg. von Hans Peter Althaus, Helmut Henne und Herbert Ernst Wiegand. Tübingen: 2., vollständig neu bearb. und erw. Aufl. 1980, S. 323–328.

Lüger, Heinz-Helmut: Phraseologismen als Argumentationsersatz? Zur Funktion vorgeprägten Sprachgebrauchs im politischen Diskurs. In: Sandig, Barbara / Püschel, Ulrich (Hrsg.): Stilistik. Bd. 3: Argumentationsstile (Germanistische Linguistik, 112/113). Hildesheim / New York 1993, S. 255–284.

Lüger, Heinz-Helmut: Sprachliche Routinen und Rituale (Werkstattreihe Deutsch als Fremdsprache, 36). Frankfurt a. M. u. a. 1992.

Lühr, Rosemarie: Satzkomplexität in fürstlichen Korrespondenzen der frühen Neuzeit. In: Kwekkeboom/Waldenberger (Hrsg.): PerspektivWechsel. Bd. 1, S. 455–478.

Lundgreen, Peter: Bildung und Bürgertum. In: Ders. (Hrsg.): Sozial- und Kulturgeschichte des Bürgertums. Eine Bilanz des Bielefelder Sonderforschungsbereichs (1986–1997) (Bürgertum, 18). Göttingen 2000, S. 173–194.

Lyncker, Carl Wilhelm Heinrich Freiherr von: Ich diente am Weimarer Hof. Aufzeichnungen aus der Goethezeit. Zum ersten Mal vollständig hrsg. mit Anmerkungen und einem biographischen Nachwort von Jürgen Lauchner. Köln / Weimar / Wien 1997.

Macha, Jürgen: Konstanz, Variation und Wandel innerfamiliärer Anredeformen. In: Macha, Hildegard / Mauermann, Lutz / Domke, Horst (Hrsg.): Brennpunkte der Familienerziehung. Weinheim 1997, S. 199–218.

Maier, Katharina: Einleitung. In: Leben Sie recht lieb, S. 7–17.

Malinowski, Bronislaw: The Problem of Meaning in Primitive Languages. In: Ogden, Charles Kay / Richards, Ivor Armstrong (Hrsg.): The Meaning of Meaning. A Study of the Influence of Language upon Thought and of the Science of Symbolism. London 1923, S. 296–336.

Mann, Thomas: Phantasie über Goethe. In: Leiden und Größe der Meister. Gesammelte Werke in Einzelbänden. Frankfurter Ausgabe. Hrsg. und mit Nachbemerkungen versehen von Peter de Mendelssohn. Frankfurt a. M. 1982, S. 294–336.

Marten-Cleef, Susanne: Gefühle ausdrücken. Die expressiven Sprechakte (Göppinger Arbeiten zur Germanistik, 559). Göppingen 1991.

Maurer, Michael: Die Biographie des Bürgers. Lebensformen und Denkweisen in der formativen Phase des deutschen Bürgertums (1680–1815) (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 127). Göttingen 1996.

Maurer, Michael: Sophie von La Roche. Leben einer empfindsamen Aufklärerin. In: Ich bin mehr Herz als Kopf. Sophie von La Roche. Ein Lebensbild in Briefen. Hrsg. von Michael Maurer. München 1983, S. 7–33.

Mayer, Christine: Die Anfänge institutionalisierter Mädchenerziehung an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. In: Kleinau/Opitz (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, Bd. I, S. 373–392.

Meier, Andreas: Die ‘triviale Klassik’ – Unterhaltungsliteratur als kulturelles Komplement. In: Christian August Vulpius, Bd 1, S. XI–CLXXXVII.

Meighörner, Jeannine: „Was ich als Frau dafür halte“. Sophie von La Roche. Deutschlands erste Bestsellerautorin. Erfurt 2006.

„Meine liebe Marie“ – „Werthester Herr Professor“. Der Briefwechsel zwischen August Wilhelm von Schlegel und seiner Bonner Haushälterin Maria Löbel. Historisch-kritische Ausgabe. Hrsg. u. kommentiert v. Ralf Georg Czapla und Franca Victoria Schankweiler. Bonn 2012.

Meineke, Eckhard (unter Mitarbeit von Judith Schwerdt): Einführung in das Althochdeutsche (UTB für Wissenschaft, 2167). Paderborn 2001.

Meiners, C[hristoph]: Geschichte der Ungleichheit der Stände unter den vornehmsten Europäischen Völkern, 2 Bde. Hannover 1792.

Meise, Helga: Bildungslust und Bildungslast in Autobiographien von Frauen um 1800. In: Kleinau/Opitz (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, Bd. I, S. 453–466.

Mende, Bernd: Art. „Luthergasse“. In: Günther, Gitta / Huschke, Wolfram / Steiner, Walter: Weimar. Lexikon zur Stadtgeschichte. Weimar: 2., verb. Aufl. 1998, S. 285.

Merkel, Bertha: Die Sprache der Mutter Goethes. Ein Beitrag zur Geschichte der rheinischen Schriftsprache im 18. Jahrhundert (Deutsche Forschungen, 33). Frankfurt a. M. 1938.

Metcalf, George J.: Forms of Address in German (1500–1800). St Louis, Missouri 1938.

Mettele, Gisela: Bürgertum in Köln 1775–1870. Gemeinsinn und freie Association (Stadt und Bürgertum, 10). München 1998.

Metzler Lexikon Sprache. Hrsg. von Helmut Glück und Michael Rödel. Stuttgart: 5., aktual. und überarb. Aufl. 2016.

Middell, Katharina: „Die Bertuchs müssen doch in dieser Welt überall Glück haben“. Der Verleger Friedrich Justin Bertuch und sein Landes-Industrie-Comptoir um 1800. Leipzig 2002.

Mihm, Arend: Arbeitersprache und gesprochene Sprache im 19. Jahrhundert. In: Cherubim / Grosse / Mattheier (Hrsg.): Sprache und bürgerliche Nation, S. 282–316.

Militz, Hans-Manfred: Französisch in thüringischen Dialekten. Briefe der Christiane Vulpius. In: TVV-Mitteilungen 11 (2003), Heft 1, S. 17–20.

Militz, Hans-Manfred: Französisch im Thüringischen. In: Lösch, Wolfgang (Hrsg.): Beiträge zur Dialektforschung in Thüringen 2001 (Beiträge zur Dialektforschung in Thüringen, 3). Jena 2001, S. 65–72.
Mittag, Susanne: „Lebe nun wohl und gedenke mein“. Zu Christiane von Goethes 200. Todestag. In: Kultur Report (2016), Heft 3, S. 10–12.
von Monroy, Else: Drei unbekannte Briefe von Christiane Goethe an zwei Mecklenburger Studenten. In: Mecklenburgische Zeitung [3.1.1933].
Moulin, Claudine: Der Entwicklungsprozess der deutschen Orthographie vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. In: Deutsche Orthographie, S. 301–331.
Mozart Briefe und Dokumente – Online-Edition. Hrsg. von der Internationalen Stiftung Mozarteum, Salzburg, https://dme.mozarteum.at/briefe-dokumente (08.03.2024).
Müller, Joseph: Niederrheinische Provinzialismen. Eine Abhandlung. Aachen / Leipzig 1938.
Müller-Harang, Ulrike (Hrsg.): Das Kirms-Krackow-Haus in Weimar. Die Baugeschichte, die Geschichte des Gartens, die Hausbewohner, Freunde und Gäste. München / Wien 1999.
Müller-Harang, Ulrike: Freunde, Verwandte, Gäste und weitere Bewohner des Hauses. Gäste-ABC. In: Dies. (Hrsg.): Kirms-Krackow-Haus, S. 93–143.
Müller-Krumbach, Renate / Wollkopf, Roswitha: Verlassenschaften. Der Nachlaß Vulpius. Hrsg. von der Stiftung Weimarer Klassik. Weimar 1995.
Münch, Paul: Ökonomische Verhältnisse und soziale Bedingungen der deutschen Ständegesellschaft im 18. Jahrhundert. In: Herrmann, Ulrich (Hrsg.): „Die Bildung des Bürgers“, S. 38–56.
Munske, Horst Haider: Läßt sich die Orthographie der Fremdwörter reformieren? In: Zabel, Hermann (Hrsg.): Fremdwortorthographie. Beiträge zu historischen und aktuellen Fragestellungen (Reihe Germanistische Linguistik, 79). Tübingen 1987, S. 76–93.
Naumann, Bernd: Die Differenzierung gesprochener und geschriebener Sprachformen des Deutschen in sprachwissenschaftlichen Arbeiten vor und nach 1800. In: Cherubim, Dieter / Mattheier, Klaus (Hrsg.): Voraussetzungen und Grundlagen der Gegenwartssprache. Sprach- und sozialgeschichtliche Untersuchungen zum 19. Jahrhundert. Berlin / New York 1989, S. 73–91.
Neef, Martin: Die Graphematik des Deutschen (Linguistische Arbeiten, 500). Tübingen 2005.
Nerius, Dieter: Normiertheit und Veränderung in der deutschen Orthographie. In: Eisenberg, Peter / Günther, Hartmut (Hrsg.): Schriftsystem und Orthographie (Reihe Germanistische Linguistik, 97). Tübingen 1989, S. 267–281.
Neumann, Marko: Soldatenbriefe des 18. und 19. Jahrhunderts. Untersuchung zu Syntax und Textstruktur in der Alltagsschriftlichkeit unterschiedlicher militärischer Dienstgrade (Germanistische Bibliothek, 68). Heidelberg 2019.
Nickisch, Reinhard M. G.: Brief (Sammlung Metzler, 260). Stuttgart 1991.
Nickisch, Reinhard M. G.: Briefkultur: Entwicklung und sozialgeschichtliche Bedeutung des Frauenbriefs im 18. Jahrhundert. In: Brinker-Gabler, Gisela (Hrsg.): Deutsche Literatur von Frauen. Bd. 1: Vom Mittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. München 1988, S. 389–409.
Nickisch, Reinhard M. G.: Die Frau als Briefschreiberin im Zeitalter der deutschen Aufklärung. In: Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung, Bd. 3. Im Auftrag der Lessing-Akademie hrsg. von Günter Schulz. Bremen / Wolfenbüttel 1976, S. 29–65.
Niemeyer, Beatrix: „Angenehme Sittenlehrer“. Briefe und Weiblichkeit im 18. Jahrhundert. Kritische Anmerkungen zu Norbert Elias. In: Klein, Gabriele / Liebsch, Katharina (Hrsg.): Zivilisierung des weiblichen Ich (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 1305). Frankfurt a. M. 1997, S. 185–205.
Niemeyer, Beatrix: Der Brief als weibliches Bildungsmedium im 18. Jahrhundert. In: Kleinau/Opitz (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, Bd. I, S. 440–452.

Nobel, Judith / Wal, Marijke J. van der: Tackling the Writer-Sender Problem. The newly developed Leiden Identification Procedure (LIP). In: Historical Sociolinguistics and Sociohistorical Linguistics (2009), https://www.let.leidenuniv.nl/hsl_shl/Nobels-Wal.html (22.03.2024).

Nörtemann, Regina: Brieftheoretische Konzepte im 18. Jahrhundert und ihre Genese. In: Ebrecht, Angelika (Hrsg.): Brieftheorie des 18. Jahrhunderts. Texte, Kommentare, Essays. Stuttgart 1990, S. 211–224.

Nübling, Damaris: Beziehung überschreibt Geschlecht. Zum Genderindex von Ruf- und Kosenamen. In: Linke / Schröter (Hrsg.): Sprache und Beziehung, S. 99–118.

Nübling, Damaris u. a.: Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels (Narr Studienbücher). Tübingen: 5., aktual. Aufl. 2017.

Nübling, Damaris: Die prototypische Interjektion: Ein Definitionsvorschlag. In: Zeitschrift für Semiotik 26 (2004), Heft 1, S. 11–46.

Oellers, Norbert: Der Brief als Mittel privater und öffentlicher Kommunikation in Deutschland im 18. Jahrhundert. In: Dutu, Alexandru (Hrsg.): Brief und Briefwechsel in Mittel- und Osteuropa im 18. und 19. Jahrhundert (Studien zur Geschichte der Kulturbeziehungen in Mittel- und Osteuropa, 7,1). Essen 1989, S. 9–36.

Opitz, Claudia: Pflicht-Gefühl. Zur Codierung von Mutterliebe zwischen Renaissance und Aufklärung. In: Kasten, Ingrid / Stedman, Gesa / Zimmermann, Margarete (Hrsg.): Kulturen der Gefühle in Mittelalter und Früher Neuzeit (Querelles, 7). Stuttgart 2002, S. 154–170.

Oswald, Stephan: Im Schatten des Vaters. August von Goethe. München 2023.

Paravicini, Werner (Hrsg.): Europäische Reiseberichte des späten Mittelalters. Eine analytische Bibliographie, Teil 1: Deutsche Reiseberichte. Bearb. von Christian Halm (Kieler Werkstücke, D/5). Frankfurt a. M. u. a.: 2., durchges. und erg. Aufl., 2001.

Parth, Wolfgang W.: Goethes Christiane. Ein Lebensbild. München 1980.

Pasch, Renate: Der subordinierende Konnektor WO: kausal und konzessiv? In: Freudenberg-Findeisen, Renate (Hrsg.): Ausdrucksgrammatik versus Inhaltsgrammatik. Linguistische und didaktische Aspekte der Grammatik. München 1999, S. 139–156.

Paul, Hermann: Prinzipien der Sprachgeschichte (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft, 6). Tübingen ^{10}1995.

Paul, Hermann: Deutsche Grammatik. Bd. 1, Teil 1: Geschichtliche Einleitung, Teil 2: Lautlehre. Halle a. d. Saale 1916.

Paul, Konrad: Die ersten hundert Jahre 1774–1873. Zur Geschichte der Weimarer Mal- und Zeichenschule (Katalog zur Ausstellung 1996). Weimar 1997.

Pfennig, Heinrich: Das Deminutivum bei Schiller und seinen Zeitgenossen. In: Zeitschrift für Deutsche Wortforschung 6 (1904), Heft 1, S. 1–40.

Pintzuk, Susan / Taylor, Ann / Warner, Anthony: Corpora and Quantitative Methods. In: Ledgeway, Adam / Roberts, Ian G. (Hrsg.): The Cambridge Handbook of Historical Syntax (Cambridge Handbooks in Language and Linguistics). Cambridge 2017, S. 218–240.

Pittner, Karin: Wo in Relativsätzen – eine korpusbasierte Untersuchung. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 32 (2004), Heft 3, S. 357–375.

Pöhnert, Katrin: Hofhandwerker in Weimar und Jena (1770–1830). Jena 2014.

von Polenz, Peter: Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 3: 19. und 20. Jahrhundert. Berlin / New York 1999.

von Polenz, Peter: Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 2: 17. und 18. Jahrhundert. Bearb. von Claudine Moulin unter Mitarb. von Dominic Harion. Berlin: 2., durchges., aktual. und bibliographisch ergänzte Aufl. 2013.

Pollmer, Arthur: Caroline Ulrich und Goethe. In: Jahrbuch der Sammlung Kippenberg, Bd. 6. Leipzig 1926, S. 14–64.

Pott, Ute: Briefgespräche. Über den Briefwechsel zwischen Anna Louisa Karsch und Johann Wilhelm Ludwig Gleim. Göttingen 1998.

Prokop, Ulrike: Praktische Klugheit, Anmut und Witz. Bürgerliche Mädchenbildung um 1750. In: Hopp, Doris / Bunzel, Wolfgang (Hrsg.): Catharina Elisabeth Goethe. Ausstellung im Freien Deutschen Hochstift, Frankfurter Goethe-Museum, 27. August – 30. Dezember 2008. Frankfurt a. M. 2008, S. 94–112.

Prokop, Ulrike: Die Illusion vom Großen Paar, 2 Bde. Frankfurt a. M. 1991.

Proß, Wolfgang / Priesner, Claus: Art. „Lichtenberg, Georg Christoph“. In: NDB 14 (1985), S. 449–464, Online-Version: https://www.deutsche-biographie.de/pnd118572628.html#ndbcontent (08.02.2024).

Prutscher, Daniela: „hertzAllerliebster sehr HochgeEhrter Herr Vatter“ – Anreden in fürstlichen Korrespondenzen der Frühen Neuzeit. In: Lühr, Rosemarie u. a. (Hrsg.): Genderspezifik in thüringischen Fürstinnenkorrespondenzen der Frühen Neuzeit. Korpusphilologische Studien (Schriftenreihe Philologia, 233). Hamburg 2018, S. 339–376.

Prutscher, Daniela / Seidel, Henry: Mehrebenenannotation frühneuzeitlicher Fürstinnenkorresopondenzen – ein Arbeitsbericht. In: Brandt, Gisela (Hrsg.): Bausteine zu einer Geschichte des weiblichen Sprachgebrauchs X. Texte – Zeugnisse des produktiven Sprachhandelns von Frauen in privaten, halböffentlichen und öffentlichen Diskursen vom Mittelalter bis in die Gegenwart. Internationale Fachtagung Paderborn 04.–07.09.2011 (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik, 457). Stuttgart 2012, S. 109–124.

Rasche, Ulrich: Die deutschen Universitäten und die ständische Gesellschaft. Über institutionengeschichtliche und sozioökonomische Dimensionen von Zeugnissen, Dissertationen und Promotionen in der Frühen Neuzeit. In Müller, Rainer A. (Hrsg.): Bilder – Daten – Promotionen. Studien zum Promotionswesen an deutschen Universitäten der frühen Neuzeit (Pallas Athene, 24). Stuttgart 2007, S. 150–273.

Rädle, Karin: Groß- und Kleinschreibung des Deutschen im 19. Jahrhundert. Die Entwicklung des Regelsystems zwischen Reformierung und Normierung (Sprache, Literatur und Geschichte, 24). Heidelberg 2003.

Rajkay, Barbara: Verflechtung und Entflechtung. Sozialer Wandel in einer bikonfessionellen Stadt. Oettingen 1560–1806 (Materialien zur Geschichte des Bayerischen Schwaben, 25). Augsburg 1999.

Rauschenberger, Walther: Die Ahnen der Christiane Vulpius verehel. Goethe. In: Ekkehard 8 (1932), Heft 5, S. 86–87.

Regesta diplomatica necnon epistolaria historiae Thuringiae. Namens des Vereins für Thüringische Geschichte und Altertumskunde bearb. und hrsg. von Otto Dobenecker, 4 Bde. Jena 1896–1935.

Reichard, Susanne: Bürgerliches Humanitätsideal und Schulwirklichkeit. Die pädagogischen Anschauungen Johann Gottfried Herders und sein Einfluß auf das Schulwesen des Herzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach. Jena 1989 (Diss. masch.).

Reichmann, Oskar: Die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache: Wo bleiben die Regionen? In: Berthele, Raphael u. a. (Hrsg.): Die deutsche Schriftsprache und die Regionen. Entstehungsgeschichtliche Fragen in neuer Sicht (Studia Linguistica Germanica, 65). Berlin 2010, S. 29–56.

Reichmann, Oskar: Nationale und europäische Sprachgeschichtsschreibung. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 48 (2001), S. 530–537.

Reichmann, Oskar unter Mitwirkung von Burgi, Christiane / Kaufhold, Martin / Schäfer, Claudia: Zur Vertikalisierung des Varietätenspektrums in der jüngeren Sprachgeschichte des Deutschen. In: Schmitt, Ludwig Erich / Munske, Horst Haider (Hrsg.): Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien: Ludwig Erich Schmitt zum 80. Geburtstag von seinen Marburger Schülern. Berlin / New York 1988, S. 151–180.

Reiffenstein, Ingo: Frauenbriefe des 18. Jahrhunderts als sprachgeschichtliche Quellen. In: Barz, Irmhild / Lerchner, Gotthard (Hrsg.): Sprachgeschichte als Textsortengeschichte. Festschrift zum 65. Geburtstag von Gotthard Lerchner. Frankfurt a. M. / New York 2000, S. 281–296.

Reiffenstein, Ingo: Sprachvariation im 18. Jahrhundert. Die Briefe der Familie Mozart Teil II. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 37 (2009), Heft 2, S. 203–220.

Reinlein, Tanja: Der Brief als Medium der Empfindsamkeit. Erschriebene Identitäten und Inszenierungspotentiale (Epistemata Reihe Literaturwissenschaft, 455). Würzburg 2003.

Richter, Elke: „Wie kann ich seyn ohne Ihnen zu schreiben“. Goethes frühe Briefe an Charlotte von Stein. In: Dies. / Rosenbaum, Alexander (Hrsg.): Charlotte von Stein. Schriftstellerin, Freundin und Mentorin (Supplemente zu den PROPYLÄEN. Forschungsplattform zu Goethes Biographica, 1). Berlin / Boston 2018, S. 3–49.

Riemer, Friedrich Wilhelm: Mittheilungen über Goethe. Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen, 2 Bde. Berlin 1841.

Ries, Klaus (Hrsg.): Zwischen Hof und Stadt. Aspekte der kultur- und sozialgeschichtlichen Entwicklung der Residenzstadt Weimar um 1800. Weimar / Jena: 2007.

Ries, Klaus (Hrsg.): Zwischen Universität und Stadt. Aspekte demographischer Entwicklung in Jena um 1800 (Bausteine zur Jenaer Stadtgeschichte, 7). Weimar 2004.

Rinck, Christoph Friedrich: Studienreise 1783/84, unternommen im Auftrage des Markgrafen Karl Friedrich von Baden. Nach dem Tagebuche des Verfassers hrsg. von Moritz Geyer. Altenburg 1897.

Romberg, Moritz Heinrich: Lehrbuch der Nerven-Krankheiten des Menschen. Berlin 1940.

Rosenkranz, Heinz: Der thüringische Sprachraum. Untersuchungen zur dialektgeographischen Struktur und zur Sprachgeschichte Thüringens (Mitteldeutsche Studien, 26). Halle a. d. Saale 1964.

Rues, Beate u. a.: Phonetische Transkription des Deutschen. Ein Arbeitsbuch (Narr Studienbücher). Tübingen: 3., durchges. Aufl. 2014.

Ruppert, Hans: Goethes Sammlungen zu Kunst, Literatur und Naturwissenschaft. Goethes Bibliothek. Katalog. Hrsg. von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur Weimar. Weimar 1958.

Ruppert, Wolfgang: Bürgertum im 18. Jahrhundert. In: Herrmann, Ulrich (Hrsg.): „Die Bildung des Bürgers“, S. 59–80.

Rutten, Gijsbert / van der Wal, Marijke J. (Hrsg.): Letters as Loot. A Sociolinguistic Approach to Seventeenth- and Eighteenth-century Dutch (Advances in Historical Sociolinguistics, 2). Amsterdam / Philadelphia 2014.

Rygiert, Beate: Frau von Goethe. Er ist der größte Dichter seiner Zeit, doch erst ihre Liebe kann ihn retten. Berlin 2021.

Rutten, Gijsbert / van der Wal, Marijke: Epistolary Formulae and Writing Experience in Dutch Letters from the Seventeenth and Eighteenth Centuries. In: van der Wal / Rutten (Hrsg.): Touching the Past, S. 45–65.

Sager, Sven Frederik: Sprache und Beziehung. Linguistische Untersuchungen zum Zusammenhang von sprachlicher Kommunikation und zwischenmenschlicher Beziehung (Reihe Germanistische Linguistik, 36). Tübingen 1981.

Sato, Megumi: Sprachvariation und Sprachwandel im 18. und 19. Jahrhundert. Untersuchung zur Kasusrektion der Präpositionen *wegen*, *statt*, *während* und *trotz* (Germanistische Bibliothek, 77). Heidelberg 2022, S. 330.

Sato, Megumi: „Wegen dem Clavier". Die Beethovens und der Rektionswandel der Präpositionen wegen, statt und während im Zeitraum 1520–1870. In: Muttersprache 125 (2015), Heft 1, S. 23–56.

Schäfer, Michael: Geschichte des Bürgertums. Eine Einführung (UTB, 3115). Köln 2009.

Schäfer, Sabine: Zwischen Briefregistratur und Internet. Die Regestausgabe „Briefe an Goethe". In: Weimar-Jena: Die große Stadt. Das kulturhistorische Archiv 5 (2012), Heft 5, S. 322–332.

Schaub, Horst / Zenke, Karl G.: Art. „Winkel- oder Klippschulen". In: Wörterbuch Pädagogik. Hrsg. von dens. München: grundlegend erw. und aktual. Neuausgabe 2007, S. 701–702.

Schebben-Schmidt, Marietheres: Studien zur Diminution in der deutschen Schriftsprache des 18. Jahrhunderts. In: Besch, Werner (Hrsg.): Deutsche Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven. Festschrift für Johannes Erben zum 65. Geburtstag. Frankfurt a. M. 1990, S. 313–321.

Schenda, Rudolf: Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770–1910 (Studien zur Philosophie und Literatur des 19. Jahrhunderts, 5). Frankfurt a. M. 1970.

Schiegg, Markus: Flexible Schreiber in der Sprachgeschichte. Intraindividuelle Variation in Patientenbriefen (1850–1936) (Germanistische Bibliothek, 75). Heidelberg 2022.

Schiffter, Roland: Lebenslust, Krankheit und Tod der Christiane von Goethe. In: Die Pforte. Veröffentlichungen des Freundeskreises Goethe-Nationalmuseum e.V. 9 (2008), S. 217–268.

Schikorsky, Isa: Zum sprachlichen Alltag „kleiner Leute". Privattexte als Gegenstand der Sprachgeschichte. In: Cherubim / Mattheier (Hrsg.): Voraussetzungen und Grundlagen der Gegenwartssprache, S. 229–244.

Schikorsky, Isa: „Dein bis in den Tod". Zur Sprache der Liebe unter den Bedingungen des Krieges. In: Schierholz, Stefan J. u. a. (Hrsg.): Die deutsche Sprache in der Gegenwart. Festschrift für Dieter Cherubim zum 60. Geburtstag. Frankfurt a. M. u. a. 2001, S. 69–79.

Schikorsky, Isa: Vom Dienstmädchen zur Professorengattin. Probleme bei der Aneignung bürgerlichen Sprachverhaltens und Sprachbewußtseins. In: Cherubim / Grosse / Mattheier (Hrsg.): Sprache und bürgerliche Nation, S. 259–280.

Schikorsky, Isa: Private Schriftlichkeit im 19. Jahrhundert. Untersuchungen zur Geschichte des alltäglichen Sprachverhaltens kleiner Leute (Reihe Germanistische Linguistik, 107). Tübingen 1990.

Schillers Werke. Nationalausgabe. Hrsg. im Auftrag der Stiftung Weimarer Klassik und des Schiller-Nationalmuseums in Marbach von Norbert Oellers, Bd. 42: Schillers Gespräche. Unter Mitwirkung von Liselotte Blumenthal hrsg. von Dietrich Germann und Eberhard Haufe. Weimar 1967.

Schindling, Anton: Die Volksschule als Aufgabe aufgeklärter Herrschaftspraxis. In: Greiling, Werner / Klinger, Andreas / Köhler, Christoph (Hrsg.): Ernst II. von Sachsen-Gotha-Altenburg. Ein Herrscher im Zeitalter der Aufklärung (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Thüringen. Kleine Reihe, 15). Köln / Weimar / Wien 2005, S. 263–278.

Schlieben-Lange, Brigitte: Traditionen des Sprechens. Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung. Stuttgart u. a. 1983.

Schmid, Pia: Weib oder Mensch, Wesen oder Wissen? Bürgerliche Theorien zur weiblichen Bildung um 1800. In: Kleinau/Opitz (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, Bd. I, S. 327–345.

Schmidt, Georg: Durch Schönheit zur Freiheit. Die Welt von Weimar-Jena um 1800. München 2022.

Schmidt, Hartmut: Frühneuhochdeutsche Zustände im Spätneuhochdeutschen? In: Ágel, Vilmos u. a. (Hrsg.): Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension. Festschrift für Oskar Reichmann zum 65. Geburtstag. Tübingen 2002, S. 321–342.

Schmidt, Johannes: Aeltere und neuere Gesetze, Ordnungen und Circular-Befehle für das Fürstenthum Weimar und für die Jenaische Landes-Portion bis zum Ende des Jahres 1799 in einem alphabetischen wörtlichen Auszug gebracht, 11 Bde. Jena 1800–1819.

Schmidt, Michael: Kommunikation und Konvention. Über den Gebrauch von Anredeformen in Schillers *Kabale und Liebe*. In: Klees, Michael / Nasdala, Gerhard (Hrsg.): „Mir ekelt vor diesem tintengleksenden Sekulum". Beiträge des Studentenkolloquiums im Rahmen der Weimarer Schiller-Tage 1995. Fernwald 1996, S. 43–67.

Schmidt, Siegfried J.: Die Selbstorganisation des Sozialsystems Literatur im 18. Jahrhundert. Frankfurt a. M. 1989.

Schmidt-Funke, Julia A.: Auf dem Weg in die Bürgergesellschaft. Die politische Publizistik des Weimarer Verlegers Friedrich Justin Bertuch (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Thüringen. Kleine Reihe, 16). Köln 2005.

Schnaubert, Guido: Weimars Stadtbild um das Jahr 1782/84. Beschrieben und erzählt nebst historischen und biographischen Notizen. Bad Langensalza 2011 (Reprint der Aufl. von 1909).

Schnaubert, Guido: Aus Weimars Vergangenheit. Die Hof- und Garnisonskirche zu St. Jacob in Weimar und die Begräbnisstätten auf dem St. Jacobsfriedhof. Weimar 1913.

Schöne, Albrecht: Der Briefschreiber Goethe. München 2015.

Schöppe, Karl: Naumburgs Mundart. Im Umrisse dargest. Naumburg 1893.

Schreier, Bruno: Goethe als Freund der Kunstblumenerzeugung. In: Hessische Blätter für Volkskunde 42 (1951), S. 63–70.

Schrott, Angela: Präsente Schreiber(innen). Nähe und Lebendigkeit in privaten Briefen aus diskurstraditioneller Sicht. In: Bernsen, Michael / Eggert, Elmar / Schrott, Angela (Hrsg.): Historische Sprachwissenschaft als philologische Kulturwissenschaft. Festschrift für Franz Lebsanft zum 60. Geburtstag. Göttingen / Bonn 2015, S. 479–497.

Schulz, Gerhard: Art.: „Klassik$_2$". In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft: Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte, Bd. 2. Hrsg. von Georg Braungart u. a. Berlin / Boston 2010, S. 270–274.

Schulze, Christian Ferdinand: Geschichte des Gymnasiums zu Gotha. Gotha 1824.

Schulz von Thun, Friedemann: Miteinander Reden, 4 Bde. Reinbek bei Hamburg 2006 f.

Schumann, Detlev W.: Briefe aus Auguste Stolbergs Jugend. In: Goethe. Neue Folge des Jahrbuchs der Goethe-Gesellschaft 19 (1957), S. 240–297.

Schumann, Sabine: Das „lesende Frauenzimmer". Frauenzeitschriften im 18. Jahrhundert. In: Becker-Cantarino (Hrsg.): Die Frau von der Reformation zur Romantik, S. 138–169.

Schwarz-Friesel, Monika: Sprache und Emotion (UTB, 2939). Tübingen / Basel: 2., aktual. und erw. Aufl. 2013.

Schwitalla, Johannes: Vergleichbares und Unvergleichbares bei mündlichen und schriftlichen Texten. In: Dittmar, Norbert / Bahlo, Nils (Hrsg.): Beschreibungen für gesprochenes Deutsch auf dem Prüfstand. Analysen und Perspektiven (Deutsche Sprachwissenschaft international, 11). Frankfurt a. M. u. a. 2010, S. 1–22.

Searle, John R.: A classification of illocutionary acts. In: Language in Society 5 (1976), Heft 1, S. 1–23.

Sebba, Mark: Spelling and Society. The Culture and Politics of Orthography around the World. Cambridge 2007.

Seemann, Annette: Christiane von Goethe. Dichtung und Wahrheit. Hrsg. v. der Historische Kuranlagen und Goethe-Theater Bad Lauchstädt GmbH. Halle a. d. Saale 2018.

Seidler, Eduard: „... keine vier Wochen eigentliches Behagen ...“. Goethes Leiden und Krankheiten. In: Acta Historica Leopoldina 59 (2012), S. 9–28.
Selbstinszenierungen im klassischen Weimar: Caroline Jagemann. Hrsg. u. untersucht von Ruth B. Emde. Kommentiert in Zusammenarbeit mit Achim von Heygendorff, 2 Bde. Göttingen 2004.
Senft, Gunter: Phatic communion. In: Ders. / Östman, Jan-Ola / Verschueren, Jef (Hrsg.): Culture and Language Use (Handbook of Pragmatics Highlights, 2). Amsterdam u. a. 2009, S. 226–233.
Siegert, Reinhart: Zur Alphabetisierung in den deutschen Regionen am Ende des 18. Jahrhunderts. Methodische Überlegungen und inhaltliche Bausteine aus Quellenmaterial der Volksaufklärung. In: Ders. / Hinrichs (Hrsg.): Alphabetisierung und Literalisierung, S. 283–307.
Simanowski, Roberto: Die Verwaltung des Abenteuers. Massenkultur um 1800 am Beispiel Christian August Vulpius (Palaestra, 302). Göttingen 1998.
Simon, Horst J.: Für eine grammatische Kategorie ‚Respekt‘ im Deutschen. Synchronie, Diachronie und Typologie der deutschen Anredepronomina (Linguistische Arbeiten, 474). Berlin 2003.
Sobania, Michael: Rechtliche Konstituierungsfaktoren des Bürgertums. In: Gall (Hrsg.): Stadt und Bürgertum, S. 131–150.
Spangenberg, Karl: Kleines thüringisches Wörterbuch. Rudolstadt / Jena 1994.
Spangenberg, Karl: Laut- und Formeninventar thüringischer Dialekte. Beiband zum Thüringischen Wörterbuch. Berlin 1993.
Spangenberg, Karl: Eigenständige Merkmale der Umgangssprache und hyperkorrekte Interferenzen im Spannungsfeld zwischen Mundart und Literatursprache. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock 27 (1978), S. 15–21.
Spyrka, Ines: Kommunikativ-pragmatische Funktion der Anredepronomen in Goethes Briefen. Berlin 1990 (Diss. masch).
Stauf, Renate / Paulus, Jörg (Hrsg.): SchreibLust. Der Liebesbrief im 18. und 19. Jahrhundert. Berlin / Boston 2013.
Stauf, Renate / Simonis, Annette / Paulus, Jörg (Hrsg.): Der Liebesbrief. Schriftkultur und Medienwechsel vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Berlin / New York 2008.
Stehfest, Anja: „muß mich ein bißgen mit die runder Halten“. Aspekte weiblicher Briefkultur aus sprachgeschichtlicher Sicht in den Briefen Christiana von Goethes (1765–1816). In: „Nur Frauen können Briefe schreiben“. Facetten weiblicher Briefkultur nach 1750, Bd. 1. Hrsg. von Renata Dampc-Jarosz und Paweł Zarychta. Berlin u. a. 2019, S. 127–145.
Stehfest, Anja / Aehnlich, Barbara: Sozio- und pragmaonomastische Implikationen der Benennungspraxis am Beispiel der Christiana von Goethe. In: Namenkundliche Informationen 107/108 (2017), S. 369–396.
Stehfest, Anja: „... behalte mich lieb und schribe mir maich mahl ein freuliches vort“ – Die Briefe der Christiane Vulpius. In: Weimar-Jena: Die große Stadt. Das kulturhistorische Archiv 6 (2013), Heft 4, S. 268–291.
Stehfest, Anja: „... behalte mich lieb und schribe mir maich mahl ein freuliches vort“ – Bildung und Sprache der Christiane Vulpius. Jena 2012 (wissenschaftliche Hausarbeit zur Ersten Staatsprüfung für das Lehramt an Gymnasien, nicht gedruckt).
Stegbauer, Christian / Häußling, Roger (Hrsg.): Handbuch Netzwerkforschung (Netzwerkforschung, 4). Wiesbaden 2010.
Steiner, Walter / Kühn-Stillmark, Uta: Friedrich Justin Bertuch. Ein Leben im klassischen Weimar zwischen Kultur und Kommerz. Köln / Weimar / Wien 2001.
Steinhausen, Georg: Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes. Zweiter Teil. Frankfurt a. M. 1968 (unveränderter Nachdruck der 1. Aufl. von 1891).

Stockhausen, Johann Christoph: Johann Christoph Stockhausens Grundsätze wohleingerichteter Briefe, Nach den neuesten und bewährtesten Mustern der Deutschen und Ausländer; Nebst beygefügten Erläuterungen und Exempeln. Helmstädt 1751.

Sturm, Heribert: Unsere Schrift. Eine Einführung in die Schriftkunde (Grundwissen Genealogie, 1). Neustadt an der Aisch 2015.

Suphan, Bernhard: Anmerkungen der Herausgeber. In: Goethe-Jahrbuch 1889, S. 70–89.

Suphan, Bernhard: Briefe von Goethe und Christiane v. Goethe, von F. W. Riemer und Christian August Vulpius an August v. Goethe in Heidelberg (1808–1809), nebst drei Briefen von Goethe an Thibaut. In: Goethe-Jahrbuch 10 (1889), S. 3–45.

Süß, Harald: Deutsche Schreibschrift. Lesen und Schreiben lernen. München 2002.

Szczepaniak, Renata: Sprachwandel und sprachliche Unsicherheit. Der formale und funktionale Wandel des Genitivs seit dem Frühneuhochdeutschen. In: Witt, Andreas (Hrsg.): Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2013). Berlin 2014, S. 33–49.

Therese Huber. Briefe. Bd. 2: 1804 – Juni 1807. Bearb. von Magdalene Heuser, Petra Wulbusch, Andrea Kiszio, Jessica Kewitz und Diane Colema Brandt. Hrsg. von Magdalene Heuser. Tübingen 2003.

Thüringisches Wörterbuch. Auf der Grund der Sammlung der von V. Michels begonnenen und von H. Hucke fortgeführten Sammlungen bearb. unter Leitung von K. Spangenberg, fortgesetzt unter Leitung von Wolfgang Lösch, weitergeführt von Susanne Wiegand. Herausgegeben vom Institut für Deutsche Sprache und Literatur an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (1966 bis 1970) und von der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig (seit 1971). Berlin 1966 ff. – Bd. 1: A–D. Quellen- und Literaturverzeichnis, bearb. von Wolfgang Lösch (1999); Bd. 2: E–herabkratzen, bearb. von Wolfgang Lösch (2004); Bd. 3: Herablappen–kutzeln, Rainer Petzold (2006); Bd. 4: L–Q, bearb. von Heinz Rosenkranz (1975); Bd. 5: R–S, bearb. von Heinz Rosenkranz (1982); Bd. 6: T–Z. Quellen- und Literaturverzeichnis, bearb. von Wolfgang Fahning (1990).

Thurmair, Maria: Vergleiche und Vergleichen. Eine Studie zu Form und Funktion der Vergleichsstrukturen im Deutschen (Linguistische Arbeiten, 433). Berlin / Boston 2001.

Timm, Erika: Das Jiddische als Kontrastsprache bei der Erforschung des Frühneuhochdeutschen. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 14 (1986), S. 1–22.

Töpfer, Thomas: Die „Freyheit“ der Kinder. Territoriale Politik, Schule und Bildungsvermittlung in der vormodernen Stadtgesellschaft. Das Kurfürstentum und Königreich Sachsen 1600–1815 (Contubernium, 78). Stuttgart 2012.

Tudyka, Klaus: Du bist mein einziger Gedanke. Christiane und Wolfgang. Warendorf 2001.

Ungermann, Silvia: Kindheit und Schulzeit von 1750–1850. Eine vergleichende Analyse anhand ausgewählter Autobiographien von Bauern, Bürgern und Aristokraten. (Europäische Hochschulschriften. Reihe 11, Pädagogik, 725). Frankfurt a. M. / New York 1997.

Das Universitätsmamsellen-Lesebuch. Fünf gelehrte Frauenzimmer, vorgestellt in eigenen Werken. Hrsg. von Ruth Finckh. Göttingen 2015.

Ungedruckte Briefe Goethes an seinen Sohn. In: Jahrbuch der Sammlung Kippenberg, Bd. 1. Leipzig 1921, S. 61–64.

Unseld, Siegfried: Goethe und seine Verleger. Frankfurt a. M. / Leipzig 1991.

Unterberger, Rose: Die Goethe-Chronik. Frankfurt a. M. / Leipzig 2002.

van der Wal, Marijke / Rutten, Gijsbert (Hrsg.): Touching the Past. Studies in the Historical Sociolinguistics of Ego-documents (Advances in Historical Sociolinguistics, 1). Amsterdam u. a. 2013.

van der Wal, Marijke / Rutten, Gijsbert: Ego-documents in a Historical-sociolinguistic Perspective. In: Dies. (Hrsg.): Touching the Past, S. 1–17.
van Dülmen, Richard: Kultur und Alltag in der frühen Neuzeit. Erster Band: Das Haus und seine Menschen. 16.–18. Jahrhundert. München ^{4}2005.
Ventzke, Marcus: Johanna Maria Buchholz (Bucholz), geb. Söllner (1748–1822). In: Freyer, Stefanie (Hrsg.): FrauenGestalten, S. 96–98.
Ventzke, Marcus: „Dr. Buchholzin“ und andere: Unternehmerinnen im „klassischen Weimar“. In: Frindte, Julia / Westphal, Siegrid (Hrsg.): Handlungsspielräume von Frauen um 1800 (Ereignis Weimar-Jena, Kultur um 1800, 10). Heidelberg 2005, S. 341–360.
Ventzke, Marcus: Das Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach 1775–1783 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Thüringen. Kleine Reihe, 10). Köln 2004.
Voeste, Anja: *A mensa et thoro*. On the Tense Relationship between Literacy and the Spoken Word in Early Modern Times. In: Russi, Cinzia (Hrsg.): Current Trends in Historical Linguistics (Open access historical linguistics). Warsaw / Berlin 2016, S. 237–261.
Vogel, Carl: Die letzte Krankheit Goethe's, beschrieben und nebst einigen andern Bemerkungen über denselben, mitgetheilt von Dr. Carl Vogel, Grossherzogl. Sächsischem Hofrathe und Leibarzte zu Weimar. Nebst einer Nachschrift von C. W. Hufeland. In: Journal der practischen Heilkunde (1833), S. 3–32.
Vorderwülbecke, Klaus: Beschreibung interpersonaler Beziehungen in der Grammatik. In: Stickel, Gerhard (Hrsg.): Pragmatik in der Grammatik (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 1983). Düsseldorf 1984, S. 295–312.
Vulpius, Wolfgang: Goethes Schwager und Schriftstellerkollege Christian August Vulpius. In: Holtzhauer, Helmut / Henning, Hans (Hrsg.): Goethe-Almanach auf das Jahr 1967. Berlin / Weimar 1966, S. 219–242.
Vulpius, Wolfgang: Christiane. Lebenskunst und Menschlichkeit in Goethes Ehe. Weimar 1965.
Wahl, Volker: Herzog Carl August, Goethe und Voigt im Frühjahr 1790. Mit einem Exkurs: Über die Wohnungen von Goethe und Christiane Vulpius im „Kleinen Jägerhaus“ 1789 bis 1792. In: Weimar-Jena: Die große Stadt. Das kulturhistorische Archiv 9 (2016), Heft 3, S. 175–201.
Wahl, Volker (Hrsg.): Das Geheime Consilium von Sachsen-Weimar-Eisenach in Goethes erstem Weimarer Jahrzehnt 1776–1786. Regestausgabe. Erster Halbbd. 1776–1780. Zweiter Halbbd. 1781–1786. Bearb. von Uwe Jens Wandel und Volker Wahl (Veröffentlichungen aus thüringischen Staatsarchiven, 13). Weimar 2014.
Walter, Eva: Schrieb oft, von Mägde Arbeit müde. Lebenszusammenhänge deutscher Schriftstellerinnen um 1800 – Schritte zur bürgerlichen Weiblichkeit. Hrsg. von Annette Kuhn (Geschichtsdidaktik Studien, Materialien, 30). Düsseldorf 1985.
Walter, Eva: „Schrieb oft, von Mägde Arbeit müde“. Lebenszusammenhänge von Schriftstellerinnen im deutschsprachigen Raum Ende des 18. Jahrhunderts. Stuttgart 1984 (Diss. masch.).
Wandel, Uwe Jens: Der Gothaer Schulmethodus. In: Hoffmeister, Hans / Wahl, Volker (Hrsg.): Die Wettiner in Thüringen. Geschichte und Kultur in Deutschlands Mitte (Schriften des Thüringischen Hauptstaatsarchivs Weimar, 2). Arnstadt / Weimar 2000, S. 231–236.
Watzlawick, Paul / Bavelas, Janet Beavin / Jackson, Don D.: Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Bern / Stuttgart / Wien 1969.
Weder, Mirjam: Orthographische Varianten in der literalen Praxis. Empirische Untersuchung des Usus, der individuellen Repräsentationen und der Wirkung auf den Schreibprozess (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur, 95). Tübingen 2016.
Wegera, Klaus-Peter: „Gen, oder wie Herr Gottsched will, chen“. Zur Geschichte eines Diminutivsuffixes. In: Habermann, Mechthild / Müller, Peter O. / Naumann, Bernd (Hrsg.):

Wortschatz und Orthographie in Geschichte und Gegenwart. Festschrift für Horst Haider Munske zum 65. Geburtstag. Tübingen 2000, S. 43–58.
Wehler, Hans-Ulrich: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Bd. 1: Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur Defensiven Modernisierung der Reformära. 1700–1815. München ^{3}1996.
Wenzel, Manfred: Goethe und Toel: Briefwechsel 1799. In: Oldenburger Jahrbuch 94 (1994), S. 189–202.
Wielands Briefwechsel. Hrsg. v. Hans Werner Seiffert, bearb. v. Renate Petermann und Hans Werner Seiffert, 18 Bde. Berlin 1963–2005.
Wieland-Lesebuch (Insel Taschenbuch, 729). Hrsg. von Heinrich Bock, Frankfurt a. M. 1983.
Wiesinger, Peter: Zur Pragmatik in österreichischen Adeligenbriefen des 16. Jahrhunderts am Beispiel von Anrede- und Grußweisen. In: Brandt, Gisela (Hrsg.): Bausteine zu einer Geschichte des weiblichen Sprachgebrauchs VI. Sprachgebrauch von Frauen in ihren eigenen Texten. Internationale Fachtagung, Magdeburg 8.–9.9. 2003 (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik, 418). Stuttgart 2004, S. 5–24.
Wiethölter, Waltraud: Von Schreib- und Schriftkörpern: Zur Materialität der Briefschreibeszene. In: Bohnenkamp-Renken, Anne /Wiethölter, Waltraud (Hrsg.): Der Brief – Ereignis & Objekt. Frankfurter Tagung. Frankfurt a. M. / Basel 2010, S. 92–133.
Wild, Reiner: Die Vernunft der Väter. Zur Psychographie von Bürgerlichkeit und Aufklärung in Deutschland am Beispiel ihrer Literatur für Kinder (Germanistische Abhandlungen, 61). Stuttgart 1987.
Willkommen, Alexandra: Alternative Lebensformen. Unehelichkeit und Ehescheidung am Beispiel von Goethes Weimar (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Thüringen. Kleine Reihe, 57). Wien / Köln / Weimar 2019.
Wilpert, Gero von: Goethe-Lexikon (Kröners Taschenausgabe, 407). Stuttgart 1998.
Wilson, Stephen: The Myth of Motherhood a Myth: The Historical View of European Child-Rearing. In: Social History 9 (1984), Heft 2, S. 181–198.
Wisniewski, Claudia: Wörterbuch des Kostüms und der Mode (Reclams Universal-Bibliothek Reclam-Sachbuch, Nr. 18762). Stuttgart: 6., aktual. und erw. Aufl. 2010.
Wölfling, Christian: Reise durch Thüringen, den Ober- und Niederrheinischen Kreis, nebst Bemerkungen über Staatsverfassung, öffentliche Anstalten, Gewerbe, Cultur und Sitten. Dritter Theil. Dresden / Leipzig 1796.
Wyss, Eva Lia: Intimität und Geschlecht. Zur Syntax und Pragmatik der Anrede im Liebesbrief des 20. Jahrhunderts. In: Bulletin VALS-ASLA (2000), Heft 72, S. 181–204.
Zeltner, Hermann, Art. „Fichte, Johann Gottlieb“. In: NDB 5 (1961), S. 122–125, Online-Version: https://www.deutsche-biographie.de/pnd118532847.html#ndbcontent (04.02.2024).
Zeijlstra, Hedde: Sentential Negation and Negative Concord (LOT, 101). Utrecht 2004.
Zeman, Sonja: Nähe, Distanz und (historische) Pragmatik. Oder: Wie „nah“ ist ‚Nähesprache‘? In: Feilke/Hennig (Hrsg.): Zur Karriere von ‚Nähe und Distanz‘, S. 259–298.
Zifonun, Gisela: „*Man lebt nur einmal*.“. Morphosyntax und Semantik des Pronomens *man*. In: Deutsche Sprache 28 (2000), Heft 3, S. 232–253.
Zifonun, Gisela / Strecker, Bruno / Hoffmann, Ludger u. a.: Grammatik der deutschen Sprache (Schriften des Instituts für Deutsche Sprache, 7.1–7.3), 3 Bde. Berlin / New York 1997.
Zollna, Isabel: Französisch und Provencalisch/Deutsch. In: Besch, Werner u. a. (Hrsg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 4. Teilband (HSK, 2.4). Berlin / New York: 2., vollständig neu bearb. und erw. Aufl. 2000, S. 3192–3202.

6.2 Ungedruckte Quellen

Bibliothèque nationale et universitaire de Strasbourg (BNUS):
Für die Quellenangaben zu den Briefen Christiana von Goethes an Nicolaus Meyer siehe die Konkordanz im Anhang, S. 534 f. (NM2–5, 7, 10, 11, 15, 16, 18, 19, 21, 24, und 25).
Freies Deutsches Hochstift/Frankfurter Goethe-Museum (FDH/FGM):
Für die Quellenangaben zu den Briefen Christiana von Goethes an Nicolaus Meyer siehe die Konkordanz im Anhang, S. 534 f. (NM8, 9 und 17), zusätzlich dazu: FDH/FGM, Sign.: Hs-113.
Goethe-Museum Düsseldorf, Anton-und-Katharina-Kippenberg-Stiftung (GMD):
Für die Quellenangaben zu den Briefen Christiana von Goethes siehe die Konkordanz im Anhang, S. 535 (NM12 und 20), zusätzlich dazu:
GMD, Sign.: NW1544a/1977
GMD, Sign.: NW1544b/1977
GMD, Sign.: NW1544c/1977
GMD, Sign.: NW1123/1969.
Goethe- und Schiller-Archiv Weimar (GSA):
Für die Quellenangaben zu den Briefen Christiana von Goethes siehe die Konkordanz im Anhang, S. 523 ff., zusätzlich dazu:
GSA, Sign.: 01/64
GSA, Sign.: 06/152
GSA, Sign.: 06/560
GSA, Sign.: 37/X,2,3
GSA, Sign.: 54/117
GSA, Sign.: 114/88
GSA, Sign.: 122/100.
Kirchenamt Weimar (KA WE):
Taufbuch Hofkirche (nachfolgend KA WE, TB HK) 1755–1765
KA WE, TB HK 1766–1776
KA WE, TB HK 1777–1787
KA WE Taufbuch Stadtkirche 1734–1750
KA WE Traubuch Hofgemeinde 1762–1800
KA WE TR HK 1789
KA WE TR HK 1793
KA WE TR HK 1795
KA WE SR SK 1791
KA WE TR HK 1802
Landesarchiv Thüringen – Hauptstaatsarchiv Weimar (LATh – HStA Weimar):
LATh – HStA Weimar, Bestand: Fürstenhaus, Sign.: A 1113
LATh – HStA Weimar, Bestand: Gemeime Canzley Acta, Sign.: B 25781
LATh – HStA Weimar, Bestand: Regierungsakten, Sign.: B 25656
LATh – HStA Weimar, Bestand: Regierungsakten, Sign.: B 25395
LATh – HStA Weimar, Bestand: Höhere Schulen in Weimar, Nr. 17, 18 und 60
LATh – HStA Weimar, Nachlass Otto Schlegel, Nr. 63
Stadtarchiv Weimar (Stadt A Weimar):
Bürgerbuch der Stadt Weimar 1726–1812. Stadt A Weimar, Sign.: HA I-37-4
Huschke, Wolfgang: Weimarer Häuserkartei, Bd. 2, Stadt A Weimar, Sign.: 5323

Universitätsbibliothek Leipzig (UB Leipzig):
UB Leipzig, Slg. Hirzel, B313b
UB Leipzig, Slg. Hirzel, B266

6.3 Digitale Ressourcen und Tools

AntConc, https://www.laurenceanthony.net/software/antconc (22.03.2024).
Deutsches Textarchiv. Grundlage für ein Referenzkorpus der neuhochdeutschen Sprache. Hrsg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Berlin 2024, https://www.deutschestextarchiv.de (01.03.2024).
Dumont, Stefan u. a. (Hrsg.): correspSearch – Briefeditionen vernetzen (2.3.0). Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften 2023, https://correspSearch.net (01.03.2024).
Durrell, Martin u. a. (Hrsg.): The GerManC Corpus. Manchester 2012 (Dokumentation), https://www1.ids-mannheim.de/fileadmin/lexik/uwv/dateien/GerManC_Documentation.pdf (22.03.2024).
Digitalisate der Briefe Christiana von Goethes an Nicolaus Meyer aus der BNUS: https://gallica.bnf.fr/ark:/12148/btv1b10229403s/f2.item (05.04.2024).
Elspaß, Stephan / Möller, Robert: Atlas zur deutschen Alltagssprache (AdA), 2003 ff., https://www.atlas-alltagssprache.de (22.03.2024).
EXMARaLDA, https://exmaralda.org/de (22.03.2024).
Forschungsdatenbank so:fie, https://ores.klassik-stiftung.de/ords/f?p=900:1 (03.02.2024).
Frühneuzeitlichen Fürstinnenkorrespondenzen. Hrsg. von Rosemarie Lühr u. a.:
– Projektbeschreibung und -ergebnisse unter: https://gepris.dfg.de/gepris/projekt/145225894 (08.03.2024);
– Korpus unter: https://www.laudatio-repository.org/browse/corpus/ZCSVC3MB7CArCQ9CVedt/corpora (08.03.2024) und https://korpling.german.hu-berlin.de/annis3/#_c=RnVlcnN0aW5uZW5rb3JyZXNwb25kZW56MS4x (08.03.2024);
– Digitalisate unter: https://collections.thulb.uni-jena.de (08.03.2024).
Goethe Bibliothek Online, https://lhwei.gbv.de/DB=2.5 (22.03.2024).
Historisches Korpus des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache (HIST), https://www.ids-mannheim.de/lexik/abgeschlosseneprojekte/historischeskorpus (22.03.2024).
LAKomp, https://lakomp.uzi.uni-halle.de (01.03.2024).
Prell, Martin: Transkriptions- und Auszeichnungsrichtlinien der „Digitalen Edition der Briefe Erdmuthe Benignas von Reuß-Ebersdorf (1670 -1732)“. Jena 2017, https://www.db-thueringen.de/servlets/MCRFileNodeServlet/dbt_derivate_00038903/Transkriptions-_und_Auszeichnungsrichtlinien_DBT_Prell.pdf (22.03.2024).
Projekt Gutenberg, https://www.projekt-gutenberg.org/goethe/br-frau1/br-frau1.html sowie https://www.projekt-gutenberg.org/goethe/br-frau2/br-frau2.html (08.03.2024).
PROPYLÄEN. Goethes Biographica. Beta-Version, https://goethe-biographica.de (08.03.2024).
Sahle, Patrick: A Catalog of Digital Scholarly Editions, http://www.digitale-edition.de (08.03.2024).
Software im Deutschen Textarchiv. In: Deutsches Textarchiv. Grundlage für ein Referenzkorpus der neuhochdeutschen Sprache. Hrsg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Berlin 2024, https://www.deutschestextarchiv.de/doku/software (22.03.2024).
Variantengrammatik des Standarddeutschen, http://mediawiki.ids-mannheim.de/VarGra/index.php/Start (22.03.2024).

Siglenverzeichnis

Die vollständigen Angaben zu den mit Siglen versehenen Titeln sind im Literatur- und Quellenverzeichnis aufgeführt.

AWb	Adelung, Johann Christoph: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart
ADB	Allgemeine Deutsche Biographie
BuG	Goethe: Begegnungen und Gespräche
BNUS	Bibliothèque nationale et universitaire de Strasbourg
DWb	Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm
DWDS	Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, hrsg. von Wolfgang Pfeifer u. a., digitalisierte und von Wolfgang Pfeifer überarb. Version im Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache
FDH/FGM	Freies Deutsches Hochstift / Frankfurter Goethe-Museum
GB	Johann Wolfgang Goethe: Briefe. Historisch-kritische Ausgabe
GC I / GC II	Goethes Briefwechsel mit seiner Frau. Hrsg. von Hans Gerhard Gräf (1916)
GC I / GC II (1989)	Goethes Briefwechsel mit seiner Frau. Hrsg. von Hans Gerhard Gräf (1989)
GMD	Goethe-Museum Düsseldorf, Anton-und-Katharina-Kippenberg-Stiftung
Goethe-Riemer	Johann Wolfgang von Goethe. Briefwechsel mit Friedrich Wilhelm Riemer
GSA	Klassik Stiftung Weimar / Goethe- und Schiller-Archiv
GT	Johann Wolfgang von Goethe. Tagebücher. Historisch-kritische Ausgabe
GWb	Goethe Wörterbuch
Hirzel	Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nicolaus Meyer
HK	Hofkirche
Hofkalender	Hochfürstl. SachsenWeimar- und Eisenachischer Hof- und Addreß-Calender
HSK	Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft
IDS	Leibniz-Institut für Deutsche Sprache
Kasten	Goethes Bremer Freund Dr. Nicolaus Meyer
KA WE	Kirchenamt Weimar
LATh – HStA Weimar	Landesarchiv Thüringen – Thüringisches Hauptstaatsarchiv Weimar
NDB	Neue Deutsche Biographie
RA	Briefe an Goethe. Gesamtausgabe in Regestform [Regestausgabe]
SK	Stadtkirche
Stadt A Weimar	Stadtarchiv Weimar
Suphan	Briefe von Goethe und Christiane v. Goethe, von F. W. Riemer und Christian August Vulpius an August v. Goethe in Heidelberg
TB	Taufbuch
TR	Trauregister
ThWb	Thüringisches Wörterbuch
WA	Goethes Werke. Hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen (Weimarer Ausgabe)
WWA	Weimarische Wöchentliche Anzeigen

Open Access. © 2024 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. BY-NC-ND Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung - Nicht-kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111342290-007

Abkürzungsverzeichnis

Im Interesse der Lesbarkeit des Textes wurden die hier angegebenen Abkürzungen nicht an allen Stellen im Text eingesetzt.

Abb.	Abbildung
aktual.	aktualisiert
Anm.	Anmerkung
Aufl.	Auflage
bearb.	bearbeitet
Bd., Bde.	Band, Bände
Bdt.	Bedeutung
Bl.	Blatt
bes.	besonders
bzw.	beziehungsweise
ca.	circa
dargest.	dargestellt
Dim.	Diminutiv
durchges.	durchgesehen(e)
ebd.	ebenda
egh.	eigenhändig
engl.	englisch
erg.	ergänzt(e)
erw.	erweitert
franz.	französisch
F. S.	Fürstlich-Sächsische/-er/-es
ges.	gesamt
ggf.	gegebenenfalls
Hrsg./hrsg.	Herausgeber/-in / herausgegeben
insb.	insbesondere
insg.	insgesamt
ital.	italienisch
Jh.	Jahrhundert
lat.	lateinisch
mhd.	mittelhochdeutsch
Mitarb.	Mitarbeit
Nhd./nhd.	Neuhochdeutsch/neuhochdeutsch
Nr.	Nummer
o. Fol.	ohne Foliierung
o. J.	ohne Jahr
P.	Person (Numerus)
Pl.	Plural
r	recto
S.	Seite
Sg.	Singular
Sign.	Signatur

Open Access. © 2024 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. BY-NC-ND Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung - Nicht-kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111342290-008

sog.	sogenannt
St.	Stück
Tab.	Tabelle
Tle.	Teile
u. a.	und andere
UB	Universitätsbibliothek
überarb.	überarbeitet
v	verso
v.	von
verb.	verbessert(e)
vgl.	vergleiche
vollst.	vollständig
vs.	versus
z. B.	zum Beispiel

Tabellenverzeichnis

Tab. 1 Vorfahren der Christiana Vulpius in männlicher Linie —— **20**
Tab. 2 Taufpaten der Kinder von Johann Friedrich Vulpius aus erster und zweiter Ehe —— **27**
Tab. 3 Überlieferung und Drucknachweise der Briefe Christiana von Goethes an Nicolaus Meyer —— **158**
Tab. 4 Formale Briefbestandteile in den egh. Briefen Christiana von Goethes —— **162**
Tab. 5 Formale Briefbestandteile in den eigenhändigen und diktierten Briefen Johann Wolfgang von Goethes an Christiana Vulpius —— **163**
Tab. 6 Übersicht über die überlieferten, eigenhändigen sowie die transkribierten Briefe Christiana von Goethes —— **176**
Tab. 7 Schriftproben von Majuskeln aus dem Korpus —— **185**
Tab. 8 Schriftproben aus dem Korpus und ihre Lesungen I —— **189**
Tab. 9 Schriftproben aus dem Korpus und ihre Lesungen II —— **192**
Tab. 10 Schriftproben mit Breve —— **194**
Tab. 11 Verbformen auf *-ieren* versus *-iren* —— **230**
Tab. 12 *-ei-* vs. *-ey-* —— **232**
Tab. 13 *th* vs. *t* respektive *dh* vs. *d* —— **233**
Tab. 14 *th* vs. *t* respektive *dh* vs. *d* am Beispiel von <tun> —— **234**
Tab. 15 Schreibung von <-ng> —— **237**
Tab. 16 Vokalentrundung: *ü-* vs. *i*-Schreibung —— **243**
Tab. 17 Vokalrundung: *ü-* statt *i*-Schreibung —— **244**
Tab. 18 Variation in der Plosivschreibung <p> vs <b> —— **260**
Tab. 19 Variation der Schreibung von <pf> —— **262**
Tab. 20 Das Verhältnis von <t> und <d> in allen Positionen —— **265**
Tab. 21 Suffixschreibung <-ig> —— **271**
Tab. 22 Konsonantencluster —— **276**
Tab. 23 Syntaktische Analyse nach koordinierenden und subordinierenden Strukturen I —— **296**
Tab. 24 Syntaktische Analyse nach koordinierenden und subordinierenden Strukturen II —— **297**
Tab. 25 Vergleich der Interpunktion anhand des Original- und des edierten Briefes vom 1. Oktober 1796 —— **306**
Tab. 26 Entwicklung der Vergleichspartikeln nach Komparativ und Positiv im Nhd. —— **307**
Tab. 27 Der Gebrauch der Präposition *wegen* —— **316**
Tab. 28 Fremdwortschreibung in den Briefen Christiana von Goethes —— **331**
Tab. 29 Dialektwortschatz —— **349**
Tab. 30 Anrede und Selbstbezeichnung —— **374**
Tab. 31 Direkte Anrede in den Briefen. Johann Wolfgang von Goethes —— **376**
Tab. 32 Direkte Anrede in den Briefen. Christiana von Goethes —— **378**
Tab. 33 Indirekte Anrede in den Briefen von Christiana Vulpius —— **388**
Tab. 34 Selbstbezeichnung in den Briefen von Christiana Vulpius —— **389**
Tab. 35 Direkte Anrede in Christiana von Goethes Briefen einschließlich des quantitativen Anteils für die Jahre 1798/99 —— **395**
Tab. 36 Personal- und Possessivpronomina in den Briefen Christiana von Goethes in absoluten Zahlen —— **408**

Open Access. © 2024 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. BY-NC-ND Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung - Nicht-kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0 International Lizenz.

https://doi.org/10.1515/9783111342290-009

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1 Soziogramm der Taufpatenschaften der Familie Vulpius —— **36**
Abb. 2 Schreibphasen Christiana von Goethes —— **121**
Abb. 3 Adressatenkreis der überlieferten Privatbriefe Christiana von Goethes —— **148**
Abb. 4 Überlieferter Briefwechsel Christiana von Goethe und Johann Wolfgang von Goethe 1792–1816 —— **150**
Abb. 5 Überlieferte und erschlossene Briefe Johann Wolfgang von Goethes 1790–1800 —— **152**
Abb. 6 Auszug aus dem Brief von Christiana Vulpius an Goethe vom 24. März 1798 —— **195**
Abb. 7 Sprache der Nähe – Sprache der Distanz: Affinität der Konzeption zum Medium —— **201**
Abb. 8 Das Nähe-Distanz-Kontinuum: Kommunikationsbedingungen und Versprachlichungsstrategien, Kommunikationsformen und konzeptionell-mediale Affinitäten (Modell von 2016) —— **202**
Abb. 9 Konzeptionelles Profil des Privatbriefes (schwarz) sowie eines Privatbriefes Christiana von Goethes (orange) —— **204**
Abb. 10 Der Laut [k] und seine graphischen Entsprechungen —— **218**
Abb. 11 Schreibvariation in den Briefen Christiana von Goethes anhand der Beispiele <gut> und <bitten> —— **227**
Abb. 12 Vokaltrapez —— **241**
Abb. 13 Aussprache von nhd. ei (mhd. ei) / nhd. eu (mhd. öu) in der thüringischen Mundart —— **247**
Abb. 14 Aussprache von nhd. ei (mhd. î) in der thüringischen Mundart —— **248**
Abb. 15 Aussprache von nhd. au (mhd. ou) in der thüringischen Mundart —— **252**
Abb. 16 Aussprache von nhd. au (mhd. û) in der thüringischen Mundart —— **253**
Abb. 17 Aussprache von pf-/-pf- im An-, In- und Auslaut in der thüringischen Mundart —— **262**
Abb. 18 Aussprache von k-/g- (z. B. in „Kopf/ganz“) in der thüringischen Mundart —— **270**
Abb. 19 Brief von Christiana Vulpius an Goethe vom 14. Januar 1795 —— **285**
Abb. 20 Varianten der Diminutivsuffixe in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts —— **290**
Abb. 21 Varianten der Diminutivsuffixe in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts —— **290**
Abb. 22 Möglichkeiten der Komparation in den deutschen Dialekten. Syntaktische Einbindung des Komparativs (…) besser als (…) —— **309**
Abb. 23 Karte aus dem Atlas der deutschen Alltagssprache zu *wegen mir / meinetwegen* —— **318**
Abb. 24 Beziehungskreise —— **369**
Abb. 25 Syntax der nominalen Anrede im Liebesbrief —— **373**
Abb. 26 Direkte Anrede in Johann Wolfgang von Goethes Briefen nach Position —— **383**
Abb. 27 Direkte Anrede in Christiana von Goethes Briefen nach Position —— **384**
Abb. 28 Indirekte Anrede in den Briefen Johann Wolfgang von Goethes —— **387**
Abb. 29 Anrede und Selbstbezeichnungen in den Briefen Christiana von Goethes —— **393**
Abb. 30 Anrede und Selbstbezeichnungen in den Briefen Johann Wolfgang von Goethes —— **393**
Abb. 31 Entwicklungsstufen der Anrede an eine Einzelperson im Deutschen —— **402**
Abb. 32 Themenabfolge in Christiana Vulpius᾽ Brief vom 19. November 1798 —— **466**
Abb. 33 Beziehungsebene der Themenstrukturierung —— **467**
Abb. 34 Kommunikationsmodell nach Jakobson (1960) —— **469**

Open Access. © 2024 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. BY-NC-ND Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung - Nicht-kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0 International Lizenz.

https://doi.org/10.1515/9783111342290-010

Anhang

Konkordanz der Belegstellen zu den Briefen Christiana von Goethes

Sigle	Adressat	Datum	Archiv und Signatur	Anmerkungen
JWG1	Goethe, Johann Wolfgang von	[1793].05.13	GSA 28/2, Bl. 153–154	GC I, Nr. 13
JWG2	Goethe, J. W. v.	[1793.05.24]	GSA 28/2, Bl. 162–164	GC I, Nr. 15
JWG3	Goethe, J. W. v.	[1793].06.07	GSA 28/2, Bl. 189–190	GC I, Nr. 18
JWG4	Goethe, J. W. v.	[1793.06].14	GSA 28/2, Bl. 202–203	GC I, Nr. 20
JWG5	Goethe, J. W. v.	[1793.06.17 o. 18]	GSA 28/2, Bl. 220–221	GC I, Nr. 22
JWG6	Goethe, J. W. v.	[1793.06.Ende]	GSA 28/2, Bl. 226–227	GC I, Nr. 24
JWG7	Goethe, J. W. v.	[1793].07.05	GSA 28/2, Bl. 233–234	GC I, Nr. 26
JWG8	Goethe, J. W. v.	[1793.07.Mitte]	GSA 28/2, Bl. 253–254	GC I, Nr. 28
JWG9	Goethe, J. W. v.	[1793.07].19	GSA 28/2, Bl. 266–267	GC I, Nr. 29
JWG10	Goethe, J. W. v.	[1793.07].25	GSA 28/2, Bl. 274	GC I, Nr. 30
JWG11	Goethe, J. W. v.	[1793.08.]08	GSA 28/2, Bl. 288	GC I, Nr. 32
JWG12	Goethe, J. W. v.	[1793.09.Ende oder 10.Anfang]	GSA 28/3, Bl. 373	GC I, Nr. 35
JWG13	Goethe, J. W. v.	[1793.10.Anfang]	GSA 28/3, Bl. 380.385	GC I, Nr. 36
JWG14	Goethe, J. W. v.	[1795.01.12]	GSA 28/8, Bl. 3–4	GC I, Nr. 39
JWG15	Goethe, J. W. v.	[1795.01.14][1801]	GSA 28/8, Bl. 15	GC I, Nr. 40
JWG16	Goethe, J. W. v.	[1795.04.09]	GSA 28/9, Bl. 116	GC I, Nr. 43
JWG17	Goethe, J. W. v.	[1795.04.11]	GSA 28/9, Bl. 120	GC I, Nr. 45
JWG18	Goethe, J. W. v.	[1795.04.16 o. 17]	GSA 28/9, Bl. 128.135	GC I, Nr. 46
JWG19	Goethe, J. W. v.	[1795.04.18 o. 19]	GSA 28/9, Bl. 140.147	GC I, Nr. 47
JWG20	Goethe, J. W. v.	[1795.04.19 o. 20]	GSA 28/9, Bl. 141.144	GC I, Nr. 48

1801 Datierung nach RA 1/1175; in GC: 14. oder 16. Januar 1795.

Open Access. © 2024 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. BY-NC-ND Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung - Nicht-kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0 International Lizenz.
https://doi.org/10.1515/9783111342290-011

(fortgesetzt)

Sigle	Adressat	Datum	Archiv und Signatur	Anmerkungen
JWG21	Goethe, J. W. v.	[1795.]10.14 (16)[1802]	GSA 28/11, Bl. 315	GC I, Nr. 58
JWG22	Goethe, J. W. v.	[1795].10.16	GSA 28/11, Bl. 322	GC I, Nr. 60
JWG23	Goethe, J. W. v.	[1795].11.10	GSA 28/11, Bl. 347–348	GC I, Nr. 62
JWG24	Goethe, J. W. v.	[1796].01.09	GSA 28/12, Bl. 11	GC I, Nr. 64
JWG25	Goethe, J. W. v.	[1796.01.13]	GSA 28/12, Bl. 7–8	GC I, Nr. 66
JWG26	Goethe, J. W. v.	[1796.02.17 o. 18]	GSA 28/12, Bl. 64	GC I, Nr. 68
JWG27	Goethe, J. W. v.	[1796.02.20]	GSA 28/12, Bl. 67–68	GC I, Nr. 70
JWG28	Goethe, J. W. v.	[1796].02.21	GSA 28/12, Bl. 69–70	GC I, Nr. 72
JWG29	Goethe, J. W. v.	[1796].02.24	GSA 28/12, Bl. 79–80	GC I, Nr. 73
JWG30	Goethe, J. W. v.	[1796.02.27]	GSA 28/12, Bl. 87–88	GC I, Nr. 74
JWG31	Goethe, J. W. v.	[1796.03].02	GSA 28/12, Bl. 94–95	GC I, Nr. 75
JWG32	Goethe, J. W. v.	[1796.03].05	GSA 28/12, Bl. 101–102	GC I, Nr. 76
JWG33	Goethe, J. W. v.	[1796.03.14 o. 18]	GSA 28/13, Bl. 198	GC I, Nr. 82
JWG34	Goethe, J. W. v.	[1796.09.14 (?)]	GSA 28/14, Bl. 314–315	GCI, Nr. 90
JWG35	Goethe, J. W. v.	[1796.09.25]	GSA 28/14, Bl. 336.344	GC I, Nr. 91
JWG36	Goethe, J. W. v.	[1796.09.30 o. 10.01]	GSA 28/14, Bl. 339–340	GC I, Nr. 92
JWG37	Goethe, J. W. v.	[1796].11.06	GSA 28/15, Bl. 391	GC I, Nr. 95
JWG38	Goethe, J. W. v.	[1797.02].21–22	GSA 28/16, Bl. 85–86	GC I, Nr. 98
JWG39	Goethe, J. W. v.	[1797.02.25]	GSA 28/16, Bl. 87.94	GC I, Nr. 100
JWG40	Goethe, J. W. v.	[1797.03.01]	GSA 28/16, Bl. 97	GC I, Nr. 101
JWG41	Goethe, J. W. v.	[1797.03.03–04]	GSA 28/16, Bl. 103–104	GC I, Nr. 103
JWG42	Goethe, J. W. v.	[1797.03.08 (?)]	GSA 28/16, Bl. 121–122	GC I, Nr. 106
JWG43	Goethe, J. W. v.	[1797.03.12 o. 13]	GSA 28/16, Bl. 125	GC I, Nr. 108

1802 Datierung nach RA 1/1439; in GC: 16. O[ctober 1795] (nach der Handschrift: *16 O*).

(fortgesetzt)

Sigle	Adressat	Datum	Archiv und Signatur	Anmerkungen
JWG44	Goethe, J. W. v.	[1797.03].15	GSA 28/16, Bl. 132	GC I, Nr. 110
JWG45	Goethe, J. W. v.	[1797.03.18 (?)]	GSA 28/16, Bl. 165	GC I, Nr. 112
JWG46	Goethe, J. W. v.	[1797].03.22	GSA 28/16, Bl. 157	GC I, Nr. 114
JWG47	Goethe, J. W. v.	[1797.03.25]	GSA 28/16, Bl. 166–167	GC I, Nr. 116
JWG48	Goethe, J. W. v.	[1797.03.28 o. 29]	GSA 28/16, Bl. 179	GC I, Nr. 118
JWG49	Goethe, J. W. v.	[1797.05.24 (?)]	GSA 28/17, Bl. 250	GC I, Nr. 119
JWG50	Goethe, J. W. v.	[1797.05.26]	GSA 28/17, Bl. 275–276	GC I, Nr. 121
JWG51	Goethe, J. W. v.	[1797.05.27]	GSA 28/17, Bl. 272	GC I Nr. 122
JWG52	Goethe, J. W. v.	[1797].05.29	GSA 28/17, Bl. 288–290	GC I Nr. 124
JWG53	Goethe, J. W. v.	[1797.05.31]	GSA 28/17, Bl. 291–292	GC I Nr. 126
JWG54	Goethe, J. W. v.	[1797.06.02]	GSA 28/17, Bl. 251	GC I, Nr. 127
JWG55	Goethe, J. W. v.	[1797.06.03][1803]	GSA 28/17, Bl. 303	GC I, Nr. 128
JWG56	Goethe, J. W. v.	[1797.06.05]	GSA 28/17, Bl. 304	GC I, Nr. 129
JWG57	Goethe, J. W. v.	[1797.06.07]	GSA 28/17, Bl. 307–308	GC I, Nr. 131
JWG58	Goethe, J. W. v.	[1797.06.09 o. 10.][1804]	GSA 28/17, Bl. 323	GC I, Nr. 133
JWG59	Goethe, J. W. v.	[1797.06.13][1805]	GSA 28/17, Bl. 327.334	GC I, Nr. 134
JWG60	Goethe, J. W. v.	[1797.06.14]	GSA 28/17, Bl. 343–344	GC I, Nr. 136
JWG61	Goethe, J. W. v.	[1797.08.07]	GSA 28/19, Bl. 407	GC I, Nr. 138
JWG62	Goethe, J. W. v.	[1797.08.8.–11.][1806]	GSA 28/19, Bl. 411–413	GC I, Nr. 140
JWG63	Goethe, J. W. v.	[1797].08.13	GSA 28/19, Bl. 416–417	GC I, Nr. 142
JWG64	Goethe, J. W. v.	[1797].08.16	GSA 28/19, Bl. 423–424	GC I, Nr. 144
JWG65	Goethe, J. W. v.	[1797].08.18	GSA 28/19, Bl. 427–428	GC I, Nr. 145

1803 Datierung nach RA 2/821; in GC Tag fraglich: 3. (?) Juni 1797.
1804 Datierung nach RA 2/837; in GC Tag fraglich: 9. (?) Juni 1797.
1805 Datierung nach RA 2/845; in GC: 10. oder 11. Juni 1797.
1806 Es handelt sich um ein Brieftagebuch von der Rückreise aus Frankfurt nach Weimar.

(fortgesetzt)

Sigle	Adressat	Datum	Archiv und Signatur	Anmerkungen
JWG66	Goethe, J. W. v.	[1797.08.24][1807]	GSA 28/19, Bl. 436–437	GC I, Nr. 146
JWG67	Goethe, J. W. v.	[1797.09].25	GSA 28/19, Bl. 463	GC I, Nr. 151
JWG68	Goethe, J. W. v.	[1797].10.02	GSA 28/19, Bl. 473–474	GC I, Nr. 153
JWG69	Goethe, J. W. v.	[1798.03].20–21	GSA 28/20, Bl. 116	GC I, Nr. 158
JWG70	Goethe, J. W. v.	[1798].03.24	GSA 28/20, Bl. 122	GC I, Nr. 160
JWG71	Goethe, J. W. v.	[1798.03.28]	GSA 28/20, Bl. 130	GC I, Nr. 162
JWG72	Goethe, J. W. v.	[1798.03.31]	GSA 28/21, Bl. 139–140	GC I, Nr. 164
JWG73	Goethe, J. W. v.	[1798.04.02]	GSA 28/21, Bl. 152	GC I, Nr. 165
JWG74	Goethe, J. W. v.	[1798.04.03]	GSA 28/21, Bl. 155	GC I, Nr. 168
JWG75	Goethe, J. W. v.	[1798].05.22.–23.	GSA 28/21, Bl. 211	GC I, Nr. 171
JWG76	Goethe, J. W. v.	[1798.05.23]	GSA 28/21, Bl. 230	GC I, Nr. 172
JWG77	Goethe, J. W. v.	[1798.05].25	GSA 28/21, Bl. 223	GC I, Nr. 174
JWG78	Goethe, J. W. v.	[1798.05].30	GSA 28/21, Bl. 233–234	GC I, Nr. 175
JWG79	Goethe, J. W. v.	[1798.06].08[1808]	GSA 28/21, Bl. 241–242	GC I, Nr. 176
JWG80	Goethe, J. W. v.	[1798.06.12]	GSA 28/21, Bl. 255–256	GC I, Nr. 178
JWG81	Goethe, J. W. v.	[1798.06.13]	GSA 28/21, Bl. 260	GC I, Nr. 180
JWG82	Goethe, J. W. v.	[1798.06.16]	GSA 28/21, Bl. 269–270	GC I, Nr. 181
JWG83	Goethe, J. W. v.	[1798.06.18 (?)]	GSA 28/21, Bl. 283–284	GC I, Nr. 183
JWG83a[1809]	Goethe, J. W. v.	1798.06.19	GSA 28/21, Bl. 287	GC I, Nr. 184
JWG84	Goethe, J. W. v.	[1798.06.20]	GSA 28/21, Bl. 289	GC I, Nr. 186
JWG85	Goethe, J. W. v.	[1798.06.22]	GSA 28/21, Bl. 295.297	GC I, Nr. 188
JWG86	Goethe, J. W. v.	[1798].07.[16 o. 17]	GSA 28/22, Bl. 331.334	GC I, Nr. 190
JWG87	Goethe, J. W. v.	[1798.08.05]	GSA 28/22, Bl. 372	GC I, Nr. 193

1807 Datierung nach GC; in RA 2/945: vor dem 24. August 1797.
1808 Datierung nach GC und RA 2/1316; in der Handschrift fälschlich *8. Juli* ohne Jahresangabe.
1809 Auftragsbrief, geschrieben von Christian August Vulpius.

(fortgesetzt)

Sigle	Adressat	Datum	Archiv und Signatur	Anmerkungen
JWG88	Goethe, J. W. v.	[1798.08.zwischen 7 u. 9]	GSA 28/22, Bl. 374	GC I, Nr. 194
JWG89	Goethe, J. W. v.	[1798].08.13	GSA 28/22, Bl. 384.391	GC I, Nr. 196
JWG89a[1810]	Goethe, J. W. v.	1798.08.13	GSA 28/22, Bl. 386	GC I, Nr. 196
JWG90	Goethe, J. W. v.	[1798.09.26 (?)]	GSA 28/22, Bl. 475	GC I, Nr. 197
JWG91	Goethe, J. W. v.	[1798.09.29]	GSA 28/22, Bl. 467	GC I, Nr. 199
JWG92	Goethe, J. W. v.	[1798.09.30]	GSA 28/23, Bl. 476–477	GC I, Nr. 200
JWG93	Goethe, J. W. v.	[1798.10.15 o. 16][1811]	GSA 28/23, Bl. 500	GC I, Nr. 202
JWG94	Goethe, J. W. v.	[1798.10.16. o. 17][1812]	GSA 28/23, Bl. 504	GC I, Nr. 203
JWG95	Goethe, J. W. v.	[1798.10.19]	GSA 28/23, Bl. 517	GC I, Nr. 204
JWG96	Goethe, J. W. v.	[1798.11.14]	GSA 28/23, Bl. 552	GC I, Nr. 206
JWG97	Goethe, J. W. v.	[1798.11.15]	GSA 28/23, Bl. 556	GC I, Nr. 207
JWG98	Goethe, J. W. v.	[1798.11.17 (?)]	GSA 28/23, Bl. 567	GC I, Nr. 208
JWG99	Goethe, J. W. v.	[1798].11.19[1813]	GSA 28/23, Bl. 570	GC I, Nr. 209
JWG100	Goethe, J. W. v.	[1798.11.21]	GSA 28/23, Bl. 576	GC I, Nr. 211
JWG101	Goethe, J. W. v.	[1798.11.24]	GSA 28/23, Bl. 586	GC I, Nr. 212
JWG102	Goethe, J. W. v.	[1798.11.27]	GSA 28/23, Bl. 599	GC I, Nr. 215
JWG103	Goethe, J. W. v.	[1798.11.29]	GSA 28/23, Bl. 605	GC I, Nr. 216
JWG104	Goethe, J. W. v.	[1799].03.23	GSA 28/24, Bl. 96	GC I, Nr. 222
JWG105	Goethe, J. W. v.	[1799.03.27]	GSA 28/24, Bl. 103	GC I, Nr. 223
JWG106	Goethe, J. W. v.	[1799.03.30]	GSA 28/24, Bl. 107–108	GC I, Nr. 224

1810 Es handelt sich um eine Nachschrift auf dem Brief von August Vulpius, der JWG89 beigelegt war.

1811 Datierung in GC: 15. Oktober 1798; in RA 2/1522: 15. oder 16. Oktober 1798.

1812 Datierung in GC: 16. Oktober 1798; in RA 2/1528: 16. oder 17. Oktober 1798.

1813 Datierung nach GC und RA 2/1589; in der Handschrift auf den 22. November datiert.

(fortgesetzt)

Sigle	Adressat	Datum	Archiv und Signatur	Anmerkungen
JWG107	Goethe, J. W. v.	[1799.04.02]	GSA 28/25, Bl. 130	GC I, Nr. 226
JWG108	Goethe, J. W. v.	[1799].04.05	GSA 28/25, Bl. 131	GC I, Nr. 227
JWG109	Goethe, J. W. v.	[1799].04.06	GSA 28/25, Bl. 139	GC I, Nr. 228
JWG110	Goethe, J. W. v.	[1799.05.03]	GSA 28/25, Bl. 159–160	GC I, Nr. 230
JWG111	Goethe, J. W. v.	[1799.05.07]	GSA 28/25, Bl. 164	GC I, Nr. 232
JWG112	Goethe, J. W. v.	[1799.05.10]	GSA 28/25, Bl. 178–179	GC I, Nr. 234
JWG113	Goethe, J. W. v.	[1799.05.12]	GSA 28/25, Bl. 180	GC I, Nr. 235
JWG114	Goethe, J. W. v.	[1799.05.15]	GSA 28/25, Bl. 195	GC I, Nr. 237
JWG115	Goethe, J. W. v.	[1799.08.06]	GSA 28/26, Bl. 265	GC I, Nr. 238
JWG116	Goethe, J. W. v.	[1799.09.18]	GSA 28/26, Bl. 303	GC I, Nr. 241
JWG117	Goethe, J. W. v.	[1799.09.25]	GSA 28/26, Bl. 314–315	GC I, Nr. 242
JWG118	Goethe, J. W. v.	[1799.09.28]	GSA 28/26, Bl. 325	GC I, Nr. 243
JWG119	Goethe, J. W. v.	[1799.10.02]	GSA 28/27, Bl. 334–335	GC I, Nr. 244
JWG120	Goethe, J. W. v.	[1799].10.06	GSA 28/27, Bl. 349–350	GC I, Nr. 246
JWG121	Goethe, J. W. v.	[1799.10.07]	GSA 28/27, Bl. 355	GC I, Nr. 247
JWG122	Goethe, J. W. v.	[1799.10.08]	GSA 28/27, Bl. 357	GC I, Nr. 248
JWG123	Goethe, J. W. v.	[1799.10.09]	GSA 28/27, Bl. 359	GC I, Nr. 250
JWG124	Goethe, J. W. v.	[1799.10.11 o. 12]	GSA 28/27, Bl. 367	GC I, Nr. 252
JWG125	Goethe, J. W. v.	[1799.11.13]	GSA 28/27, Bl. 395	GC I, Nr. 253
JWG126	Goethe, J. W. v.	[1799.11.16]	GSA 28/27, Bl. 407	GC I, Nr. 254
JWG127	Goethe, J. W. v.	[1799.11.20]	GSA 28/27, Bl. 418	GC I, Nr. 255
JWG128	Goethe, J. W. v.	[1799.11.21 (?)]	GSA 28/27, Bl. 425–426	GC I, Nr. 256
JWG129	Goethe, J. W. v.	[1799.11.23]	GSA 28/27, Bl. 431	GC I, Nr. 257
JWG130	Goethe, J. W. v.	[1799.11.25]	GSA 28/27, Bl. 435	GC I, Nr. 259
JWG131	Goethe, J. W. v.	[1799.11].27	GSA 28/27, Bl. 440–441	GC I, Nr. 260
JWG132	Goethe, J. W. v.	[1799.11.29]	GSA 28/27, Bl. 446	GC I, Nr. 261

(fortgesetzt)

Sigle	Adressat	Datum	Archiv und Signatur	Anmerkungen
JWG133	Goethe, J. W. v.	[1799.12.05 (?)][1814]	GSA 28/27, Bl. 453	GC I, Nr. 263
JWG134	Goethe, J. W. v.	[1800].05.03	GSA 25/W 2779, Bl. 57	GC I, Nr. 264
JWG134a[1815]	Goethe, J. W. v.	1800.05.05	GSA 25/W 2779, Bl. 75–76	GC I, Nr. 266
JWG135	Goethe, J. W. v.	[1800.07.23]	GSA 28/30, Bl. 293	GC I, Nr. 268
JWG136	Goethe, J. W. v.	[1800.07.26]	GSA 28/30, Bl. 284	GC I, Nr. 269
JWG137	Goethe, J. W. v.	[1800.07.30]	GSA 28/30, Bl. 305	GC I, Nr. 272
JWG138	Goethe, J. W. v.	[1800].08.19	GSA 28/30, Bl. 324.327	GC I, Nr. 273
JWG139	Goethe, J. W. v.	[1800.09.13]	GSA 28/30, Bl. 372	GC I, Nr. 274
JWG140	Goethe, J. W. v.	[1800.09.17]	GSA 28/30, Bl. 383	GC I, Nr. 275
JWG141	Goethe, J. W. v.	[1800.09.20]	GSA 28/30, Bl. 392	GC I, Nr. 276
JWG142	Goethe, J. W. v.	[1800.09.24]	GSA 28/30, Bl. 396–397	GC I, Nr. 278
JWG143	Goethe, J. W. v.	[1800.09.27]	GSA 28/30, Bl. 409	GC I, Nr. 279
JWG144	Goethe, J. W. v.	[1800.09.29]	GSA 28/30, Bl. 419	GC I, Nr. 280
JWG145	Goethe, J. W. v.	[1800.10.01]	GSA 28/31, Bl. 423	GC I, Nr. 281
JWG146	Goethe, J. W. v.	[1800.11.15]	GSA 28/31, Bl. 482	GC I, Nr. 282
JWG147	Goethe, J. W. v.	[1800.11.19]	GSA 28/31, Bl. 493	GC I, Nr. 283
JWG148	Goethe, J. W. v.	[1800.12.13]	GSA 28/31, Bl. 540	GC I, Nr. 284
JWG149	Goethe, J. W. v.	[1800].12.16–17	GSA 28/31, Bl. 559–560	GC I, Nr. 286
JWG150	Goethe, J. W. v.	[1800.12.20]	GSA 28/31, Bl. 571	GC I, Nr. 287
JWG151	Goethe, J. W. v.	[1800.12.23]	GSA 28/31, Bl. 576	GC I, Nr. 288
JWG152	Goethe, J. W. v.	[1801.04.16]	GSA 28/33, Bl. 160–161	GC I, Nr. 289
JWG153	Goethe, J. W. v.	[1801.04.27–28]	GSA 28/33, Bl. 186	GC I, Nr. 290
JWG154	Goethe, J. W. v.	[1801.06.23 o. 24]	GSA 28/34, Bl. 285	GC I, Nr. 292

1814 Datierung nach RA 3/486; in GC: zwischen dem 3. und 7. Dezember 1799.
1815 Auftragsbrief, geschrieben von Christian August Vulpius.

(fortgesetzt)

Sigle	Adressat	Datum	Archiv und Signatur	Anmerkungen
JWG155	Goethe, J. W. v.	[1801].07.03[1816]	GSA 28/34, Bl. 295	GC I, Nr. 295
JWG156	Goethe, J. W. v.	[1801].07.27[1817]	GSA 28/34, Bl. 268–269	GC I, Nr. 298
JWG157	Goethe, J. W. v.	[1801].08.05	GSA 28/34, Bl. 265–266	GC I, Nr. 300
JWG158 =	**AG21**			
JWG159	Goethe, J. W. v.	[1801.08.26 o. 27]	GSA 28/34, Bl. 291	GC I, Nr. 301
JWG160	Goethe, J. W. v.	[1801.11.07]	GSA 28/34, Bl. 390	GC I, Nr. 302
JWG161	Goethe, J. W. v.	[1802.01.20]	GSA 28/35, Bl. 28	GC I, Nr. 304
JWG162	Goethe, J. W. v.	[1802.01.22–23]	GSA 28/35, Bl. 42	GC I, Nr. 306
JWG163	Goethe, J. W. v.	[1802.01.25]	GSA 28/35, Bl. 49.54	GC I, Nr. 307
JWG164	Goethe, J. W. v.	[1802.02.10]	GSA 28/35, Bl. 62	GC I, Nr. 308
JWG165	Goethe, J. W. v.	[1802.02.13]	GSA 28/35, Bl. 74	GC I, Nr. 310
JWG166	Goethe, J. W. v.	[1802.02.16–17]	GSA 28/35, Bl. 90–91	GC I, Nr. 312
JWG167	Goethe, J. W. v.	[1802.02.18]	GSA 28/35, Bl. 95–96	GC I, Nr. 313
JWG168	Goethe, J. W. v.	[1802.02.20]	GSA 28/35, Bl. 101	GC I, Nr. 315
JWG169	Goethe, J. W. v.	1802.03.06	GSA 29/63, Bl. 15–16	nicht in GC[1818]
JWG170	Goethe, J. W. v.	1802.03.10	GSA 29/63, Bl. 12	nicht in GC[1819]
JWG171	Goethe, J. W. v.	[1802.03.13]	GSA 28/35, Bl. 146	GC I, Nr. 318
JWG172	Goethe, J. W. v.	[1802].03.15	GSA 28/35, Bl. 147.150	GC I, Nr. 319
JWG173	Goethe, J. W. v.	[1802.03.17]	GSA 28/35, Bl. 155	GC I, Nr. 322
JWG174	Goethe, J. W. v.	[1802.03.20]	GSA 28/35, Bl. 170–171	GC I, Nr. 323
JWG175	Goethe, J. W. v.	[1802.04.28]	GSA 28/36, Bl. 222	GC I, Nr. 325
JWG176	Goethe, J. W. v.	[1802.05.01]	GSA 28/36, Bl. 223	GC I, Nr. 326

1816 Datierung nach GC und RA 3/1291; in der Handschrift auf den *3 Junius* datiert.
1817 Datierung nach GC und RA 3/1305; in der Handschrift auf den *27 A*[ugust] datiert.
1818 Hahn, Karl-Heinz / Ehrlich, Willi: Goethe in Weimar. Dokumente seines Lebens und Wirkens. Austellung im Goethe- und Schiller-Archiv 1975. Weimar 1975, Nr. 23 (T).
1819 WA IV 16, S. 412 (Teildruck) sowie Leopoldina II 9B, S. 192 (Teildruck).

(fortgesetzt)

Sigle	Adressat	Datum	Archiv und Signatur	Anmerkungen
JWG177	Goethe, J. W. v.	[1802.05.02]	GSA 28/36, Bl. 229	GC I, Nr. 327
JWG178	Goethe, J. W. v.	[1802.05.05]	GSA 28/36, Bl. 242	GC I, Nr. 329
JWG179	Goethe, J. W. v.	[1802.05.08 o. 09]	GSA 28/36, Bl. 251	GC I, Nr. 331
JWG180	Goethe, J. W. v.	[1802.05.12]	GSA 28/36, Bl. 256	GC I, Nr. 333
JWG181	Goethe, J. W. v.	[1802.07].15	GSA 28/37, Bl. 432	GC I, Nr. 335
JWG182	Goethe, J. W. v.	[1802.07.16 o. 17]	GSA 28/37, Bl. 427–428	GC I, Nr. 336
JWG183	Goethe, J. W. v.	[1802.08.04]	GSA 28/37, Bl. 403	GC I, Nr. 337
JWG184	Goethe, J. W. v.	[1802.08.07]	GSA 28/37, Bl. 410	GC I, Nr. 338
JWG185	Goethe, J. W. v.	[1802.08.11]	GSA 28/37, Bl. 419	GC I, Nr. 339
JWG186	Goethe, J. W. v.	[1802.08.14]	GSA 28/37, Bl. 424	GC I, Nr. 340
JWG187	Goethe, J. W. v.	[1802.08.18]	GSA 28/37, Bl. 438	GC I, Nr. 342
JWG188	Goethe, J. W. v.	[1802.08.21]	GSA 28/37, Bl. 449	GC I, Nr. 344
JWG189	Goethe, J. W. v.	[1802.08.25]	GSA 28/37, Bl. 462	GC I, Nr. 345
JWG190	Goethe, J. W. v.	[1803.04.20]	GSA 28/40, Bl. 187	GC I, Nr. 346
JWG191	Goethe, J. W. v.	[1803.05.18 etwa]	GSA 28/40, Bl. 228	GC I, Nr. 348
JWG192	Goethe, J. W. v.	[1803.05.27 etwa]	GSA 28/40, Bl. 231	GC I, Nr. 349
JWG193	Goethe, J. W. v.	[1803.06].13–14	GSA 28/40, Bl. 261–264	GC I, Nr. 350
JWG194	Goethe, J. W. v.	[1803.06.15–20]	GSA 28/40, Bl. 270–273 und Bl. 265–266	GC I, Nr. 351
JWG195	Goethe, J. W. v.	[1803.06.20–26]	GSA 28/40, Bl. 274–278	GC I, Nr. 353
JWG196	**= AG22**			
JWG197	Goethe, J. W. v.	[1803.06.27–07.03]	GSA 28/41, Bl. 296–301	GC I, Nr. 356
JWG198	Goethe, J. W. v.	[1803.07.04–10]	GSA 28/41, Bl. 311–318	GC I, Nr. 359
JWG199	Goethe, J. W. v.	[1803].07.11	GSA 28/41, Bl. 326–329	GC I, Nr. 360
JWG200	Goethe, J. W. v.	[1803.07.12–13]	GSA 28/41, Bl. 330–332	GC I, Nr. 361
JWG201	Goethe, J. W. v.	[1803.07.14–18]	GSA 28/41, Bl. 340–343	GC I, Nr. 363

(fortgesetzt)

Sigle	Adressat	Datum	Archiv und Signatur	Anmerkungen
JWG202	Goethe, J. W. v.	[1803.07.18–19][1820]	GSA 28/41, Bl. 347–348	GC I, Nr. 364
JWG203	Goethe, J. W. v.	[1803.07.23]	GSA 28/41, Bl. 349–351	GC I, Nr. 366
JWG204	Goethe, J. W. v.	1803.08.10	GSA 28/41, Bl. 382	GC I, Nr. 367
JWG205	Goethe, J. W. v.	[1803.08.17–19][1821]	GSA 28/41, Bl. 391–392	GC I, Nr. 368
JWG206	Goethe, J. W. v.	[1803.11.05]	GSA 28/42, Bl. 526–527	GC I, Nr. 370
JWG207	Goethe, J. W. v.	[1803.11.09]	GSA 28/42, Bl. 540–541	GC I, Nr. 371
JWG208	Goethe, J. W. v.	[1803.11.26][1822]	GSA 28/42, Bl. 568	GC I, Nr. 372
JWG209	Goethe, J. W. v.	[1803.11.30]	GSA 28/42, Bl. 579	GC I, Nr. 373
JWG210	Goethe, J. W. v.	[1803].12.03	GSA 28/42, Bl. 589.595	GC I, Nr. 374
JWG211	Goethe, J. W. v.	[1803.12.07]	GSA 28/42, Bl. 612	GC I, Nr. 375
JWG212	Goethe, J. W. v.	[1803.12.10][1823]	GSA 28/42, Bl. 621	GC I, Nr. 376
JWG213	Goethe, J. W. v.	[1803.12.13]	GSA 28/42, Bl. 628	GC I, Nr. 377
JWG214	Goethe, J. W. v.	[1803.12.14]	GSA 28/42, Bl. 637	GC I, Nr. 378
JWG215	Goethe, J. W. v.	[1803].12.15	GSA 28/42, Bl. 643	GC I, Nr. 379
JWG216	Goethe, J. W. v.	[1803.12.17]	GSA 28/42, Bl. 666	GC I, Nr. 380
JWG217	Goethe, J. W. v.	[1803.12.18]	GSA 28/42, Bl. 670	GC I, Nr. 381
JWG218	Goethe, J. W. v.	[1803.12.21]	GSA 28/42, Bl. 678.681a	GC I, Nr. 382
JWG219	Goethe, J. W. v.	[1810].05.24	GSA 28/355 St. 1	GC II, Nr. 488
JWG220	Goethe, J. W. v.	[1810.06.06]	GSA 28/355 St. 2	GC II, Nr. 492
JWG221	Goethe, J. W. v.	[1810.06.14]	GSA 28/355 St. 3	GC II, Nr. 494
JWG222	Goethe, J. W. v.	1810.06.19–20	GSA 28/355 St. 4	GC II, Nr. 495
JWG223	Goethe, J. W. v.	1810.06.25	GSA 28/355 St. 5	GC II, Nr. 496

1820 Datierung nach GC; in RA 4/821 wird nur der 19. Juli 1803 angegeben.
1821 Datierung nach GC; in RA 4/873 wird nur der 19. August 1803 angegeben.
1822 Datierung nach RA 4/1120; in GC: 29. (?) November 1803.
1823 Datierung nach RA 4/1175; in GC: 9. Dezember 1803.

(fortgesetzt)

Sigle	Adressat	Datum	Archiv und Signatur	Anmerkungen
JWG224[1824]	Goethe, J. W. v.	1810.07.03	GSA 28/355 St. 6	GC II, Nr. 499
JWG225	Goethe, J. W. v.	1810.07.05	GSA 28/355 St. 7	GC II, Nr. 499
JWG226	Goethe, J. W. v.	1810.07.11	GSA 28/355 St. 8	GC II, Nr. 500
JWG227	Goethe, J. W. v.	[1810.07.15]	GSA 28/355 St. 9	GC II, Nr. 501
JWG228	Goethe, J. W. v.	1810.07.18	GSA 28/355 St. 10	GC II, Nr. 502
JWG229	Goethe, J. W. v.	1810.07.24	GSA 28/355 St. 11	GC II, Nr. 504
JWG230	Goethe, J. W. v.	[1811.01.13]	GSA 28/355 St. 12	GC II, Nr. 514
JWG231	Goethe, J. W. v.	[1811.01.13]	GSA 28/355 St. 13	GC II, Nr. 515
JWG232	Goethe, J. W. v.	[1811.01.16]	GSA 28/355 St. 14	GC II, Nr. 517
JWG233	Goethe, J. W. v.	[1811.01.19]	GSA 28/355 St. 15	GC II, Nr. 519
JWG234	Goethe, J. W. v.	1811.06.30	GSA 28/355 St. 16	GC II, Nr. 521
JWG235[1825]	Goethe, J. W. v.	[1811.30.6–15.7.]	GSA 28/355 St. 17	GC II, Nr. 521a
JWG236	Goethe, J. W. v.	[1812.12.06]	GSA 28/59, Bl. 166–167	GC II, Nr. 539
JWG237	Goethe, J. W. v.	1814.08.03	GSA 28/63, Bl. 300–301	GC II, Nr. 561
JWG238	Goethe, J. W. v.	[1814].08.04	GSA 28/746, St. 4	nicht in GC[1826]
JWG239	Goethe, J. W. v.	1814.08.25	GSA 28/63, Bl. 340–341	GC II, Nr. 564
JWG240	Goethe, J. W. v.	1814.09.26	GSA 28/63, Bl. 356–357	GC II, Nr. 568
JWG241	Goethe, J. W. v.	[1815.03.05 o. 06]	GSA 28/66, Bl. 111–112	GC II, Nr. 577
JWG242	Goethe, J. W. v.	[1815.03.08]	GSA 28/66, Bl. 120	GC II, Nr. 578
JWG243	Goethe, J. W. v.	1815.03.[08–]10	GSA 28/66, Bl. 125–126	GC II, Nr. 580
JWG244	Goethe, J. W. v.	1815.04.11	GSA 28/66, Bl. 173.176	GC II, Nr. 582
JWG245	Goethe, J. W. v.	[1815.05.31]	GSA 28/67, Bl. 283–284	GC II, Nr. 586

1824 In RA 5/1507 als ein Brief zusammen mit JWG225 aufgenommen, da zusammen abgesandt.
1825 Brieftagebuch über den Aufenthalt in Karlsbad.
1826 Goethe-Riemer Nr. 72 (ID: 55004), https://ores.klassik-stiftung.de/ords/f?p=408:2:::::p2_ansicht,p2_id,p2_id_art,p2_lfdnr_art,p2_lfdnr:1,55004,1,1 (22.03.2024).

(fortgesetzt)

Sigle	Adressat	Datum	Archiv und Signatur	Anmerkungen
JWG246	Goethe, J. W. v.	1815.06.09	GSA 28/67, Bl. 305–306	GC II, Nr. 588
JWG247	Goethe, J. W. v.	1815.06.19	GSA 28/67, Bl. 308–309	GC II, Nr. 590
JWG248	Goethe, J. W. v.	1815.07.19	GSA 28/67, Bl. 349–350	GC II, Nr. 592
JWG249	Goethe, J. W. v.	1815.09.05	GSA 28/68, Bl. 416–417	GC II, Nr. 594
JWG250	Goethe, J. W. v.	1815.09.14	GSA 28/68, Bl. 439–440	GC II, Nr. 596
JWG251	Goethe, J. W. v.	1816.05.15	GSA 28/70, Bl. 178	GC II, Nr. 599
JWG252	Goethe, J. W. v.	1816.05.18	GSA 28/70, Bl. 185–186	GC II, Nr. 600
JWG253	Goethe, J. W. v.	1816.05.22	GSA 28/70, Bl. 191	GC II, Nr. 601
NM1	Meyer, Nicolaus	[1802].05.20	UB Leipzig, Slg. Hirzel, B313b	Kasten, Nr. 13; Hirzel, Nr. 1
NM2	Meyer, Nicolaus	[1802]	BNUS, MS 2479, Bl. 1–2	Kasten, Nr. 17; Hirzel, Nr. 2
NM3	Meyer, Nicolaus	[1802].08.23	BNUS, MS 2479, Bl. 3	Kasten, Nr. 22; Hirzel, Nr. 4
NM4	Meyer, Nicolaus	[1803].04.21	BNUS, MS 2479, Bl. 4–5	Kasten, Nr. 53; Hirzel, Nr. 10
NM5	Meyer, Nicolaus	[1803.05 (Ende)]	BNUS, MS 2479, Bl. 6–7	Kasten, Nr. 56; Hirzel, Nr. 11
NM6	Meyer, Nicolaus	[1803].08.03	UB Leipzig, Slg. Hirzel, B266	Hirzel, Nr. 12
NM7	Meyer, Nicolaus	[1803.09 (Ende)]	BNUS, MS 2479, Bl. 8	Kasten, Nr. 63; Hirzel, Nr. 13
NM8	Meyer, Nicolaus	1803.10.14	FDH/FGM, Hs-25630	Kasten, Nr. 65; Hirzel, Nr. 14
NM9	Meyer, Nicolaus	[1803].11.09	FDH/FGM, Hs-29600	Kasten, Nr. 68; Hirzel, Nr. 15
NM10	Meyer, Nicolaus	[1803].12.15	BNUS, MS 2479, Bl. 9–10	Kasten, Nr. 69; Hirzel, Nr. 16
NM11	Meyer, Nicolaus	[1804.03 (Ende)]	BNUS, MS 2479, Bl. 11–12	Kasten, Nr. 78; Hirzel, Nr. 18

(fortgesetzt)

Sigle	Adressat	Datum	Archiv und Signatur	Anmerkungen
NM12	Meyer, Nicolaus	[1804].03.25	GMD, NW 1681/1980	Kasten, Nr. 80; Hirzel, Nr. 19
NM13	Meyer, Nicolaus	1804.05.11	GSA 37/X,2,2	Kasten, Nr. 82; Hirzel, Nr. 20
NM14	Meyer, Nicolaus	1804.09.19	GSA 37/X2,2	Kasten, Nr. 90; Hirzel, Nr. 22
NM15	Meyer, Nicolaus	[1805].04.12	BNUS, MS 2479, Bl. 13–14	Kasten, Nr. 99; Hirzel, Nr. 23
NM16	Meyer, Nicolaus	[1805].07.02	BNUS, MS 2479, Bl. 15–16	Kasten, Nr. 104; Hirzel, Nr. 24
NM17	Meyer, Nicolaus	1805.11.25	FDH/FGM, Hs-13438	Kasten, Nr. 114; Hirzel, Nr. 25
NM18	Meyer, Nicolaus	[1806.01]	BNUS, MS 2479, Bl. 17–18	Kasten, Nr. 119; Hirzel, Nr. 26
NM19	Meyer, Nicolaus	[1806].04.04	BNUS, MS 2479, Bl. 19–20	Kasten, Nr. 124; Hirzel, Nr. 27
NM20	Meyer, Nicolaus	1806.05.05	GMD, KK 3432	Kasten, Nr. 125; Hirzel, Nr. 28
NM21	Meyer, Nicolaus	[1807]	BNUS, MS 2479, Bl. 21–22	Kasten, Nr. 138; Hirzel, Nr. 29
NM22	Meyer, Nicolaus	1810.02.21	GSA 37/N 13	Kasten, Nr. 161; Hirzel, Nr. 32;
NM23	Meyer, Nicolaus	[1810].07.05	GSA 37/N 14 (Fotokopie)	Kasten, Nr. 164
NM24	Meyer, Nicolaus	1810.08.23	BNUS, MS 2479, Bl. 23	Kasten, Nr. 165
NM25	Meyer, Nicolaus	1813.06.06	BNUS, MS 2479, Bl. 24–25	Kasten, Nr. 182; Hirzel, Nr. 34
AG1	Goethe, August von	[1808].04.28	GSA 37/X,11,1, St. 1	Suphan, Nr. 3
AG2	Goethe, A. v.	1808.05.09	GSA 37/X,11,1, St. 2	-
AG3	Goethe, A. v.	[1808].05.16	GSA 37/X,11,1, St. 3	Suphan, Nr. 4
AG4	Goethe, A. v.	[1808.06.Anfang]	GSA 37/X,11,1, St. 4	Suphan, Nr. 7

(fortgesetzt)

Sigle	Adressat	Datum	Archiv und Signatur	Anmerkungen
AG5	Goethe, A. v.	[1808].10.04	GSA 37/X,11,1, St. 5	Suphan, Nr. 12
AG6	Goethe, A. v.	[1808.10.28]	GSA 37/X,11,1, St. 6	Suphan, Nr. 14
AG7	Goethe, A. v.	1808.11.05	GSA 37/X,11,1, St. 7	Suphan, Nr. 16
AG8	Goethe, A. v.	1808.11.30	GSA 37/X,11,1, St. 8	Suphan, Nr. 18
AG9	Goethe, A. v.	[1808].12.10	GSA 37/X,11,1, St. 9	Suphan, Nr. 20
AG10	Goethe, A. v.	[1808.12.30 o. 31]	GSA 37/X,11,1, St. 10	Suphan, Nr. 21
AG11	Goethe, A. v.	1809.01.08[1827]	GSA 37/X,11,1, St. 11	Suphan, Nr. 22
AG12	Goethe, A. v.	[1809.01.Ende]	GSA 37/X,11,1, St. 12	Suphan, Nr. 23
AG13	Goethe, A. v.	[1809].02.06	GSA 37/X,11,1, St. 13	Suphan, Nr. 25
AG14	Goethe, A. v.	1809.03.Ende	GSA 37/X,11,1, St. 14	-
AG15	Goethe, A. v.	[1809.03.Ende]	GSA 37/X,11,1, St. 15	Suphan, Nr. 26
AG16	Goethe, A. v.	1809.05.02[1828]	GSA 37/X,11,1, St. 16	Suphan, Nr. 28
AG17	Goethe, A. v.	1809.07.19	GSA 37/X,11,1, St. 17	Suphan, Nr. 33
AG18	Goethe, A. v.	1812.07.03	GSA 37/X,11,1, St. 18	-
AG19	Goethe, A. v.	1815.06.14	GSA 37/X,11,1, St. 19	-
AG20	Goethe, A. v.	1815.06.21	GSA 37/X,11,1, St. 20	-
AG21	Goethe, A. v.	[1801.08.05]	GSA 28/34, Bl. 270	GCI, Nr. 300 (Beilage zu JWG157)
AG22	Goethe, A. v.	[1803.06.26]	GSA 28/40, Bl. 279.286	GCI, Nr. 353 (Beilage zu JWG195)
CEG1	Goethe, Catharina Elisabeth	1807.11.15	GSA 37/I,9,2	-
CEG2	Goethe, C. E.	1798.03.03	GSA 37/I,9,2	-

1827 Datierung nach Suphan; in der Handschrift fälschlich auf 1808 datiert.
1828 Datierung nach Suphan; in der Handschrift steht 2. April 1809.